Geogr. 200 (1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36607797520015
<36607797520015
Bayer. Staatsbibliothek

Karakter, Sitten und Religion
aller bekannten Völker
unſers Erdbodens

ein Handbuch
für die Jugend und ihre Erzieher

von

C. T. Koſche A. M.

Erſter Band

Die Amerikaner

Leipzig
bey Johann Friedrich Junius 1789.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Unter allen Gegenſtänden der Geſchichtskunde iſt wohl unwiderſprechlich derjenige der wichtigſte, welcher uns mit den Gewohnheiten, Gebräuchen, Geſetzen und der Denkart der Völker bekannt macht. Dieß war die erſte Idee zu dieſem Werke, welches man als ein Gemählde anſehen kann, das die bekannten Völker unſers Erdbodens abbildet.

Die einfache und unverflochtene Geſtalt, die ich hierzu gewählt habe, ſchien mir dem Gegenſtande am angemeſſenſten zu ſeyn, um ſo mehr, da es zugleich ein Handbuch für die Jugend ſeyn ſoll, welche ſelten fähig iſt, aus ſchönen redneriſchen Bildern die nackten Wahrheiten herauszuziehen.

Man würde eine unabſehliche Arbeit unternehmen, wenn man dieſes Sittengemählde bis in ſeine kleinſten Theile ausmahlen wollte, wenigſtens iſt das mein Ziel bey der gegenwärtigen Arbeit nicht; ich begnüge mich vielmehr, der Jugend ein allgemeines Sittengemählde unſrer Zeiten und Völker zu liefern, und nur in ſo fern, als die gegenwärtigen Umſtände mit der Vorwelt zuſammen hangen, werde ich letztere berühren.

Auch habe ich mich weder jetzt auf Kriegesbegebenheiten, oder auf den unſterblichen Ruhm der und jener Helden eingelaſſen, noch werde ich es in der Zukunft thun; und es iſt ganz und gar nicht meine Abſicht, jenes Sittengemählde zu einem Vorbilde unſerer Jugend zu machen. Verſtändige Erzieher, die dieſes Buch mit ihren Zöglingen durchleſen, werden indeſſen oft genug Gelegenheit finden, das Herz und den Karakter ihrer Zöglinge dabey zu bilden; und dieß iſt der ſchönſte

Lohn,

Lohn, den ich durch meine Abſicht erreichen kann, und den ich zu erreichen wünſche.

In Abſicht der Schriftſteller, die ich hierbey zum Grunde legen muß, und deren Zeugniſſe durchgängig als wahr anerkannt ſind, habe ich ihnen Schritt für Schritt gefolgt, und öfters, ohne ſie zu verändern, ihre Schilderung beybehalten; alles Wunderbare, Seltene, oft Uebernatürliche, was manche dennoch geſehen haben wollen, bin ich mit Stillſchweigen übergangen; und da es ein Buch für die Jugend, nicht aber für Philoſophen, werden ſollte, ſo glaube ich den beſtmöglichſten Geſichtspunkt vor Augen gehabt zu haben.

Auch ſchien es mir aus ähnlichen Gründen nicht überflüſſig zu ſeyn, eine allgemeine Ueberſicht der Geſchichte der Menſchheit vorauszuſchicken, die, ob ſie auch kein vollſtändiges Ganze ſeyn ſoll und in dieſem Werke gar nicht ſeyn kann, dennoch manche Wahrheit erhellen und manche

Idee in Bewegung bringen kann, die vielleicht in demſelben Augenblicke bey dem Zöglinge ſowohl, wie bey dem Erzieher, nur ſchlummerte.

Mehr Erläuterung bedarf das gegenwärtige Werk nicht, deſſen Plan und Ausführung ſo leicht zu überſehen iſt. So wie dieſer Band die Amerikaner enthält, werden die übrigen Bände die folgenden Weltbewohner darſtellen; und wie ſehr ſoll es mich freuen, wenn ich nur einigen meiner jungen Leſer dadurch nützlich geworden bin!

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Inhalt.

Allgemeine Ueberſicht über die Geſchichte der Menſchheit und über die Verſchiedenheit der Völker unſers Erdbodens S. 1

a) Geſchichte der Menſchheit . 1

b) Verſchiedenheit der Völker . 62

c) Verſchiedenheit einzelner Menſchen 76

d) Urſachen der Verſchiedenheit der Völker 80

e) Verbreitung der Völker über den Erdboden 96

f) Aelteſte Geſchichte der Erdkugel . 108

Karakter, Sitten und Religionsbegriffe der Amerikaner.

I. Von den Grönländern . 133

II. Von den Esquimaux . 215

III. Von den Nordamerikanern überhaupt 227

IV. Allgemeine Beſchreibung der nordamerikaniſchen Indianer . 256

V. Von den Indianern in dem großbritanniſchen Nordamerika . 317

a) Die Kanadier . . S. 317

b) Die Neuſkotländer; Neufoundländer; Inſulaner am Kap Breton; auf den Sommerinſeln u. dergl. 329

VI. Von den Indianern in den ſpaniſchen Landen in Nordamerika . 331

a) Die Floridaner . . 334

b) Die Louiſianer . . 340

VII. Von den Einwohnern der dreyzehn vereinigten Staaten in Nordamerika 343

1) Neuhampſhire . 344

2) Maſſachuſetsbay . . 345

3) Rhodeisland . . 349

4) Konnektikut . . Ebendaſ.

5) Neuyork . . Ebendaſ.

6) Neujerſey . . 351

7) Penſylvanien . . 351

8. 9) Delaware und Maryland . 355

10) Virginien . . 356

11) Nordkarolina . . Ebendaſ.

12) Südkarolina . . . 357

13) Georgien . . Ebendaſ.

VIII. Von den Mexikanern . 358

Die Kalifornier . . 372

IX. Von

IX. Von den Weſtindiern, oder von den Einwohnern der großen und kleinen antilliſchen Inſeln = S. 378

1) Die Einwohner auf den großen antilliſchen Inſeln . . Ebendaſ.

2) Die Einwohner auf den kleinen antilliſchen Inſeln . . 392

X. Von den Südamerikanern in Terra Firma 395

XI. Von den Einwohnern in Guiana 412

XII. Von den Amazonen . 435

XIII. Von den Braſilianern . 441

XIV. Von den Peruanern = 453

XV. Von den Einwohnern in Paraguay 495

XVI. Von den Einwohnern im Königreich Chili = = 504

XVII. Von den Einwohnern in Patagonien, Feuerland und einigen dabey liegenden Inſeln = = 515

XVIII. Von den amerikaniſchen Südindiern 525

a) Inſulaner auf Otaheite . . S. 528
b) Die Harveyinſulaner . 558
c) Die S. Georgs- und Palliſerinſulaner Ebendaſ.
d) Die Marqueſasinſulaner . . 559
e) Die Oſter- und Pfingſtinſulaner . 560
f) Die Sandwichinſulaner . 563
g) Die Inſulaner auf den freundſchaftlichen Inſeln 564
h) Die Charlotteninſulaner . . 566
i) Die Neuſeeländer. . Ebendaſ.

Allge-

Allgemeine Ueberſicht
über die
Geſchichte der Menſchheit,
und
über die Verſchiedenheit der Völker unſers Erdbodens.

a) Geſchichte der Menſchheit.

So oft wir die Bewohner unſers Erdbodens betrachten, ſo finden wir, daß die Menſchen zwar urſprünglich dieſelben ſind, daß von den Eisthälern in Grönland, bis in die Nebel des Südpols, von Japan bis an die kanariſchen Inſeln, die Welt mit Menſchen beſäet iſt, die alle als Kinder und Brüder eines gemeinſchaftlichen Vaters angeſehen werden müſſen. Dieſe Betrachtung lehret uns aber auch, daß die Menſchheit zwar urſprünglich dieſelbe iſt, aber in verſchiedenen Gegenden der Erde doch beſtändig von einem feſten Maaßſtabe abweicht, bald durch moraliſche, bald durch thieriſche Fähigkeiten ſich auszeichnet, und entweder mit höhern Anlagen zur Verfeinerung der Künſte und bürgerlichen Kultur gebohren wird, oder, in eine rohe Form gegoſſen, durch einen natürlichen Zug ungelehriger und wilder iſt.

Bey dieſem Bewußtſeyn wacht natürlicher Weiſe ein Wunſch in unſerm Herzen auf, zu wiſſen, wie

dieſe Menſchen in ihren Lagen handeln, denken und ſich kleiden; wie wohnt der am Nordpol? wie geberdet ſich der, wenn er fröhlich iſt? wie viel Thränen weint der, wenn ihm ſein Freund ſtirbt? — Dieſe und ähnliche andre Fragen wünſcht unſere Wißbegierde zu erfahren, und ſelbſt der Knabe horcht begieriger nach dieſen Unterhaltungen, als nach andern, ihn weniger anlockenden Dingen.

Die vorzüglichſten Unterſcheidungen der einzelnen Menſchen und ganzer Geſchlechter oder Stämme ſchreiben ſich von Urſachen her, welche theils erſt nach der Geburt ſich entwickeln, nämlich, von Erziehung Beyſpiel, Staatseinrichtungen, von dem Zuſammenhange der innern Geſetze, theils von den Grundſätzen und dem Geiſte der Religion, von dem Lichte der Wiſſenſchaften und der Philoſophie, gewiſſermaßen auch von unausbleiblichen Einwirkungen der äußern Elemente. Eine Vergleichung der verſchiedenen Nazionen anzuſtellen, und ihre verhältnißmäſſige Vollkommenheit abzuwägen, iſt keineswegs die Abſicht dieſer Arbeit; wohl aber kann ſie dazu dienen, um zu beweiſen, daß die Erſcheinungen des bürgerlichen Lebens uns nur zu oft täuſchen, daß ſie uns zuweilen auf uns ſelbſt zurückführen und die große Wahrheit beſtätigen, daß, wenn der geringſte Wurm von einem allweiſen Schöpfer und Vater der Liebe in ſein unbekanntes Daſeyn zur Glückſeligkeit hervorgerufen ward, gewiß auch jeder Bewohner unſers Erdbodens, er heiße wie er wolle, er kleide ſich wie er wolle, er denke was er wolle, er glaube und hoffe was er wolle, dennoch zu einer und derſelben Familie gehört, über die ein gemeinſchaftlicher Vater ſeine Sonne auf- und untergehen, ſeinen Regen jedem Wohlthat werden läßt.

Wie aber, wenn der Iroquois einen **Huronen**, der ihm nie ein Leides gethan, zum Zeitver-

treib

treib martert; wenn ein türkiſcher Baſſa ſeinen Sclaven nur darum köpfen läßt, um ſeinen Gäſten die Spannkraft gewiſſer Sehnen zu zeigen; wenn der trunkene Chriſt ſeine Frau oder ſeine hungrigen Bedienten bis zum Erbarmen ſchlägt; wenn der Orthodox einen unſchuldigen Mann bloß deswegen als des Antichriſts Enkel verfolgt, weil er nicht wie ein portugieſiſcher Inquiſitor denkt: iſt da auch noch die menſchliche Geſellſchaft durchgängig liebenswerth? — Will man kurz und mit Wahrheit antworten, ſo bleiben alle jene Fehler meiſtens nur Fehler des Verſtandes; dieſer quält aus Grundſätzen der Politik, jener tödtet, um Recht zu haben, dieſer ſchlägt, ſein Anſehen zu behaupten, jener kann keinen beſſern Weg finden, weil er eben ſo blind als eitel iſt. Und überhaupt, die Sitten und die Verbrechen unwiſſender, wilder Stämme ſind ſo beſchaffen, daß ſie uns in ihrer ganzen Häßlichkeit und Größe auffallen müſſen; allein die Verletzung des natürlichen Geſetzes unter geſitteten Nazionen iſt mit einem gewiſſen Schimmer von Verfeinerung überzogen, welcher die Abſcheulichkeit der Uebertretung verbirgt. Auch die Größe einer Geſellſchaft blendet das Auge, und verſchaffet den Gliedern derſelben einen eingebildeten Werth. Sie verdunkelt den milden Glanz beſcheidener Völkerſchaften. Aber die Tugend der Nazion liebt oft, gleich der Tugend des einzelnen Menſchen, den Schatten.

Nicht länger ſollten ſich Nazionen oder einzelne Menſchen für den Stolz der Schöpfung anſehen, ſondern belehrt werden, ihre Beziehungen aus dem weiteſten Geſichtspunkt zu betrachten, die Wichtigkeit ihrer Lage in Rückſicht auf ſich ſelbſt und auf das Ganze, auf ihre Zeitgenoſſen und auf künftige Geſchlechter zu erwägen, und durch die feſtgeſetzte Ord-

nung der Mittelurſachen geleitet werden, die menſchliche Gattung im Allgemeinen zu ſchätzen, und um die Verbeſſerung und Erhöhung derſelben bemüht zu ſeyn.

Auch die genaueſte Erörterung der kleinſten Völkerſchaft iſt für die Philoſophie nicht gleichgültig. Wenn die menſchliche Natur auf einer Seite der Ausartung bloß geſtellet iſt, ſo iſt ſie auf der andern auch einer verhältnißmäßigen Vervollkommnung vermittelſt der geſammelten Weisheit mehrerer Zeitalter fähig. Es iſt alſo die Pflicht der Vernunft und der Philoſophie, die Anſprüche der Menſchheit zu prüfen und unter einer unabſehlichen Mannigfaltigkeit mehr oder weniger zweydeutiger Erſcheinungen die Gründe zu bemerken und anzugeben, welche in jedem Zeitalter, in jedem Lande, das Maaß der menſchlichen Glückſeligkeit und Vollkommenheit beſtimmt haben.

Man muß bey Urtheilen der Art allemal wohl bedenken, ob die Rede von geſitteten oder ungeſitteten Nazionen iſt. Eine geſittete und verfeinerte Nazion kann in gewiſſer Rückſicht als eine bleibende Familie angeſehen werden. Die eine iſt in Vergleichung mit der größern Zahl der menſchlichen Geſellſchaften, was die andere in Vergleichung der größern Anzahl von Bürgern deſſelben Staates iſt. Das Verfahren beyder gegen diejenigen, welche ſie für geringer halten, gleicht ſich oft ſehr genau. Beyde betragen ſich mit gleichem Uebermuthe, und ſcheinen geneigt, die bleibenden und unabänderlichen Rechte der Gattungen zu verkennen, oder zu verweigern. Indeſſen können ſowohl Nazionen als Familien ſich einiger erblichen Vorzüge rühmen, und die Nachkommen der Wilden und Barbaren unterſcheiden ſich, ſowohl in ihrer äußern als innern Bildung, von den Nachkommen eines geſitteten Volkes.

Der

Der lange Einfluß der Kultur kann gewiſſe angebohrne Grundtriebe erhöhen und verfeinern; der lange Druck der Rohheit und Barbarey kann die großen Züge der menſchlichen Natur nach und nach verunſtalten und unkenntlich machen, wenn gleich niemals bey irgend einer Nazion ganz zerſtören.

So wie eine gewiſſe Reihe von Urſachen die Vervollkommnung der körperlichen Fähigkeiten entſcheidend befördern kann, ſo können andere fortwirkende Umſtände auch gewiſſe Aeußerungen unſerer geiſtigen Anlagen vorzüglich begünſtigen. Gewiſſe Stämme der Wilden zeichnen ſich durch Fähigkeiten von einer gewiſſen Art beſonders aus, indeß ſie an andern eben ſo ſehr Mangel haben. Einige verrathen einen ganz ſonderbaren und faſt unglaublichen Hang zu einer beynahe ganz thieriſchen Lebensart. Die Ungelehrigkeit anderer überſteiget allen Glauben, und, überhaupt genommen, zeigen ſie eine Abgeneigtheit, die Vorzüge und Verfeinerungen des geſitteten Lebens anzunehmen, und lehnen ſich mit aller Macht gegen jede Veränderung der Gewohnheiten ihrer Voreltern. Es haben zwar gewiſſe Schriftſteller die Erſcheinung einer bleibenden und unveränderlichen Verſchiedenheit in den Geſchlechtern der Menſchen finden wollen; allein ſie geben keine Beweiſe gegen die Gleichheit des Ranges und der gemeinſchaftlichen Abſtammung der Nazionen. Man gewähre dem unbedeutendſten Menſchenſtamme ſolche Vortheile in politiſchen Beziehungen, als ſich zufälliger Weiſe dem roheſten Pöbel unter irgend einer bürgerlichen Verfaſſung darbieten, und ſo wie ſich die letztern zu Ehrenſtellen unter ihren Mitbürgern erheben, ſo werden jene ſich zu ähnlicher Würde unter der Geſellſchaft der Nazionen aufarbeiten. Die erblichen Vorzüge der Familien in einem Staate werden vielleicht, von der erſten Entſtehung deſſel-

deſſelben an zu rechnen, durch die Umwendung des groſſen Jahres der Regierungsverfaſſung ziemlich im Gleichgewichte erhalten. Vielleicht, daß den erblichen Vorzügen der Nazionen in allen Gegenden der Erde ein ähnliches Gleichgewicht in den Umwendungen des großen Jahres, welches das Schickſal der Menſchheit umfaßt, bevorſteht.

Höherer Rang darf nicht mit mehrerm Rechte bey der allgemeinen Schätzung der Nazionen, als ein Maaßſtab der Vollkommenheit angeſehen werden als bey der Würdigung beſonderer Familien oder der Glieder derſelben Gemeinheit. Die größte Nazion genießt nicht immer einer vorzüglichen Regierung, oder kann ſich nicht immer der vollkommenſten Bürger rühmen. Der Inbegriff der Weisheit eines Volkes kann nicht nach demjenigen Maaße derſelben, welches ſich bey ihren öffentlichen Verſammlungen, oder ſelbſt in der Anordnung ihrer bürgerlichen Regierung zeiget, vollkommen richtig abgemeſſen werden. Diejenige Verfaſſung iſt offenbar in gewiſſer Rückſicht gut eingerichtet, welche Fähigkeiten belohnt und hervorragende Verdienſte in Thätigkeit ſetzt. Es iſt kein kleines Kennzeichen der Weisheit, vorzügliche Verdienſte zn unterſcheiden, und derjenige, welcher geneigt iſt, edlen Vorzügen Bewunderung wiederfahren zu laſſen, ſteht Niemanden nach, als nur dem Manne, welcher jene beſitzt. Es ließe ſich ſogar noch fragen, ob die glücklichſten Zeiträume, ſelbſt freyer Staaten, allemal für die menſchlichen Vollkommenheiten zugleich die günſtigſten ſind? Vielleicht wird die höchſte Nazionaltugend, ſo wie die Tugend des einzelnen Menſchen, in der Schule des niedrigen Geſchickes aufgezogen. Eine Nazion kann offenbar ſelbſt durch diejenigen Umſtände glänzend werden, welche die Geiſtesſtimmung einzelner Bürger erniedrigen.

drigen. Die Wiſſenſchaft der künſtlichen Handarbeiten, welche der Stolz der menſchlichen Vernunft iſt, hat die Fähigkeiten der Nazion erweitert und ihrem Aeußern mehr Glanz gegeben. Allein die niedrigen Klaſſen der Künſtler und Handarbeiter in den meiſten geſitteten Staaten des heutigen Europa befinden ſich, ohngeachtet ſie ſo viel zur Vermehrung des öffentlichen Wohlſtandes und zur Beförderung des Handels beytragen, doch für ihre Perſon in einem Zuſtande von Geiſteserſchlaffung. Nur thätige, immer weiter ſtrebende Tugend, nur Verfeinerung der Sitten, Lebhaftigkeit des Gefühls und Vollkommenheit der Geiſteskräfte, ſind es, welche einzelnen Familien wirklich rühmlich ſind, und nur der allgemeinere und ausgebreitetere Einfluß ähnlicher Aeußerungen erhebt ein Volk in ſeinem moraliſchen Werthe, und bereichert ſeinen Geiſt zum Vortheil künftiger Zeitalter.

Allein die Geiſtesſtimmung des Menſchen iſt ſo biegſam, ſo ſehr Eindrücken von außenher bloß geſtellt, ſo empfänglich für frühere Kultur, daß es ſehr ſchwer iſt, zwiſchen erblichen und angebohrnen und ſelbſt erworbenen Fähigkeiten eine genaue, beſtimmte Gränzlinie zu ziehen. Es würde nöthig ſeyn, daß die Eingebohrnen des einen Landes, von ihrer früheſten Kindheit an, unter den Eingebohrnen des andern Landes auferzogen würden, um in Anſehung ihrer urſprünglichen Anlagen ſchickliche Erfahrungen anſtellen zu können. Einzelne Menſchen haben ſich bisweilen unter ſolchen Umſtänden befunden. Könnten ganze Stämme der Menſchheit in ähnliche Lagen verſetzt werden, alsdann nur würden wir Gelegenheit haben, ihre angebohrnen ſowohl als erlangten Vorzüge zu bemerken, dann erſt würden wir ſehen, wie dieſe durch jene befördert oder ge-

hindert werden und ihre vereinigte Zuſammenwirkung in einer Mannigfaltigkeit von Verbindungen wahrnehmen. Nur ſolche Eigenſchaften, welche während mehrerer Zeitalter den Veränderungen der Regierung und des Klima widerſtehen, müſſen als erbliche und eigenthümliche Vorzüge derjenigen Stämme angeſehen werden, bey welchen ſie herrſchend ſind.

Die Geſchichte der Juden bietet uns vielleicht ein Beyſpiel eines Geſchlechtes dar, deſſen beſondere Eigenthümlichkeiten ſich, unter den angegebenen Umſtänden, durch eine lange Reihe von Nachkommen erhalten haben. Es iſt unläugbar, daß kein Volk auf dem Schauplatz der Nazionen, mit ſo ſonderbaren Schickſalen aufgetreten iſt, als die ihrigen geweſen ſind. Ihre Geſchichte giebt reichen Stoff zu Betrachtungen, man mag ſie aus heiligen oder gemeinen Schriftſtellern ſchöpfen; die Grundſätze ihrer Religion und Verfaſſung machten ſie, ohngeachtet aller Umkehrungen ihrer äußern Umſtände, zu einem ganz beſondern Volke. Nach der endlichen Zerſtörung ihres Staates und ihrer Verbindung mit dem ganzen bewohnbaren Erdkreis, hat ein Gewebe ihnen allein eigenthümlicher Vorurtheile, welche dennoch in ihren Wirkungen die Endzwecke der Vorſehung zu erfüllen ſcheinen, ihre Geſchlechtsregiſter ſo ziemlich erhalten und ſie von Vereinigungen und Vermiſchungen mit irgend einem andern Stamme abgehalten. Derſelbe Geiſt, welcher unter ihren eigenen Beherrſchern ſo widerſpenſtig war, machte ſie zum Aufruhr geneigt, als ihr Land eine römiſche Provinz geworden; und derſelbe Irrthum ihrer Sinnesart, welcher ſie ſo oft zu Abfall und Götzendienſt verleitete, als ſie noch im Beſitz des wahren Glaubens waren, macht ſie jetzt zu ſo hartnäckigen Anhängern

eines falſchen Gottesdienſtes. Immer noch ſehr zahlreich wie damals, da ſie noch in ihrem eigenen Lande den Namen einer Nazion behaupteten, bezeugen die Beziehungen ihrer Verwandtſchaft, unter allen den mannigfaltigen Regierungen und Himmelsſtrichen, in welche ſie ihr Schickſal zerſtreuet hat, ihren eigenthümlichen Karakter.

Eben ſo finden wir in der neuen Welt vollkommen ähnliche Erſcheinungen. Die genaue Aehnlichkeit, welche ſich daſelbſt zwiſchen der Menſchheit zeigte, ſcheint zu beweiſen, daß ſie urſprünglich und zwar in einem nicht gar zu hoch in das Alterthum hinaufſteigenden Zeitraume, von einem und eben demſelben Stamme bevölkert worden iſt. Die Zweige, obgleich weit ausgebreitet, waren doch wahrſcheinlich nicht lange von dem gemeinſchaftlichen Stamme abgeſondert geweſen; oder vielmehr eine Gleichförmigkeit der Lebenseinrichtung trug mehr als eine andre Urſache dazu bey, eine Mannigfaltigkeit der menſchlichen Gattung in dieſem ausgebreiteten Erdſtriche zu verhindern. Die Geſchichte von Indoſtan, wo die urſprünglichen Einwohner ſo deutlich von den übrigen Einwohnern derſelben Gegenden unterſchieden werden, kann als ein anderes in die Augen leuchtendes Beyſpiel einer Sitten- und Regierungsverfaſſung angeführet werden, welche durch die Bande des Bluts während verſchiedener Zeitalter gepflegt und aufrecht erhalten worden iſt.

Bey dem Verſuche über die **Geſchichte der Menſchheit** muß man alſo das Wachsthum der Menſchen in ihrem einzelnen Zuſtande, von dem Wachsthume in **der Geſellſchaft** unterſcheiden. Die menſchliche Natur iſt aber in manchen Hinſichten ſo wandelbar und ſchwankend, ſo durch Einwirkung äußerer Verhältniſſe umgeſtimmt oder verkleidet, daß

ihr eigenthümlicher Karakter dunkel und räthſelhaft geworden iſt. Mit Einſtimmung der gegenwärtigen Erſcheinungen und der Nachrichten des Alterthums ließen ſich ohngefähr folgende Veränderungen angeben, welche das Menſchengeſchlecht nach und nach erfahren hat. Erſtens hat ſich der Menſch gewiſſermaßen, gleich den übrigen Thieren, in einem abgeſonderten und einzelnen Zuſtande befunden, nämlich vor dem Zeitpunkt der Sprache, und der Entſtehung irgend eines dauernden Umgangs. Zweytens erſcheint er auf einer höhern Stufe; er erwirbt ſich Sprachfertigkeit, und iſt ein Mitglied jener künſtlichen Vereinigung, welche ſich mit Gleichheit, Freyheit und Unabhängigkeit verträgt. Drittens endlich, nach unmerklichen Uebergängen lebt und blüht er unter dem Schuz und der Leitung der bürgerlichen Regierung.

Geſellige Verhältniſſe treiben ſtufenweiſe Kräfte, die verborgen lagen, hervor, und die Erweiterung dieſer Verhältniſſe iſt allemal mit neuen geiſtigen Fortſchritten verbunden. Man entziehe ihm dieſe Mittheilung, und was iſt dann der Menſch? Man laſſe alle Kräfte und Elemente der Natur ſich vereinigen, dem Menſchen zu dienen und ihm zu gehorchen, laſſe die Sonne nach ſeinem Befehl auf- und untergehen, das Meer und die Ströme nach ſeinem Gefallen dahin oder dorthin rollen, die Erde ihm freywillig ihre ſchönſten und nützlichſten Erzeugniſſe entgegen bringen; er wird doch ſo lange unglücklich bleiben, bis ihm wenigſtens Ein Weſen zu Theil wird, mit dem er ſeine Glückſeligkeit theilen und deſſen Achtung und Freundſchaft er genießen kann.

Soll alſo unſer Geiſt ſich mit Freyheit entwickeln, ſo iſt Geſellſchaft das Theater, auf welchem es geſchiehet; Geſellſchaft iſt der Bildung aller unſerer Begriffe von natürlicher und moraliſcher Schönheit unent-

unentbehrlich, und ſie iſt die erſte Triebfeder, die unſere erfinderiſchen Kräfte in Bewegung ſetzt. Jede über das bloß Thieriſche ſich erhebende Anſtrengung hat Beziehung auf unſere Nebengeſchöpfe, und der einſame Wilde, welcher die Einöden durchſtreift, wird kaum von der Natur ſo weit über die andern Thiere erhoben, als er durch ſeine Lage unter den Maaßſtab ſeiner eigenen Gattung erniedriget wird.

Es ſind dieſes nicht bloße Muthmaßungen, ſondern eine ausgemachte Wahrheit, die man durch Beyſpiele unglücklicher Menſchen beſtätigen kann, welche in ihrer Kindheit aus der Geſellſchaft der Menſchen verloren gegangen und in der Wildniß aufgewachſen ſind. Vor hundert Jahren z. B. fanden die Jäger in Litthauen einen zehnjährigen Knaben in einem Walde unter den Bären, der wie ein Hund um ſich biß, und wie ein Bär, wer ihm vorkam, mit ſeinen Fingernägeln zerkratzte. Er aß nichts als Bärenfutter, und er war nicht dahin zu bringen, menſchliche Nahrung zu ſich zu nehmen oder Kleider zu tragen, ſondern ſtarb kurz nach ſeiner Gefangennehmung, ohne reden gelernt zu haben, und ohne vernünftig geworden zu ſeyn. Im übrigen war er ziemlich wohlgebildet, weiß und blondhaarig.

Ein anderer von dem Alter, welcher vor etliche achtzig Jahren auch daſelbſt unter einer Heerde Bären entdeckt ward, war an dem ganzen Leibe rauch und lief auf Händen und Füßen wie ein Bär. Dieſer zeigte ebenfalls kein Merkmal der Vernunft und Sprache, ja er ließ nicht einmal eine menſchliche Stimme von ſich hören, ſondern nur die rauhen Töne des Bäres. Man mußte alle Mühe anwenden, ihn zahm zu machen, aber nach und nach lernte er doch an einer Mauer gerade ſtehen, ordentliche Speiſe genießen und endlich auch reden; da er ſich dann von

ſeiner

ſeiner vorigen wilden Lebensart ganz und gar nichts mehr bewußt war.

Auf gleiche Weiſe ward auch vor hundert Jahren ein wilder Knabe in Irland gefangen, welcher ſich durch ſeinen Geruch, aus Gras und Heu allerhand gute Kräuter herausſuchte, die ihm zur Speiſe dienten. Reden konnte er ebenfalls nicht, ſondern nur wie ein Schaf blöken. Dabey war er ſehr geſchwind auf den Füßen, von der Sonne ſchwärzlich gefärbt, wild von Anſehen und ungemein mühſam zu zähmen. Seine Stirn war flach, ſein Hinterhaupt erhaben, ſeine Zunge dick und an dem Gaumen angewachſen. Auch hatte er eine ſehr weite Kehle, woran ſein Geblöke ſchuld geweſen ſeyn mag. Aber unter Menſchen lernte er doch reden und vernünftig denken.

Ferner ward vor etliche funfzig Jahren in der holländiſchen Provinz Oberyſſel auch ein Mädchen in einem Walde gefangen, welches den Eltern im ſechszehnten Monat ſeines Alters entwendet, und bereits achtzehn Jahr lang vermißt worden war. Dieſe gieng zwar auf den Füßen wie andere Menſchen, aber ihre Nahrung beſtand ebenfalls nur aus grünen Kräutern und Baumblättern. Ihr Kleid war nur eine Schürze, die ſie ſelbſt aus Stroh geflochten hatte, daher auch ihre Haut ſehr braun, hart und rauh war. Reden konnte ſie nicht, ſondern nur ſtammeln, und fürchtete ſich ſehr vor den Menſchen, war aber dabey nicht ſonderlich wild; denn nach einem halben Jahre lernte ſie ſchon den Umgang mit Menſchen und in kurzem konnte ſie ſpinnen; was aber in ihrer Kindheit mit ihr vorgegangen, und wie ſie in den Wald gekommen, hat man nie erfahren können.

Um eben dieſe Zeit wurden zwiſchen Spanien und Frankreich auf den Pyrenäen zwey Knaben, die wie Gemſen

Gemſen auf den Gipfeln dieſes Gebirges herumkletterten, entdeckt, gefangen und unter Menſchen nach und nach erſt zu ihrer Vernunft gebracht.

Auch ward zu Hameln vor etliche vierzig Jahren ein dreyzehnjähriger Knabe in freyem Felde gefangen, um welchen noch vermoderte Reſte eines alten Hemdes hiengen. Seine Haut, woran man Narben verſchiedener Wunden wahrnahm, ſah glatt und weiß aus, als er abgewaſchen und gereiniget war. Er ließ ſich leicht fangen, aber dennoch war er ſehr wild und unbändig, zumal, wenn er die Ruthe, die er überaus fürchtete, nicht ſah, und den Anblick des weiblichen Geſchöpfes konnte er durchaus nicht vertragen. Sein Gehör war ſcharf, ſein Gang aufgerichtet und flüchtig und ſeine Zunge unförmlich dick, indem ſie an beyden Seiten des Mundes angewachſen zu ſeyn ſchien; daher er denn auch nicht reden konnte, ſondern nur unförmliche Töne herausſtieß. Anfänglich wählte er zu ſeiner Nahrung nur rohe Erdfrüchte, aber nach einigen Wochen gewöhnte er ſich auch an ordentliche Speiſe. Der König von England ließ ihm eine gute Erziehung geben, allein ſein Gedächtniß war und blieb ſchlecht, ſo daß er nach einem dreyßigjährigen Unterrichte, als er ſtarb, noch nichts als die nöthigſten Bedürfniſſe des Lebens in engliſcher Sprache zu fordern im Stande war.

Hierher gehören endlich auch die Geſchichten eines Menſchen aus Lüttich und eines Mädchens aus Champagne. Der erſtere war im fünften Jahre ſeines Alters verloren gegangen, und ſechszehn Jahr hernach erſt wieder gefunden worden, da er denn unterdeſſen vorzüglich ſeinen Geruch dergeſtalt geſchärft hatte, daß er dadurch eßbare Wurzeln, die ſeine Nahrungsmittel waren, in der Erde aufzuſuchen und zu unterſcheiden im Stande war.

Das

Das Mädchen aus Champagne hingegen war ohngefähr zehn Jahr alt, als es in einem Dorfe bey Chalons in Gefangenſchaft gerieth. Es war ungemein beherzt, und wußte ſich mit einer Keule ſo geſchickt zu vertheidigen, daß ein großer Hund, welchen man losließ, um es feſt zu halten, ſogleich von ihm erlegt wurde. Auf den Bäumen kletterte es faſt wie ein Eichhorn herum, indem es ſich an den Aeſten mit ſeinen Daumen befeſtigte, die davon auch weit dicker waren, als ſie von Natur hätten ſeyn ſollen. Laufen konnte es mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit, ohne jedoch große Schritte zu machen. Eben ſo verſtand es auch die Kunſt zu ſchwimmen und unterzutauchen, um Fiſche und Fröſche zu fangen, die es roh verzehrte. Um den Leib, welcher, nachdem er abgewaſchen war, weiß ausſah, hatte es ein Fell gebunden. Reden konnte es anfänglich eben ſo wenig wie die vorigen, aber hernach lernte es die franzöſiſche Sprache und gewöhnte ſich, jedoch mit Verluſt ſeiner Geſundheit, an eine menſchliche Lebensart. Man fragte es ſodann, wie es in die Wildniß gekommen, und was da alles mit ihm vorgefallen wäre; allein es wußte ſich weiter auf nichts zu beſinnen, als daß es noch eine Geſellſchafterin gehabt habe, mit welcher es einſt über ein breites Waſſer geſchwommen ſey, und dieſe ſeine Geſellſchafterin habe es kurz vorher, ehe es gefangen worden, wegen des Beſitzes eines Spielzeuges getödtet.

Dieſe Begebenheiten lehren deutlich, daß Menſchen, die den Umgang mit andern Menſchen entbehren müſſen, nie zu dem Gebrauche ihres Verſtandes gelangen, ſondern unter Schafen die Sitten der Schafe, unter Gemſen die Sitten der Gemſen, und unter Bären die Sitten der Bären annehmen; denn das Vermögen nachzuahmen, iſt nicht nur Affen und

andern Thieren, ſondern auch den Menſchen eigen. Wir bilden uns faſt allezeit nach denen, die um uns ſind, oder deren Sitten wir in Schriften geſchildert finden. So nehmen die Kinder das Betragen ihrer Wärterinnen, Geſpielen und Eltern an, Schüler das Betragen ihrer Lehrer, oder Lehrerinnen, ſogar Romanleſer das Betragen der Helden und Heldinnen ihrer Romane, Dienſtboten bilden ſich nach ihren Herrſchaften u. ſ. w. So werden wir vermittelſt der Nachahmung von thieriſchen Sitten zu menſchlichen geleitet, indem wir allerhand Künſte, Sitten und Wiſſenſchaften von einander lernen, welches aber auf keine Weiſe geſchehen würde, wenn wir nicht von Gott und Natur in das geſellige Leben eingeführt worden wären.

Wie aber, wenn wir uns nur nach andern Menſchen bilden und mithin nichts weiter lernen, als was dieſe wiſſen, oder was unſere Vorfahren gewußt haben? ſo könnte man fragen, von wem haben denn dieſe ihre Sitten und Künſte oder Wiſſenſchaften gelernt? Die Antwort iſt natürlicher Weiſe: auch von ihren Vorfahren. Aber zuletzt kommt man doch auf die Stammeltern aller Vorfahren, und dann fragt ſichs, nach wem haben ſich denn dieſe gebildet? Hier ſcheint eine Lücke zu werden. Allein man bedenke, Nachahmung iſt nicht das einzige Mittel, verſtändig zu werden, denn daraus, daß wir denen, die um uns ſind und glücklicher zu ſeyn ſcheinen, als wir, in Anſehung ihrer Sitten und Handlungen ähnlich zu werden uns beſtreben, daraus folgt bey weitem noch nicht, daß wir nicht auch ſelbſt hie und da etwas hinzuſetzen und erfinden; ſo wie aus dem unvernünftigen Betragen derer, die unter wilden Thieren aufgewachſen ſind, ebenfalls weiter nichts erhellet, als daß ſich die Kräfte unſers Verſtandes nie wirkſam zeigen,

ſondern

ſondern unentwickelt in einem ſteten Schlummer liegen bleiben, wenn ſie nicht durch die wohlthätigen Bande des geſelligen Lebens, oder durch die Liebe aufgeweckt, angefeuert und veredelt werden.

Wie aber das geſellige Leben den Geiſt des Menſchen wirkſam gemacht und das Wachsthum der guten Sitten und Wiſſenſchaften befördern könne, läßt ſich nicht deutlich ſagen, weil uns die Natur der Seele nicht hinlänglich bekannt iſt; wir ſchließen nur auf folgende Weiſe.

Wiſſenſchaften und Künſte, von deren Aufnahme die Glückſeligkeit und Größe der Völker abhängt, ſind einer Kugel ähnlich, die anfänglich auf einer glatten Horizontalebene ruhig lag, hernach aber einen Stoß empfieng und langſam davon lief, dann zum zweytenmale geſtoßen ward, und ſich geſchwinder bewegte als vorher, dann aufs neue einen dritten Stoß erhielt und abermals geſchwinder fortrollte, als nach dem zweyten und ſo ferner. Wäre ihr nur der erſte, aber nicht der zweyte, dritte, vierte, fünfte und ſo weiter gegeben worden, ſo hätte ſie ſich mit unveränderlicher Langſamkeit, die ſie von dem erſten Stoße erhielt, ohne Aufhören fortbewegen müſſen und nie geſchwinder werden können. So war es auch mit den Wiſſenſchaften und Künſten. Stumpf und träge lagen ſie von Anbeginn in den Seelen der Menſchen eingehüllt und — ſchliefen. Sie mußten alſo einen erſten Stoß empfangen, ehe ſie erwachen — und langſam — fortlaufen konnten. Nur durch unzählig viel dergleichen Stöße wurden ſie endlich dergeſtalt entwickelt, und herausgetrieben, daß wir ſie nun in einem bewundernswürdigen Glanze und auf einer ſehr hohen Stufe der Vollkommenheit erblicken.

Das

Das Gleichniß von der Kugel paßt nur auf die Entwickelung des Verſtandes oder auf Künſte und Wiſſenſchaften, aber keinesweges auf unſere Seelen ſelbſt; denn man mag immer tauſend Kugeln neben einander legen und ſie werden einander doch nicht in die Bewegung ſetzen, wie die Seelen derer, die der geſellige Trieb vereinigt hat. Man kann dieſe Vergleichung des Wachsthums der Menſchen noch etwas weiter verfolgen. Der erſte Menſch erhielt ein Weib zur Geſellſchafterin. Der Anblick dieſes Weibes erweckte die Liebe des Mannes, ſo wie der Anblick des Mannes die zärtliche Empfindung des Weibes in Bewegung ſetzte. Vermöge dieſer gegenſeitigen Leidenſchaft wirkten ihre Seelen ungemein lebhaft auf einander. Sie ſahen, daß ſie nackend waren, und nun wurde die Schamhaftigkeit in ihnen erregt. Sie bedeckten ſich alſo geſchwind mit Blättern, welches für ſie das leichteſte Mittel der Bedeckung war. Rauhe Witterung, nachmals vielleicht auch die Begierde zu gefallen, reizten den Verſtand des Menſchen aufs neue, die Kleider ſchön und bequem zu machen. Alſo ſtieg dieſe Erfindung nach und nach zu größern Vollkommenheiten empor, ſo wie eine Kugel, die einmal in Bewegung geſetzt iſt, immer ſchneller und ſchneller läuft, wenn man ihr von Zeit zu Zeit neue Stöße ertheilt.

Die Erfindung der **Kleider** war alſo ohnfehlbar die erſte Wirkung des geſelligen Lebens; die zweyte hingegen iſt wahrſcheinlich die Erfindung der Sprache.

Anfangs, als die Anzahl der Menſchen noch ſehr klein war, konnten ſie ſich zwar mit der Geberdenſprache behelfen, weil ſie nur von gegenwärtigen Sachen zu reden hatten, und abweſende nicht kannten; als ſie ſich aber einander auch Begebenheiten

erzählen wollten, die ihnen im Freyen, oder auch in Wäldern begegnet waren, und die Thiere oder Bäume dabey nennen mußten, da langte der Ausdruck in Geberden nicht zu. Gleichwohl fühlten ſie ein heftiges Verlangen in ſich, es zu ſagen; dadurch geriethen ihre Gedanken aufs neue in eine gewaltige Spannung und zwangen ſie, ein gewiſſes artikulirtes Geſchrey hervorzubringen, welches ihre Geſellſchafter und Geſellſchafterinnen deswegen leicht verſtehen mußten, weil ihre Seelen durch die ſanften Bande der Liebe ſchon dergeſtalt harmoniſch geſtimmt waren, daß ſie bey merkwürdigen Vorfällen alle mit einerley Empfindung des Herzens beſeelt wurden und einander ihr Anliegen größtentheils aus den Augen leſen konnten. Wollte man hernach ähnliche Begebenheiten erzählen, oder dieß und jenes von einander begehren; ſo bediente man ſich der nämlichen artikulirten Töne, die bey ähnlichen Vorfällen ſchon gebraucht worden waren, aufs neue. Alſo lief dieß von Generation zu Generation fort, die Seelen der Menſchen belebten einander von Zeit zu Zeit aufs neue, um neue Worte und neue Ausdrücke ihrer Gedanken zu erfinden, weil ſich täglich neue Vorfälle ereigneten, die ſie einander zu erzählen gleichſam gezwungen waren.

So war es in dem geſelligen Leben allerdings möglich, eine Sprache zu erfinden, außer ihm hingegen unmöglich: denn wie ſollte da das Verlangen zu reden in uns entſtehen, wenn Niemand zugegen wäre, der an unſern Begegniſſen herzlichen Antheil nähme, um ſich über unſere Leiden mit uns zu betrüben und über unſer Glück mit uns froh zu ſeyn? Jetzt würde es uns freylich ſchwer fallen, wenn wir ſie erſt erfinden ſollten, aber das macht, weil wir dieſes nicht nöthig haben, ſondern ſie nur lernen dürfen, und mit-

hin die Begierde zu reden niemals recht lebhaft fühlen, folglich auch unſere Einbildungskraft hierinnen niemals mit ſolcher Gewalt anſtrengen, als dazu erfordert wird. Die zweyte Hauptwirkung des geſelligen Lebens iſt alſo die Erfindung der **Sprache des Mundes**; die dritte hingegen war wahrſcheinlich die Erfindung der **Hieroglyphen.**

Als nun die Menſchen ſahen, daß ſie gar bald vieles von dem, was unter ihnen vorgefallen war, wieder vergaßen, weil ſich nunmehr zu viel Begebenheiten ereigneten, als daß ſie alles gehörig merken, und es ihren Nachkommen erzählen konnten, zumal da auch ihre Sprache wahrſcheinlich bey weitem noch nicht reich genug war, um für jede Sache den beſtimmten Ausdruck zu finden; ſo dachten ſie alſo auf ein neues Mittel, die intereſſanteſten Begebenheiten, als Sonnen- und Mondfinſterniſſe, Kometen, Erdbeben, Ueberſchwemmungen, Regenbogen, Nordlichter oder andere Revolutionen auf Erden der Vergeſſenheit zu entreißen, und mußten alſo ganz natürlich auf den Einfall gerathen, alle Vorfälle, ſo wie ſie ſie ſahen, abzuzeichnen und in Sand, Holz, Erde oder Steine einzugraben, das heißt, ſie erfanden die **Bilderſchrift** oder **Hieroglyphen**, wovon das ganze Alterthum voll iſt.

Auf dieſe Weiſe empfieng die Aufklärung des menſchlichen Verſtandes den dritten neuen Hauptſtoß, dadurch erlangte ſie abermals eine größere Geſchwindigkeit und eine ſtärkere Kraft, welche nun immer heftiger auf den Geiſt des Menſchen wirkte, um durch Hülfe dieſer Bilder auch die Mahler-, Bildhauer- und Dichtkunſt aus ihm herauszulocken, welche alle nur nach und nach zu höhern Vollkommenheiten empor geſtiegen ſind. So waren alſo die geringen Anfänge der Künſte und Wiſſenſchaften gleich-

ſam lauter Triebfedern und Beweggründe, die dem Verſtande neue Stöße verſetzten und ihn zu höhern Erfindungen anreitzten.

Allein oft wurden dieſe neuen Triebfedern auch auf ſchiefe Richtungen gelenkt und wichen daher zuweilen von dem geraden Wege der Wahrheit ab, wie dieſes der Fall mit den angeführten Hieroglyphen iſt, welche hernach zu der Erfindung unzählbarer Götter und Märchen, die nur den Dichtern Dienſte leiſteten, Gelegenheit gegeben haben.

Die vierte Hauptwirkung des geſelligen Lebens beſtand alſo ohnſtreitig in der Erfindung der **Buchſtabenſchrift.** Wer nämlich Begebenheiten durch Bilder ſo vorſtellen will, daß jeder, der ſie ſiehet, ſogleich erkennen ſoll, was ſie bedeuten ſollen, der muß nothwendig die Mahlerkunſt ſchon ſehr vollkommen verſtehen und darin geübt ſeyn. Es giebt aber auch ſogar in vielen Vorfällen des menſchlichen Lebens eine Menge Nebenumſtände, die ſchlechterdings kein Gegenſtand der Mahlerey ſind, nie abgemahlt oder gezeichnet werden können, ob man ſie gleich nothwendig wiſſen muß, wenn man die ganze Begebenheit richtig beurtheilen will. Hieraus kann man leicht erachten, daß die Hieroglyphen des Alterthums dergeſtalt unverſtändlich müſſen geweſen ſeyn, daß die Nachkommen deren Bedeutung entweder gar nicht, oder doch nur mit großer Mühe haben auflöſen können, zumal da die erſten Erfinder der Bilderſchrift wahrſcheinlich ſehr ſchlechte Meiſter in der Mahler- und Zeichenkunſt geweſen ſind.

Dieß leitete, wie man ſagt, den Verſtand eines erfinderiſchen Mannes, welcher Thaaut geheißen haben ſoll, auf den Gedanken, jede Artikulation der menſchlichen Stimme ſelbſt durch ein beſonderes Bild

vorzu-

vorzuſtellen, indem er beym Reden ſorgfältig auf die Bewegung der Kehle, Zunge und Lippen Acht gehabt hätte. Er erfand daher alſo ohngefähr ſechszehn bis zwanzig ſolche Bewegungen, welche alle von einander verſchieden waren, davon bezeichnete er jede mit einem beſondern Bilde, welches wir Buchſtaben nennen, und machte ſich dadurch zu dem Erfinder des Alphabets. Um nun ganze Wörter und Namen abzuzeichnen oder zu mahlen, ſetzte er einzelne Bilder der gedachten Artikulationen gehörig zuſammen, das heißt, er erfand die Kunſt zu ſchreiben. So lief dieſer neue Stoß wieder von Generation zu Generation durch das Menſchengeſchlecht hindurch, und dieſe Erfindung war eine der wichtigſten; denn ſie ward in der Folge ſelbſt ein kräftiges Mittel, den Verſtand vieler andern Menſchen recht wirkſam zu machen und unzählig gute Künſte und Wiſſenſchaften aus ihm heraus zu locken. So pflanzte ſich dieſe Erfindung auf andere neue Erfindungen fort, ſo entſtand die Schreib- und Bildhauerkunſt, ſo wurde der Geiſt des Menſchen endlich bis auf die Buchdruckerkunſt geleitet, welche nur erſt ſeit etlichen hundert Jahren erfunden iſt und zu einem der ſtärkſten Mittel des Wachsthums der Menſchheit geworden iſt, ſo daß nun auch der gemeinſte Verſtand eine Gelegenheit hat, beſeelt zu werden und andre nützliche Sachen zu erfinden, welches vorher nur bemittelte Leute thun konnten, weil damals alle Schriften ſehr theuer waren.

Allein hier entſtehet nun auch natürlicher Weiſe die geheimnißvolle Frage, wie die Verſchiedenheit der Sprachen entſtanden iſt? Es giebt Schriftſteller, welche behaupten wollen: „daß urſprünglich eine jede Art Menſchen, Thiere und Gewächſe in ihr eigenes gehöriges Klima geſetzt worden ſey, und die urſprüng-

lichen Stämme verſchiedene Gattungen von Menſchen geweſen ſind, die in ihre gehörige Gegenden geſetzt und, ſich ſelbſt überlaſſen, ihre eigene Sprache gebildet haben; daß Gott viele Paare vom menſchlichen Geſchlechte erſchaffen habe, daß er dieſe Paare für verſchiedene Gegenden geſchickt gemacht und ein jedes Paar in ſein gehöriges Klima geſetzt habe, daß die beſondern Karaktere der urſprünglichen Paare noch ganz in ihren Nachkommen erhalten werden.“

So ſcheinbar dieſe Meynung auch iſt, ſo widerſpricht ſie jedoch den Lehren der Offenbarung, die uns von der Entſtehung der Welt und der Schöpfung des Menſchen einen andern Begriff giebt. Dieſen Nachrichten zu Folge waren weder verſchiedene Gattungen von Menſchen, noch für verſchiedene Gegenden Menſchen erſchaffen worden. Alle Menſchen müſſen einerley Sprache, nämlich die Sprache unſrer erſten Eltern geſprochen haben. Adam wurde, nach dem Berichte Moſes, von ſeinem Schöpfer mit einem hohen Grade der Erkenntniß begabt, und er war gewiß für ſeine Kinder und ihre Nachkommen, unter denen er viele Menſchenalter lebte, ein vortrefflicher Lehrer; es fragt ſich alſo, woher kommt die Ausartung aller Menſchen zu einem wilden Stande? Wenn man dieſe Veränderung auflöſen will, ſo kann man nicht anders, als man muß annehmen, daß das menſchliche Geſchlecht eine ſchreckliche Zerrüttung muß erlitten haben. Dieſe Zerrüttung wird uns, in der Geſchichte Moſes, von dem Thurme zu Babel beſchrieben, nämlich: „daß viele Jahrhunderte nach der Sündfluth auf der ganzen Erde nur eine Sprache und eine Rede geweſen, daß die damals lebenden Menſchen ſich mit einander vereiniget, auf der Ebene im Lande Sinear eine Stadt zu bauen mit einem Thurme, deſſen Spitze an den Himmel reichen

möchte,

möchte, und daß der Herr ſein Mißfallen daran geäußert und, um das Vorhaben zu verhindern, ihre Sprachen verwirrt und ſie auf der ganzen Erde zerſtreuet habe.“ Da aber dieſe Stelle nur als eine Allegorie erklärt wird, ſo bleibt die große Verſchiedenheit der Sprachen immer noch unaufgelöſet.

Home, welcher der Geſchichte der Menſchheit weit nachgedacht hat, nimmt nicht einmal an, daß die erſten Bewohner der Welt einen Wanderungsgeiſt gehabt hätten. Er ſagt, die Menſchen verlaſſen niemals ohne Noth weder ihre nahen Verbindungen, noch auch ihr Vaterland; ſowohl die Furcht für Feinden oder wilden Thieren, als auch die Neigung zur Geſellſchaft ſind mehr als zu vermögend, ſie vom Wandern abzuhalten, ohne zu erwähnen, daß die Wilden beſonders ihren vaterländiſchen Boden lieben. Die erſten Wanderungen, ſagt er ferner, wurden wahrſcheinlicher Weiſe durch innerliche Unruhen und bürgerliche Kriege und die folgenden durch den Handel veranlaßt. Griechenland liefert uns Beyſpiele von dem erſten, und Phönicien von dem letzten. Auſſer dieſen Urſachen werden die Mitglieder einer Familie oder eines Stammes gewiß niemals von ihren Geſellſchaftern ſich weiter entfernen, als es um der Speiſe willen nöthig iſt, und wenn ſie ſich auch wegbegeben, ſo verlieren ſie weder ihre Verbindungen noch ihre Sitten, und noch weniger ihre Sprache, welche in beſtändiger Uebung iſt. So weit als uns die Hiſtorie nur zurückführet, ſo entdecken wir unzählige Stämme, von denen ein jeder eine beſondere Sprache hat. Strabo erzählt, daß die Albaner in verſchiedene Stämme getheilet wären, die ſowohl im äußerlichen Anſehen, als auch in der Sprache von einander unterſchieden wären. Cäſar fand in Gallien verſchiedene ſolche Stämme, und Tacitus berichtet

die Namen vieler Stämme in Teutſchland. Es ſind auch heut zu Tage noch viele amerikaniſche Stämme, die von einander unterſchieden ſind und eine verſchiedne Sprache haben. Die Mutterſprachen, ob ſie gleich zahlreich ſind, haben doch gegenwärtig kein Verhältniß mehr gegen diejenigen, welche ehemals waren.

Man hat Grund zu behaupten, daß die Geſetze der Analogie, durch ihre thätige und gleichförmige Einwirkung, die Anſtrengung des Abſonderungsvermögens auf ſich genommen oder erleichtert und dadurch die Sprache in den Stand geſetzt haben, frey von den Hinderniſſen, welche ihren Entwickelungsgang zu hemmen ſcheinen, ſich ſtufenweiſe ihrer Vollkommenheit immer mehr und mehr zu nähern.

Man ſetzt gemeiniglich die Entwickelung der Begriffe und die Erfindung der Sprache in verſchiedene Zeitpunkte, gleichſam als ob es jemals einen gegeben hätte, wo die Menſchen, allein mit dem Schall beſchäftiget, ſich vergebens bemühet haben, Kanäle für geiſtige Schätze zu öffnen, und ſich der Laſt ihrer eignen Begriffe zu entladen. Sobald wir Begriffe und Sprache gleichförmig fortſchreiten und die Neuerungen in der letztern ſich mit jenen zu gleicher Zeit hervorthun laſſen, dann verſchwinden die Schwierigkeiten und Hinderniſſe in beträchtlicher Menge.

Einige wenige Begriffe werden in rohen Zeitaltern dem Ausdrucke mit derſelben Leichtigkeit unterworfen, als eine größere Anzahl in folgenden Zeiträumen. Die Rede bildet ſich daher ſchon in allen ihren Theilen zu der Zeit, da der Wörtervorrath noch außerordentlich unbeträchtlich iſt und noch keine Mannigfaltigkeit oder Ueberfluß in irgend einer Klaſſe von Sprachen ſich bemerken läßt. So enthält z. B. ſelbſt

eine

eine lappländiſche Grammatik alle erforderlichen Theile der Rede. Daher auch die Leichtigkeit, mit welcher eine Sprache in der Kindheit oder der erſten Jugend gefaßt wird, und die Schwierigkeit bey Erlernung derſelben in ſpätern Jahren.

Zu einer Zeit, da Nutzen für das einzige Maaß der Schönheit galt, und Deutlichkeit die einzige Abſicht der Rede war, konnte hier auf keine Weiſe etwas Ueberflüßiges ſtatt finden. Erſt ſpäter hin vermiſchte die Zuſammenſchmelzung und die Händel zwiſchen mehreren Stämmen die urſprüngliche Einfachheit, durch Aufnahme fremder, gleichbedeutender und überzähliger Wörter. Liebe für das Neue und für die Mannigfaltigkeit brachte ſie in Umlauf und eine Art von Ueppigkeit fieng an, ſich bey dem Gebrauch der Worte einzuſchleichen. Jede einfache Einrichtung bekam einen Stoß von dem Zuſammentreffen ſtreitender Syſteme und mannigfaltigere und gemiſchtere Erſcheinungen wuchſen aus dieſen Zwiſten hervor.

Umſtände dieſer Art verändern ſtufenweiſe die Sprache in ihren Worten, ihrem innern Baue und ihrer Eigenthümlichkeit. Was anfangs nur eine Verſchiedenheit der Mundarten iſt, bringt nach Verlauf einiger Zeitalter abgeſonderte Sprachen hervor. Nach Trennungen von der gemeinſchaftlichen Quelle werden die Verſchiedenheiten immer merklicher und merklicher, nach dem Maaße der weitern örtlichen Entfernung. So hat die engliſche, franzöſiſche und italiäniſche Sprache ihre Wörter von den Griechen und Römern entlehnt, indeß ſie ihrem Baue und ihrer innern Einrichtung nach, dem Zeltiſchen und Hebräiſchen verwandt ſind, oder auf einen ſehr entfernten Urſprung hinweiſen.

Bey der Ausführung deſſen, was ſich auf Sprache bezieht, hat ohne Zweifel die Seele zu allen Zeiten

mehrere ihrer Kräfte zugleich geäußert; allein die Aeußerung derſelben iſt doch, nach der jedesmaligen Lage der Welt, in ſehr verſchiedenen Verhältniſſen geſchehen. Auf einem ſolchen Wege, oder wenigſtens auf einem den Fähigkeiten einer jeden menſchlichen Geſellſchaft erreichbaren Wege, erhebt ſich alſo aus den von der Natur ſelbſt gelegten Grundlagen irgend ein Syſtem, freylich noch ſehr unausgebildet. Das Gebäude gewinnt, gleich den Begriffen des menſchlichen Geiſtes, Umfang und ſchöne Ausbildung; allein dieſe letztern Erſcheinungen ſind das Werk mehrerer Zeitalter und in den verſchiedenen Ländern der Erde ſo zuſammengeſetzt und mannigfaltig, als die Beſchaffenheit des geſitteten Lebens, als der Anblick der Natur und als der Geiſt der Künſte und Wiſſenſchaften.

Wenn man ſich in etwas der allgemeinen Quelle aller Sprachen nähert, ſo findet man ohngefähr folgende Eigenſchaften. Vernehmlichkeit der Artikulation iſt, wo nicht eine allgemeine Eigenſchaft der menſchlichen Sprache, doch ein Vorzug, welchen ſie ſehr bald erreicht. Dieſer Umſtand kann alſo kein Kennzeichen der Rohheit oder Verfeinerung abgeben. Auch kann die Sprache, in beyden dieſer äußerſten Gränzen, ziemlich gleichen Regeln der Zuſammenſetzung unterworfen ſeyn. Die Grundſätze der Sprachlehre können uns alſo keinen Aufſchluß über den Urſprung jener beyden Unterſchiede geben. Will man die Entſcheidung des Ohres gelten laſſen, ſo läßt ſich eine gewiſſe Verſchiedenheit bemerken, und man findet, daß ein rauher Schall und Tonfall mit der Sinnesart und den Sitten der Barbaren zuſammen ſtimmen.

Anfänglich iſt Deutlichkeit die höchſte oder einzige Hauptſache. Nichts, was dieſe befördert, iſt dem Werkzeuge anſtößig; ſpäter hin aber wird Deutlichkeit

lichkeit ſchon der Zierlichkeit in etwas aufgeopfert. Man bezeigt ſich dem Ohre gefälliger und ſeine Wahrnehmungen erlangen, ſo wie alle unſre übrigen Gefühle, einen höhern Grad von Feinheit. Hierdurch erhebt ſich auf unmerklichen Stufen ein neues Tongebäude.

Eben ſo ſind die Worte ſo wandelbar, als die Farbe der Lebensart. Sie werden als hart und mißtönend abgeändert oder abgeſchafft, auf eben die Weiſe, wie Mode oder Gebräuche als roh und gemein abgeändert und abgeſchafft werden. Das Uebergewichte dieſes Geſetzes zielt am Ende auf die Feſtſetzung einer allgemeinen Unterſcheidung ab. Noch in ſpätern und gegenwärtigen Zeiten findet man hierzu Beyſpiele. Peter der Große hielt die teutſche Sprache für eine ſanfte und wohlklingende Sprache und befahl in dieſer Abſicht, daß ſie bey Hofe geſprochen würde. Allein ſo wie der Hof in Petersburg verfeinert wurde, bekam das Teutſche ſeinen Abſchied und das Franzöſiſche trat an ſeine Stelle.

Bey der Hervorbringung der Sprachlaute äußert das Klima eben ſowohl ſeine Wirkſamkeit, als der Grad von Verfeinerung. Allein da dieſer phyſiſche Beſtimmungsgrund auch zugleich auf die Sitten, und mittelbar durch dieſe auf die Sprache wirkt, ſo muß die gerade und einſeitige Einwirkung des Klima auf die Sprachwerkzeuge nicht mit ſeinen mehr zuſammengeſetztern, und durch Umwege zurückwirkenden Einflüſſen verwechſelt werden.

Wenn die Sprache der Malaien, einer barbariſchen und wilden Völkerſchaft, dennoch mit Recht als die ſanfteſte der Aſiatiſchen gerühmt wird; ſo arbeitet in dieſem und ähnlichen Fällen das Klima durch unwiderſtehliche Stimmung der Sprachwerkzeuge

den

den Sitten entgegen. Wenn im Gegentheil das Geplärr der Hottentotten das rauheſte Geplärr auf der Welt iſt, ſo ſcheint dieſe Beſtimmung auf die Schuld der Sitten geſchrieben werden zu müſſen und das Klima keinen Antheil daran zu haben. Immer ſind in Zeiträumen von gleicher Verfeinerung die Ausſprache und die Töne des Norden unſrer Halbkugel von der Ausſprache und den Tönen der ſüdlichen Länder verſchieden. Auch der unartikulirte Schall richtet ſich nach denſelben Grundſätzen und eine verſchiedene muſikaliſche Schreib- und Setzungsart ſcheint mit dem von einander abweichenden Karakter der mannigfaltigen Völkerſchaften am beſten zuſammen zu ſtimmen.

Die franzöſiſche Muſik ſowohl als die italiäniſche iſt unter den Türken durchgängig verhaßt, und beſitzt, es ſeyn nun Bau der Werkzeuge, oder Klima, oder gewiſſe Gewohnheiten des Lebens hieran Urſache, keinen Reiz, ihr Ohr durch Zuſammenſtimmung zu vergnügen und ihre Leidenſchaften zu beſchäftigen. Ueberhaupt iſt die europäiſche Muſik dem morgenländiſchen Geſchmack gleichgültig, oder wohl gar zuwider. Selbſt Nazionen von gleicher Verfeinerung haben jede ihren eigenthümlichen Styl, welcher ſich entweder von örtlichen Umſtänden, oder von gewiſſen Beſonderheiten des Karakters herſchreibt; und die einheimiſche Muſik wird den Bewohnern jedes Landes darum, weil ſie ihnen verſtändlicher iſt, angenehmer ſeyn als fremde. Es iſt daſſelbe wie mit den Worten. Worte, die in den rohen Zeitaltern in die Sprache aufgenommen worden, und deren Härte damals weder merkbar war, noch beleidigte, werden in der Folge in aufmerkſamern und verfeinerten Zeiten liegen gelaſſen oder verworfen. Nothwendig werden alſo auch aus ſo verſchiedenem Stoffe zuſammengefügte Gedan-

kenreichen, ob ſie gleich dem Verſtande dieſelben Ideen zuführen, dennoch auf unſere Werkzeuge ganz eigenthümliche und verſchiedene Eindrücke machen.

Die Mundart und die analogiſchen Beſtimmungen bieten uns weit wichtigere Betrachtungen dar, als aus irgend einer allgemeinen Theorie des Schalles hergeleitet werden können. So wie eine Sprache einen gewiſſen Grad von Verfeinerung erreicht hat, laſſen ſich in den Provinzialausdrücken, oder in der Verſchiedenheit ihrer Mundarten die Kennzeichen ihrer frühen Rohigkeit bemerken. In dieſer Verſchiedenheit muß die Verwandtſchaft derſelben mit den Sitten auch dem flüchtigſten Beobachter auffallen. Bey dem Fortſchritt eines Staates ſinken die niedern Stände oft zurück, oder rücken wenigſtens in keiner Vergleichung mit den höhern fort; ihre Sprache bleibt mithin gleich ihren Sitten ziemlich auf derſelben Stelle. Der gemeine Theil deſſelben Landes unterſcheidet ſich daher in ſeinem Wörtervorrath von dem geſittetern beynahe eben ſo ſehr, als rohe Völkerſchaften ſich in dieſer Rückſicht von geſitteten unterſcheiden, oder als dieſelbe Sprache von ſich ſelbſt in ihren auf einander folgenden Stufen verſchieden iſt.

Schon hieraus erwächſt die Vermuthung, daß der Unterſchied, von dem hier die Rede iſt, nicht ſowohl in dem Schalle oder in den grammatikaliſchen Zuſammenfügungen geſucht werden muß, als vielmehr in der Analogie von Ausdrücken, welche in den verſchiedenen Zeitaltern der geſellſchaftlichen Vereinigung nach einem verſchiedenen Werthe geſchätzt werden. In dem einen Zeitraume iſt es Härte und Rohheit, welche in den Mundarten herrſcht, ſich durch die Ableitungen verbreitet und allen Anſpielungen anklebt. In einem andern weiſen die Anſpielungen mehr unmittelbar und geradezu auf die Künſte des

Lebens

Lebens hin. Unter Umſtänden von ſo verſchiedener Beſchaffenheit gehet die Ausbreitung des Sprachweſens in entgegengeſetzten Richtungen vor ſich und arbeitet ſich durch eine verſchiedene Reihe von Analogien zu mehrerer Vollkommenheit auf. Eine weitere Auseinanderſetzung der wahrſcheinlichen Urſachen von der Entſtehung der Sprachen verſtattet hier der Raum nicht, und ich gehe von hier zu dem **Wachsthum der Menſchen in Abſicht auf die Speiſe und Bevölkerung** über.

Die Alterthumsforſcher reden von Eicheln, Nüſſen und andern Hülſenfrüchten, als der einzigen Speiſe, welche die Menſchen urſprünglich ſollen gegeſſen und dabey den Waizen, Reiß und Gerſte überſehen haben, welche doch, von der Schöpfung an von ſelbſt müſſen gewachſen ſeyn, weil der Saamen von dieſen Gewächſen bey dem Anfange des Ackerbaues gewiß nicht durch ein Wunderwerk hervorgebracht wurde. Man hat ſich zwar alle mögliche Mühe gegeben, das urſprüngliche Klima dieſer Gewächſe auszukundſchaften; allein noch bis jetzt iſt dieſe Mühe vergeblich geweſen. Wenn man dieſes Klima ausſpüren kann, ſo muß es in Gegenden ſeyn, die von Einwohnern gänzlich entblößt, oder nur wenig bevölkert ſind. Die Sioux, ein geringer Stamm in Nordamerika, beſitzen ein Stück Land, wo der Hafer von ſich ſelbſt auf den Wieſen und an den Flüſſen wächſt, der ohne Hülfe des Ackerbaues einen Theil ihrer Speiſe ausmacht. Als die Franzoſen noch das Port Dauphin auf der Inſel Madagaſcar beſaßen, ſo baueten ſie vortrefflichen Waizen. Dieſe Gegend iſt viele Jahre nicht bebauet worden und gleichwohl wuchs der Waizen von ſelbſt unter dem Graſe in ſeiner völligen Stärke. Auf dem Lande um den Berg Tabor in Paläſtina wächſt Hafer und Gerſte von

freyen

freyen Stücken und ohne weitere Wartung, und eben ſo geſchieht es noch jetzt um den Berg Aetna herum.

In gemäßigten Gegenden war die urſprüngliche Speiſe der Menſchen Früchte, die ohne Cultur wachſen und das Fleiſch der Landthiere. Da aber dieſe Thiere ſcheu werden, wenn man ſie zu ſehr verfolgt, ſo hat es die Natur auf eine nicht weniger einfache als wirkſame Art eingerichtet, daß die Menſchen die Beſchwerlichkeiten der Jagd und die Ungewißheit des Fanges mit fröhlichem Muthe ertragen, und dieſes iſt die Luſt zum Jagen.

Es iſt wahrſcheinlich, daß die Fiſche eben nicht bald die Speiſe des Menſchen geweſen. Das Waſſer iſt immer das Element, welches der Menſch wenig liebt, und die Wilden wagten es ohne Zweifel nicht eher, eine Speiſe aus der See oder aus den Flüſſen zu holen, als bis die Landthiere ſelten wurden.

Ein Ueberfluß an Speiſe, welche durch Jagen und Fiſchen verſchafft wird, befördert die Bevölkerung; aber wie die Aufzehrung der Speiſe mit der Bevölkerung zunimmt, ſo werden die heftig verfolgten wilden Thiere nicht allein ſeltener, ſondern auch ſchüchterner. Die Menſchen, welche alſo nach Speiſe ſchmachten, werden angetrieben, andre Mittel zu verſuchen, um dadurch ihren Mangel zu erſetzen. Ein junger Hirſch oder ein Lamm, welches man zum Zeitvertreib lebendig gefangen und zahm gemacht hatte, veranlaßte wahrſcheinlicher Weiſe, daß man auf ganze Heerden bedacht war, und diente zur Einführung des Hirtenſtandes. Veränderungen kommen nur ſehr langſam zu ihrer Vollkommenheit; das Jagen und Fiſchen blieben lange die Lieblingsbeſchäftigungen, und die wenigen zahm gemachten Thiere ſind bloß

ein

ein Vorrath, den man unter einzelnen Perſonen nach ihren Bedürfniſſen austheilet. Da aber die müßigen und trägen Menſchen, ob ſie es gleich am wenigſten verdienen, den gemeinſchaftlichen Vorrath am meiſten verzehren, ſo machte man darinne eine Verbeſſerung, daß eine jede Familie einen Vorrath für ſich ſelbſt anſchaffen ſollte. Die Menſchen, welche durch dieſe politiſche Einrichtung gelernt hatten, ſich auf ihren eignen Fleiß zu verlaſſen, erweiterten den Grundſatz von einem eigenthümlichen Vorrathe, ſo daß die Heerden ſich außerordentlich vermehrten. Und auf dieſe Weiſe kam der Hirtenſtand zur Vollkommenheit, indem ein Ueberfluß an Speiſe angeſchafft wurde, ohne die Gehölze und Gewäſſer zu durchſtreichen. Das Jagen und Fiſchen war nunmehr zur Speiſe nicht mehr nöthig, und es wurde eine bloße Beluſtigung und Befriedigung der urſprünglichen Begierde zum Jagen.

Der Hirtenſtand iſt zur Bevölkerung ſehr dienlich. Die Menſchen vermehren ſich bey dem Ueberfluſſe an Speiſe ebenfalls ſehr häufig, und in der Folge der Zeit ſuchen die benachbarten Stämme, die in ihrer Weide eingeſchränkt ſind, ihr Gebiet durch Kriege zu erweitern oder wandern in ſolche Gegenden, die noch unbeſetzt ſind.

Die Noth, als die Mutter der Erfindung, veranlaßte den Ackerbau. Als das Getraide, welches von ſich ſelbſt wuchs, durch die große Verzehrung ſeltner zu werden anfieng, ſo war wohl der nächſte Gedanke, es durch die Kunſt fortzupflanzen, die Natur war ihre Wegweiſerin, welche ihr Werk der Fortpflanzung durch den Saamen fortführet. So lange das Land noch gemeinſchaftlich beſeſſen wurde, ſo wurde auch der Saame gemeinſchaftlich ausgeſtreuet und in ein gemeinſchaftliches Magazin gebracht, um es unter die

Dürfti-

Dürftigen eben ſo gleich auszutheilen, wie man ehemals den Vorrath Vieh gemeinſchaftlich gehabt hatte.

Die Erfahrung lehret, daß die natürlichen Früchte in einem gemäßigten Lande zu einer vollkommenern Reife, als in einem kalten Klima gelangen, und der Anbau derſelben viel leichter iſt. Dieſe Umſtände machen es höchſt wahrſcheinlich, daß der Ackerbau in den gemäßigten Ländern zuerſt eine Kunſt wurde. Der Ackerbau war in Griechenland ſo frühzeitig bekannt, daß er gar einen Zweig ſeiner fabelhaften Geſchichte ausmacht; in Aegypten muß er ebenfalls mit den Einwohnern gleichzeitig geweſen ſeyn; denn weil der Nil überfließt, ſo können die Bewohner Aegyptens ohne Getraide nicht leben. Eben ſo wenig hätten die alten Monarchien von Aſſyrien und Babylon ohne Getraide ſo volkreich und mächtig ſeyn können, als ſie wirklich geweſen ſeyn ſollen.

In den nördlichen Gegenden von Europa ſind Waizen, Gerſte, Erbſen und vielleicht auch Hafer fremde Gewächſe; da das Klima für das Getraide an ſich nicht mild iſt, ſo muß der Ackerbau ſehr langſam gegen Norden gekommen ſeyn; und ſogar jetzt noch erfordert es nicht wenig Mühe, um das Getraide in einer ſolchen Gegend zur Reife zu bringen. Daher kann man mit Gewißheit annehmen, daß der Hirtenſtand in den nördlichen Ländern länger geblieben iſt, als in den heißen Gegenden.

Das hier bezeichnete Wachsthum iſt in allen gemäßigten Ländern der alten Welt ganz gleichförmig; hingegen iſt es in den äußerſten Gegenden der kalten und heißen Länder ganz verſchieden geweſen. In ſehr kalten Ländern, welche wenig Kräuterſpeiſe für den Menſchen hervorbringen, war urſprünglich der Jäger-

Jägerſtand die vornehmſte Lebensart. In gemäßig=ten Gegenden aber lebten die Menſchen zum Theil von Kräutern und Früchten, welche nach Beſchaffenheit der Hitze des Klima auch häufiger und im Ueberfluſſe ſind. Wie nun die Jagd bey dem Fortgange von kalten zu heißen Ländern immer weniger nothwendig wird, ſo bleibt auch die Begierde zum Jagen dieſem Wachsthume gleich; ſie iſt in ſehr kalten Ländern, wo die Menſchen ihre Speiſe von der Jagd haben, auch noch ſehr ſtark und heftig; allein in gemäßigten Ge=genden, wo die Menſchen zum Theil von Früchten leben, iſt ſie ſchon ſchwächer, und in heißen Ländern, wo die Erdgewächſe die ordentliche Speiſe der Men=ſchen ſind, und wo das Fleiſch ſchon zur Verſchwen=dung gehöret, iſt gar keine Jagd zu finden.

Die urſprüngliche Beſchäftigung des Wilden ſo=wohl in kalten als gemäßigten Ländern iſt die Jagd, und der nächſte Schritt des Wachsthums in beyden iſt die Beſchäftigung eines Hirten; bey jedem Schritte des Wachsthums aber iſt die heiße Gegend unterſchie=den, denn man hat keine Gewißheit, daß daſelbſt entweder der Jäger= oder der Hirtenſtand jemals be=kannt geweſen.

Unter den Empfindungen, welche in der Natur des Menſchen ſind, iſt ferner das Gefühl vom Eigen=thume vorzüglich. Aus dieſem Gefühl wird es wahr=genommen, daß die wilden Thiere, welche durch Mühe gefangen werden müſſen, auch dem Jäger ge=hören, ſo wie die Fiſche dem Fiſcher; ſie werden nun ſein Eigenthum. Dieſes Gefühl iſt der Grund des mein und dein. Im Hirtenſtande iſt eben dieſe Empfindung in Anſehung der wilden Thiere, die zum Gebrauch zahm gemacht werden. Eben dieſes findet auch ſtatt bey einem Felde, welches von dem gemein=ſchaftlichen Gebrauch abgeſondert und von einer Fami=

lie, oder von einem einzelnen Menſchen zur Hervorbringung des Brodes bearbeitet wird. Selbſt bey kleinen Kindern äußert ſich dieſes Gefühl; es iſt aber in ihnen nur ſchwach und dunkel und erfordert Zeit, um es zur Vollkommenheit zu bringen.

Der Menſch hat ſeiner Natur nach einen Hang zum Einſammlen und hegt einen Trieb in ſich, ſolche Dinge, die zum Gebrauch ſind, aufzuheben; und dieſe Empfindung von Eigenthum iſt den Menſchen gegeben, um ſich deſſen, was ſie geſammelt haben, zu verſichern. Hieraus erhellet, daß die Dinge, welche die Vorſehung zu unſerer Erhaltung und Bequemlichkeit geordnet hatte, nicht beſtimmt waren, zum gemeinſchaftlichen Beſitz zu dienen, und wahrſcheinlich jagte ein jeder in den älteſten Zeiten für ſich und ſeine Familie; allein der Zufall iſt bey dieſer Lebensart herrſchend, und es kann ſich leicht zutragen, daß, indem einige mehr fangen, als ſie nöthig haben, andere Mangel leiden. Man bemerkte dieſe Unbequemlichkeit, und es ward daher zur Gewohnheit, das Jagen und Fiſchen gemeinſchaftlich zu verrichten, welche Gewohnheit unter Wilden auch wirklich anzutreffen iſt. In kleinen Stämmen iſt dieſe gemeinſchaftliche Verſorgung ausnehmend zuträglich; allein in einem großen Staate leidet dieſes nun Ausnahme. Das Privateigenthum wurde bey dem Wachsthume der Künſte und Manufakturen immer unverletzlicher, und es würde jetzt eine traurige Ermunterung zum Fleiße ſeyn, wenn nicht jeder ſeinen eigenen Vortheil benutzen wollte.

Es wird niemand läugnen, daß die Begierde zum Eigenthum an ſich eine große Wohlthat iſt; allein wenn ſie die Gränzen der Mäßigkeit überſchreitet, dann entehret ſie die Menſchheit. Ehe man dem Gelde einen Werth beylegte, war die Begierde

ſelten unmäßig, weil die bloßen Nothwendigkeiten nur ihre Gegenſtände waren; jetzt aber, da das Geld zur größten Nothwendigkeit worden iſt, werden die Begierden weit ſtärker entzündet. Auf der einen Seite treibt die Begierde zum Gelde die Menſchen an, erwerbſam zu ſeyn; allein ſie leitet auch auf der andern Seite zur Sinnlichkeit und die Bedürfniſſe vermehren ſich oft auf Koſten der Gerechtigkeit und Ehre.

In dem erſten Stande des geſellſchaftlichen Lebens wurden die wenigen Bedürfniſſe der Menſchen durch den Tauſch in ſeiner roheſten Geſtalt erſetzt. Dieſe Art von Handel konnte aber in der Folge nicht fortgeſetzt werden, und ſogar unter Nachbarn fügt es ſich nicht allezeit, daß der Eine entbehren kann, was der Andere bedarf. Auf dieſe Weiſe iſt der Tauſch mit Hülfe der Verträge immer noch ſehr mangelhaft geblieben. Gold und Silber wurden bey der erſten Einführung im Handel wahrſcheinlich wie andere Waaren bloß nach ganzen Stücken vertauſcht. Jedoch es wurde bald in dem Handel mit Gold und Silber mehr Genauigkeit eingeführt, und anſtatt ein Stück aus freyer Hand zu geben, wurde ein jedes Stück auf der Waage gewogen. Endlich fand man, daß ein gleiches Gewicht nur eine ſehr unvollkommene Zuverläßigkeit habe und das Gewicht in keine Sicherheit wider die Vermiſchung des Goldes und Silbers mit ſchlechtern Metallen ſetze. Deshalb wurden zur Verhütung dieſes Betruges die Stücken Goldes und Silbers mit einem öffentlichen Stempel gepräget, wodurch ſowohl die Reinigkeit als auch das Gewicht beſtätiget wurde, und dieſe Stücken bekamen den Namen der Münze.

Die Kleider der erſten Menſchen waren bloß aus Blättern oder Fellen gemacht und nützten zu nichts,

als

als die Geſchlechtsglieder zu bedecken und ſich vor der Kälte zu beſchützen; aber hernach bedienten ſich die Menſchen derſelben auch, ſich damit zu ſchmücken, und ſo entſtanden nach und nach unzählige Manufakturen, womit ſich viele Millionen Menſchen beſchäftigen, weil Reichthum dabey zu erwerben iſt, und weil ſich in volkreichen Staaten nicht alle Menſchen mit Ackerbau und Viehzucht beſchäftigen können. Regen und Kälte zwangen den erſten Menſchen, Hütten zu bauen, um ſich und ſeine Familie in Sicherheit zu bringen; daraus entſtand nun nach und nach die Baukunſt, weil die Nachkommen ihre elenden Wohnungen in Palläſte verwandelten.

Als man ferner in Gegenden, wo viel eiſenhaltige Steine lagen, Feuer angezündet hatte, da ſah man, daß dieſe von der Gluth weich geworden oder geſchmolzen waren, und ſo kam man auf den Gedanken, die Metalle vermittelſt des Feuers zu bearbeiten, und nicht nur allerhand nützliche Geräthe, ſondern zuletzt auch Geld, Standbilder, Uhren und dergleichen mehr daraus zu verfertigen.

Man durchwühlte anfänglich ferner an einigen Stellen das Erdreich und nahm wahr, daß alsdann Gras und Getraide beſſer darauf wuchs, als auf einem harten Boden, und ſo erwachte der Gedanke, das Feld zu bauen, weil man ſich vorher nur mit der Viehzucht beſchäftiget hatte. Manufakturen, Fabriken, Baukunſt, Viehzucht und Ackerbau ſtiegen alſo endlich zu einer ordentlichen ökonomiſchen Wiſſenſchaft, weil ſie die Quellen des Reichthums und Wohlſtandes aller kultivirten Staaten ſind.

Auf gleiche Art bemerkte man auch von ohngefähr, daß einige Nahrungsmittel der Geſundheit beſonders zuträglich, andere hingegen ihr nachtheilig

 waren;

waren; das angebohrne Mitleiden der Menſchen reitzte ſie, heilſame Kräuter für ihre kranken Brüder und Schweſtern zu ſuchen, auf den Erfolg Acht zu geben, ſchädliche Sachen von ihnen zu entfernen, und mithin den Grund zur Arzneykunſt zu legen, die noch täglich mit neuen Erfindungen bereichert wird.

Eben ſo gieng es auch mit den ſchönen Künſten und aſtronomiſchen Wiſſenſchaften. Die erſten Schäfer und Hirten ſahen, daß die Geſtirne in ihrem Laufe eine gewiſſe Ordnung beobachteten; dieſe ſuchten ſie zu beſtimmen, und legten dadurch den Grund zu unſern jetzigen Kenntniſſen von den Himmelskörpern. Sie ſchnitten Schilfrohr ab, und blieſen zum Zeitvertreibe hinein; da bemerkten ſie, daß ein Klang daraus entſtünde, und daß allemal hohe Töne entſtanden, wenn ſie in kurze, tiefe hingegen, wenn ſie in lange Röhren blieſen. Weil nun verſchiedene Töne geſchickt ſind, zärtliche und traurige oder fröhliche Empfindungen auszudrücken, ſo bediente man ſich derſelben ſogleich zu dieſem Behuf, wodurch der Grund zu unſerer Tonkunſt gelegt ward. Die erſten Sternbilder waren unförmliche Klötzer, an die man einen Kopf und ein paar ſteife, gerade herabhangende Armen ſchnitzte; allein in volkreichen Staaten und bey dem Fortſchritt der menſchlichen Verfeinerung ſtieg dieſe Kunſt bald auf die höchſte Stufe ihrer Vollkommenheit.

Aus obigen Schilderungen des Wachsthums der Menſchheit erhellt ferner auch, warum Künſte und Wiſſenſchaften allezeit deſto beſſer gedeihen und blühen, je volkreicher der Staat iſt, der ſie in ſeinem Schooße ernähret; denn wo viele Menſchen wohnen, da wirken ſie theils durch ihre Gedanken ſelbſt, theils durch gute Sitten und Lehren, ungemein lebhaft auf einander, da denn die Kräfte des Verſtandes in Bewegung

wegung geſetzt und zu allem, was groß, erhaben, nützlich und edel iſt, angefeuert werden.

Unter ſolchen Umſtänden kann wohl einer über das gemeine Leben etwas erhabenern Seele nichts natürlicher ſeyn, als daß folgende Fragen in ihr rege werden, die in dem Zuſtande der Rohheit nicht aufgeworfen werden: **Wer bin ich? Woher bin ich entſtanden? Was iſt meine Beſtimmung? Iſt alles, was mich umgiebt, Unordnung, Zerrüttung, oder iſt es Harmonie und Zuſammenhang? Stehe ich unter irgend einem Obern, in Verbindung mit einer größern Reihe der Dinge? Iſt dieſe enge Spanne des Lebens das ganze Daſeyn des Menſchen? oder ward er zu höhern Erwartungen, zu edlern Zwecken gebohren? Giebt es eine höhere Macht, die uns zu dieſen Hoffnungen berechtiget? — Dieſe und** ähnliche andere Fragen ſind die Kennzeichen der höhern Stufe menſchlicher Weisheit, auf welche zu gelangen der Menſch im Stande der Rohheit keine Gelegenheit hat.

Der Urſprung und das Wachsthum der Künſte, welche dem menſchlichen Verſtande zu ſo großer Ehre gereichen, verdienen nun noch eine genauere Unterſuchung, die hier am ſchicklichſten Orte ſtehet. **Home** ſagt: einige nützliche Künſte müſſen ſo alt als das menſchliche Geſchlecht ſeyn, indem die Speiſe, Kleidung und Wohnung ſogar bey ihrer urſprünglichen Einfalt einige Künſte erfordern. Viele andere Künſte ſind von einem ſo hohen Alterthume, daß man die Erfinder derſelben über die Tradition hinausſetzet. Viele andere ſind ohne Erfinder, nach und nach entſtanden.

In dem Jägerſtande ſind die Menſchen ganz mit Anſchaffung der Speiſe, Kleidung, Wohnung und

andern nothwendigen Dingen beſchäftiget und haben weder Zeit noch Luſt, auf Bequemlichkeiten zu denken. Die Ruhe des Hirtenſtandes verſtattet ſowohl Zeit als Luſt zu nützlichen Künſten, welche von vielen, die von der körperlichen Arbeit bey dem Ackerbau befreyet ſind, gar ſehr befördert worden ſind. Der Erdboden giebt durch die ſtufenweiſe Verbeſſerung in der Wirthſchaft, mit weniger Mühe als anfänglich, einen großen Ueberfluß, und die übrigen Hände werden zuerſt in nützlichen Künſten zur Beluſtigung gebraucht. Die Künſte haben alſo das ſchnellſte Wachsthum in einem fruchtbaren Boden, der mit weniger Mühe einen Ueberfluß hervorbringt.

Da die Menſchen, die anfänglich wie einige wilde Thiere in Höhlen lebten, auf eine bequemere Wohnung zu denken anfiengen, ſo waren ihre erſten Häuſer freylich noch ſehr einfach, und die Häuſer der canadiſchen Wilden ſind noch bis auf den heutigen Tag Zeugen davon; allein ſie wurden verbeſſert, ſobald der Verſtand nur um einige Stufen höher geſtiegen war.

So erfand auch die Rache bey Zeiten feindliche Waffen. Die Keule und der Wurfſpieß ſind leichte Erfindungen, der Bogen und die Pfeile aber nicht; und daher iſt es nicht leicht zu ſagen, wie dieſe Waffen ſo allgemein geworden ſind. Da das Eiſen ſelten in Bergwerken wie andere Metalle gefunden wird, ſo war es auch eine ſpäte Entdeckung. Die Vertheidigungswerkzeuge werden durch die Werkzeuge des Angriffs nothwendig gemacht. Stämme von Bäumen, mit Zweigen durchflochten und mit Erde unterſtützt, machten die erſten Feſtungswerke aus, und hierauf folgte eine Mauer, welche mit einer Bruſtwehr zum Abſchießen der Pfeile auf die Belagerer verſehen war. Da aber die Bruſtwehr nur den halben Leib bedeckt, ſo

ſo wurden Löcher in der Mauer in einer gewiſſen Entfernung von einander gelaſſen, die nicht größer waren, als daß ein Pfeil durchgehen konnte. Die Belagerer hatten kein ander Mittel, als die Mauer niederzureißen: ein Mauerbrecher wurde zuerſt vom Perikles, dem Athenienſer, gebraucht, und von den Carthaginenſern bey der Belagerung von Gades vollkommen zu Stande gebracht. Damit man ſich aber auch dieſer fürchterlichen Maſchine widerſetzen könnte, ſo wurde die Mauer mit vorgerückten Bruſtwehren gebauet, um auf den Feind Steine und Feuer zu werfen, welches ihn in einer Entfernung erhielt. Eine hölzerne Hütte auf Rädern, welche nahe an die Mauer geſchoben wurde, ſetzte die Leute, welche mit dem Mauerbrecher arbeiteten, in Sicherheit. Dieſe Erfindung wurde dadurch unwirkſam gemacht, daß man die Mauer mit einem tiefen und breiten Graben umgab. Die Belagerer waren nun genöthiget, Maſchinen zu erfinden, um Steine und Wurfpfeile auf diejenigen zu werfen, welche die hervorſtehende Bruſtwehr beſetzt hatten, damit ſie Gelegenheit erhielten, den Graben auszufüllen; eben ſo geben die alten Hiſtorien eine weitläuftige Beſchreibung von der mächtigen Wirkung der Catapulta und Baliſta. Dieſe Maſchinen veranlaßten eine neue Erfindung zur Vertheidigung; anſtatt einer runden Mauer bauete man ſie mit hervorragenden Ecken, wie die Zähne einer Säge, damit ein Theil den andern beſchützen könnte. Dieſe Geſtalt einer Mauer wurde hernach verbeſſert, indem man auf die hervorragenden Ecken runde Thürme ſetzte, und dieſe Thürme wurden dadurch verbeſſert, daß man ſie viereckicht machte. Die Alten hatten keine vollkommene Form nöthig, indem ſie zur Vertheidigung wider alle damals bekannte Wurfpfeile hinlänglich waren. Die Erfindung der Canonen erforderte eine Mannigfaltigkeit und Abwechſelung in der

Kriegsbaukunſt. Die erſten Canonen wurden von eiſernen Stäben gemacht, die einen hohlen Cylinder bildeten und mit kupfernen Ringen umlegt waren. Die erſten Canonenkugeln waren von Stein, die eine ſehr große Mündung erforderten. Eine Canone wurde auf eine kleinere Geſtalt heruntergeſetzt, indem man, anſtatt des Steines, Eiſen zu Kugeln nahm, und dieſe verderbliche Maſchine wurde dadurch noch verbeſſert, daß man ſie von gegoſſenem Metalle machte. Zum Widerſtande gegen ihre Stärke wurden Baſteyen, Hornwerke, Kronwerke, halbe Monden ꝛc. erfunden, und die Kriegsbaukunſt wurde ein Syſtem, welches auf Grundſätzen und allgemeinen Regeln beruhet. Allein alles vergeblich; es ſind dadurch zwar ſolche Feſtungen entſtanden, welche die Belagerungen ſehr blutig gemacht haben; aber die Artillerie iſt auch zugleicher Zeit zu einer ſolchen Vollkommenheit gebracht, und die Kunſt des Angriffes ſo verbeſſert worden, daß man nach der allgemeinen Meynung keine Feſtung unüberwindlich machen kann.

Was die Schiffsbaukunſt anbetrifft, ſo waren die erſten Fahrzeuge zuſammengebundene Balken mit Brettern bedeckt, die im niedrigen Waſſer mit Stangen fortgetrieben und im tiefen Waſſer von Thieren gezogen wurden. Auf dieſe folgten ausgehöhlte Stämme von Bäumen, die von den Griechen monoxyles genannt wurden. Sodann kamen die in Geſtalt eines monoxyle zuſammen verbundenen Bretter. Der Gedanke, einem Fiſch nachzuahmen, beförderte die Schiffsbaukunſt. So entſtand ein Vordertheil zur Nachahmung des Kopfes, ein Hintertheil mit einem beweglichen Steuerruder zur Nachahmung des Schwanzes, und Ruder zur Nachahmung der Floßfedern. Endlich ſetzte man Segel hinzu, welche aber ſchon ſo alt ſind, daß der erſte

Erfin-

Erfinder derſelben gänzlich in Vergeſſenheit gerathen iſt.

Einer von den ſieben Weiſen in Griechenland, Namens Thales, erfand ſechshundert Jahr vor Chriſti Geburt folgende Methode, die Höhe einer ägyptiſchen Pyramide zu meſſen. Er beobachtete den Lauf der Sonne ſo lange, bis ſein Körper und deſſen Schatten von gleicher Länge waren, und in eben dem Augenblicke maß er auch den Schatten der Pyramide, der folglich ihre Höhe gab. Anaximander verfertigte einige Jahrhunderte vor Chriſti Geburt die erſten Landcharten, ſo weit als die Erde damals bekannt war. Gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts wurden vom Alexander Spina, einem Mönch zu Piſa, die Brillen erfunden. Als Cäſar Britannien angriff, war der Ackerbau in den innern Theilen noch ganz unbekannt; die Einwohner lebten von Milch und Fleiſch und bekleideten ſich mit Fellen. Heinrich der Zweyte in Frankreich trug bey der Vermählung der Herzogin von Savoyen die erſten ſeidenen Strümpfe, die man in Frankreich verfertiget hatte. Die Kunſt, Glas zu machen, wurde im Jahr 674 zum Gebrauche der Klöſter aus Frankreich nach England gebracht; die Glasfenſter waren noch im zwölften Jahrhundert in Privathäuſern ſelten, und wurden für eine Pracht gehalten.

In allen Ländern, wo die Menſchen grauſam und unwiſſend ſind, iſt der Fortgang der Künſte ſehr langſam, und das Wachsthum der Kunſt iſt gemeiniglich ſchnell, wenn ein Volk durch eine glückliche Veränderung der Umſtände aus einem trägen Zuſtande herausgeriſſen wird. Eine nützliche Kunſt geht ſelten verloren, weil ſie beſtändig gebraucht wird, und doch iſt es zu verwundern, obgleich während der Regierung des Kaiſers Auguſtus ſo viel nützliche Künſte

in ihrer Vollkommenheit waren, wie unwiſſend die Menſchen wurden, da das römiſche Reich durch die nordlichen Barbaren erſchüttert wurde, und ſie ganz in Wilde ausarteten.

Wo ein Land wenig bevölkert iſt, wo es ſogar den nöthigen Künſten an Händen fehlt, ſiehet man ſehr oft, wie in einer Perſon viele Künſte vereiniget ſind; in verſchiedenen Gegenden von Scotland z. B. dient ein Menſch als Arzt, Wundarzt und Apotheker. Hingegen in einem ſehr volkreichen Lande werden ſogar einfache Künſte in viele Theile getheilet und jeder Theil hat ſeinen eigenen Künſtler.

Hieraus erhellet, daß die Erweiterung unſerer Kenntniſſe hauptſächlich von den Umſtänden, in welchen wir uns auf Erden befinden, abhängt, nämlich von den Begebenheiten, die ſich um uns her zutragen oder zugetragen haben, dann von den Perſonen, mit denen wir in Verbindung ſtehen, ferner von den Gegenſtänden und Bedürfniſſen, die ſich unſern Sinnen darbieten und unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, und von dergleichen Dingen mehr, die aber endlich alle einzig und allein von der Beſchaffenheit und Güte des Landes, welches wir bewohnen, abhangen. Einige Gegenden widerſetzen ſich gleichſam von Natur dem Wachsthum oder der Verſchönerung des menſchlichen Geiſtes, ſo wie ſie im Gegentheil andere augenſcheinlich befördert.

Die Empfindung, durch welche wir das Recht und Unrecht in Handlungen wahrnehmen, oder die moraliſche Empfindung, wird mit uns gebohren, und eben ſo die Empfindung, wodurch wir die Schönheit und Häßlichkeit in den Gegenſtänden wahrnehmen, oder der Geſchmack; allein beyde erfordern viele Bearbeitung. Unter den ganz wilden Völkern iſt die

moraliſche Empfindung ſchwach und dunkel, und der Geſchmack iſt es noch mehr. Im Stande der Kindheit des Geſchmacks ließ man die Einbildungskraft wie im Schlafe ohne Einſchränkung herumſchwärmen. Alles Wunderbare iſt die Leidenſchaft der rohen Menſchen; und dieſe zu erwecken, iſt nichts weiter nöthig, als Zauberer, Bezauberungen, Feenländer u. dgl. zu erdichten. Die erſten Thaten, welche man von kriegeriſchen Nazionen berichtet, ſind von Rieſen, die ganze Armeen erlegten, und von kleinen Leuten, die Rieſen überwanden. Daher kommen auch die abgeſchmackten Romane, welche die Welt ganze Jahrhunderte hindurch beluſtiget haben.

Das nazionale Wachsthum der Moral iſt langſam; aber das nazionale Wachsthum des Geſchmacks iſt noch langſamer. So wie ſich eine Nazion verfeinert und in den Künſten des Friedens zunimmt, ſo reifet auch der Geſchmack. Die Chineſer hatten ſchon lange ein regelmäßiges Syſtem der Regierung gehabt, da die Europäer noch in Vergleichung mit ihnen in einem Chaos lagen, und dieſem zu Folge wurden die gelehrten Schriften in China frühzeitiger als in Europa zur Vollkommenheit gebracht. In ihren Gedichten ſind keine unglaubliche Fabeln, ſondern gemeiniglich auserleſene Stücken, die eine gute Moral enthalten. Der Weiſe von China, der im vierzehnten Jahrhunderte verfertiget worden, übertrifft alle europäiſche Komödien jener Zeit. Allein die gute Schreibart hat bey uns einen ſchnellen Fortgang gehabt, und zwar nicht wegen unſerer höhern Talente, ſondern wegen der großen Mühe, welche die Chineſer anwenden müſſen, ihre eigene Sprache leſen und ſchreiben zu lernen. Erſt dann, wenn ſich die Nazion aus dem wilden Zuſtande erhoben hat, kann ſie einen Geſchmack am Lächerlichen erhalten,

und demungeachtet iſt das Lächerliche für feine Sitten zu rauh. Der hohe lächerliche Styl herrſchet gemeiniglich in der Zeit zwiſchen der Barbarey und der geſitteten Lebensart, wo ein etwas gebeſſerter Geſchmack das Lächerliche in den vorigen Sitten entdeckt; nur ſinkt auch der Geſchmack unter einer deſpotiſchen Regierung ſehr bald wieder.

Die nördlichen Eroberer, welche das römiſche Reich verheerten und gewiſſermaßen den wilden Zuſtand wieder zurückbrachten, verurſachten eine klägliche Abnahme des Geſchmackes. Die berühmte güldene Bulle in Teutſchland, welche von Bartolus, einem berühmten Rechtsgelehrten, im Jahr 1356 abgefaßt und zu einem Meiſterſtücke des Styls beſtimmt war, iſt ganz mit wilden Vorſtellungen ohne die geringſte Achtung für Wahrheit, Anſtand oder Verbindung angefüllet. Sie fängt ſich mit einer Anrede an den Stolz, Satan, Zorn und an die Verſchwendung an; ſie behauptet, daß ſieben Churfürſten ſeyn müſſen, um ſich den ſieben Todſünden widerſetzen zu können; es werden darinne der Fall der Engel, das irdiſche Paradieß, Pompejus und Cäſar angeführet, und es heißt ferner darinne, daß Teutſchland auf die Dreyeinigkeit und auf die drey theologiſchen Tugenden gegründet ſey. In einer Predigt, welche der Biſchof von Bitonto bey Eröffnung des Tridentiniſchen Conciliums gehalten hat, ſteht, daß ein Concilium nothwendig ſey, weil die Poeten Götterverſammlungen anſtellen; weil Moſes ſchreibe, daß bey der Schöpfung des Menſchen, und bey der Verwirrung der Sprache der Rieſen, Gott ſelbſt nach Art eines Conciliums gehandelt habe; weil die Religion drey Häupter habe, nämlich die Lehre, die Sacramente und die Liebe, und daß man dieſe dreye ein Concilium nenne. Er vermahnt die Mitglieder des

Conci-

Conciliums zu einer genauen Einigkeit, wie die Helden in dem trojaniſchen Pferde. Er behauptet, daß die Thore des Paradieſes und des Conciliums einerley ſind. Jacob der Erſte von Britannien widmete ſeine Erklärung wider den Vorſtius unſerm Heilande mit folgenden Worten: „Zur Ehre unſers Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti, dem ewigen Sohne des ewigen Vaters, dem einzigen Gottmenſchen, Mittler und Verſöhner der Menſchen, zum Zeichen der Dankbarkeit ſein gehorſamſter und verbundenſter Knecht, Jacob von Gottes Gnaden, König von Großbritannien, Frankreich und Irrland, Vertheidiger des Glaubens, widmet und weihet dieſe ſeine Erklärung.“

Die öffentlichen Luſtbarkeiten der Vorfahren zeigen die Grobheit ihres Geſchmacks. Die Komödien, welche man Geheimniſſe nannte, weil ſie aus der heiligen Schrift entlehnt waren, verrathen ſowohl die rohen Sitten, als auch den kindiſchen Geſchmack, und doch waren in Frankreich vor drey oder vier hundert Jahren dieſe Geheimniſſe ſo beliebt, daß ſie beſtändig einen Theil eines öffentlichen Feſtes ausmachten. Die Religionsverbeſſerung, welche den Unterſuchungsgeiſt erweckte, vertrieb dieſe Beluſtigung, die ſehr unanſtändig war. Hierauf folgte eine Art von Komödien, welche man Moralitäten nannte, die zwar weniger unanſtändig, aber in Anſehung der Zuſammenſetzung nicht vorzüglicher waren. Dieſe Moralitäten ſind auch längſt verbannt, nur in Spanien haben ſie ſich noch am längſten erhalten. Der Teufel iſt gemeiniglich der Held, und ſie machen ſich kein Bedenken, in ihren regelmäßigen Komödien übernatürliche und allegoriſche Weſen mit Männern und Weibern auf einerley Bühne erſcheinen zu laſſen.

Die Verfeinerung des Geſchmackes in einer Nazion iſt allezeit mit der Verbeſſerung der Sitten be-

gleitet. Leute, die gewohnt ſind, Ordnung und Zierlichkeit an öffentlichen Gebäuden und Gärten zu ſehen, erlangen auch eine Feinheit im Privatleben. Nützliche Künſte bahnten den Weg zu den ſchönen Künſten; Leute, denen die erſtern alle Bequemlichkeit verſchafft hatten, richteten ihre Gedanken auf die letztern. Man ſtudierte die Schönheit in den Gegenſtänden des Geſichts, und Leute von Geſchmack legten ſich auf die ſchönen Künſte, welche ihre Vergnügungen vermehrten und ihre Wohlgewogenheit erweiterten.

Eben ſo behaupten alle Alterthumsforſcher, daß die erſten Schriften in Verſen waren, und daß die proſaiſche Schreibart von einer viel ſpätern Zeit herrühre. Wenn dieſes Wahrheit iſt, ſo muß man in dieſem Falle auf die Profeſſion eines Barden Rückſicht nehmen, welcher in den erſten Zeiten entſtund, ehe noch das Schreiben bekannt war und nach und nach abſtarb, wie das Schreiben immer mehr und mehr gewöhnlich wurde. Die Neubegierde des Menſchen iſt in Abſicht auf die Begebenheiten ſeines eigenen Geſchlechts ſehr groß, und wenn ſolche Dinge in Verſen, wohl gar mit Muſik begleitet, beſchrieben ſind, ſo iſt ein ſolches Werk ganz bezaubernd. Da nun ſolche Talente ſelten ſind, ſo wurden auch die Wenigen, die ſie beſaßen, ſehr hoch geſchätzt, und daher rührte die Profeſſion eines Barden, welche außer den natürlichen Gaben mehr Bearbeitung und Uebung als eine jede andre bekannte Kunſt erforderte. So waren die Barden bey jedem Feſt und bey jeder Feyerlichkeit die Hauptperſonen. Ihre Geſänge, welche die Thaten der Könige und Helden erneuerten, und jeden Zuhörer in Bewegung ſetzten, müſſen die Unterhaltung einer jeden kriegeriſchen Nazion geweſen ſeyn. In den Nachrichten des P. Gobien finden

wir, daß noch jetzt die Einwohner der marianiſchen Inſeln Barden haben, die man ſehr bewundert, weil in ihren Geſängen die Thaten ihrer Vorfahren gerühmt werden. Da nun dieſe Geſänge bey jedem Feſte eine Hauptrolle ſpielten, ſo wurden ſie ganz natürlich in jeder Familie von den Eltern auf ihre Kinder gebracht, und auf dieſe Weiſe blieben ſie bekannt, ehe man noch etwas vom Schreiben wußte.

Die Geſänge der Barden machten alſo auch die erſten Aufſätze aus, wobey man das Schreiben anwendete, ſie wurden von den geſchickteſten Schriftſtellern ſorgfältig geſammlet, um ſie zum beſtändigen Andenken aufzuheben. Der folgende Theil des Wachsthums iſt auf gleiche Weiſe leicht zu erklären. Leute, die keine andre ſchriftlichen Aufſätze kannten als Verſe, verfaßten auch ihre Geſetze, ihre Religionsgebräuche und alle merkwürdige Begebenheiten in Verſen, die man zum Andenken ſchriftlich aufheben wollte. Sobald aber die Materien zum Schreiben vermehrt und immer verwickelter wurden, als die Leute zu denken, zu lehren und zu reden anfiengen; ſo mußten ſie ſich zur niedrigen Proſe herablaſſen, weil ſich nicht jede Arbeit in Verſe bringen läßt. Die erzählende Schreibart wurde mit der Zeit ſo herrſchend, daß der Schriftſteller bey einer langen Geſchichte den Dialog beynahe ganz unterließ; und da die trockene erzählende Schreibart ſehr wenig intereſſant oder angenehm iſt, ſo trieb der Geſchmack zur Verſchönerung einige Schriftſteller an, weitläuftig und wortreich zu ſeyn.

Die Vollkommenheit der hiſtoriſchen Schreibart, zu welcher die Schriftſteller endlich nach vielen Wanderungen, durch verſchiedene unvollkommene Arten gelangen, iſt eine Erzählung wichtiger Begebenheiten, die mit ihren Bewegungsgründen und Folgen

verbunden iſt. Eine Sprache in ihrer urſprünglichen Armuth, der es an Stärke und Abwechſelung fehlet, hat nichts anders, wodurch ſie einen Gedanken verſtärken kann, als daß ſie den Ausdruck verdoppelt; die Beyſpiele hierzu ſind in den alten Schriften unzählig, ſie ſagen eine und dieſelbe Sache mit verſchiedenen Worten, und vermehren nur die Ausdrücke. Dieſes wenige iſt hinreichend genug, von dem Wachsthum der Künſte eine kurze Ueberſicht zu gewähren; und dieſes führet uns nun auf das Wachsthum der Sitten und auf die Kennzeichen der verfeinerten Sitten.

Offenbar iſt es bey jeder Unterſuchung über menſchliche Angelegenheiten nichts weniger als gleichgültig, vorher feſtgeſetzt zu haben, welches die Beſchaffenheiten in den Sitten und dem Karakter der verſchiedenen Völkerſchaften ſind, welche nach dem Urtheil der Vernunft und nach einer unpartheyiſchen Ueberſicht des menſchlichen Geſchlechts, in ſeinem jetzigen und vergangenen Zuſtande, die Beylegung von Benennungen rechtfertigen, welche ſo unbegränzten Tadel oder Lob in ſich faſſen.

Die Beywörter „barbariſch und ungeſittet“ werden in Schriften und Unterredungen ſo häufig gebraucht, daß jeder, der ſich mit Betrachtungen über Sitten und mit der Geſchichte der Menſchheit beſchäftiget, veranlaßt werden muß, mit einiger Aufmerkſamkeit darüber nachzudenken, ſowohl was für Begriffe man gemeiniglich mit dieſen Worten zu verbinden pflegt, als auch in welchem Verſtande ſie eigentlich von den Geſchichtſchreibern und Moralphiloſophen gebraucht werden ſollten.

Vielleicht findet es ſich bey genauer Unterſuchung, daß ſich nicht wohl irgend ein einzelnes, entweder

von den Geſetzen, oder den Sitten, oder irgend einer andern Beſchaffenheit der menſchlichen Umſtände zu entlehnendes Kennzeichen des geſitteten Standes und der Barbarey feſtſetzen läßt, welches aus dem allgemeinen Gebrauch dieſer Ausdrücke hergeleitet werden könnte und geſchickt wäre, ihre Anwendung in einzelnen Fällen zu erläutern.

Der ſo hoch erhobene geſittete Stand zeigt in dem Munde der Bewunderer deſſelben offenbar etwas an, das von vermiſchter und zuſammengeſetzter Beſchaffenheit iſt, das mehrere Beſtandtheile enthält, von denen einige als dem Daſeyn der Sache ſelbſt weſentlich, andere nur als hinzukommende und verſchönernde Beſtimmungen anzuſehen ſind. In der gänzlichen Abweſenheit der erſten derſelben ſcheint, nach dem allgemeinen Sprachgebrauche, das, was man Barbaren nennet, geſucht werden zu müſſen.

Die Betreibung gründlicher Wiſſenſchaften, die Liebe und Erlernung der ſchönen Künſte, erhöhen, in ihrem noch unverdorbenen Zuſtande, ohne Zweifel den geſitteten Stand, und vermehren den Genuß verfeinerter Nazionen; allein eine Neigung für unächte Wiſſenſchaften (dergleichen verſchiedene gleich der Sterndeuterey und Magie, eben weil ſie zur Zeit ihrer Blüthe für unſchädlich gehalten werden, geherrſcht haben und vielleicht noch herrſchen) und ein Gefallen an ſchiefen Nachahmungen der Künſte, als Pantomimen, Puppenſpiele, Maskeraden, oder die überladenen Verzierungen der Gärten und Blumenbeete, können die gerechte Schätzung derjenigen Nazionen, bey welchen ſie beliebt ſind, nicht befördern, ſondern nur herabſetzen. Die gemeinen, auf Handel ſich beziehenden Künſte, welche dem Ueberfluſſe, der Bequemlichkeit und andern Annehmlichkeiten des gewöhnlichen Lebens dienſtbar ſind, ſchei-

nen ziemlich von gleichgültiger Beſchaffenheit zu ſeyn. Obgleich durch ſie die Sitten gebildeter Nazionen verſchönert werden können, ſo finden ſich doch Aeußerungen edelmüthiger Geſinnungen unter Nazionen, welchen dieſe Künſte beynahe ganz unbekannt ſind.

Wenn die jetzt angegebenen Eigenſchaften alle diejenigen Umſtände, welche, nach dem allgemeinen Urtheil der Menſchheit, das Weſen gebildeter Sitten ausmachen, unter ſich begreifen, ſo folgte daraus, daß kein Volk jemals alle dieſe Eigenſchaften in ihrer höchſten Vollkommenheit beſeſſen habe und hinwiederum niemals irgend eines geweſen iſt, welches (kurze Zwiſchenräume von Zerrüttungen ausgenommen,) nicht einen beträchtlichen Antheil an einer oder mehrerer derjenigen Beſchaffenheiten, welche für die weſentlichſten anerkannt werden müſſen, aufzuweiſen gehabt habe. Sollte es daher nicht beſſer ſeyn, bey genauer Unterſuchung über dieſen Gegenſtand die zu allgemeinen Benennungen von barbariſch und ungeſittet aus dem Spiele zu laſſen, und an ihre Stelle Ausdrücke von beſtimmterm Lob oder Tadel einzuführen?

Die gewöhnliche Bedeutung, in welcher jene Benennungen genommen werden, gründet ſich in der That auf ein ziemlich allgemeines, aber darum nicht minder falſches und einſeitiges, Vorurtheil von dem Zuſtande der Menſchheit. Sie ſetzt voraus, daß der Unterſchied zwiſchen jeder Völkerſchaft über alles Verhältniß groß ſeyn könne, daß es einige glückliche und ausgezeichnete Stämme der Menſchen gäbe, welchen Edelmuth, hoher Sinn, Verfeinerung und Menſchlichkeit in jeder Rückſicht eigenthümlich ſey, indeß andere durch ein hartes Verhängniß, oder durch ihre eigene Verkehrtheit, einem durchaus niedriger herabge-

abgewürdigten und rohen Zuſtande auf immer überlaſſen wären.

Dieſe allgemeine Vorausſetzung in Beziehung auf die Lage der Menſchheit liegt mit in der Einbildung von jenem Vorzug für allen andern Völkern, welchen die Europäer ſo geneigt ſind, ſich beyzulegen: ein Vorzug, welcher gleich demjenigen, mit welchem ſich die Griechen, die Römer und Chineſer ſchmeichelten, von denen, die ihn behaupteten, als allgemein und unermeßlich angenommen wird, der aber, wenn man ihn auf die Wagſchaale der Tugend und der Glückſeligkeit legen wollte, ſehr unbedeutend ſcheinen würde, in Beziehung der zahlreichen aſiatiſchen Völkerſchaften, welche lange unter ausgebreiteten Herrſchaften geblühet haben; und nur wenig beträchtlich in Vergleichung der ungebildetſten und roheſten Menſchengattung, welche entweder Grönlands Eisklippen bewohnt, oder ſich unter einem von ſenkrecht auffallenden Sonnenſtrahlen durchkochten Himmelsſtriche, oder längſt der Küſte von Guinea, oder an den Ufern des Oronoko befindet.

Wir machen den Anfang mit dem äußerlichen Anſehen, welches das erſte iſt, das unſere Aufmerkſamkeit an ſich ziehet. Das menſchliche Angeſicht hat eine größere Mannigfaltigkeit an Ausdrücken, als ein jedes anderes Thier, und einige Perſonen ſind von den meiſten andern in dieſen Ausdrücken ſehr weit unterſchieden. Dieſelbe Mannigfaltigkeit beobachtet man auch in den menſchlichen Geberden, und eben dieſes Beſondere in einzelnen Perſonen, ſo daß man ſie an ihrer Art des Ganges, oder ſogar an einer geringen Handlung, erkennen kann und ganze Nazionen werden durch eben dieſe beſondere Umſtände unterſchieden.

Der Menſch iſt geneigt, es andern nachzuthun und durch die Nachahmung iſt die äußerliche Aufführung unter denjenigen beynahe gleichförmig, die ſich bemühen angenehm zu ſeyn. Die Kleidung muß hierbey nicht vergeſſen werden, weil ſie zum äußerlichen Anſehen gehört. Der Menſch kann ſich ſelbſt ankleiden, und er iſt außerdem mit einem Verlangen nach Kleidung begabt, welches nicht weniger natürlich iſt, als das Verlangen nach Speiſe. Dieſe Begierde iſt dem Grade ihres Nutzens angemeſſen, ſie iſt in kalten Ländern ſtark, und in heißen Gegenden ausnehmend ſchwach. Die Wilden müſſen nackend gehen, bis ſie lernen, ſich ſelbſt zu bedecken; und ſie lernen es bald, wo ihnen die Bedeckung nöthig iſt. Die Schamhaftigkeit iſt eine andere Urſache zur Bedeckung. Wenige Wilde ſtellen ihren ganzen Körper ohne Bedeckung bloß. Es iſt noch eine dritte Urſache zur Bekleidung, nämlich das Vergnügen, welches ſie gewähret. Die Kleidung iſt zur Geſundheit ſo nothwendig, daß der Vorzug einer geringern Annehmlichkeit eher als die Blöße, eine Unförmlichkeit in unſerer Natur anzeigen würde. Die Wilden dachten vermuthlich zuerſt auf die Bekleidung als eine Beſchützung wider das Wetter, aber ſie entdeckten bald eine Schönheit im Anzuge. Diejenigen Wilden, welche nackend gehen, bemahlen ihre Körper, und werden durch eben die Neigung zum Putze angetrieben, die wir Europäer in unſern bunten Kleidungen zeigen. Und ob ſchon die Kleidung keinen geringen Einfluß auf die Sitten hat, ſo iſt es doch eine ſehr auffallende Bemerkung, daß die Ausſchweifung und ſelbſt der Ehebruch unter den Wilden ſogar in den heißen Ländern, wo ſie kaum einige Bedeckung haben, ganz unbekannt iſt.

Auch die Reinlichkeit iſt ein Stück des äußerlichen Anſehens. Es ſcheint dem erſten Anblicke nach

allerdings

allerdings noch ſehr zweifelhaft, ob die Reinlichkeit zur Natur des Menſchen gehöret, oder ob ſie nur eine Verfeinerung der geſitteten Nazionen iſt. Zur Vertheidigung des erſtern dient vornehmlich dieſes, daß man die Reinlichkeit vorzüglich bey verſchiedenen Nazionen findet, die eben keinen großen Fortgang in den Künſten des Lebens gemacht haben. Die Wilden auf den Caribiſchen Inſeln, die ehemals ſehr zahlreich waren, werden als ſehr reinlich beſchrieben. Auf der Inſel Otaheite ſind beyde Geſchlechter ſehr reinlich. Andere hingegen ſcheinen hievon gar keine Begriffe zu haben. Die Einwohner von Kamſchatka ſind ſehr unreinlich, und die Unfläterey der nordamerikaniſchen Wilden in ihrer Speiſe, in ihren Hütten und in ihren Kleidungen, gehet über alles, was man ſich davon vorſtellen kann. Da die Reinlichkeit Fleiß und Aufmerkſamkeit erfordert, ſo muß die Reinlichkeit einiger Wilden das Werk der Natur ſeyn, und die Unfläterey der andern muß aus einer Trägheit herſtammen, welche der Natur entgegen handelt.

Der Menſch iſt ferner von Natur zur Bewegung geneigt; man ſiehet dieſes an den Kindern, die niemals in Ruhe ſind, außer wenn ſie ſchlafen. Wo nun die Vernunft regieret, da ſchränkt der Menſch dieſe unruhige Neigung ein, und handelt niemals ohne einen Bewegungsgrund. Die Wilden aber haben ſehr wenig Bewegungsgründe zur Handlung, wenn ſie ſich geſättiget haben; ihre Hütten erfordern wenig Fleiß und ihre Bedeckung von Thierhäuten noch weniger; das Jagen und Fiſchen beſchäftiget ihre ganze Thätigkeit. Nach einer großen Ermüdung bey dem Jagen iſt die Ruhe ſüße, welche der Wilde verlängert, weil er keinen Bewegungsgrund zur Handlung hat, bis die Zeit des Jagens wieder kommt; deshalb ſind die Wilden im Felde aus-

nehmend munter, und zu Hauſe außerordentlich träge.

In den älteſten Zeiten lebten die Menſchen auf eine ſehr einfache und ſimple Art und wußten noch nichts von ſolchen Bedürfniſſen, die man gemeiniglich den Luxus nennet. Rebecca, Rahel und die Töchter des Jethro weideten die Schafe ihrer Väter; die jungen vornehmen Frauenzimmer ſchöpften Waſſer aus den Brunnen mit ihren eigenen Händen. Die Prinzeſſinnen ſogar wuſchen ihre Kleider ſelbſt, Königinnen ſpannen, und überhaupt ſchämte ſich ehemals kein weibliches Geſchöpf, die Pflichten ſeiner Beſtimmung zu erfüllen.

Der Menſch iſt von Natur ein furchtſames Geſchöpf und beſitzt wenig Geſchicklichkeit, ſich ſelbſt gegen den Schaden und das Unrecht zu beſchützen; allein er wird in der Geſellſchaft muthig und läßt ſeinen Zorn nur gegen Fremde aus. In dem Jägerſtande werden die Menſchen grauſam, weil ſie täglich unſchuldige Thiere gleichgültig erlegen können; die ruhige, ſtille Lebensart des Hirten aber mildert jene rauhen Sitten der Jäger, und der Ackerbau, welcher die Vereinigung vieler Hände bey einem Geſchäfte erfordert, flößet einen Geſchmack an gegenſeitigen Dienſtleiſtungen ein. Hier kommt nun die unglückliche Begierde zum Sammeln in den Weg, um dieſen glücklichen Anfang der Verfeinerung zu ſtören. Die Begierde nach Eigenthum wächſt von Tage zu Tage, die Liebe zur Pracht und überflüßige Bedürfniſſe bahnen den Weg zu Streitigkeiten, Zank und Rache.

Ein Umſtand trug vieles dazu bey, die ungeſelligen Leidenſchaften zu vermindern: die erſten Geſellſchaften waren klein, und kleine Staaten in einer

nahen Nachbarſchaft bringen beſtändig Streit und Uneinigkeit hervor: die Vereinigung vieler ſolcher Staaten in ein großes Königreich entfernen die Leute immer weiter von ihren Feinden, und machen ſie friedliebender. In dieſem Zuſtande haben die Menſchen Zeit und Ruhe, das Vergnügen des geſelligen Lebens zu genießen; ſie finden, daß ihre unruhigen Leidenſchaften die Geſellſchaft zerſtören, und aus Liebe zur Geſellſchaft unterziehen ſie ſich geduldig der ſtrengen Zucht, die Leidenſchaften zu bezwingen und die Sitten zu mildern.

In dem urſprünglichen Zuſtande der Jäger und Fiſcher, wobey wenig Verbindung unter einzelnen Perſonen iſt, bekümmert ſich jedermann nur um ſeine eigenen Angelegenheiten und die ſtolze Einbildung iſt herrſchend. Die Entdeckung, daß man das Jagen und Fiſchen am beſten in Geſellſchaft treiben kann, befördert in dieſem Zuſtande einigermaßen die Geſellſchaft; ſie findet Eingang in den Hirtenſtand und macht ein großes Aufſehen, wo der Ackerbau und Handel blühen. Die Privateintracht wird durch eine geſellige Gewohnheit befördert, und eine Nazion iſt glücklich, ſo wie die Liebe des Vaterlandes darinnen herrſchend iſt. Allein der Reichthum, der entweder durch Eroberung oder Handel erlangt wird, bringt den Luxus und die Wolluſt hervor. Wie dieſe zunehmen, ſo nehmen die geſelligen Neigungen ab, und verſchwinden endlich ganz und gar. Jeder ſucht dann ſein eigenes Intereſſe und die Liebe zum Gewinnſt und zu ſinnlichen Vergnügen ſind die Götzen, die allgemein verehret werden. Auf dieſe Weiſe kommen die Menſchen in dem Fortgange der Sitten zum Ende, wie ſie angefangen hatten.

Grauſamkeit gegen Feinde iſt alsdann die erſte Neigung, die ſich mit der Zeit wieder bey den Mit-

gliedern eben dieſes Stammes einſtellet. Der Zorn und die Rache ſind bey den Wilden herrſchend, die niemals daran denken, ihre Leidenſchaften zu unterdrücken. Allein dieſer Karakter iſt nicht allgemein: einige Stämme ſind wegen ihrer Leutſeligkeit vorzüglich merkwürdig. Der Zorn und die Rache waren der Karakter unſerer erſten europäiſchen Vorfahren und machten ſie wild und grauſam. Die Gothen z. B. waren ſo blutbegierig, daß ſie, bey ihren erſten Einfällen in die römiſchen Provinzen, Mann und Weib nebſt ihren Kindern umbrachten; dennoch waren ſie ein ehrliches Volk, und ſie wurden durch die Verfeinerung, welche ſie in den geſitteten Ländern von Europa erhielten, wegen ihrer Leutſeligkeit nicht weniger merkwürdig, als ſie es ehemals wegen ihrer Grauſamkeit geweſen waren.

Die Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſenſchaften in Europa, auf welche eine Verbeſſerung in der Religion erfolgte, hatte eine wundervolle Wirkung in der Beſänftigung der Sitten und Beförderung des Nutzens bey der menſchlichen Geſellſchaft; vor dieſer Zeit waren die Sitten von Europa nicht weniger grob als grauſam. Wenn ein Volk anfängt, ſich aus der Barbarey zu erheben, ſo treten an die Stelle der Bitterkeit und Rache lärmende Luſtbarkeiten und rohe Scherze. Auch ſollte man denken, daß der Krieg ein zu rauher Boden zum Wachsthum der guten Sitten wäre, und doch findet man, daß er nicht allezeit ein ſolches Wachsthum gänzlich ausſchließt. Der Krieg zwiſchen zween kleinen Stämmen iſt zwar ſehr wild und grauſam, aber ein großer Staat mildert die Rache, indem er ſich nicht wider einzelne Perſonen, ſondern wider den andern Staat überhaupt richtet. Wir kennen jetzt keine andern Feinde, als diejenigen, die in Waffen ſind, und wir haben keinen

Zorn wider andere, ſondern finden vielmehr ein Vergnügen darinne, ihnen mit Leutſeligkeit zu begegnen. Die Grauſamkeit, welche auf dieſe Weiſe wenige einzelne Menſchen im Kriege zu ihren Gegenſtänden hat, nimmt natürlicher Weiſe ab, und die Großmuth verwandelt dagegen die Soldaten in Helden.

Die Nothwendigkeit, die Städte zu befeſtigen, um die Unſchuldigen und Gewehrloſen vor dem Untergange zu beſchützen, liefert ein deutliches Beyſpiel von der wilden Grauſamkeit, die in den vorigen Zeiten herrſchte. Allein ſolcher Feſtungen ſind durch das Wachsthum der Menſchenliebe immer weniger geworden, und ſie dienen gegenwärtig nur dazu, um ſich wider den feindlichen Einfall zu vertheidigen; wozu eine kleine Feſtung, die für die Beſatzung zureichend iſt, vollkommen dienen kann, indem ſie mit wenigern Unkoſten errichtet wird, und nur für die Beſatzung den nöthigen Unterhalt anſchaffen darf.

Geht man einen Schritt weiter in der Geſchichte der Sitten, ſo kommt man zu den eigennützigen und geſelligen Zweigen der menſchlichen Natur, welche in die Sitten einen großen Einfluß haben. Der Eigennutz herrſcht jetzt noch unter den Wilden, weil die körperlichen Vergnügungen ihre vornehmſten Gegenſtände ſind, und jeder Wilde dieſe vollkommen kennet. Die Wohlgewogenheit und die gütige Zuneigung ſind für einen Wilden zu fein, wofern ſie nicht von der einfachſten Art wie die Bande des Blutes ſind. So lange noch die künſtlichen Bedürfniſſe unbekannt waren, ſo machte der Eigennutz auch kein großes Aufſehen; die Mittel zur Befriedigung der natürlichen Bedürfniſſe waren in großem Ueberfluſſe, und die Menſchen, welche ſich vor keinem Mangel fürchten, denken niemals daran, ſich wider denſelben zu verſorgen, und noch weniger begehren ſie dasjenige, was

andern

andern gehöret. Allein die Menſchen ſind nicht lange mit den bloßen Nothwendigkeiten zufrieden; eine unabläßige Begierde, ſich immer mehr und mehr zu verſorgen, führet ſie von den Nothwendigkeiten zu den Bequemlichkeiten, und von dieſen zu den Ueppigkeiten des Lebens. Der Geiz wird hartnäckig, und Schlöſſer und Riegel, die ehemals unbekannt waren, werden nothwendig, um einzelne Perſonen vor der Raubbegierde ihrer Nachbarn zu ſchützen.

Auch der Reichthum bringt eine klägliche Wirkung hervor, er entkräftet den Beſitzer und macht ihn zu einem feigen Menſchen. Derjenige, welcher über die Arbeit anderer befiehlt, ohne Hunger ißt, und ohne Ermüdung ruhet, wird ſowohl am Gemüthe als am Körper ſchwach, hat kein Vertrauen in ſeine Kräfte und muß ſeinen Feinden ſchmeicheln, weil er keinen Muth hat, ſich ihnen entgegen zu ſetzen. Der Eigennutz unter den Rohen und Unwiſſenden iſt grob, ungeſchliffen und unverſtellt. Der Eigennutz, der in einem reichen Staate die Stelle des Patriotismus einnimmt, iſt ſanft, fein und mit einem Schleyer bedeckt.

Da wir nun auf dieſe Weiſe unſerer Materie ihre gehörige Gränzen ſetzen müſſen, ſo beſtehet der wichtige Punkt, der noch auszumachen übrig iſt, darinne, ob wir eine Regel haben zu beſtimmen, was für ein Uebermaaß in dem körperlichen Vergnügen mit Recht fehlerhaft könne genennet werden. Obgleich unſer gegenwärtiges Leben ein Stand der Prüfung iſt, ſo hat uns doch unſer Schöpfer ein jedes Vergnügen verſtattet, welches weder dem Gemüthe, noch dem Körper ſchädlich iſt, und daher kann nur das ſchädliche Uebermaaß den Tadel des Luxus verdienen; es iſt fehlerhaft als eine Uebertretung der Pflicht gegen uns ſelbſt, und als ein ſolches wird es auch nur durch

das moraliſche Gefühl verworfen. Home ſchließt mit der intereſſanten Wahrheit, wenn er ſagt: in dem wilden Stande iſt der Menſch beynahe nur ganz Körper und hat einen geringen Gebrauch ſeiner Seele. In der Vollkommenheit der bürgerlichen Geſellſchaft aber, iſt er an Leib und Seele ganz vollſtändig. In dem Stande der Verderbniß durch die Schwelgerey und Wolluſt hat er weder Leib noch Seele.

Das Reſultat obiger Beobachtungen iſt daher kein anderes, als: wer ſich nun auf dem geraden Wege der Tugend und Glückſeligkeit befindet, der verachte und verſpotte diejenigen keineswegs, die davon abweichen; er gebe ſich vielmehr Mühe, ſie durch vernünftige und liebreiche Mittel auf den geraden und richtigen Pfad, der uns zu unſerm wahren Glück führet, zu lenken, weil er weiß, daß ſie ſchiefe Richtungen des Verſtandes empfangen haben. Wer alſo noch ſeinen Bruder und ſeine Schweſter, die auf verkehrten Wegen wandeln, ſie wohnen in welcher Zone ſie wollen, haſſen und verfolgen kann, der darf ſicher ſchließen, daß er ſelbſt noch nicht auf der geraden Bahn ſtehe. Wenn aber böſe Handlungen einzelner Menſchen dergeſtalt beſchaffen ſind, daß ſie andern Mitgliedern der Geſellſchaft an ihren Gütern, oder wohl gar an ihrem Leben, offenbar ſchaden und gefährlich werden; dann liegt es bloß der Obrigkeit ob, den Lauf des Laſters durch die Gewalt der Geſetze auf einmal zu hemmen.

Aus dem allen erhellet endlich auch, daß die Erweiterung unſerer Kenntniſſe hauptſächlich von den Umſtänden abhänge, in welchen wir uns auf Erden befinden, nämlich von den Begebenheiten, die ſich um uns her zutragen, oder zugetragen haben, dann von den Perſonen, mit denen wir in Verbindung ſtehen, ferner von den Gegenſtänden und Bedürfniſ-

ſen,

ſen, die ſich unſern Sinnen darbieten und unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, und von dergleichen Dingen mehr, die aber endlich alle einzig und allein von der Beſchaffenheit und Güte des Bodens, den wir bewohnen, abhangen.

Einige Gegenden widerſetzen ſich gleichſam von Natur dem Wachsthume oder der Verſchönerung des menſchlichen Geiſtes, dieweil ſie im Gegentheil andere augenſcheinlich befördern. Mit der höhern oder niedrigen Würde des menſchlichen Geiſtes ſtimmt überdieß insgemein auch die größere oder geringere Schönheit ſeines Körpers überein. Von dieſer weiß man aber, daß ſie in verſchiedenen Gegenden des Erdbodens ungemein großen Abweichungen unterworfen iſt, von denen in der Folge umſtändlicher gehandelt werden ſoll.

b) Verſchiedenheit der Völker.

Die Mannigfaltigkeit der Nazionen und des Nazionalkarakters bildet ſich ſelbſt in der Phyſiognomie der Völker ab. Die Eigenſchaften des Leichtſinnes oder der Eitelkeit, der Würde, des Stolzes, der Kleinmüthigkeit, Tapferkeit, Dummheit, Lebhaftigkeit, Wildheit, Sanftmuth, und tauſend andere feinere Stimmungen des moraliſchen Karakters mahlen ſich in den Geſichtern und unterſcheiden das äußerliche Anſehen der Menſchen. Einzelne Menſchen haben zwar oft nichts von jenen beſondern Regeln an ſich, welche in dem Geſchlechte, dem Stamme oder der Nazion, der ſie zugehören, herrſchend ſind; ob ſie gleich nicht weniger die äußern Zeichen jener Eigenſchaften an ſich tragen. Die Phyſiognomie bleibt daher immer eine betrügliche Kunſt; man täuſcht ſich durch das äußere Anſehen ſo lange, bis endlich die Bekanntſchaft mit der beſondern Bedeutung der Züge bey dieſem oder jenem einzelnen Karakter die Betrüglichkeit allgemeiner und zweydeutiger Kennzeichen außer Zweifel ſetzt.

Einige Menſchen ſind mit kleinen, andere mit großen, einige mit wohlgebildeten und andere mit weniger ſchönen Gliedmaßen verſehen; ſo iſt es mit dem Munde, mit der Naſe, mit den Augen und mit den übrigen Gliedern des Leibes; doch achtet man dieſe geringe Abweichung nicht einmal ſehr, weil ſie insgemein nur in weichen Theilen, nämlich in der Haut und in dem Fleiſche liegen und nicht ſelten auch unter nahen Blutsverwandten bemerkt werden. Daß es aber ganze Nazionen giebt, die nicht etwa bloß in Kleinigkeiten, ſondern in Anſehung ihres ganzen Baues und ihrer Größe ſowohl, als in Rückſicht ihrer Farbe von einander verſchieden ſind, iſt allerdings eine ſehr merkwürdige Erfahrung, die eben deswegen einige Gelehrte auf den Gedanken gebracht hat, es müſſe mehr als Ein gemeinſchaftlicher Stammvater der Menſchen geweſen ſeyn.

Die Verſchiedenheit der menſchlichen Geſtalt findet man zuförderſt an den Köpfen. Der Schädel des Europäers unterſcheidet ſich von den Schädeln anderer Völker durch ſeinen länglichen Hirnſchädel, der wie ein Ey geſtaltet iſt, deſſen dickere Hälfte das Hinterhaupt, die dünnere hingegen das Vordertheil bedeutet. Die ſchöne Wölbung der Stirn, ingleichen die geraden Naſenbeine, welche ziemlich weit hervorſtehen, zeichnen ſich in unſern Augen an Schönheit vor den nämlichen Theilen der andern aus. Man ſagt daher auch, an dieſer ſchönen Wölbung des Hirnſchädels ſeyen die großen Fähigkeiten des Geiſtes der Europäer zu erkennen.

In Oſtindien haben die Köpfe eine ganz andere Geſtalt als bey uns. Sie unterſcheiden ſich von den unſrigen erſtens durch die ſpitze Wölbung des Hirnſchädels, ferner durch das kurze Hinterhaupt und endlich durch die ungemein ſtarken Knochen der Kinnlade

ſowohl als des ganzen Angeſichtes. Der Afrikaner unterſcheidet ſich von den beyden erſten Köpfen nicht nur durch ſein enges Hinterhaupt und breite Bais desſelben, die aus einem ſehr ſtarken Knochen beſtehet, der den Nacken bildet, ſondern auch durch die kurzen Naſenbeine und aufgeworfenen Mäuler dieſes Volkes.

An dem kaſpiſchen See und von da weiter gegen Norden hinauf, wandern die nomadiſchen Tartarn und Kalmucken umher, die ſich größtentheils von Pferdefleiſch und Milch nähren und in Anſehung der Geſtalt ihres Angeſichtes von andern Nazionen ebenfalls merklich verſchieden ſind. Sie haben einen mützenförmigen Hirnſchädel, eine niedrige Stirn, wie die Affen, tiefe Augenhöhlen und überaus kurze und flache Naſenbeine, die faſt gar nicht über die darneben liegenden Knochen hervorragen; deſto weiter ſtehet ihr ſpitziges Kinn hervor, welches aber aus einem ziemlich ſchwachen Beine beſtehet und in dem Profile des ganzen Angeſichtes einen unangenehmen einwärts gebogenen Umriß verurſacht.

Die Geſtalt der übrigen Glieder des menſchlichen Leibes iſt nicht ſonderlich verſchieden, wenigſtens ſind die Abweichungen nicht ſo nazional, wie an den Köpfen, weil oft Perſonen von ſchöner und häßlicher Bildung, oder von ſchlanken und plumpen Gliedern, ſogar in einer und ebenderſelben Familie zugleich gefunden werden. Nur was die Statur anbelangt; ſo ſcheinen ſich dieſe ebenfalls wieder nach ganzen Nazionen zu richten, indem die Menſchen in einigen Gegenden faſt alle ſehr klein, in andern hingegen mittelmäßig groß und in noch andern ſehr groß ſind.

Völker der niedrigſten Größe wohnen gegen Süden und Norden an den äußerſten Enden der bewohnbaren Oberfläche der Erde. Sie ſind ſelten über vier

vier Fuß hoch. Auf der nördlichen Halbkugel giebt es in dem kalten Gürtel jetzt vieles Land, wo ſich dieſe Leute aufhalten, daher man ſie hier in großer Menge findet und ſie hier verſchiedene Nazionen ausmachen, z. B. Grönländer, Lappen, Samojeden, Oſtiaken, Kamtſchatalen und Eskimos.

Ganz anders iſt es auf der Oberfläche der Erde in der ſüdlichen Halbkugel, denn dort findet man in dem kalten Gürtel und nahe dabey faſt gar kein Land, folglich auch keine Menſchen. Die letzten, welche zunächſt an dem dortigen Pole wohnen, und gleichſam an der Spitze ſtehen, haben die Weltumſchiffer Candiſh, Bougainville, Cook und andere, auf der ſüdlichen Spitze von Amerika, oder auf dem ſogenannten Feuerlande angetroffen. Dieſes Land reicht zwar bey weitem noch nicht an den kalten Erdgürtel, aber es iſt demohngeachtet ſehr kalt, ſo daß gedachte Schiffer, auch ſogar in den wärmſten Sommermonaten, als bey ihnen im Dezember und Januar, beynahe erfroren ſind. Auch ſind nicht alle Bewohner dieſes elenden Landes ſo ganz klein, ſondern nur diejenigen, welche ſich in den kälteſten Gegenden deſſelben aufhalten und von Bougainville Pecherais genannt werden, vermuthlich deshalb, weil ſie ihm dieſes Wort ſehr oft zuriefen, welches vielleicht ein Ausdruck von Freude iſt. Es ſind ihrer kaum etliche hundert an der Zahl, und ſie ſind mithin bey weitem nicht ſo zahlreich, wie die nördlichen, mit denen ſie auch überhaupt nur in Anſehung ihrer kleinen Statur und ihres unbärtigen Kinnes übereinkommen, im übrigen aber noch ſehr von ihnen abweichen; denn ſie haben ein ſehr elendes, häßliches und ekelhaftes Anſehen, weil die Grönländer und Eskimos weit beſſer gewachſen, wie auch ſtark und feſt gebauet ſind. Alle dieſe kleinen Leute pflegt man auch nur zwergartige

Polarmenſchen zu nennen. Dergleichen kleine Menſchen findet man auch auf Madagaskar, wo ſie ſich auf den Bergen aufhalten und gleichſam ein beſonderes Volk ausmachen, das von den andern Bewohnern dieſer Inſel in vielen Stücken unterſchieden iſt.

Die ganze übrige Oberfläche der Erde iſt meiſtentheils von Menſchen der mittlern Größe, die fünf bis ſechs Fuß beträgt, bewohnt. Viele davon ſind zugleich ſehr feſt gebauet und ſehr ſchön gewachſen, wie z. B. die Tſchirkaſſier, die Georgier, die Griechen und faſt alle Europäer. Mit dieſem ſchönen Wuchſe ſind aber auch insgemein große Eigenſchaften des Geiſtes verbunden, als Verſtand, Kühnheit, Wißbegierde, Tapferkeit, Genie, Redlichkeit u. ſ. w. Doch dieß iſt nur von den meiſten ſchönen Menſchen zu verſtehen, nicht aber von allen, weil einige davon durch allerhand Nebenurſachen dennoch merklich auf die ſchlimme Seite können gelenket werden.

Mitten unter dieſen Nazionen der mittlern Größe wohnen hin und wieder auch welche, die zu der erſten Größe gehören, weil ſie über ſechs bis ſieben Fuß hoch ſind. Gegenwärtig rechnet man hieher vorzüglich die Patagonen, alsdann die Acanſas, ferner die Bewohner verſchiedener Inſeln des Südmeers und endlich auch einige katariſche Heiden.

Die Anzahl der Menſchen der mittlern oder gewöhnlichen Größe beträgt wohl etliche hundert Millionen, weil die Menſchen der niedrigſten und erſten Größe alle zuſammen kaum eine einzige Million ausmachen.

In Rückſicht auf die Farbe laſſen ſich die Bewohner der Erde ebenfalls wieder in Klaſſen und zwar in vier Hauptgattungen bringen, weil ſie entweder weiß oder ſchwarz, lichtbraun oder kupferfarben ſind, wenn

man

man nämlich die verſchiedenen Nazionen, durch welche ſich dieſe Hauptfarben in einander verlieren, nicht achtet.

Wenn man alſo die Farben der Menſchen mit ihrer Geſtalt und Statur verbindet, ſo laſſen ſie ſich alle ganz füglich unter ſechs verſchiedene Hauptracen, oder ſogenannte Spielarten bringen, davon jede ihren beſondern Diſtrikt bewohnt, den entweder große Kettengebirge, oder gewaltige Ströme, oder ſelbſt der Ocean, oder endlich die beyden kalten Gürtel der Erde begränzen; ſonach wären es die **Amerikaner, Indianer, Afrikaner, Europäer, Aſiater** und die **Polarmenſchen.**

Was die eigentliche Race der **Amerikaner** betrifft, ſo iſt zuförderſt das Angeſicht bey dieſen Menſchen ziemlich rund, ihr Haupthaar ſchwarz, dicht, ſteif und borſtig; das Barthaar hingegen dünne, ihre Haut kupferfarben, ihre Statur mittelmäßig und ihr ganzer Bau des Leibes wohlproportionirt. Kleine Ausnahmen darf man hier nicht achten, weil einzelne Stämme oder Nazionen jeder Hauptrace in einigen Nebendingen allemal merklich von einander abweichen. So haben z. B. die Einwohner von Mexiko große Augen und weite Naſenlöcher; bey den Karaiben hingegen iſt dieſes gerade das Gegentheil. An den Bewohnern von Terrafirma bemerkt man durchgängig eingedrückte Stumpfnaſen, dünne Lippen und einen kleinen Mund, große Augen und breite Naſen. Bey den Patagonen findet man ferner meiſtentheils kleine Naſen und kleine Augen, um welche ſie ſchwarze und weiße Ringe mahlen, nachdem ſie vorher das ganze Angeſicht mit rother Erde beſtrichen und ſich dadurch mehr häßlich als ſchön gemacht haben. Die Einwohner von Chili und Peru haben kleine Stirnen und Habichtsnaſen; bey den Kaliforniern hingegen findet man, daß ſie

nicht nur weit ſchlanker und hagerer ſind als die übrigen Amerikaner, ſondern auch daß ihre innern Augenwinkel nicht ſpitzig zulaufen, wie bey uns und andern Menſchen, ſondern vielmehr halbzirkelförmig ausſehen, welches aber auch die Bewohner von Braſilien mit ihnen gemein haben. Alſo ſind alle Nazionen dieſer Race merklich verſchieden und kommen nur in dem dünnen Barte, borſtigen Haar, runden Angeſicht und rothbraunen Anſehen meiſtentheils überein.

Die Anzahl derſelben iſt in Anſehung des großen und weitläuftigen Landes, in welchem ſie hin und wieder zerſtreuet wohnen, gar nicht groß; daher man da auch überall nur ganz kleine Staaten findet, die in keiner ſonderlichen Verbindung mit einander ſtehen und auf ſolche Art auch nichts von einander lernen und nichts erfinden, ſondern ganz einfältig und ungeſittet, in der tiefſten Abgötterey und in dem einfältigſten Aberglauben leben; jedoch Belohnungen und Strafen, die erſt jenſeits des Grabes erfolgen, glauben ſie wirklich. Die Geſetze ihrer bürgerlichen Verfaſſung ſind ſehr ſtreng; wer ſie übertritt, wird oft unter den grauſamſten Martern zu Tode gepeiniget. Sie führen Kriege mit einander, aber die Armeen der ſtärkſten Mächte machen oft kaum einige hundert Mann aus und gegen ihre Gefangenen verfahren ſie alsdann außerordentlich grauſam. Ihre Bedeckung ſind Federn, Schilf und Felle, und ihre Beſchäftigung iſt die Jagd und Fiſcherey.

Die Wohnungen der zwoten Menſchenrace ſind erſtlich alle Inſeln der ſüdlichen Halbkugel der Erde, die zuſammen **Südindien** heißen, dann der ganze **oſtindiſche Archipel** und endlich noch ein großer Theil von **Aſiens** feſtem Lande ſelbſt, welches gegen Norden mit dem Hoangho, einem großen Fluſſe des ſineſiſchen Reiches, gegen Süden und Oſten mit dem Ocean,

Ocean, begränzt iſt. Alle Menſchen, die ſich in dieſem außerordentlich weitläuftigen Diſtrikte befinden und Indianer heißen, kommen darin mit einander überein, daß ſie meiſtentheils kaſtanienbraun ausſehen und platte Angeſichter haben, die mit breit gedrückten Naſen und wenigen, aber doch ſteifen Barthaaren verſehen ſind. Vermittelſt dieſer Merkmale laſſen ſie ſich ganz füglich von allen andern unterſcheiden, weil man ſie bey allen ihren einzelnen Stämmen oder Nazionen antrifft. Die Bewohner von Neu-See- und Holland machen zwar eine kleine Ausnahme von dieſer Regel, weil die Erſtern Habichtsnaſen, die Letztern hingegen dunkelbraune Haut haben; allein dafür ſind ſie auch an ihren flachen Geſichtern, dünnen Bärten und ſteifen Haaren deſto kenntlicher. Aber in Rückſicht auf Statur, Wuchs, Umriß des Angeſichtes und Sitten, weichen dieſe Nazionen, die zu dieſer Race gehören, ebenfalls ungemein von einander ab. So haben die erſten Entdecker derſelben in den Ländern des Südmeers bald ungemein große und gutgewachſene, bald überaus kleine und ungeſtaltete, bald liebreiche und fröhliche, bald furchtſame, traurige und feindſelige Menſchen angetroffen. Aber eben im Südmeer findet man ſchon viel aufgeklärte und geſittete Menſchen, die zu dieſer Race gehören; denn hier leben die ſogenannten Bramanen, die ſchon vor Alters wegen ihrer Weisheit berühmt waren, ſo wie auch die Sineſen, die man ebenfalls hierher rechnen muß, und bey welchen viele Wiſſenſchaften und Künſte weit eher erfunden worden ſind als bey uns.

Aeußerlich unterſcheiden ſich die Bewohner dieſer Gegend beträchtlich. Auf den Inſeln des oſtindiſchen Archipels haben ſie lange Angeſichter und ſpitze Köpfe, in Siam hingegen kurze Stumpfnaſen und

lange Hangohren, die bloß von den ſchweren Ohrengehenken ſo tief herabgezogen werden. Dabey iſt der Umriß ihrer Angeſichter oben und unten ſpitzig und an beyden Seiten, wo ſich die Backenknochen befinden, eckicht. Aber in Ava, Tunquin, Kambodia, Kotſchintſchina und Sina, ſind viereckichte Angeſichter gemein, welche ein ganz beſonderes Anſehen verurſachen, weil ſie zugleich platt oder flach ſind. Sie haben ſehr große Augenhöhlen, die weit von einander abſtehen, und worinnen gleichwohl nur ganz kleine Augäpfel tief verſteckt liegen. Augenlieder und Augenbraunen ziehen ſich ferner nicht in einer ordentlichen Krümmung quer gegen die Wurzel der Naſe hin, wie bey andern Menſchen, ſondern ſchief von oben herab und andre kleine Verſchiedenheiten mehr.

Die Gränzen der dritten Varietät des Menſchengeſchlechts, oder der Race der Afrikaner, ſind gegen Norden das mittelländiſche Meer, gegen Weſten und Süden der Ocean, und gegen Oſten das indiſche Meer und der perſiſche Meerbuſen nebſt dem Euphrat. Außer dieſen Gränzen liegt das Reich des großen Moguls, welches ebenfalls Afrikaner bewohnen, ſo weit es nämlich gegen Weſten, Süden und Oſten von dem indiſchen Meer, gegen Norden hingegen von dem Ganges und Indus eingeſchloſſen iſt; dann gehören auch viele Inſeln, die an gedachten Gränzen herumliegen und beſonders Madagaskar zu den Wohnungen dieſer Menſchen. Die vornehmſten Kennzeichen derſelben beſtehen erſtlich in einem ſtarken Nacken, zweytens in dicken und aufgeworfenen Mäulern, drittens in kurzen krauſigen feinen Haupt- und Barthaaren, die allemal ins Schwarze fallen, oder auch wohl gar ganz ſchwarz ſind, und endlich in dicken Leibern, die auf übel gebildeten Schenkeln ruhen. Senegal, Ober- und Unterguinea ſind an den Seeküſten

von

von Menſchen bewohnt, deren Haut wirklich pechſchwarz und dabey ungemein weich, fein, ölig und glänzend iſt, aber die flachen Hände und Fußſohlen ſind röthlich, ſo wie die Lippen ſchön roth ſehen, gegen welche die weißen Zähne abſtechen. Dieſe Menſchen führen den Namen der Neger und unterſcheiden ſich überdieß von den übrigen Nazionen der Afrikaner durch ihr vorzüglich kurzes Haupthaar, welches dabey ſehr fein und krauſig wie Schaafwolle iſt. Aber in den innern Gegenden dieſes Welttheils, wo ſich das Land immer mehr und mehr über die Ufer des Meeres erhebt und voller Gebirge iſt, ſollen die Einwohner nicht ſonderlich ſchwarz ausſehen, ob ſie gleich eben ſo nah an dem Aequator wohnen als die eigentlichen Neger. Daſſelbe gilt auch von den Hottentotten und Kaffern, die ſich an den ſüdlichen und öſtlichen Küſten aufhalten, ferner von den Aethiopiern, Barbaren, Arabern und Bewohnern des Reichs des großen Moguls, der Inſel Ceylon und Madagaskar, die alle nicht ſonderlich ſchwarz, ſondern nur braun ausſehen, ob ſie gleich zu den Afrikanern gehören, weil ſie ſich in den bereits beſchriebenen Gränzen befinden und in den übrigen Kennzeichen mit ihnen überein kommen. Ehedem lebten zwar in Aegypten ſehr kluge Menſchen, aber jetzt iſt die ganze Race der Afrikaner dumm, ungeſittet, ſklaviſch, raubbegierig und von ſchlechter Denkart.

Die **Europäer** gehören zu der vierten Hauptrace der Menſchen. Unſere Gränzen ſind in Norden der kalte Erdgürtel, in Weſten der Ocean, in Süden das mittelländiſche Meer, der Euphrat, der perſiſche Meerbuſen, das indiſche Meer, und der Indus, aber in Oſten begränzen die beyden Gebirge Imans und Ural unſere Wohnungen, und ſind alſo die natürlichen Gränzen zwiſchen Aſien und Europa,

 weil

weil ſie nur eine einzige Reihe von Bergen ausmachen, die bey den Quellen des Indus und Ganges anfangen, und ſich ſofort nach Norden bis an den Polarkreis hinauf krümmen. Wir unterſcheiden uns von den übrigen Menſchen durch unſer länglichtes Hinterhaupt, durch die gefällige Wölbung des Hirnſchädels und der Stirn, ferner durch das erhabene Angeſicht mit weitgeöffneten Augen von gehöriger Größe, dann durch die hervorſtehende oder erhabene Naſe, wie auch durch die dünnen Lippen, die weder ſehr aufgeworfen noch zurückgezogen ſind und endlich durch das lange, etwas lockichte und ſehr dichte Haupt- und Barthaar, welches bey den meiſten braun oder blond ausſiehet und mithin auch darin etwas Karakteriſtiſches zeigt, weil es bey allen andern Nazionen, die einzigen Acanſas ausgenommen, durchgängig ſchwarz iſt.

Was die herrſchende Farbe der Haut anbetrifft, ſo iſt dieſe in den nordlichen Gegenden meiſtentheils blond, in den ſüdlichen hingegen brünet. Aber in Anſehung der Statur iſt dieſes wiederum merkwürdig, daß man zwar Nazionen und Stämme der erſten, aber keine der niedrigſten Größe unter uns findet, denn von jenen giebt es doch wenigſtens einige in Georgien und Turkomannien, obgleich die übrigen alle von mittlerer Statur ſind.

Bey einem vollkommen ſchönen Europäer ſind die innern Augenwinkel und Enden der Augenbraunen nicht ſchief gegen die Naſe herab, oder gegen die Stirne hinauf gerichtet, ſondern ſtehen einander gerade entgegen. Das Angeſicht iſt länglicht, deſſen dünneres Ende, gleich einem Ey, das Kinn, das dickere hingegen den Scheidel vorſtellet. Von der Länge deſſelben beträgt die Stirn, oder der Raum zwiſchen den Haaren und Augenbraunen, ein Drittheil,

theil, ſo wie die Naſe das zweyte, und endlich der übrige Theil bis an die Spitze des Kinnes, das dritte Theil einnimmt. Der Rücken der Naſe iſt nicht ſehr eingedrückt oder gebogen, ſondern ſenkt ſich beynahe in einer ſchnurgeraden Richtung von der Stirne ſchief vorwärts herab, und der Raum zwiſchen beyden Augen iſt gerade ſo breit, als der Mund, oder jedes Auge ſelbſt, welches auch von den Naſenflügeln gilt, die ebenfalls die Breite des Mundes, oder den Raum zwiſchen beyden innern Augenwinkeln nie überſchreiten. Theilt man endlich das unterſte Drittheil des Angeſichts der Länge nach ebenfalls in drey gleiche Theile, ſo nimmt der Raum zwiſchen der Naſe und Spalte des Mundes ein Drittheil ein, weil das zweyte bis an die Vertiefung über dem Kinne und endlich das dritte bis an das Ende des Kinnes reicht. Dieß iſt ohngefähr die Beſchreibung der Schönheit, die man die griechiſche und tſchirkaſſiſche zu nennen pflegt, und wozu überdieß noch ein Körper von mittlerer Größe erfodert wird, deſſen Glieder alle ſtark, wohlgebildet und mit einer zarten Haut umgeben ſind.

Die fünfte Race der Menſchen begreift alle diejenigen tatariſchen Nazionen in ſich, welche in Norden von dem kalten Erdgürtel, in Weſten von der uraliſchen Bergkette, in Süden von dem hohen Gebirge Boghdo und dem großen ſineſiſchen Fluſſe Hoangho, und in Oſten von dem Ocean begränzt ſind; aber in dieſe Gränzen ſind auch zugleich die Reiche Japan und Jedſo zu ziehen, weil ſie ganz nah an den öſtlichen Küſten dieſes fünften Diſtrikts der Welt liegen. Alle Völker, die zu dieſer Race gehören, kommen ebenfalls in verſchiedenen Kennzeichen, wodurch ſie ſich von andern Nazionen unterſcheiden, mit einander überein, und ſolche beſtehen erſtlich in langen flachen Angeſichtern, die oben breit, unten

hingegen ſpitzig und mit einem weit hervorſtehenden Kinne verſehen ſind; zweytens in kleinen tiefen, verſteckten Augen mit dicken Liedern und ſehr ſtarken borſtigen Braunen; drittens in kurzen breitgedrückten Naſen; viertens in erhabenen Backen; fünftens, in wenigen oder dünnen Haupt- und Barthaaren, welche an beyden Orten ſehr borſtig und grob, wie Pferdehaare ſind, und endlich ſechstens in dicken Schenkeln mit kurzen Füßen. Gelehrte und Künſtler ſind zwar bey ihnen nicht anzutreffen, aber ſie leben jedoch ziemlich ordentlich und nähren ſich meiſtentheils von der Viehzucht. Die Farbe der Haut iſt bey ihnen faſt durchgängig ſehr brünet, aber in andern Dingen weichen die einzelnen Stämme oder Horden dieſes Volkes ebenfalls merklich von einander ab. So ſind z. B. die Bewohner des japaniſchen Reiches den Menſchen der zweyten Race, die in Kambodia und Tunkina wohnen, in vielen Stücken ähnlich, nur daß ſie der plumpe Bau ihrer Glieder und ihr ſchlechter Bart von den letztern hinlänglich unterſcheidet. Die Kalmücken, Baſchkirren, Jakuten und nogaiſchen Tartaren, unterſcheiden ſich von den übrigen Stämmen nicht nur durch ihre beſondern Augenbraunen, welche ſchief gegen die Naſe herabſtehen, ſondern auch durch ihre Augen ſelbſt, welche ſie niemals recht öffnen. Auf gleiche Art weichen auch die Korjäken, welche an Sibiriens öſtlicher Ecke wohnen, von den übrigen tatariſchen Stämmen dadurch merklich ab, daß ſie vorzüglich große Mäuler und keine ſpitzigen, ſondern ovale Angeſichter haben. Verſchiedene Horden, beſonders die nomadiſchen Bucharen, ſind ferner von ziemlich großer Statur, weil die übrigen alle zu der mittlern Größe gehören, bis auf die Kurilen und Kamtſchatalen, welche ſchon ziemlich klein ausfallen und nicht nur übel gebildet, ſondern auch an den übrigen Gliedern des Leibes unförmlich gewachſen

ſen ſind, und bey denen meiſtens ein dicker Bauch auf dünnen kurzen Schenkeln ruhet. Dieſe leztern Nazionen befinden ſich ſchon ganz nahe an dem kalten Erdgürtel, wo die Oſtiaken und Samojeden wohnen, welche mit jenen zuſammen wahrſcheinlich nur einen Stamm ausmachen und nach obiger Abtheilung zu der ſechsten und lezten Race Menſchen gehören.

Die Gränzen derſelben ſind in dem nördlichen Aſien und Europa der Polarkreis, in Amerika hingegen die Hudſonsſtraße und Bay; aber auf der ſüdlichen Halbkugel kann man die Magellanſtraße für die natürliche Kluft annehmen, welche die Polarmenſchen von den übrigen Bewohnern unſrer Erde trennet. Die allgemeinen Merkmale derſelben ſind erſtlich, ihre kleine Statur, die nicht viel über vier Fuß beträgt, zweytens, das bartloſe Kinn, und drittens, die ſchmutzige brünette Haut; aber in Anſehung ihrer Geſtalt findet man unter ihnen eben ſo, wie bey andern Racen, beträchtliche Verſchiedenheiten.

So haben die Peſcheres, außer dieſen Merkmalen, noch erhabene Backenknochen, niedrige Stirnen, kleine ſchwarze Augen, niedergedrückte Naſen und große Naſenlöcher, große weite Mäuler mit kleinen häßlichen Zähnen, borſtiges Haar und unförmlich dicke Bäuche, woran elende dünne Schenkel und magere Armen hangen. Bey den Eskimos und Grönländern hingegen ſind die Wangen voll und ausgeſtopft, ihre kleinen Naſen nicht niedergedrückt, ſondern erhaben, ihr Mund iſt klein und rund, ihre Lippen ſind dick, ihr Haupthaar iſt lang, dicht, ſchwarz und gerade, ihre Köpfe ſind groß, die Bruſt erhaben, die Schultern breit, und ihre Arme und Schenkel, woran man kleine zarte Hände und Füße wahrnimmt, rund und fleiſchig, welches leztere auch

von

von dem ganzen Leibe dieſer Leute zu verſtehen iſt. Mit dieſen kommen die Lappen nur in Anſehung der flachen Angeſichter, der dicken Köpfe, kleinen Augen und ſteifen Haare überein, und unterſcheiden ſich von ihnen durch ihre breiten, niedergedrückten Naſen, durch ihre großen Mäuler mit dünnen Lippen, durch ihre großen Ohren, durch ihr ſpitziges, nicht gänzlich bartloſes Kinn, durch ihre langen Arme und kurzen Schenkel, wie auch durch ihre dicken Bäuche und kurzen Hälſe; und eben ſo ſind auch die Samojeden und Oſtiaken gebildet, nur daß dieſe wiederum faſt gar keinen Bart haben. Wiſſenſchaften und Künſte ſind ihnen völlig unbekannt, ſie leben im Sommer beſtändig von der Fiſcherey, im Winter kommen ſie faſt gar nicht an das Tageslicht, ſondern liegen in ihren Hütten unter dem Schnee, ſie ſtehen mit niemanden in großer Verbindung und ſind auch nicht ſehr zahlreich.

Hierher muß man endlich auch die Bewohner der Gebirge auf Madagaskar rechnen, ob ſie ſich gleich außer den angeführten Gränzen der Polarmenſchen befinden. Sie ſind bey weitem nicht ſo dunkel gefärbt, wie die Menſchen in den niedrigen Gegenden dieſes Landes, und machen eine ganz beſondere Nazion aus, welche ſich nicht nur durch lange Arme, die bis über die Knie reichen, ſondern auch durch die überaus kleine Statur, die nicht einmal völlig vier Fuß beträgt, beträchtlich auszeichnet. Aber in Anſehung ihrer Seelenkräfte ſollen ſie ihren größern Landesleuten weit überlegen und ſehr tapfer ſeyn, und ſich gegen alle Anfälle mit dem größten Muthe vertheidigen. Man nennet ſie Kimoß.

c) Verſchiedenheit einzelner Menſchen.

Dieß wäre alſo genug geſagt über die vornehmſten Verſchiedenheiten der Menſchen; dieſem füge ich noch etwas von der beſondern Verſchiedenheit einzelner

zelner Menſchen bey. Vor etliche ſiebenzig Jahren ward in England, und zwar in der Provinz Suffolk, ein Knabe gebohren, der anfänglich zwar wie andre Kinder ausſah, nach acht bis neun Wochen aber gelb, ſodann ganz dunkelbraun und bald hernach mit warzenartigen Auswüchſen bewaffnet ward, welche ſo dick wie Bindfaden, beynahe einen Zoll lang, dunkelbraun oder ſchwarz, und ungemein ſteif und hart waren, ſo daß ſie ein deutliches Geräuſch machten. Man nennte ihn hernach nur den Stachelſchweinmenſchen, weil er faſt an dem ganzen Leibe, den Kopf und das Angeſicht nebſt den flachen Händen und Fußſohlen ausgenommen, mit ſolchen ſtachlichten Auswüchſen ziemlich dicht bewachſen war. Durch die Blattern und durch die Bemühung der Aerzte wurde er zwar etlichemal von ihnen befreyet, aber ſie wuchſen dennoch wieder. Sie fielen auch jeden Winter ab, und wuchſen im Frühlinge aufs neue. Im übrigen war er vollkommen geſund und gut gebildet, aber alle ſeine Kinder, deren er ſechs gezeugt hat, ſind ebenfalls, wie er, mit Borſten und Stacheln bewaffnet geweſen und frühzeitig wieder geſtorben.

An Beyſpielen von übermäßig kleinen Menſchen, die von Eltern der gewöhnlichen Größe abſtammen, fehlet es ebenfalls nicht. Bebeg, der Zwerg des Königes von Pohlen, war nur drey und dreyßig pariſer Zoll hoch, und ganz gerade gewachſen, denn er ward nur in ſeinem ſechszehnten Jahre etwas ſchief. Von Vernunft hat man faſt gar keine Spur an ihm wahrgenommen, ob er gleich drey und zwanzig Jahr alt geworden iſt. Kleiner als achtzehn bis ſechszehn Zoll hat man doch noch keinen bejahrten Menſchen auf Erden geſehen, aber von dieſer Größe ſoll es wirklich einige gegeben haben. Dabey iſt zu merken, daß ſie ſelten fähig ſind, ihr Geſchlecht fortzupflanzen; wenn

es aber geſchiehet, ſo ſind es auch allezeit Nachkommen, die ihren Eltern ähnlich ſind.

So entſtehen ferner auch außerordentlich große Menſchen aus Eltern von mittler Größe. Dieſe ſind noch ſeltener als die kleinen fähig, ihr Geſchlecht fortzupflanzen und rieſenmäßige Kinder zu zeugen, wenigſtens weiß man kein Beyſpiel von ſolchen überaus langen Familien unter uns: denn wo die Natur auf der einen Seite ihre Gränzen überſchreitet, da läßt ſie es insgemein auf der andern an etwas mangeln, und es iſt überhaupt kein Glück, ein Rieſe zu ſeyn. Acht und ein halber Fuß iſt die größte Höhe, welche nach ſichern Nachrichten jemals von Menſchen erreicht worden iſt.

Aehnliche Beyſpiele von beſondern Verſchiedenheiten naher Anverwandten findet man auch in Rückſicht auf ihre Geſtalt, wobey vorzüglich dieſes merkwürdig iſt, daß ſie nicht ſelten auch dergleichen fehlerhafte Kinder zeugen, wenn ſie ſelbſt ein Gebrechen mit auf die Welt gebracht haben. Von Mißgeburten will ich nichts erwähnen, weil ſie bloß zu den verſtümmelten oder kranken Menſchen gehören, und nicht geſchickt ſind, Kinder zu zeugen, folglich auch hier nicht in Betrachtung kommen können, ob ſie gleich von ordentlichen Eltern gezeugt werden.

Dann giebt es auch ſchwarze Menſchen, die von weißen und ſchwarzen Eltern entſtehen. Schwarze Kinder von weißen Eltern findet man zwar ſehr ſelten, aber deſto öfterer werden in Guinea, Madagaskar und in Oſtindien, von ſchwarzen und braunen Eltern weiße Kinder gezeugt, welche man Albinos oder Dondos, das heißt, weiße Neger, nennet. Sie ſehen freylich nicht angenehm röthlich weiß aus, wie wir, ſondern vielmehr milchfahl oder leichenhaft, und unter-

unterſcheiden ſich überdieß auch von den ächten Weiſſen, nicht nur durch ihre runzlichte Haut, ſondern auch durch ihre gelben und feuerrothen Augen, die ſie in dem hellen Lichte des Tages nie recht aufmachen können, ſondern ſtets blinzeln, weil ihnen die Lichtſtrahlen zu viel Reitz verurſachen. Bey Mondenſcheine und in dem Dunkeln können ſie jedoch ganz gut ſehen, daher ſie auch, um ihre Arbeit zu verrichten, nur des Nachts auszugehen pflegen, und aus dieſem Grunde von einigen Naturforſchern Nachtmenſchen genannt werden.

Das Haar dieſer Albinos iſt zwar eben ſo gewachſen wie bey andern von ihrer Nazion, nämlich wollenartig, wenn ſie von wirklichen Negern und etwas weniger krauſig, wenn ſie von Oſtindiern abſtammen, aber ſchwarz oder braun iſt es niemals, ſondern allezeit milchfahl und ekelhaft wie ihre Haut ſelbſt. Dabey ſind ſie nicht nur überaus dumm, ſondern auch von einer ſehr ſchwachen Leibesbeſchaffenheit und erreichen faſt niemals die gewöhnliche Statur der Völker, zu denen ſie ihrer Geburt nach gehören. Wegen dieſer Schwäche ſind ſie ſelten fähig, Kinder zu zeugen; wenn ſie es aber zuweilen ſind, ſo werden ihre Nachkommen wieder ſchwarz oder braun, wie ſie gewöhnlich ſeyn müſſen. Alles dieſes gilt auch von den ſogenannten Kakerlaken oder fleckichten Menſchen, welche zuweilen von braunen ſowohl, als ſchwarzen Eltern gezeugt werden, und eigentlich zwar ſchwarz oder braun ausſehen, aber doch zugleich weiß getiegert ſind, wie gewiſſe Schaben, welche Kakerlaken heißen und zu dieſer Benennung der gedachten fleckichten Leute Anlaß gegeben haben. Die weißen Streifen ſcheinen aber hier bloß eine Art von Ausſatz zu ſeyn, weil ſie ſich nicht glatt, wie die übrige Haut, anfühlen laſſen, ſondern rauh, uneben, narbig und runzlich ſind.

Dieſe Kakerlaken und weiße Neger hat man ehemals für Nachkommen eines beſondern erſten Menſchenpaares gehalten, und geglaubt, daß ſie eine eigene Gattung von Menſchen ausmachten; allein jetzt iſt man von dem Gegentheile völlig überzeugt, zumal da es ſogar auch Leute gegeben hat, die bis in ihr zwanzigſtes Jahr vollkommen ſchwarz geweſen, hernach aber in wenig Monaten gänzlich milchfahl und grau geworden ſind.

Alſo ſind Brüder ihren Schweſtern und Eltern ihren Kindern zuweilen mit weniger ähnlich, als die häßlichſte Feuerländerin dem ſchönſten teutſchen Mädchen, woraus hinlänglich erhellet, daß man aus den verſchiedenen Racen der Menſchen gar nicht auf verſchiedene Stammeltern derſelben ſchließen darf.

d) Urſachen der Verſchiedenheit der Völker.

Die Urſachen der Verſchiedenheiten der Völker liegen erſtens in dem verſchiedenen **Klima** der bewohnbaren Oberfläche der Erde ſelbſt, zweytens, in **der verſchiedenen Verbindung**, in welcher die bewohnten Länder mit andern bevölkerten Gegenden ſtehen, und endlich drittens in dem verſchiedenen **Alter der Welt**, in welchem jede Gegend auf Erden bevölkert worden iſt.

Zuförderſt liegt die Urſache im **Klima**, das heißt eigentlich, in der herrſchenden Wärme oder Kälte und Witterung eines Landes, welche aus vielerley Urſachen nicht nur in verſchiedenen Gegenden, ſondern auch in verſchiedenen Weltaltern oft ungemein verſchieden iſt. Hier iſt die Rede nicht etwa von der Verſchiedenheit des Wetters, die aus der Abwechſelung der Jahreszeiten entſtehet; denn daraus würde folgen, daß wir im Sommer ein ganz anderes Klima haben müßten, als im Winter, welches lächerlich wäre, weil es zwar nach jeden etlichen Sekuln, aber

nicht

nicht nach allen Vierteljahren merklich verſchieden ſeyn kann.

Die vornehmſte Urſache iſt die **verſchiedene Lage gegen den Aequator**; denn diejenigen Länder, welche nahe an ihm liegen, ſind wärmer als andere, welche ſich näher bey den Polen befinden, weil die Sonnenſtrahlen auf die erſten allemal ſenkrechter fallen, als auf die letztern. Man irret alſo nicht, wenn man ſagt, in Ländern der kalten Erdgürtel herrſcht ein kaltes und trockenes, in Ländern der temperirten Zonen hingegen ein mäßigeres und feuchtes und endlich zwiſchen den Wendekreiſen ſelbſt ein heißes und trockenes Klima. Aber wenn wir hieraus folgern wollten, daß alſo alle Länder, die gleich weit von dem Aequator abliegen, völlig einerley Klima haben müßten, ſo würden wir uns ſehr hintergehen. Quito, eine überaus anmuthige und fruchtbare Landſchaft in Peru, liegt näher an dem Aequator, als Senegal und Oberguinea, gleichwohl herrſcht in Quito ein weit milderes und kühleres Klima, als in dieſen afrikaniſchen Gegenden; und auf den Inſeln des oſtindiſchen Archipelagus iſt es ebenfalls bey weitem nicht ſo trocken und heiß, als an andern Orten der Erde, die ſich eben ſo nahe an der Linie befinden. Daſſelbe gilt auch von den meiſten Ländern der ſüdlichen Halbkugel, denn hier iſt das Klima überall viel kälter und feuchter, als auf der nördlichen, wenn man es nämlich in einerley Breite, oder, welches einerley iſt, in gleichen Entfernungen von dem Aequator unterſucht. So liegt Terra del Fuego nicht weiter von dem Aequator gegen Süden ab, als Scotland oder Dänemark gegen Norden, aber in dieſen nördlichen Ländern herrſcht demohngeachtet ein weit milderes und wärmeres Klima, als auf jener elenden Spitze der neuen Welt.

Aus dieſer Regelloſigkeit iſt alſo klar, daß die verſchiedenen Entfernungen der Länder von dem Aequator bey weitem nicht die einzigen Gründe ihrer herrſchenden Wärme und Witterung ſeyn können, ſondern noch mit mehrern verbunden ſeyn müſſen. Dieſe ſind aber vorzüglich in der **Nähe des Meeres**, dann in der **innern Beſchaffenheit und Größe eines jeden Landes** ſelbſt und endlich in **hohen Gebirgen**, die ihm nahe liegen, zu ſuchen. Wo wenig Land mit einem großen Meer umgeben iſt, da mildern die häufigen Dünſte des Waſſers die Luft und machen das Klima friſch und angenehm, wenn ſie in dem heißen Gürtel der Erde liegen, wie etwa der oſtindiſche Archipel: in kalten Erdſtrichen hingegen gefrieren ſie, und bedecken das Erdreich, wohin ſie von den Winden geführet werden, deſto häufiger mit Kälte und Froſt, je größer das Meer, und je kleiner das Land iſt.

Darauf gründet ſich das ſtrenge Klima der Länder der ſüdlichen Halbkugel, denn dort findet man allerdings wenig Land und viel Waſſer, weil im Norden mehr Land als Waſſer den Erdball bedeckt; daher denn auch im Norden ein viel milderes Klima herrſcht als in Süden.

Ein Land iſt ferner kalt, wenn es von ungeheuern Wäldern, Sümpfen und Moräſten voll, von arbeitſamen Menſchen und andern Thieren hingegen leer iſt. Wo man aber die überflüßigen Wälder austrocknet, und verbrennet, die Moräſte und Sümpfe urbar macht, und in Aecker oder Städte und Dörfer verwandelt, da werden viele brennbare Materien, die außerdem in den Wäldern und in dem Erdreiche ruhig liegen bleiben würden, häufig entwickelt und vermittelſt der Bewegung, die ihm Menſchen und Vieh durch tauſenderley Mittel ertheilen, in die Luft getrieben,

trieben, wodurch dieſe nach und nach immer milder, und folglich das Klima immer angenehmer und fruchtbarer wird. Vor zwey tauſend Jahren war das Klima in Teutſchland und Britannien noch überaus rauh und kalt, denn damals waren dieſe Länder wenig bevölkert und voll von ungeheuern Wäldern, giftigen Sümpfen, gefährlichen Moräſten und faulen Pfützen, weil man das Erdreich nicht gehörig bearbeitete, ſondern ſich nur mit Jagen der Rennthiere und Bären beſchäftigte. Nachdem ſich aber die Menſchen vermehret und gedachte Länder auf vielfältige Art verbeſſert haben, da iſt auch ihr Klima überaus mild, fruchtbar und geſund geworden, ſo wie es in andern Ländern, wo man die ehemals freyen Menſchen zu Sklaven gemacht hat, nach und nach wieder rauh und ungeſund geworden iſt: denn ſolche muthloſe Leute werden der Bearbeitung des Erdreiches und der wahren Verſchönerung des Landes deswegen überdrüßig, weil ſie keinen Genuß davon haben. So verändern Menſchen das Klima. Auf den kleinen kalten Inſeln der ſüdlichen Halbkugel kann es aber freylich nicht wärmer gemacht werden, als es iſt, weil da die brennbaren Materien, welche aus den irdiſchen und verbrennenden Körpern in die Luft ſteigen, von den Winden zu geſchwind über das weite Meer geführet und dergeſtalt zerſtreuet werden, daß ihre Wirkung auch dann nicht merklich ſeyn würde, wenn dieſe Länder nach Verhältniß ihrer Größe auch gleich ſehr ſtark bevölkert wären; denn ſie ſind in Vergleichung mit dem Weltmeer, das ſie umgiebt, gar zu klein, und können mithin bey weitem nicht genug warme Dünſte in die Atmoſphäre ſchicken, wie etwa die Länder in Norden.

Daß endlich auch hohe Gebirge merkliche Verſchiedenheiten in dem Klima bewirken, lehret uns

Teutſche das ſächſiſche Erzgebirge, welches dem Aequator über einen halben Grad näher liegt, als die Stadt Leipzig, und folglich ſogar ein wenig wärmer ſeyn ſollte, als die letztern Gegenden, da es doch beträchtlich kälter iſt. Quito hat ſein gemäßigtes und mildes Klima nicht nur der Nähe des Oceans, ſondern vorzüglich auch ſeiner hohen Lage zu verdanken, indem es beynahe eine Meile über das Meer erhoben iſt und oben eine große weitläuftige Ebene bildet, die das Vieh mit Weide und die Menſchen mit allen Bedürfniſſen des Lebens reichlich verſorgt. Läge es niedrig und hätte es keine hohen Gebirge in der Nähe, die es abkühlen könnten, ſo würde die Luft da eben ſo friſch ſeyn, wie in Guinea, weil auf den Bergen allemal mehr Kälte herrſcht, als in den Thälern.

So viel mag hier genug ſeyn, zu beweiſen, daß aus den angeführten dreyen Urſachen, nämlich aus dem verſchiedenen Alter der Nazionen und aus ihrer mehr oder weniger ausgebreiteten Bekanntſchaft unter andern Nazionen, und aus dem mildern oder ſtrengern Klima der Länder, wo ſie ſich aufhalten, ihre großen Verſchiedenheiten in Rückſicht auf Sitten, Statur, Farbe und Geſtalt entſtanden ſeyn können. Wo ein ſehr kaltes und unfruchtbares Klima herrſcht, welches gleichſam den Himmel in Erz, das Erdreich hingegen in Eiſen verwandelt, und wo die Bewohner ſolcher Gegenden nicht umher wandern, ſondern entweder von ihren glücklichern Nachbarn, oder von dem weiten Meere, in ihren elenden Wohnungen zurück gehalten werden, da können die Menſchen keine ſchönen Kleider tragen, keine ordentliche Speiſen genießen, keine bequemen Häuſer bauen, keine anſtändige Lebensart führen, und mithin auch ihren Körpern kein gutes Wachsthum und keine ſchöne Geſtalt geben. Eben ſo wenig können ſie da

Papier

Papier machen, oder Bücher ſchreiben und leſen, oder andere gute Künſte und Wiſſenſchaften erlernen, weil ſie die nöthigen Materialien dazu nicht beſitzen und auch ſonſt nicht viel haben, das ſie an andere Nazionen dafür vertauſchen könnten, folglich können ſie auch ihren Verſtand nicht aufklären, ihr Herz nicht bilden und nie große und mächtige Nazionen werden, wenn ſie auch gleich bis an das ſpäteſte Alter der Welt dauern. Sie bleiben vielmehr nicht nur in Anſehung ihrer Seelen, ſondern auch in Rückſicht auf ihre Leiber überaus klein, häßlich, ſchwach, ſo wie die Bäume und Gewächſe, die ſich bey ihnen hin und wieder noch etwa befinden und nur wie elende niedrige Sträucher auf dem beeiſeten Erdboden fortkriechen, aber nie ordentlich hoch und ſaftig werden, wie in mildern Gegenden; denn in der Kälte kriechen alle Materien in einen engen Raum zuſammen, weil ſie in der Wärme in einen größern ausgedehnt werden. Dieß iſt das Loos der kleinen häßlichen Peſcherääs, der Kimoß und überhaupt der ganzen Race der Polarmenſchen, weil ſie die kälteſten und unfruchtbarſten Gegenden auf Erden bewohnen und keine Gemeinſchaft mit glücklichern Nazionen haben, und von Kindheit auf ihre Körper auf die gewaltſamſte Weiſe anſtrengen müſſen, um ſich den nöthigen Unterhalt zu verſchaffen. Auf den Gebirgen von Madagaskar, wo ſich die Kimoß aufhalten, iſt das Klima zwar noch nicht völlig ſo kalt, wie in Lappland, aber dafür ſind alle ſteile Berge und Felſen ſchon an ſich dürre und unfruchtbar genug, um das Wachsthum der Menſchen, die darauf wohnen, merklich zu hindern.

Wenn ferner die Bewohner eines Landes nicht mit andern Nazionen in Bekanntſchaft ſtehen, im übrigen aber von einem milden Klima beherrſcht werden; ſo können ſie ebenfalls keine Kenntniſſe in Kün-

ſten und Wiſſenſchaften und guten Sitten erlangen, auch wenn ſie ihr Land ſchon lange bewohnt und ſich bereits ſchon ſehr vermehrt haben: denn ſie müſſen da viele Sachen, die zu ihrer Aufklärung nöthig wären, und viele gute Erfindungen entbehren, weil ihnen ihr Land keine Hülfsmittel dazu liefert. Allein an ſchicklichen Speiſen und andern unentbehrlichen Bedürfniſſen des Leibes leiden ſie freylich keinen wahren Mangel, weil ihnen dieſe ihr fruchtbares Klima von ſich ſelbſt darbietet. Dieſe genießen ſie ſchon ohne große Mühe und Kummer, und können mithin ungehindert groß wachſen wie Bäume und andere Gewächſe, welche in einem milden Klima auch allemal gut fortkommen und ihre gehörige Höhe erreichen, denn mäßige Wärme giebt allen Körpern die erforderliche Ausdehnung und läßt ſelbſt die Leiber der Menſchen da nicht ſo zuſammen ſchwinden, wie in jenen ſehr kalten Gegenden der kleinen Bewohner der Polarländer. Solche Leute haben alſo nur Güter, die dem Leibe, und keine, die dem Geiſte einige Schönheit und Größe gewähren.

Dieß iſt das Schickſal der Race der Amerikaner und Bewohner des fünften Theils der Welt, den man Südindien nennet. Alle hieher gehörige Völker ſtehen weder mit einander ſelbſt, noch mit andern großen Nazionen in Verbindung und müſſen alſo die allermeiſten Güter der Erde, die wir kennen und zu unſerer Aufklärung anwenden, gänzlich entbehren. Es iſt ihnen nur das bekannt, was die Natur in ihren eigenen kleinen Ländern und Inſeln hervorbringt, und ſie wiſſen nichts von dem, was in andern Gegenden Gutes und Angenehmes zu finden iſt. Deshalb wiſſen einige auch von weiter nichts zu reden, als von Schlangen, Fiſchen, Rindern, Vögeln, Erbſen, Gras und Schilf, andere bloß von Kokusnüſſen,

Brod-

Brodfrüchten, Vögeln, Fiſchen, Schweinen u. ſ. w. Auch den rechten Gebrauch des Goldes und Silbers wiſſen ſie nicht, weil ſie in keiner Verbindung mit andern ſtehen und keinen Handel treiben. Sie bedienen ſich öfters der Fiſchgräten als Nadeln, des Baſtes der Bäume als Zwirn, ihre Felle zuſammen zu nähen und Kleider davon zu verfertigen. Andere machen ihre Kleider nur von Graſe und Schilf, ſo wie es ſie die Natur lehret. Da aber ihr Klima faſt überall milde genug iſt, um ihnen wenigſtens die nöthigen Speiſen und Kleider in hinlänglicher Menge zu liefern und ihre Körper gehörig auszudehnen, ſo erblickt man in ihren Geſichtern weder großes Elend, noch Kummer, und keine ganz niedrigen Leidenſchaften, ſondern vielmehr bey Vielen Aufrichtigkeit oder Vergnügen, welches ſie vorzüglich durch ihre Geſänge und Tänze, denen ſie eine Art von Muſik hinzufügen, zu erkennen geben.

Hingegen Völker, welche in einem milden Klima wohnen, und mit den Bewohnern anderer großen Reiche leicht in Verbindung kommen können, aber noch nicht ſehr alt und zahlreich ſind, die ſind ebenfalls noch nicht erleuchtet oder geſittet, ſondern können es nur mit der Zeit werden, nachdem ſie ſich nach und nach vermehren und mit andern Nazionen durch Handel oder Künſte und Wiſſenſchaften in nähere Bekanntſchaft kommen werden. Dieß iſt der Fall bey den Tartarn, welche wahrſcheinlich noch nicht ſo lange exiſtirt haben, als etwa die Europäer und Sineſen. Gegenwärtig leben ſie meiſtentheils noch unter Pferden und Rindern, deren Sitten ſie in gewiſſer Rückſicht annehmen und mithin auch von keiner feinen, ſanften und einnehmenden Bildung des Geſichtes ſowohl als des ganzen Leibes ſeyn können, weil, wie man behauptet, ſich die Schönheit des Körpers meiſt nach den Schönheiten der Seele bildet.

Im Gegentheil, wo ein mildes Klima herrſcht, wo weitläuftige Reiche, die ſchon in dem früheſten Alter der Welt bevölkert worden ſind, nicht vermittelſt großer Meere unterbrochen werden, da müſſen die Völker erleuchtet, mächtig, reich, geſittet ſeyn. Güter, die der einen Gegend mangeln, ſind in einer andern überflüßig zu finden; dieſe vertauſcht man gegen jene, die in andern Gegenden gefunden werden, und ſo lernen alle Nazionen, die ſo mit einander verbunden ſind, unzählig viel ſchöne, gute und angenehme Sachen kennen, wodurch ſie ſich nach und nach ſelbſt liebenswürdig machen. Dieß iſt das Glück der Europäer und aller andern Völker, die zu dieſer Race gehören. Viele von ihnen bewohnen ihre Länder ſchon ſeit dem früheſten Alter der Welt, weil ſie das Klima da vortheilhaft fanden, und an keinen Bedürfniſſen des Leibes einigen Mangel leiden durften. Die eine Gegend hatte viel Vieh, Getraide und Wein, oder Obſt, die andere war reich an Edelſteinen, Gold und andern Metallen; in einer andern bauete man Baumwolle und Seide, in jener bearbeitete man dieſe Materialien, um Schmuck und Kleider daraus zu verfertigen; in einer andern philoſophirten die Menſchen über den Gebrauch und über den Urheber aller der herrlichen Güter, die ſie in der Welt fanden, und legten den Grund zur Religion, zu nützlichen Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten. Wer alſo zu viel Vieh, Getraide und Wein hatte, der vertauſchte dieſe Sachen gegen Edelſteine, Gold, Kleider, Werke der Kunſt, ſo wie die Gelehrten ihre Wiſſenſchaften gegen Getraide, Vieh, Wein, Kleider und Gold verkauften. Nicht ſelten geſchah es auch, daß einige Gegenden durch Eroberungen und Handel mit zu vielen Gütern des Lebens überhäuft wurden; dadurch wurden ihre Bewohner weichlich, wollüſtig und träge, und fielen wieder von der Höhe herab, zu welcher

ſie vorher durch Fleiß und Mühe empor gekommen waren.

Auf dieſe Art lernte man in jeder europäiſchen Gegend alle Güter der ganzen damals bekannten Welt gar bald gebrauchen, weil man ſie überall haben konnte, und weil man nur arbeiten durfte, um ſie zu erlangen. Durch dieſe ausgebreitete Bekanntſchaft der Völker wurden ihre Regenten auch nach und nach immer weiſer und machten ſich und ihre Unterthanen, durch Beförderung und Aufnahme der Wiſſenſchaften und Künſte, immer glücklicher, reicher, geſitteter, klüger, beſſer und zahlreicher, weil wahre Gelehrſamkeit und nützliche Künſte nicht nur den menſchlichen Verſtand erleuchten, ſondern auch den Ackerbau, die Viehzucht, alle Manufakturen, den Handel, die Bevölkerung und alles Glück der Staaten, ungemein befördern. Durch ſie ward hernach die wahre Geſtalt der Erde, der Gebrauch der Magnetnadel, das Schießpulver, das Feuergewehr, die Baukunſt großer Schiffe und endlich die neue Welt erfunden. Seitdem ſind wir beynahe mit allen Völkern auf der ganzen Oberfläche der Erde bekannt gemacht worden, und haben nun aus Orient und Occident, aus Süden und Norden, tauſenderley Güter und Sachen, die unſere Kenntniſſe noch mehr erweitern, unſern Verſtand noch heller aufklären, unſere Vorzüge vor andern Nazionen noch ſtärker befeſtigen, unſere Vergnügungen noch mehr erhöhen und unſere Kleider und Leiber noch mehr verſchönern. Wir dürfen uns alſo gar nicht wundern, daß die Race der Europäer vor allen andern die aufgeklärteſte, die ſittſamſte iſt, denn ihr hohes Alter und mildes Klima, verbunden mit der ungeheuern Größe der Reiche, mit denen ſie von jeher in Handlungsverkehr ſtehet, verſchaffen ihr alle Bedürfniſſe des Geiſtes und des Leibes

 reichlich,

reichlich, und müſſen ſofort, durch angenehme Sitten und ſanfte gefällige Bildung, aus ihnen hervorleuchten. Wenn aber alle Länder um Teutſchland herum von jeher mit dem Ocean bedeckt geweſen wären, ſo würden wir entweder noch gar nicht exiſtiren, oder wenigſtens eben ſo ungeſittet, unwiſſend, rauh und häßlich ſeyn, wie die Patagonen und Neuholländer, weil Güte und Glück der Menſchen nie größer ſind, als die Völker und Länder, die ihnen ihre Bedürfniſſe liefern, woraus zugleich erhellet, daß es allerdings ſehr gut ſey, wenn viele glückliche Brüder und Schweſtern um uns her wohnen, und daß ſich diejenigen ſelbſt unwiſſender Weiſe nichts Gutes gönnen, welche gern allein in der Welt ſeyn wollen, um alles an ſich zu ziehen.

Mit den Europäern könnten die Sineſen und Oſtindier, wegen ihres hohen Alters und wegen der Verbindung ihrer Länder unter einander, in den meiſten Stücken überein kommen, wenn ihnen ihr warmes Klima nicht einigermaßen im Wege ſtünde und ihre Gedanken ſtumpf gemacht hätte, wovon ihre Sitten und Gewohnheiten Beyſpiele geben.

Wo aber endlich ein ſehr heißes Klima ſchon längſt bewohnt iſt, da iſt das Volk dumm, häßlich, ſchwarz, ſchwach, übelgeſittet, es mag nun von den Bewohnern anderer Gegenden durch große Meere getrennt ſeyn oder nicht; denn die große Hitze kocht da nicht nur die Säfte des menſchlichen Leibes dergeſtalt, daß die feinen oder geiſtigen Theilchen davon in die Luft fliegen müſſen, und nur ein ganz grobes Blut in den Adern zurücklaſſen, ſondern ſie brennet auch dieſelben ſchwarz oder braun; deshalb können auch ihre Seelen nicht frey wirken, nie ſcharfſinnig und leichte denken, nie recht großmüthig handeln, nie etwas Großes erfinden oder ausführen, und nie er-

leuchtet werden, weil ihre Nerven zu ſtumpf und träge ſind.

Dieß iſt das Schickſal der Afrikaner und beſonders der Negern. Sie ſind überaus ſchwarz, unförmlich gewachſen, nicht völlig ſo groß wie wir, dumm, ungeſittet und meiſtentheils übel geſinnet, welches die einzige Handlung ſchon ſattſam beweiſet, daß ſie die Ihrigen als Sklaven an die Chriſten verkaufen. Einige Afrikaner, die in einem kühlern Klima wohnen, ſind nicht ſo ſchwarz, wie die Negern, welches auch von den Bewohnern des Reiches des groſſen Moguls zu verſtehen iſt. Wer oft in freyer Luft ſeyn muß und wenig Kleider hat, der iſt allezeit dunkler gefärbt, als andere Leute, die ſich ſelten ohne Kleider unter freyem Himmel aufhalten. Daher ſind die Vornehmen unter den Negern nicht ſo ſchwarz, wie die Gemeinen. So ſehen ferner die Amerikaner und Südindianer deswegen bräuner aus, als die Sineſen und Tartarn, weil ſie keine Kleider tragen wie die leztern. Aber die Sineſen und Tartarn haben deswegen wiederum dunklere Haut als wir, weil jene ein ziemlich warmes Klima bewohnen, dieſe hingegen meiſtentheils in freyer Luft leben. Die Grönländer und übrigen Polarmenſchen bewohnen zwar ein kaltes Klima und ſollten alſo weiß ausſehen; aber dafür leben ſie den ganzen Sommer unter freyem Himmel und wohnen im Winter unter dem Schnee in ihren Hütten, wo ſie mit Thran einheitzen und ihre Haut, wegen ihrer übrigen Unreinigkeit, ein ſchmutziges Anſehen erhalten muß.

Baumwollene und leinene Waaren werden durch die Sonnenſtrahlen weiß; allein mit den Menſchen und andern organiſchen Geſchöpfen hat es eine ganz andere Beſchaffenheit, weil ihre Säfte aus verſchiedenen Materien zuſammengeſezt und mithin ganz verſchie-

verſchieden gefärbt ſind. Von der Luft und Sonne werden ſie in eine innerliche Bewegung gebracht und verfeinert, indem ſich dadurch die beſſern von den ſchlechtern abſondern, und auf dieſe Weiſe geſchiehet es, daß die feinſten und leichteſten davon allemal am ſtärkſten von der Sonne und Luft angezogen werden, welches daraus erhellet, weil ſie allezeit nur auf der Oberfläche der organiſchen Geſchöpfe ſichtbar ſind, wie z. B. an den Aepfeln, Weintrauben und andern dergleichen Gewächſen. An den Negern zeigen ſie ſich wegen der allzuſtarken Kraft der Sonne und Luft ſehr häufig in der Haut, und ſind von einer ſo feinen Beſchaffenheit, daß ſie ſogar die Lichtſtrahlen durch ſich hindurch laſſen, und mithin gar nicht können geſehen werden, ſondern nur den Begriff der Schwärze verurſachen und eigentlich brennbare Materien heißen. Bey ſchwarzen Menſchen ſtecken die feurigen Materien in der Haut, da ſie doch mit dem Blute und Gehirn vermiſcht ſeyn ſollten. Wenn aber dieſe flüchtigen und feinen oder dunkeln Materien nur in mäſſiger Menge, wie in dem temperirten Klima allemal geſchiehet, an die Oberfläche des Leibes heraus gelocket werden und folglich da noch mit andern Säften vermiſcht bleiben, ſo färben ſie den menſchlichen Leib nur bräunlich oder blond, und ſeine Wangen roth, ſo wie ſie den Pfirſichen und Birnen auf der Seite, die gegen die Sonne gekehrt iſt, rothe Flecke machen. Aber Thiere und Gewächſe, die nie, oder höchſt ſelten, freye Luft und Sonnenſtrahlen genießen, ſehen nie roth oder grün, ſondern allemal blaß und leichenhaft aus, weil da dieſe farbigen Materien gar nicht in Bewegung geſetzt, entwickelt und an die Oberfläche der Körper heraus gelockt werden.

Ganze Nazionen von ſolcher blaſſen Farbe findet man zwar nicht, weil ſie ſich alle, wenigſtens im Sommer,

Sommer, von der Sonne beſcheinen laſſen und in der freyen Luft leben, aber Gefangene, die lange nicht aus ihrem Gefängniſſe kommen, ſehen aus wie Leichen. Verſchiedene Thiere verlieren ihre Farbe ebenfalls ſehr leicht. Die Bären ſind eigentlich braun oder ſchwarz, aber hoch in Norden, wo ſie im Winter lange in ihren Höhlen liegen müſſen, und wo die Wirkſamkeit der Sonnenſtrahlen zu ſchwach iſt, als daß ſie die feinen brennbaren Materien aus dem Blute heraus in den Pelz ziehen können, da ſehen ſie weiß aus, ſo wie man auch daſelbſt weiße Vögel findet, die bey uns ſchwarz ſind.

Man darf ſich alſo gar nicht wundern, daß die Menſchen deſto dunkler ausſehen, je heißer das Klima iſt, worinnen ſie wohnen, und je öfterer ſie ſich in freyer Luft befinden, denn in der Luft und Sonnenwärme wird alles Fleiſch gleichſam gebraten und folglich dunkler, wobey beſonders dieſes merkwürdig iſt, daß ſich alsdann dieſe dunklen Farben bey den Menſchen ſogar durch etliche Generationen auf die Nachkommen fortpflanzen, wenn ſie ſich auch gleich in ein Klima begeben, das eigentlich eine weiße Haut hervorbringt. Brünette Eltern zeugen gemeiniglich brünette Kinder, und Blonde allemal blonde Nachkommen, und Negern ſchwarze Kinder. Aber dann würden die Nachkommen ſchwarzer Menſchen nach und nach dennoch lichter und endlich, nach vielen Generationen, eben ſo weiß ausſehen als wir, wenn ſich ganze Kolonien von ihnen bey uns hinlänglich niederließen; denn obgleich dieſe Wanderung aus einem Klima in das andere nicht auf einmal aus einem Neger einen Blonden, oder aus einem Blonden einen Neger machen kann, ſo kann es doch nach Jahrhunderten ſchwarze Völker in weiße, weiße in ſchwarze, braune in gelbe und ſo weiter verwandeln. Geſchwinder

ſchwinder gehet dieſe Veränderung von Statten, wenn Menſchen von verſchiedenen Farben einander heyrathen und Kinder zeugen; denn da halten die Nachkommen ſchon bey der erſten Generation das Mittel zwiſchen den Farben der Eltern, und heißen **Mulatten**, wenn ſie von weißen und ſchwarzen, **Meſtizen** hingegen, wenn ſie von weißen und braunen Eltern gezeuget werden. Dieſe dürfen nur nicht Europäer heyrathen, wenn ihre Nachkommenſchaft uns an Farbe völlig ähnlich werden ſoll; heyrathen ſie aber Neger, ſo werden ihre Nachkommen wieder ſchwarz, vorausgeſetzt, daß ſie in dem erſten Falle ein mäßig warmes, oder kaltes, in dem letztern hingegen ein heißes Klima bewohnen, weil dieſes ſonſt die Europäer ſelbſt nach und nach ſchwarz und die Neger weiß färben würde, ohne erſt ſolche Verbindungen verſchiedener Eltern dabey nöthig zu haben.

Hierbey muß man endlich noch merken, daß der menſchliche Leib zwey Decken habe, nämlich eine äußere, die man das Oberhäutchen und eine innere, die man die eigentliche Haut nennet. Letztere iſt überall ſehr dicke und ſtark, da im Gegentheil das Oberhäutchen durchaus ſehr dünn und etwas durchſichtig iſt. Aber zwiſchen dieſen beyden Decken liegt noch ein ungemein zartes Gewebe, welches wie ein dünner Flor über den ganzen Leib ausgebreitet iſt, und ſich wie Schleim anfühlen läßt, daher man es auch nur das Schleimnetz nennet. Dieſer Schleim iſt es nun eigentlich, wo die verſchiedenen Farben der Menſchen ihren Sitz haben, denn bey Negern iſt er ſchwarz, bey Braunen braun, und bey Weißen weiß, weil er allemal durch das durchſichtige Oberhäutchen hervorſchimmert. Bey ganz ſchwarzen Menſchen iſt aber auch ſogar das Gehirn und Blut und überhaupt alles Fleiſch ſchwärzlicher oder dunkler als bey uns,

ja

ja ihre neugebohrnen Kinder bringen ſchon einige Schwärze an den Fingernägeln mit auf die Welt, da doch die Kinder aller braunen und minder gefärbten Menſchen faſt eben ſo weiß wie wir gebohren werden und ſich nur nach und nach dunkler färben.

Alſo müſſen die Verſchiedenheiten der Nazionen der Menſchen allerdings aus dem Laufe der Natur und urſprünglich aus Gott erfolgen. Klima und Verbindung der Länder ſind, nebſt dem verſchiedenen Alter der Völker, welche ſich darinnen aufhalten, die erſten Mittel, deren ſich der Schöpfer bedienet, ihre verſchiedenen Kenntniſſe, Sitten, Bildung, Staturen und Farben hervorzubringen; denn dieſe Verſchiedenheit der drey Dinge bringt allemal große Verſchiedenheiten in Speiſen, Kleidern, Religionen, Regierungsformen und allen Beſchäftigungen des Leibes ſowohl als des Verſtandes hervor, da denn dieſe nothwendig wiederum in der Geſtalt und in den Sitten oder Handlungen der Menſchen überaus große Verſchiedenheiten bewirken und mithin einem jeden Volke ſeinen beſtimmten Karakter geben.

Die Hauptfarben der Menſchen entſtehen alſo, nach dieſen Vorausſetzungen, einzig und allein von dem verſchiedenen Klima, ſo wie auch die ganz kleine Statur der Polarmenſchen. Völker der erſten Größe entſtehen, wenn ſie in fruchtbaren Ländern unter einem gemäßigten Klima umher wandern, oder ein nomadiſches Leben führen und überall Nahrung finden. Sie ſind hierinne den Gewächſen ähnlich, welche ebenfalls überaus gut gedeihen und groß und fett werden, wenn man ſie immer aus einem guten Boden in den andern verpflanzet, daher es denn auch kommt, daß alle kriegeriſche Nazionen insgemein ſtärkere oder größere Körper haben, als diejenigen, welche in einigen Jahrhunderten nicht ins Feld gezogen ſind,

denn

denn der Wechſel behagt allen Geſchöpfen auf Erden, vorzüglich aber den Menſchen, weil ein ſtetes Einerley und eine beſtändige Ruhe nichts als Schwäche, Krankheit und Tod verurſachen. Als unſere teutſchen Vorfahren noch ein nomadiſches und kriegeriſches Leben führten, da waren ſie Rieſen. Die längere Dauer unſerer Nazion und nähere Bekanntſchaft mit andern Völkern hat uns endlich zu einem ruhigen und ſtillen Leben eingeführet und auch unſere Geſtalt verändert. Die Patagonen und nomadiſchen Tartarn hingegen werden ihr rieſenmäßiges Anſehen noch lange behalten, wenn ſie nicht etwa auch durch Verbindungen mit ihren Nachbarn in Ruhe gebracht werden. Von den großen Bewohnern in Südindien weiß man zwar nicht gewiß, ob ſie umher wandern, aber es iſt wenigſtens ſehr wahrſcheinlich, weil ſie ein unruhiges Betragen an ſich merken laſſen, und weil ihre Inſeln ſo nahe beyſammen liegen, daß ſie dieſelben gar wohl mit ihren kleinen Fahrzeugen erreichen und mithin von einer auf die andere kommen können.

c) Verbreitung der Völker über den Erdboden.

Hier entſtehet nun die unentſchiedene Frage, wie ſind aber die Menſchen auf jene weit entfernten Inſeln gekommen? Auf kleinen und ſchlechten Fahrzeugen, deren ſie ſich dort noch gegenwärtig zum Fiſchen bedienen, und nur bey ruhigem Wetter damit an den Ufern herumfahren, iſt es wohl ſchlechterdings nicht möglich geweſen, ſo weite Seereiſen zu unternehmen. Große Schiffe haben ſie gewiß auch nicht gehabt, denn dazu gehören Segel, Taue, Anker und tauſend andere Geräthe, die ſie alle nicht kennen. Man iſt alſo auf die wahrſcheinliche Vermuthung gekommen, ſie ſind nicht über das Meer auf ihre ſo außerordentlich weit entlegenen Inſeln gekommen, noch weniger auf Schiffen der Europäer dahin gebracht worden.

Ohne

Ohne jenen Meynungen beyzutreten, daß Gott für jede Nazion der Südindier beſondere Stammeltern müſſe geſchaffen haben, die mit den unſrigen gar nicht verwandt geweſen, nimmt man vielmehr an, daß die Oberfläche der Erde vor Alters weit anders ausgeſehen habe, als jetzt, weil noch gegenwärtig viele bevölkerte Länder gefunden werden, die ehemals das Meer bedeckte, und weil deren noch weit mehrere, die in dem erſten Weltalter vielleicht ſehr groß und mächtig waren, durch Erdbeben zerrüttet und von dem Ocean verſchlungen worden ſind.

Vor der Sündfluth gab es wohl ohnfehlbar keinen perſiſchen Meerbuſen und kein rothes Meer. Afrika und Aſien hiengen vielleicht vermittelſt eines langen Striches feſten Landes zuſammen, der ſich gegen Morgen um die ganze Halbkugel der Erde bis nach Amerika hinkrümmte und nicht nur den oſtindiſchen Archipel, ſondern auch Neuholland, Neuſeeland und überhaupt ganz Südindien in ſich enthielt, nur daß dieſe Länder damals bloße Gebirge und hohe Plänen des gedachten überſchwemmten niedrigen Landes vorgeſtellet haben mögen.

Gegenwärtig iſt die Oberfläche der Erde ohngefähr ſo beſchaffen, wie ſie uns auf den Charten abgebildet iſt. Amerika hängt weder mit Afrika noch Aſien, vielweniger mit Europa zuſammen, und Aſiens feſtes Land reicht jetzt gegen Süden kaum bis an den Aequator. Auf dieſe Art iſt auch Afrika faſt rings herum mit Waſſer umgeben, ſo wie Neu-See- und Holland, vermittelſt des Oceans, ebenfalls weit von einander getrennet iſt, und mit andern Ländern bey weitem keine Gemeinſchaft hat. So ſah aber die Erde vor der Sündfluth nicht aus, denn da war wahrſcheinlich Amerika nicht nur mit Afrika, ſondern auch mit Aſien, vermittelſt großer Länder verbunden, wie

Bayerische Staatsbibliothek München

nicht nur aus verſchiedenen glaubwürdigen Geſchicht-ſchreibern des Alterthums, ſondern auch aus den Geſetzen, nach welchen ſich dergleichen Veränderungen auf dem Erdboden zutragen müſſen, höchſt wahrſcheinlich gezeigt werden kann.

Eben ſo vermuthet man aus Gründen, daß dieß die Gegend ſey, welche man für das Land der Patriarchen angiebt. Dieſe Gegend beſtehet aus einem Buckel, welcher beträchtlich höher iſt, als beynahe alles andere Land auf der ganzen Erdkugel. Von ihm ziehen ſich lange Kettengebirge nach allen vier Himmelsgegenden über den Erdboden hin und ſind in dieſer Gegend gleichſam wie in einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt mit einander vereiniget. Dann entſpringen auch rings um ihn herum eine Menge großer Flüſſe, die ſich nach allen Weltgegenden ergieſſen, als gegen Mittag der Indus und Ganges, gegen Morgen der Hoangho, gegen Mitternacht der Jeniſey, Oby und Irris, und gegen Weſten der Alchach und Gihun.

Wo nun ein Land mit vielen Flüſſen durchſtrömt wird, und wo überdieß ein mildes Klima herrſcht, wie ehemals wenigſtens in den Thälern dieſer Gegenden, wegen der Nähe des Wendekreiſes wirklich geherrſcht haben muß, da iſt allemal angenehm und behaglich zu wohnen, weil man da nicht nur weder Kälte und Hitze dulden, ſondern auch an Kräutern und andern eßbaren Gewächſen keinen Mangel leiden darf, und weil auch ſelbſt das Vieh in ſolchen Gegenden Weide die Fülle findet.

Aus dieſen Gründen läßt ſich nun ſehr vermuthen, daß wenigſtens die Thäler dieſes Buckels das alte Eden, oder die Wohnungen der erſten Menſchen geweſen ſind, zumal da man weiter in der ganzen

Welt

Welt keinen ſolchen Ort findet, von welchem ſich ſo viel Waſſer und Kettengebirge nach allen Gegenden ausbreiteten, denn wahrſcheinlich haben die Menſchen anfangs bloß an Gebirgen herumwandeln müſſen, weil die niedrigen Gegenden, beſonders nach Norden hin, noch voll Waſſer waren.

Gegenwärtig läßt ſich gedachter Buckel freylich mit keinem Paradieſe vergleichen, indem er vielmehr einer dürren Wüſteney gleich kommt, aber das macht, weil das Meer bereits zu weit davon zurücke gewichen iſt, und ihn nun nicht mehr mit Regen benetzen kann. Daß er aber ehemals wirklich ſehr fruchtbar und bevölkert geweſen ſey, erhellet auch aus alten Traditionen und heiligen Gebräuchen der Indianer, Sineſen und Tatarn, denn dieſe halten ihn alle für ſehr heilig, und erzeigen ihm dadurch, daß ſie oft viele hundert Meilen weit herbey wallfahrten, um ihren Gottesdienſt deſto andächtiger zu verrichten, die größte Ehrerbietung. Die Sineſen und Tatarn lehren ſogar, daß ein beſonderer Berg, welcher hierher gehöret und Chang-Pe-Chang heißt, ihr Urgroßvater ſey, welches eigentlich wohl nichts anders heißen ſoll, als, ihre Urgroßväter haben an dieſen Gebirgen gewohnt, und ſie ſind von dorther entſprungen oder ausgegangen.

Mit Gewißheit läßt ſich über dieſen Punkt nichts ſagen, ſondern es ſind wahrſcheinliche Vermuthungen, die aus Erfahrungen und Nachdenken entſpringen. Das gemeinſchaftliche Vaterland hatte alſo damals ein mildes Klima, und war an Vieh und Gewächſen überaus fruchtbar, daher lebten die Menſchen hier in Einfalt, Liebe und Ueberfluß bey einander und bey ihren Heerden, die ihnen Speiſen und Kleider überflüßig lieferten. Befreyet von allen Sorgen der Nahrung und Arbeit waren ihre Herzen mit Wolluſt und Vergnügen beſeelt, welches ihnen

ihre romantiſchen Thäler gewährten. Endlich ward das Land zu klein für ſie, es konnte nicht mehr ſeine Bewohner ernähren, weil ſie mehr Obſt und Kräuter und Vieh verzehrten, als von ſich ſelbſt wieder wuchs. Alſo lernten ſie nun auch den Mangel kennen, welcher ſie anfangs bloß in ihrer Liebe ſtörte, hernach aber gar zum Raub und Mord verleitete, denn wo der Verſtand noch nicht kultivirt iſt, da überſchreitet der Mangel und Hunger alle Geſetze der reundſchaft und Liebe.

Auf ſolche Art jagten die ſtärkern und mächtigern Stämme die ſchwächern entweder mit Gewalt zum Lande hinaus, oder dieſe wanderten freywillig an den Kettengebirgen und großen Flüſſen fort, um andere fruchtbare Gegenden aufzuſuchen, welche noch nicht bewohnt waren, und wo ſie ſich ſofort ungehindert niederlaſſen konnten. Hier vermehrten ſie ſich ebenfalls und jagten endlich auch Kolonien nach andern Gegenden von ſich, wo ſich dieſe abermals vermehrten, und ſo weiter, bis ſie ſich endlich in alle Länder, die damals noch nicht von einander getrennet waren, ausgebreitet hatten, welches freylich ſelten ohne groſſes Blutvergießen abgegangen iſt, da niemand gern ſein Vaterland, vielweniger ſeine väterlichen Hütten und Heerden verläßt, und weil die meiſten Menſchen in dem Streite fürs Vaterland lieber edelmüthig ſterben, als ein Haar breit weichen.

Der Aufgang der Sonne iſt ferner ein überaus angenehmes Phänomen, gegen welches alle Menſchen von Natur eine angenehme Empfindung fühlen, welche aber bey allen orientaliſchen Völkern vorzüglich ſtark und lebhaft iſt. Aus dieſem Grunde nahmen wahrſcheinlich die erſten Kolonien anfangs ihren Weg gegen Aufgang der Sonne und verbreiteten ſich ganz zuerſt nach und nach über Sina und Indien, hernach aber

aber nicht nur über jene Länder, welche damals Aſien mit Amerika vereinigten, ſondern endlich auch über das ſüdliche Amerika ſelbſt. Da aber das Meer hier alles verſchlang und nur hin und wieder hohe Plänen und Gebirge, in Geſtalt der Inſeln zurückgelaſſen hat, welche theils in dem oſtindiſchen Archipel liegen, theils aber auch den fünften Welttheil, welchen wir Südindien zu nennen pflegen, ausmachen; ſo mußten alſo die Menſchen in den Thälern und niedrigen Gegenden umkommen, weil nur diejenigen, welche auf den Anhöhen wohnten, das Leben retteten und in ihren Nachkommen bis auf den heutigen Tag erhalten worden ſind. Auf den meiſten dieſer Inſeln haben ſie ſich nun freylich nicht ſonderlich vermehret, vielweniger Verſtand und Herz bilden können, weil ſie da weder für Geiſt noch Leib hinlängliche Nahrungsmittel fanden, aber jene Kolonien, die bereits Südamerika erreicht hatten, waren ſchon glücklicher, denn hier blieb ſehr vieles Land von gedachten Ueberſchwemmungen befreyet, welches ihnen wenigſtens für den Leib die nöthigſten Bedürfniſſe lieferte und ihrer Vermehrung beförderlich war, woraus hinlänglich erhellet, warum die Eingebohrnen, im Ganzen genommen, ſchon weit geſitteter, ſchöner und beſſer ſind, als etwa die Bewohner von Neu-See- und Neuholland.

Daß aber Amerika vor alten Zeiten wirklich mit andern Welttheilen zuſammengehangen habe, und nur vermittelſt großer Ueberſchwemmungen davon abgeriſſen worden ſey, erhellet ſelbſt aus den Traditionen verſchiedener Völker dieſes Welttheiles und insbeſondere aus den Erzählungen der Mexikaner, welchen die ganze Geſchichte der Sündfluth völlig unbekannt iſt, nur daß ſie dabey alles mit andern Namen nennen und noch hinzuſetzen, daß ihre älteſten Vor-

fahren lange umher haben wandern müſſen, ehe ſie ſich in ihren jetzigen Gegenden haben niederlaſſen können.

Als nun die Erde gegen Oſten bis nach Südamerika auf ſolche Weiſe mit Bewohnern beſetzt worden war, dann ſchickte jenes fruchtbare und gemeinſchaftliche Vaterland ſeine überflüßigen Kinder auch nach Süden aus, welche ſich ſofort nicht nur über das Reich des großen Moguls, ſondern auch durch Arabien und Südafrika verbreiteten, wo ſie von der groſſen Hitze ſchwächlich, ſchwarz, dumm und ſklaviſch wurden.

Nachdem auch dieſe Gegend mit Menſchen angefüllet war, da war man genöthiget, in Weſten Wohnungen aufzuſuchen, welches außerdem nicht leicht würde geſchehen ſeyn, weil alles, was lebt, den Untergang der Sonne gewiſſermaßen ſcheuet; aber auf dieſe Weiſe ward nicht nur ganz Perſien, Kleinaſien, Aegypten und ganz Nordafrika, ſondern auch Griechenland und Südeuropa nach und nach mit Bewohnern verſorgt, welche nach Beſchaffenheit der Güte und Lage ihrer neuen Wohnungen gar bald zahlreich, mächtig und weiſe wurden.

Da nun die Welt den Menſchen in Oſten, Süden und Weſten noch offen ſtund und nirgends bevölkert war, da reichte auf der Nordſeite das Meer noch beynahe bis an Eden, folglich hätten ſie ſich anfangs dahin nicht verbreiten können, wenn ſie auch gleich die nördliche Gegend von Natur nicht noch weit ärger verabſcheuet hätten, als die weſtliche Gegend. Allein da nunmehr der Ocean gegen den Pol zurücke gewichen, und in andern Ländern bereits kein Raum für neue Koloniſten mehr zu finden war, da waren ſie gezwungen, auch dieſe neuen Länder anzubauen.

Alſo

Alſo wanderten einige Stämme über das hohe Kettengebirge Ural nach Nordeuropa, und bevölkerten Rußland, Pohlen, Teutſchland, Skandinavien und Britannien. Andere verbreiteten ſich an den Flüſſen und Gebirgen der Tatarey ſelbſt nach Norden und Oſten, und kamen endlich ſogar bis an den nördlichen Theil der neuen Welt, weil dieſer damals noch mit Nordaſien verbunden war. Die erſtern oder nordeuropäiſchen Pflanzvölker vermiſchten ſich hernach mit den bereits gedachten Kolonien der ſüdlichen Gegenden dieſes Welttheils, und erhielten von dieſen glücklichern Nazionen für Sklaven, Eiſen, Kupfer, Silber, Pelzwerk und andere dergleichen Sachen, nicht nur allerhand Bedürfniſſe des Wohlſtandes und einer feinern Lebensart, ſondern auch Kenntniſſe in Künſten, Wiſſenſchaften und Religion, welches bey gedachten katariſchen Kolonien nicht ſo leicht möglich war, weil ihre neuen Wohnungen vermittelſt gar zu großer Gebirge von Europa und andern bevölkerten Diſtrikten getrennet waren; daher es denn auch kommt, daß man bey ihnen weniger Verſtand und Reichthum findet, als bey den nordeuropäiſchen. Sie fanden aber in ihren eigenen Landen dennoch die nöthigen Bedürfniſſe des Lebens, und vermehrten ſich dergeſtalt, daß ſie ſich endlich mit Macht wieder nach Süden ausbreiten mußten, wo ſie freylich ganz anmuthige und fruchtbare Gegenden antrafen, die ſie mit ihren kältern und rauhen Wohnungen ohne Bedenken vertauſchen konnten. Das ſineſiſche Reich, welches in Süden mit der Tatarey ſchon damals zuſammenhieng und von den allererſten Kolonien bereits längſt mit Menſchen beſetzt worden war, wurde demnach von dieſen Völkern aus Norden her ſehr oft angefallen und mußte deren viele in ſeinen Schooß aufnehmen, die ſich ſofort mit den eigentlichen alten Sineſen vermiſchten und mithin hier eine Menſchen-

race hervorbrachten, welche in Rückſicht auf Bildung und Wuchs zwiſchen den Oſtindianern und Tatarn das Mittel hielt, ob wir ſie gleich nach unſerer Eintheilung zu den Oſtindianern rechnen. Aber endlich wollten ſich die Sineſen dergleichen gewaltſame Beſuche, die ſich allemal in ein ewiges Dableiben verwandelten, nicht mehr gefallen laſſen, ſie umgaben daher nicht nur die nördlichen, ſondern auch die weſtlichen Gegenden ihres Reichs mit einer hohen Mauer, welche über ſiebenhundert Meilen lang, mit dreytauſend Thürmen verſehen und ohngefähr im dritten Jahrhundert vor Chriſti Geburt gebauet ſeyn ſoll, woraus beyläufig erhellet, daß dieſe Nazion allerdings eine der älteſten auf Erden ſey, weil ſie ſchon vor mehr als zweytauſend Jahren ſehr groß, mächtig, reich und ziemlich aufgeklärt geweſen iſt.

Auf dieſe Weiſe war nunmehr die ganze bewohnbare Oberfläche der Erde mit Bewohnern verſorgt, bis auf die äußerſten Polarländer, welche am ſpäteſten ihre Häupter aus dem Meere empor gehoben haben; denn dahin zog niemand freywillig, weil alle Menſchen die ſtrenge Kälte, oder das unfruchtbare Klima fürchten. Allein endlich mußten ſich doch einige entſchließen, dahin zu ziehen, weil ſie ſich in mildern Gegenden vielleicht zu ſehr vermehrt hatten und nach ihrer einfältigen Verfaſſung den Erdboden nicht zwingen konnten, für ſo viele Menſchen hinlängliche Lebensmittel hervorzubringen. Dieſer Mangel erregte demnach Neid und Kriege, wo die Schwächern von den Stärkern überwältigt und mithin gezwungen wurden, in dieſe angränzenden neuen Länder zu fliehen, wo ſie nach und nach ausarteten und klein wurden.

Aus den nach Norden vertriebenen Tatarn entſtanden die Samojeden und Oſtiaken. Diejenigen,

welche aus Nordamerika gegen den Pol gejaget wurden, verwandelten ſich in Eskimos und Grönländer, weil jene, welche aus den ſüdlichen Ländern dieſes Welttheils nach Terra del Fuego haben wandern müſſen, jeƺt zum Theil in kleine häßliche Peſcherås ausgeartet ſind. Von den Nordeuropäern ſind die Lappen an die nördlichen Ufer unſers Welttheiles verſtoſſen worden, ſo wie auch ohnfehlbar die Madagaskarier einige ſchwache und unbedeutende Familien auf die magern Felſen und ſteilen Gebirge ihrer Inſeln getrieben und ſie dadurch in Kimoß verwandelt haben.

Gegenwärtig ſchickt das gemeinſchaftliche Vaterland aller Völker keine Kolonien mehr in die Welt, weil es ſein mildes Klima bereits verloren hat und meiſtentheils wüſte geworden iſt; aber in andern fruchtbaren Ländern vermehren ſich die Menſchen noch immer beträchtlich. Teutſchland, England und Frankreich ſind jeƺt die Länder, welche ſtatt jenes alten Vaterlandes ihre Kolonien in alle Theile der Erde ſenden, woraus zu folgen ſcheint, daß die Welt endlich überall zu enge werden müſſe und nicht ſo viel Bedürfniſſe hervprbringen könnte, als ſie nöthig hätten. Allein dieſes ſtehet niemals zu beſorgen; denn was der Erdboden jeƺt nicht freywillig liefert, das liefert er durch die Kunſt der Menſchen gezwungen. Wo er aber auch der Kunſt des Ackerbaues und der Gärtnerey nicht gehorchen will, da legen ſich die Menſchen auf Manufakturen, Fabriken und andere Künſte, wozu ſie die Materialien von ihren Nachbarn holen und ſo kann der Erdboden nie zu klein werden, die Menſchen mögen ſich nun vermehren, ſo ſehr ſie wollen, weil ſie allezeit deſto mehr Mittel erfinden, wodurch ſie ſich Speiſe und Kleider verſchaffen können, je zahlreicher ſie werden.

Man weiß zwar nicht, wie viel Tauſende von Jahren verfloſſen ſeyn mögen, ehe Südindien und

Amerika, oder jene äußerſten Gegenden der Erde in Süden und Norden mit Menſchen beſetzt worden ſind; allein wenn man bedenkt, daß dergleichen große Revolutionen der Völker allezeit ſehr langſam haben erfolgen können, weil jedesmal hitzige Kriege und greuliche Verwüſtungen vorhergehen mußten, ehe diejenigen, welche auswanderten, überwunden wurden, und wenn man bedenkt, daß ſogar noch in dem fünften Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung, ein großes Volk aus jenen alten aſiatiſchen Gegenden mit Gewalt in Europa eingebrochen iſt, welches hernach in den katalauniſchen Feldern in Gallien erſt völlig aufgerieben ward, weil den alten Europäern an dieſen neuen Gäſten nichts gelegen war; ſo erhellet wenigſtens ſo viel, daß dieſe Völkerwanderungen überaus lange müſſen gedauert haben.

Madeira, Island und verſchiedene andere Inſeln ſind nur ſeit etlichen Jahrhunderten bevölkert, vermuthlich weil ſie erſt nach der Sündfluth, entweder von Vulkanen aus dem Meere empor gehoben, oder von dieſem zurücke gelaſſen worden ſind, nachdem es ſich weiter gegen den Aequator hingezogen hat. Nahe an dem ſüdlichen kalten Gürtel der Erde kommen ebenfalls auch nach und nach neue Länder zum Vorſchein, die aber wegen ihrer Neuheit ſowohl, als wegen der großen Kälte und Unfruchtbarkeit, noch lange keine Bewohner ernähren können.

Da der Schöpfer die Menſchen zu Herren aller irdiſchen Kreaturen machen wollte; ſo ſchuf er ſie auch von Natur ſehr dauerhaft und fähig, in jedem Klima zu wohnen, und alle nur mögliche Nahrungsmittel zu genießen, welches eine ſehr merkwürdige Sache iſt, die man an andern Geſchöpfen nicht findet. Elephanten, Schafe, Rinder, Kameele, Affen, Obſtbäume, Getraide und unzählige andere Thiere und

Gewächſe ſterben, wenn man ſie in die Polarländer verpflanzen will, dieweil Rennthiere, Bären, Wallfiſche, Eisvögel u. ſ. w. umkommen würden, wenn ſie in ein heißes Klima kämen, weil jene die Kälte, dieſe hingegen die Hitze nicht vertragen können, und weil ſie alle weiter nirgends, als an ihren Geburtsorten, ſchickliche Nahrung finden. Hunde und Katzen ſind zwar fähig, ſich an jedes Klima zu gewöhnen und ihr Geſchlecht überall fortzupflanzen, aber in ſehr kalten Gegenden werden ſie demohngeachtet dumm und träge; Menſchen hingegen leben an den beeiſeten Polen eben ſo lange und geſund, als an dem Aequator, obgleich das Klima dieſer beyden Gegenden faſt eben ſo verſchieden iſt, als Eis und ſiedendes Waſſer und obgleich der Grönländer und Samojede von ganz andern Speiſen leben muß als der Neger; denn der Menſch findet überall Nahrungsmittel, die ſeiner Natur angemeſſen ſind, ſie mögen uns nun ſo unſchicklich und ſonderbar vorkommen als ſie wollen.

Die wärmern Gegenden von Afrika ernähren ihre Bewohner mit Blättern und Früchten verſchiedener Palmbäume, beſonders aber mit Datteln, welche auch ſehr häufig in Perſien und Aegypten gegeſſen werden. Oſtindien giebt ſeinen Kindern das Mark eines andern Palmbaumes, den man Sagu nennet, zu eſſen. Auf O-Taheite und vielen andern warmen Inſeln des Südmeeres wächſt Brod auf Bäumen, welche die ſogenannten Brodfrüchte liefern. Von Feigen leben viele Griechen, von Kaſtanien viele Italiäner, und von Eicheln einige europäiſche Völker; doch vielen Europäern müſſen jetzt die Gewächſe aller Länder der ganzen Welt zur Speiſe dienen. In Kanada, Peru und Virginien eſſen die Leute Wurzeln und Knollengewächſe, als Erdrüben, Kartoffeln, Erdbirnen und dergleichen, welche alle nun nach Europa

ropa verpflanzt worden ſind, und uns ebenfalls gute Speiſe gewähren, zumal da wir oft abwechſeln und allerhand Mehlſpeiſen, gebackenes Obſt, Küchenkräuter und Fleiſch genießen können, ſo wie ſich auch die Amerikaner aus türkiſchem Korn und Fiſchen allerhand Speiſen bereiten, um nicht ſtets Wurzeln und Erdfrüchte zu genießen. Der äußerſte Norden liefert ſeinen Bewohnern das isländiſche Moos, die Natterwurzel, das Fiallagras und ſogenannten Tang; aus den beyden erſten bereiten ſie Mehl und aus den letztern Gemüße. Hirſche, Rehe, Hühner, Gänſe, Enten und eine Menge anderes Geflügel nebſt Fiſchen und Amphibien aller Art, einige giftige ausgenommen, werden von Europäern verzehret; ja die Neuholländer, die Neger an der Goldküſte und die Lappländer leben größtentheils von Fiſchen und Amphibien ganz allein. Der Elephant wird von Afrikanern, das Pferd von Patagonen und Tatarn und das Wallroß von Samojeden und Oſtiaken gegeſſen. Hunde und Katzen behagen nur den Tunguſen und Negern, der Löwe, der Leopard und Tieger hingegen den Kaffern und Hottentotten. Sogar Affen müſſen einigen Völkern den Hunger ſtillen, Kieferwürmer, Heuſchrecken, Krebſe, Auſtern, Schnecken, und andere Schaalthiere ſehen zwar unförmlich aus, werden aber dennoch gegeſſen. Aus dem Innern der Erde verlangt der Magen des Menſchen nichts, als Salz: aber in Amerika eſſen die Negerſklaven dennoch auch eine gewiſſe Erdart.

f) Aelteſte Geſchichte der Erdkugel.

Zum Schluß dieſer allgemeinen Ueberſicht, füge ich hier noch die Meynungen der Gelehrten von der älteſten Geſchichte unſerer Erdkugel bey; und ob ſie gleich zuweilen nur Meynungen zu ſeyn ſcheinen und bleiben, ſo iſt doch manches davon ein ſtiller Wink zu weiterm Nachdenken und Aufſchluß manches Räth-

ſelhaften

ſelhaften in der Natur und in der Geſchichte der Menſchheit.

Anfangs ſchwebten die kleinen Theile der Materien einzeln und unordentlich in dem unendlichen Raume des Himmels und äußerten keine anziehende Kraft gegen einander. Sie bewegten ſich demnach nicht, und machten weder Licht noch Wärme, denn alles war wüſte und von Körpern leer, weil noch keine exiſtirten, und es war finſter in der Tiefe des Himmels. Nur Gott, der den ganzen Weltraum von Ewigkeit erfüllet, war bey dieſen zerſtreueten Materientheilchen, worunter ſich vorzüglich viel Waſſeratomen befanden, gegenwärtig, das heißt, der Geiſt Gottes ſchwebte in der Finſterniß auf dem Waſſer.

Da ſprach Gott: „Es werde Licht!“ und es ward Licht. Sein allmächtiges **Werde** gab den Atomen Leben und Kraft, ſich zu bewegen, ſich zu vereinigen und Materien hervorzubringen. Die brennbaren verbanden ſich mit den erdigen und fuhren ſchnell gegen einander, um Wärme und Licht zu erregen, dieweil ſie Materienklumpen bildeten, die wir Sonnen oder Fixſterne zu nennen pflegen.

Aber die meiſten Luft- und Waſſeratomen waren, nebſt allen urſprünglichen Saamen organiſcher Geſchöpfe, von dieſer Verbindung ausgeſchloſſen; denn ſie konnten der ausdehnenden Gewalt des entzündeten brennbaren Weſens nicht hinlänglich widerſtehen, ſondern wurden von ihm zurücke getrieben und mußten in großen Entfernungen von jenen Feuerballen verweilen, das heißt, ſie mußten die Sonnen in ungeheuern Atmoſphären einhüllen, weil ſie von ihnen zwar angezogen wurden, aber nicht gänzlich mit ihnen vereiniget werden konnten.

Es iſt leicht zu erachten, daß die Sonnen bey ihrer Entſtehung auch ſogleich anfiengen ſich umzudrehen, denn alle bewegte Materien, die eine anziehende Kraft gegen einander beſitzen und in ihrem Laufe zuſammen ſtoßen, wirbeln um einander herum, wie aus den Meerſtrudeln erhellet, wo auch das Waſſer in Kreiſen um Steinklippen herum wirbelt, ſo oft es in ſeinem Laufe an ſie ſtößet, ob es vorher gleich nicht auf krummen, ſondern geraden Wegen fortſtrömet.

Die Lehre von der Elektricität zeiget, daß jedes Feuer elektriſche Materie ſey, und daß zwey gleich elektriſche Körper einander allezeit von ſich ſtoßen, wenn ſie groß genug ſind, woraus klar iſt, daß auch das Feuer der Sonnen alle überflüßige Erdatomen anfangs zwar nur als Aſche, Rauch und kleine Trümmern über ihre Oberflächen in die Höhe geſtoßen, nachher aber, als ſich dieſe kleinen Theile in große Brocken zuſammengezogen und wieder zurückgeſtürzt hatten, in Geſtalt ſehr dichter Sonnenwolken, tief in den Raum des Himmels hinab geſchleudert und Wandelſterne daraus gebildet habe.

Alſo, ſagt man, ward wahrſcheinlich auch der Erdball, den wir bewohnen, von unſerer Sonne ausgeworfen, weil ſeine erdigen Materien damals, als ſie noch mit ihr vereiniget waren, nothwendig bejahend elektriſch ſeyn mußten.

Demnach beſtand anfangs der Erdball wahrſcheinlich aus nichts weiter, als aus unförmlichen Materienklumpen, die auf der Oberfläche der Sonne lagen und mit ihr zugleich umgedrehet wurden. Als ſie aber gedachte elektriſche Stöße empfiengen und von ihr weg flogen, da verloren ſie ihre daſelbſt erhaltene Kreisbewegung dennoch nicht, ſondern wirbelten, von

zwey

zwey konſpirirenden Kräften getrieben, in Schneckengängen ſo lange durch den Himmel fort, bis ſie nach und nach ihrer erſten Elektricität beraubt und auf die entgegengeſetzte Art elektriſch wurden. Dann wurden ſie von der Sonne aufs neue angezogen und konnten ſich nicht weiter von ihr entfernen, ſondern mußten ſich von nun an beſtreben, wieder zu ihr zurückzukehren, welches aber, vermöge ihrer Schwungbewegung nicht wirklich geſchehen kann; denn um wie viel ſie zurückfallen, um eben ſo viel werden ſie von der Schwungkraft wieder entfernet, und müſſen nun auf dieſe Art auch noch heutiges Tages um die Sonne wirbeln, ohne ihr jemals merklich näher zu kommen.

Aber unterwegens, ehe noch gedachte einzelne Brocken der Erde ihren jetzigen Abſtand von der Sonne erreichten, fiengen ſie ſchon an, ſich abzukühlen und einander ſelbſt anzuziehen, um einen einzigen runden Körper zu bilden, der ſich ebenfalls ſogleich um ſeine Axe drehen mußte; denn die einzelnen Stücke deſſelben prallten allerdings mit großer Gewalt an einander, als ſie zuſammen fuhren, folglich mußten ſie auch gleichſam um einander herum wirbeln, wie zween Waſſerſtröme, die in einem Flußbette einander begegnen, das heißt, die Erde fieng an, ſich um ihre Axe zu drehen.

Ein ſolcher Brocken ward etwas ſpäter, als die übrigen, die zu der Erdkugel gehörten, von den Sonnen ausgeworfen. Dieſe zogen ihn alſo zwar auch nach ſich, um ihn mit ſich zu vereinigen; allein er kam nur etwas zu ſpät und fiel auf die Erde, als dieſe ſchon zu ſehr verhärtet war. Alſo ſchleuderte ihn ihre Schwungbewegung und elektriſche Kraft wieder in den Himmel zurück, wo er noch jetzt als Mond um uns herum wandert.

Dieſe

Dieſe großen Begebenheiten erforderten zu ihrer Vollendung allerdings eine geraume Zeit, die vielleicht länger, als hundert tauſend Jahre gedauert hat, und in der heiligen Schrift ein Tag, eine Periode, eine Umlaufszeit u. ſ. w. genannt wird, denn da ward aus Abend und Morgen, das heißt, vom Anfange der Schöpfung bis auf die Entſtehung des Erdballes, der erſte Tag.

Die Schrift richtet ſich ferner in ihren Erzählungen nach unſern Sinnen, und beſchreibet die Schöpfung ſo, wie wir ſie würden wahrgenommen haben, wenn wir dabey zugegen geweſen wären. Während des erſten, zweyten und dritten Tages der Schöpfung konnten Waſſer, Luft und andere flüchtige Materien, die um den Erdball auf ſeiner Reiſe durch den Himmel verſammlet und mit ihm hieher gebracht wurden, noch nicht gehörig verdichtet und von einander geſchieden werden, um reine Luft und reines Waſſer zu bilden, denn damals glühete die Erdkugel noch und brannte an vielen Stellen, weil ſie ſich von Außen nach Innen nur langſam abkühlte und damals häufige Feuerflammen in ihre an ſich ſchon höchſt unreine Atmoſphäre ſpie, die ſie mit ihrem ſchwarzen Dampfe noch mehr verdunkelten, woraus erhellet, daß dergleichen grobe Dämpfe dem Glanze der Sonne damals noch nicht verſtatteten hindurch zu dringen und unſer Erdenrund zu erleuchten. Sonne, Mond und Sterne waren alſo jetzt für unſern Planeten noch nicht geſchaffen, weil ſie ihm noch nichts nützten.

Als aber die geſchmolzene Oberfläche des Erdballs völlig geronnen, und um ihn eine harte Schlackenrinde entſtanden war, die wahrſcheinlich vielerley Materien enthielt, da ward von dieſer harten Rinde die Wuth des Feuers, das noch in tiefen Gruben loderte, plötzlich erſtickt, wodurch ſich die heiße Erdmaſſe inwendig

wendig gänzlich in einen ungeheuern Magnet verwandelte, ſo wie glühendes Eiſen durch eine jählinge Verhärtung magnetiſch wird.

Man muß hierbey merken, daß jene harte Rinde keinesweges eben und glatt ſeyn konnte; denn erſtlich waren die von der Sonne ausgeworfenen Materienklumpen gleich anfangs zu wenig flüßig, als daß ſie bey ihrer ſchnellen Vereinigung nicht hätten höckricht werden ſollen, zumal ſie nicht wie Waſſer, ſondern wie etwa ſchmelzendes Glas und Pech, oder Eiſen floſſen, und folglich ſchon merklich gerinnen mußten, ehe ſie völlig rund wurden; dann ward auch der bereits ſchon gebildete Erdball von dem Feuer, das unter ſeiner Rinde hie und dort noch nicht gänzlich gedämpft war, in vielen Gegenden empor gehoben, ja ſie zerbrach an verſchiedenen Stellen auch wohl gar, und eröffnete neue Feuerſchlünde, durch welche die Flammen mit verſtärkter Gewalt wieder hervor brachen und mit ihren Schlacken- und Aſchenauswurfe große Erhöhungen um ſich her aufthürmten.

Aus dieſen zwey Urſachen ſind ohnfehlbar die höchſten Berge des Erdballes entſtanden. Sie beſtehen, wie alle berühmte Naturforſcher verſichern, aus Granit, einem ſchmelzbaren Geſtein, das aus Quarz, Feldſpath, Glimmer und kleinen Baſalten zuſammen geſetzt iſt, weil die Atomen dieſer Materien, die anfangs einzeln von der Sonne ausgeworfen wurden, ohnſtreitig ſelbſt von ſehr verſchiedener Art waren und ſich hernach entweder in Baſaltpfeiler kryſtalliſirten, oder nach Beſchaffenheit ihrer Natur allerley Materienklumpen bildeten.

Die weitläuftigen Kettengebirge, als z. B. die Cordilleras in Amerika, die hohen Alpen in Aſien

u. ſ. w. haben ihren Urſprung wahrſcheinlich dem ſchnellen Stoße zu verdanken, den gedachte Sonnenwolken einander verſetzten, als ſie ſich ſchnell vereinigten; denn da ſie damals noch etwas weich waren, ſo mußten ſie ſich durch ihren eigenen Stoß merklich breit drücken, welches ohne große Höcker nicht abgehen konnte, weil die Erfahrung lehret, daß jede weichſpröde Materie, die irgendwo anſtößt, und breit gedrückt wird, an ihrem Rande merkliche Unebenheiten erhält. Angeführte Bergketten erſtrecken ſich wirklich auf viele hundert, ja über tauſend Meilen weit, woraus erhellet, daß ſie von einer ſehr großen Kraft auf einmal müſſen hervorgebracht worden ſeyn, und eine ſolche Kraft wird man ſchwerlich in etwas anderm finden, als in den gewaltigen Stößen, die gedachte Materienklumpen bey ihrer Vereinigung einander ertheilten. Auf gleiche Art ſind wahrſcheinlich auch jene großen Baſaltpfeiler, die Irlands nördliche Ufer in Geſtalt eines krummen Kettengebirges begränzen, ſchon in der erſten Periode der Schöpfung kryſtalliſiret und durch irgend einen Zufall in ihre gegenwärtige Lage, die ziemlich ordentlich zu ſeyn ſcheint, verſetzt worden.

Hohe Berge, die nicht in langen Reihen auf der Oberfläche der Erde liegen, ſondern gruppenweiſe, oder auch nur einzeln, ihre Häupter zu den Wolken erheben, mögen zwar auch wohl am erſten Tage der Schöpfung entſtanden ſeyn, aber ſie ſind vermuthlich bloß durch die Gewalt des Feuers, das unter der Erdrinde noch wirkſam war, in die Höhe getrieben worden, weil es, vermöge ſeiner elektriſchen Kraft, diejenigen Materien, die ſich nicht entzünden, mit Gewalt von ſich ſtößt, zumal wenn es ſchon lange gebrannt, und mithin alle Körper um ſich her ſtark er-

hitzt

hitzt hat. Alſo werden durch die Gewalt dieſes Feuers große unterirdiſche Gewölber ausgehöhlet, worinnen ſich die brennbaren Materien verſammleten und feuerſpeyende Berge bildeten, die noch heutiges Tages nicht alle ausgebrannt haben.

Am erſten Tage der Schöpfung war demnach der Erdball noch zu heiß, als daß er das Waſſer, welches ſich beſtrebte, ſtromweiſe aus der Atmoſphäre herab zu fallen, nicht ſogleich hätte wieder von ſich in die Höhe ſprudeln ſollen; denn damals umhülleten Luft und Waſſer und andere flüchtige Materien die Erdkugel noch in Geſtalt eines undurchſichtigen dicken Dampfes, der ſich vielleicht bis an den Mond erſtreckte. Das Waſſer befand ſich alſo gleichſam noch in dem Raume des Himmels, oder, wie die Schrift ſagt, über der Veſte und bildete noch keine Meere oder Seen. Aber nun ſchied Gott das Waſſer unter der Veſte von dem Waſſer über der Veſte, das heißt, diejenigen Luft- und Waſſeratomen, die dem Erdball eigenthümlich ſeyn ſollten, trennten ſich in dem Himmelsraume von den Atomen der Luft und des Waſſers anderer Weltkörper, alſo ſenkten ſich die erſten tiefer herab, dieweil der Erdboden bereits kühler geworden war. Auf ſolche Art ward aus Abend und Morgen der zweyte Tag; welche Worte aber bloß ſo viel ſagen wollen, daß zwiſchen der Entſtehung und Abkühlung oder Befeuchtung des Erdballs die zweyte Schöpfungsperiode verfloſſen ſey.

Während der dritten fiel das Waſſer wirklich durch die Luft herab und floß in Meere zuſammen, aus welchen die einzelnen Berge als Inſeln, die zuſammenhangenden Bergketten und hohen Plänen hingegen als feſtes Land hervorragten, dergeſtalt daß

 man

man das Trockene ſah. Da ſprach Gott ferner: „Es laſſe die Erde aufgehen Gras und Kraut, das ſich beſaame, und Bäume, davon jeder Frucht trage, nach ſeiner Art;“ und es geſchah alſo.

Der Urſtoff aller Gewächſe lag nämlich ſchon in der Atmoſphäre verborgen und blieb ſofort an der Oberfläche des Erdballs hangen, als er mit dem Regen herab fiel; denn die harte Rinde ward nun von den feuchten Dünſten merklich aufgelöſet, und in eine lockere Dammerde verwandelt, worinnen die Saamen Wurzeln ſchlagen und wachſen konnten, da es bekannt iſt, daß auch die härteſten Schlacken auswittern und in lockeres Erdreich zerfallen, wenn ſie dem Winde und Wetter lange genug ausgeſetzt ſind. Nach und nach vermehrte ſich dieſe lockere Erdrinde von dem verfaulten Graſe und andern Gewächſen, ſo wie ſie ſich noch heutiges Tages vermehret.

Man darf nicht glauben, als ob gedachte urſprüngliche Saamen der Pflanzen ordentliche Körner geweſen ſeyn, weil man ſie im gemeinen Leben alſo zu nennen pflegt, denn ſonſt möchte man fragen, wie dieſe Saamenkörner in den Himmelsraum, aus welchem ſie von der Erdkugel und andern Planeten angezogen wurden, gekommen wären, da vorher noch keine Gewächſe exiſtirt hatten, worauf ſie hätten wachſen können. Nein, die ſogenannten Saamenkörner ſind wirklich wahre Früchte, die nur in dem Schooße der Erde gehörig ausgebrütet werden dürfen, um abermals Früchte zu tragen; der eigentliche Saame der Pflanzen iſt wahrſcheinlich ein höchſt feines geiſtiges Weſen, das jetzt in dem Staube der Blüthen verborgen liegt, wo es die Befruchtung auf eine geheimnißvolle Art bewirkt, und unſern Augen niemals

ſichtbar

ſichtbar wird, ſo wie die erſten Saamen, die aus der Atmoſphäre herabfielen, ohnſtreitig auch unſichtbar waren. Vielleicht ſchwimmen noch vielerley dergleichen urſprüngliche Saamen in der Luft in dem Waſſer herum, weil ſie noch kein ſchickliches Erdreich zu ihrer Entwickelung und Wachsthume haben finden können; woraus ſich ſofort erklären läßt, warum beynahe in allen neuen Miſchungen erdiger Materien ganz beſondere Gewächſe zum Vorſchein kommen, da doch offenbar kein Saame dahin geſtreuet wird. Beyſpiele hiervon findet man in dem Schimmel des Brodes und Mehlkleiſters, in dem Kahn des Eſſigs oder ſchalen Bieres u. ſ. w.

Demnach hatten ſich den dritten Tag die wäßrigen Dünſte und Rauchwolken, die anfangs den Erdball mit ſchwarzer Finſterniß bedeckten, meiſtentheils niedergeſenkt, weil nun die Gluth der Vulkane bereits ziemlich gedämpft war; die Atmoſphäre ward alſo rein, und verſtattete den Strahlen der Lichter des Himmels, hindurch zu dringen, um den Erdboden mit ihrem Glanze zu beſeelen und Abwechſelungen der Jahres- und Tageszeiten zu machen, die das Werk der vierten Periode der Schöpfung waren.

Am fünften Tage ſchuf Gott Fiſche und Vögel; denn die Erde hatte auch hinlänglichen Urſtoff belebter Geſchöpfe aus dem Raume des Himmels an ſich gezogen und mit hierher genommen, nur daß ſich dieſer nicht ſo leicht entwickeln konnte, wie die urſprünglichen Saamen der Pflanzen. Die meiſten Thiere erfordern noch jetzt weit mehr Bequemlichkeit und Kultur als die Gewächſe, wenn ſie gehörig gedeyhen ſollen; ſie würden alſo größtentheils haben verhungern müſſen, wenn ſie eher als jene wären ge-

ſchaffen worden, weil ſie ſich meiſtens von ihnen näh-ren. Vor allen Thieren ſind wohl die Fiſche den wenigſten Bedürfniſſen unterworfen, weil ſie oft lange von dem bloßen Waſſer leben, ohne andere Speiſe zu genießen; darum hat ſie auch der weiſe Schöpfer zuerſt geſchaffen und ihnen ihren Aufenthalt in dem Waſſer angewieſen. Aber das trockene Land ward ſpäter geſchickt, Thiere zu erhalten und zu ernähren, als das Waſſer; daher konnte ſich auch der Urſtoff der Vögel nicht ſo geſchwind entwickeln, wie die urſprünglichen Saamen der Bewohner des Meeres; denn dieſe waren das erſte und jene das letzte Werk des fünften Tages der Schöpfung.

Der Ewige ſchuf anfangs wahrſcheinlich nur eine beſtimmte Menge des Urſtoffes jeder Gattung der organiſchen Geſchöpfe, der ſo fort unter alle Wandelſterne verhältnißmäßig ausgetheilet ward, weil ſie ihn bey ihrer Entſtehung gänzlich aus dem unermeßlichen Raume des Himmels, den ſie durchwandern mußten, ehe ſie von der Sonne bis in ihre Laufbahn gelangen konnten, an ſich zogen und damit forteilten; alſo kann auch unſer Erdball nur einen gewiſſen Theil dieſes Urſtoffes erhalten haben, der aber wahrſcheinlich bereits ſchon längſt verbraucht worden iſt, denn er fand ſchon in der fünften und ſechsten Periode der Schöpfung ſchickliche Materien, mit denen er ſich verbinden konnte, um thieriſche Körper daraus zu bilden, die ſich nunmehr durch ihren eigenen Saamen fortpflanzen. Von allen Gattungen der Thiere läßt ſich aber demohngeachtet nicht aus unbeſiegten Gründen behaupten, daß ſie allezeit von Alten gezeugt werden, denn man hat Beyſpiele, daß ſogar in den innerſten Theilen des Gehirns und in den feinſten Adern lebendiger Thiere andere belebte Geſchöpfe ent-

ſtehen. Wer den Bau der erſten kennt, wird leicht begreifen, daß einige Inſekten ihre Eyer zwar unter die Haut, aber nicht in die tief verborgenen Eingeweide, in das Gehirn, und in die Leber der erſtern legen können, um ſie daſelbſt ausbrüten zu laſſen. Man ſagt freylich, die Eyer dieſer kleinen Thiere werden von den größern mit dem Futter hineingefreſſen und mit dem daraus bereiteten Nahrungsſafte in die feinſten Blutgefäße gebracht, die zu ihrem Wachsthume bequem ſind; allein das Vieh verdauet und zerſtöret ja das härteſte Futter, ſollte es nicht dieſe zarten Eyer auch zerſtören? Nein, es iſt vielmehr wahrſcheinlich, daß ſich auch noch jetzt geiſtiger Urſtoff einiger Gattungen belebter Weſen auf Erden befindet; er hat nur die für ihn ſchicklichen Materien noch nicht in hinlänglicher Menge finden können, um ſich gänzlich zu entwickeln; denn es ſcheint, als ob die Schöpfung noch nicht völlig geendiget ſey.

Der erſte Stoff der meiſten Säugthiere erfoderte zu ſeiner Entwickelung noch mehr Bequemlichkeit als der urſprüngliche Saame der Vögel; die Erdkugel mußte ſchon mit allerhand Gewächſen prangen und völlig ausgebildet ſeyn, ehe Elephanten, Pferde, Ochſen u. ſ. w. aus Erde gebildet und ihre Knochenberge beſeelt werden konnten, weil ſie außerdem ohnſtreitig hätten verhungern müſſen. Hieraus erhellet, warum die vollkommenen Thiere das Werk der ſechsten Periode der Schöpfung geweſen ſind, und warum das edelſte derſelben, der Menſch, den Beſchluß gemacht hat.

Nach der bloßen Vermuthung ſollte man meynen, die Erdkugel habe Stoff zu vielen Menſchen aus dem Himmel mit hierher gebracht und auf ihre

Oberfläche fallen laſſen, um in allen Theilen der Welt eine gewiſſe Anzahl erſter Menſchen daraus zu bilden, denn ſo würde ſich der Urſprung der verſchiedenen Menſchenarten gar leicht erklären laſſen; allein die Schrift redet ausdrücklich nur von einem einzigen, den Gott aus einem Erdkloß, und ſein Weib aus einer ſeiner Ribben gemacht habe; woraus klar iſt, daß jener himmliſche Urſtoff des Menſchen nur zu einem einzigen hinlänglich geweſen ſey, und noch dazu eine überaus anmuthige Gegend, nämlich ein Paradies, erfordert habe, um ſich entwickeln zu können und gedachten Erdkloß zu beſeelen. Man muß ſich nicht vorſtellen, als ob ihn Gott, wie etwa ein Bildhauer, mit wirklichen Händen geformt, und einen lebendigen Athem im eigentlichen Verſtande in ſeine Naſe geblaſen habe; denn dieſe Worte wollen ſagen, daß Gott den Menſchen durch ſeinen allmächtigen Willen aus Erde habe werden laſſen.

Aber ehe Gott die Bewohner des Erdballs ſchuf, litte dieſer, außer bereits angeführten Veränderungen, die von ſeiner Gluth und den herabfallenden Waſſern bewirkt wurden, auch viel andere ſehr große Revolutionen, wodurch alle beſeelte Geſchöpfe auf dem trockenen Lande umgekommen wären, wenn ſie ſchon ausgebildet geweſen. Häufige Wolkenbrüche und ſcharfe Nebel, die ſich in der zweyten Periode der Schöpfung über die Oberfläche des Erdkreiſes ergoſſen, mußten ſeine harte Rinde, wie ſchon erinnert worden iſt, nach und nach zerſtören, und in Geſtalt eines feinen Sandes von den höhern Gegenden mit ſich in die tiefern ſchlämmen; denn auch einzelne Waſſertropfen ſind vermögend, harte Steine auszuhöhlen, wenn ſie oft genug darauf fallen.

Nachdem

Nachdem ſich nun dieſer Schlamm neben den Gebirgen und hohen Plänen zu Boden geſetzt und Letten- oder Thonlagen gebildet hatte, da entzündeten ſich die darunter liegenden brennbaren Materien aufs neue, und hoben den mit Schlamm bedeckten Meeresgrund neben jenen urſprünglichen Gebirgen hoch empor, das heißt, es entſtanden in den flachen Thälern neue Berge und daneben in dem Meere neue Inſeln, die ſich nach und nach verhärteten und gegenwärtig Schiefergebirge genannt werden, weil die Zeit gedachten Letten in ein blättriches feſtes Geſtein verhärtet hat. Sie gehören alſo ebenfalls zu den alten Gebirgen der Erdkugel, ob ſie gleich weit ſpäter als die Granitgebirge aufgethürmet worden ſind, weil ſie von dieſen gleichſam erſt herab geſchlämmt, und ſodann wieder empor gehoben wurden; denn anfangs waren die Berge weit höher als jetzt, und werden noch alle Jahrtauſende etwas niedriger, weil ihr Geſtein von dem Wetter aufgelöſet und mit dem Regen in die Thäler geführet wird. Alſo ziehen ſich die Schiefergebirge insgemein in langen Reihen neben den alleräl teſten, eben gedachten, Bergketten über die Erdfläche hin und ſind jetzt eigentlich die Schatzkammern der Menſchen, weil ſie bey ihrer Verhärtung mancherley Ritzen erhielten, die man Klüfte nennet, und weil in dieſen Klüften edle Metalle wachſen, die man nunmehr durch Hülfe des Bergbaues zu gewinnen pflegt.

Daß die Erdfläche von der Gewalt des unterirdiſchen Feuers wirklich an vielen Orten durchlöchert oder zerſpalten worden ſey, und daß das Feuer durch dieſe Oeffnungen ſeine, mit Aſche, Schlacken und Bimſteinen angefüllten, Flammen ausgeſpien habe, dieſes lehren die zahlreichen Spuren feuerſpeyender

 Berge,

Berge, da nicht nur die meiſten Inſeln, ſondern auch ganz Italien, Oberteutſchland und überhaupt ganz Europa ſowohl als die übrigen Theile der Welt, damit beſäet ſind; ſelbſt der Piko auf Teneriffa hat, nach Ausſage derer, die ihn unterſucht haben, ehemals einem Vulkane zur Werkſtätte gedient.

Doch dieſe älteſten Vulkane ſind längſt verloſchen, denn ihre Lavaſtröme, ihre ausgeworfenen Steine und andere Materien, haben ſich bereits in fruchtbares Erdreich verwandelt. Dagegen ſind aber auch in den neuern Zeiten andere ausgebrochen, die ebenfalls neue Berge und neue Inſeln um ſich her aufgeworfen haben. So iſt z. B. die Aſcenſionsinſel auf dem äthiopiſchen Oceane offenbar erſt in einem ſpätern Weltalter von dem ausgebrochenen unterirdiſchen Feuer empor gehoben worden; denn ſie beſtehet aus lauter Lava und Schlackenhügeln, worauf noch keine Gewächſe fortkommen können. Noch mehr: in dem Jahre 1713 hörte man auf dem adriatiſchen Meere, ohnweit Venedig, ein ſchreckliches Brüllen, das einem gewaltigen Donner ähnlich war; dann ſah man dicken Rauch aus dem Waſſer in die Höhe ſteigen, welcher ungeheuere Felſen mit ſich in die Luft ſtieß, da dann, in Monatsfriſt, eine ganz neue Inſel daraus entſtand, welche nach zwey Jahren wirklich ſchon bewohnt ward. Nicht lange hernach iſt in der Nachbarſchaft dieſer neuen Inſel eine zweyte auf die nämliche Art entſtanden, die gegenwärtig ebenfalls ſchon von Menſchen bewohnt wird.

Hieraus ſiehet man, daß die Erdkugel nicht nur während ihrer Schöpfung, ſondern auch nachher, ſehr viel und überaus große Veränderungen auf ihrer Ober=

Oberfläche erlitten habe. Hier haben die Vulkane eine Menge neuer Inſeln aus dem Meere empor geworfen, und den Ocean aus ſeinen Ufern auf die Ebenen des feſten Landes verdrängt, dort ſind große unterirdiſche Gewölber, die von der Gewalt des Feuers ausgehöhlet worden waren, wieder zuſammen gefallen und haben Berge und Länder, die auf ihnen ruheten, in den Abgrund verſenkt u. ſ. w.

Nur die hohen Granitberge ſind niemals eingefallen, und nie mit dem Meere bedeckt geweſen, weil ſie ihr Daſeyn nicht Vulkanen, ſondern bloß jenen gewaltigen Stößen ſchuldig ſind, welche die einzeln großen Materienklumpen einander verſetzten, als ſie ſich vermöge ihrer anziehenden Kraft vereinigten, und unſern Erdball bildeten. Auf gleiche Weiſe ſind auch die Gipfel der hohen Schiefergebirge keinen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt geweſen, denn die elektriſche Kraft des Erdballes war in der zweyten und dritten Periode der Schöpfung allerdings noch ſtark genug, den verhärteten Schlamm und andere dergleichen Materien ſo hoch über einander zu thürmen, daß keine Fluthen über ſie hinweg ſtrömen konnten.

Granit- und Schiefergebirge ſind alſo die älteſten Gebirge der Erdkugel, aber zu den neuern gehören die ſogenannten Kalkſteinberge, und zu den neueſten die Petrefaktenhügel, weil ſie erſt in den letztern Perioden der Schöpfung entſtanden ſind, und noch heutiges Tages entſtehen, wenn ſich große Ueberſchwemmungen äußern. Denn da ſehr viele Berge und Vulkane aufgethürmt, andere hingegen eingeſtürzt, und von dem Meere verſchlungen werden, ſo iſt das Meer immer aus einer Gegend in die andere verſchoben worden, weil bloß die älteſten Gebirge

von

von dem Beſuche des Oceans befreyet geweſen ſind. An dieſe ſtämmten ſich die Meereswogen, die Fluthen führten ihren Schlamm und allerhand Seegeſchöpfe haufenweiſe dahin, um ihn daſelbſt liegen zu laſſen, da er dann in den folgenden Zeiten in ein kalkartiges Geſtein verhärtet ward, welches gegenwärtig an vielen Orten in Geſtalt ziemlich großer Hügel erſcheint; aber in Vergleichung mit den älteſten Granit- und Schiefergebirgen, die man auch Gebirge der erſten Gattung zu nennen pflegt, ſind ſie alle dennoch niedrig und insgemein mit verſteinerten Muſcheln, Schnecken, Fiſchen und andern Seegeſchöpfen, wie auch mit Verſteinerungen aus dem Pflanzenreiche, als Holz, Schilf, Blättern, Rinden u. ſ. w. reichlich angefüllt, weil damals, als ſie zuſammengeſchlämmet wurden, wirklich ſchon Gewächſe und Meergeſchöpfe auf Erden waren.

Bey den folgenden Ueberſchwemmungen der Plänen und niedrigen Gebirge waren die kalkartigen Hügel, die auch Berge der zweyten Gattung heißen, ſchon zu ſehr verhärtet, als daß ſie der reißenden Gewalt des darüber ſtrömenden Waſſers nicht hätten widerſtehen ſollen, daher ſuchten ſich viele Thiere des Landes, die nunmehro auch ſchon geſchaffen waren, auf ihnen vor den einbrechenden Fluthen zu retten; allein das Waſſer ſtieg zu hoch und erſäufte viele von ihnen dennoch, ſie wurden alſo von den ſtrömenden Fluthen an den Rücken gedachter Hügel wieder herabgerollt und ebenfalls mit Schlamme bedeckt. Gegenwärtig, da das Waſſer längſt wieder in andere Gegenden abgefloſſen iſt, gräbt man ihre verſteinerten Gebeine aus Sand- und Mergel- oder Thonflötzen, die einſtmals wohl bloße Sandbänke mögen geweſen ſeyn, jetzt aber zu der dritten und niedrigſten Gattung der

Gebirge

Gebirge gehören, wieder heraus. Man pflegt ſie auch angeſchobenes Gebirge zu nennen, und zwar deswegen, weil die Materien, woraus ſie beſtehen, als Sand, Schlamm, Muſcheln, Schlacken, Pflanzen, Knochen u. ſ. w. von den Fluthen insgemein an die Rücken der älteſten Gebirge angeſchoben, oder zwiſchen ihnen niedergeſetzt worden ſind. Damals wurden auch ganze Wälder mit Schlamm bedeckt, und vielleicht nach vielen Jahrtauſenden erſt in Steinkohlen verwandelt, die man jetzt ebenfalls wieder herausgräbt.

Daß die Oberfläche der Erde wirklich in vielen Gegenden bald mit Gewächſen geſchmückt und bald mit Waſſer bedeckt geweſen ſey, erhellet aus denen Land- und Seeprodukten, die man in verſchiedenen Tiefen ordentlich ſchichtweiſe über einander liegend antrifft, wenn man auf niedrigen Plänen gerade hinabgräbt. Ein ſichtbares Beyſpiel hievon haben die Brunnengräber in dem Herzogthume Modena gefunden; ſie müſſen überall drey und ſechszig Fuß tief graben, und eine Menge verſchiedener Erdſchichten durchwühlen, ehe ſie Waſſer finden. Die erſte iſt vierzehn Fuß tief, und mit Ruinen alter Gebäude angefüllet. Auf dieſe folgt ein derber Letten, auf welchen die Einwohner gegenwärtig ihre Gebäude gründen. Gleich darunter liegt ein ſchwarzer Moraſt, mit Schilf und Aeſten vermengt; in dieſem, und zwar in einer Tiefe von vier und zwanzig Fuß, hat man ſogar Kornähren gefunden. Dann folgt eine Schicht von Kreidenerde mit Muſcheln vermengt, deren Tiefe eilf Fuß beträgt. Unter dieſer liegt abermals ein Moraſt, zwey Fuß tief, der eben ſo wie jener eine Menge Schilf und Blätter enthält. Nun erſcheint aufs neue eine Kalk- oder Kreidenſchicht, worinnen

ſich

ſich verſteinerte Muſcheln befinden, ſie iſt eilf Fuß tief. Darunter liegt abermals moraſtiger Boden, zwey Fuß tief, und ſodann folgt eine dritte kalkartige Erdlage, die aber nicht ſo tief iſt als die beyden erſten. Noch tiefer zeiget ſich die dritte moraſtige Schicht, worauf endlich ein kieslicher, mit Muſcheln vermengter Boden den Beſchluß macht, weil man nun nicht tiefer graben kann; denn in dieſen machen die Brunnengräber nur ein Loch mit dem Erdbohrer, wodurch ſogleich Waſſer hervorquillt, das den ganzen Brunnen erfüllet.

Solche Erdlagen findet man auch in Helvetien, in Teutſchland und andern Ländern; ja bey Brügge in Flandern hat man funfzig Lachtern tief ſogar einen ganzen verſteinerten Wald entdeckt, der ſich ohnfehlbar deswegen nicht in Steinkohlen verwandelt hat, weil er anfangs zu lange mit dem Meere bedeckt geweſen iſt, denn in dem Waſſer wird meiſtens das Holz zu Stein, in der Erde hingegen, die viel brennbares enthält, zu Steinkohlen.

Ob ſich nun aber gleich die meiſten Ueberſchwemmungen der Plänen und niedrigen Gebirge in den drey Perioden der Schöpfung, ehe noch Gott die Stammeltern des gegenwärtigen Menſchengeſchlechtes ſchuf, ereignet haben, ſo iſt doch leicht zu erachten, daß dergleichen große Begebenheiten auch in ſpätern Tagen nicht gänzlich können unbekannt geblieben ſeyn, weil ihre Urſachen, die Vulkane und die dadurch bewirkten Verrückungen des Oceans, noch nicht völlig gedämpft waren. Aber dergleichen Verwüſtungen trafen dennoch nie die ganze Erdfläche auf einmal, ſondern einzeln und langſam, denn das Meer verſchlang jetzt nur dieſes und ein andermal ein anderes kleines Ländchen, ſo wie auch bald hier, bald

dort,

dort, neue Inſeln, oder feſte Ländereyen zum Vorſchein kamen, wo ſelbſt in den jüngern Jahrtauſenden viel neue Gegenden aus dem Meere hervorgetreten ſind. Ganz Holland iſt auf ſolche Art aus Sand und Schlamm zuſammengetrieben worden, dieweil die Küſten der Normandie noch täglich mehr und mehr unter Waſſer geſetzt werden.

Aber jene großen Ueberſchwemmungen, deren Andenken ſich bey allen alten Völkern durch Traditionen erhalten hat, und die uns aus Moſis Schriften bekannt ſind, erſtreckten ſich über die ganze, damals bekannte Welt, weil ſie in einigen Gegenden ſogar funfzehn Ellen hoch über die höchſten Petrefaktenhügel emporſtiegen. Dieſe Fluth iſt alſo wohl nicht von Vulkanen bewirkt worden.

Vor uralten Zeiten war wahrſcheinlich Nordamerika nicht nur vermittelſt des großen Reiches des Atlas, wovon noch jetzt das atlantiſche Meer den Namen führet, mit ganz Europa verbunden, ſondern es hieng auch mit Aſiens öſtlichen Küſten dergeſtalt zuſammen, daß dem nordiſchen Meere alle Gemeinſchaft mit dem ſüdlichen Oceane abgeſchnitten war. Vermöge ſeines Schwunges mußte es demnach an den Ländern nach Süden hin allmählig in die Höhe ſteigen und mit großer Gewalt gegen ſie drücken. Als nun einſt noch überdieß heftige Stürme entſtanden, welche die hohen Fluthen des gedachten nordiſchen Oceans auf die ſüdlichen Küſten wälzten und mithin zu neuen Ausbrüchen des unterirdiſchen Feuers Anlaß gaben, welches ſofort beträchtliche Berge umwarf, da riſſen dieſe gewaltigen Fluthen das lockere Erdreich mit ſich fort, und verwandelten vieles in Meer, um auf ſolche Art die Gemeinſchaft des Oceans auf dem ganzen Erdrunde herzuſtellen, der ſich nunmehro

mehro ſtets in einem gewiſſen Gleichgewicht erhält. Dieſe Durchbrüche des Meeres ereigneten ſich aber deswegen bloß in den großen Reichen, die Amerika mit Europa und Aſien verbanden, weil ſie vor allen andern die niedrigſte Lage hatten.

Alſo geſchah es, daß damals der Ocean zwiſchen den Wendekreiſen und nah dabey ſchnell mit einer großen Menge Waſſers überladen ward; folglich mußte er plötzlich bis an die Wolken aufſchwellen. Sein Gleichgewicht gerieth durch die ſchnellen Ströme aus Norden auf einmal in Unordnung und in ein ungeheueres Schwanken. Das überflüßige Waſſer ſtürzte ſich durch Arabiens und Indiens Plänen ſowohl, als durch die niedrigen Gegenden des Reiches Sina und der großen Tartarey nach Norden zurück, da dann auch in dieſem Welttheile alle Menſchen und Thiere umkamen. Viele Elephanten, Naſehörner und Büffel flohen demnach heerdenweiſe vor dieſer Fluth, die das Land aus Mittag verderbte, nach nördlichen Gegenden, und kamen, getrieben von Hunger, Angſt und Schrecken, ſchwimmend bis nach Sibirien, wo ſie ebenfalls von den Fluthen eingeholt wurden, und auch ohne dieſe dennoch umgekommen wären; jetzt gräbt man ihre Gerippe an den Ufern der meiſten Flüſſe des nördlichen Aſiens unter der Dammerde heraus.

Als nun aber der Ocean auf der ganzen Erdkugel, durch den Abfluß nach Norden, und wahrſcheinlich auch nach dem Südpol hin aufs neue ins Gleichgewicht geſetzt war, da kamen viele überſchwemmte Plänen letztgedachter Reiche wieder zum Vorſchein, weil nur diejenigen, die gar zu tief lagen, mit Waſſer bedeckt blieben und neue Seen oder Moräſte bildeten. Auf ſolche Art wurden die Auen zwiſchen Arabien, Aegypten,

ten, Nubien und Abyßinien in das rothe Meer verwandelt, aus welchem das Waſſer in die Gefilde, die Afrika von Europa trennen, über die Landenge Cairo hereinſtrömte, und mit den Fluthen, die zu gleicher Zeit zwiſchen den Thälern bey Gibraltar von Weſten hereinbrachen, das mittelländiſche ſowohl als das ſchwarze und weiße Meer vergrößert; denn dieſe waren allerdings ſchon vorher von den uralten Strömen des Nils, der Donau, der Tiber, der Rhone, des Po u. ſ. w., zuſammengefloſſen, nur daß in ihnen das Waſſer vor gedachter großer Fluth noch nicht ſo hoch ſtand, wie jetzt, welches auch von dem kaſpiſchen Meere gilt, weil dieſes ebenfalls von den hineinſtrömenden Flüſſen, die beynahe ſo alt, als die älteſten Berge ſind, entſtanden zu ſeyn ſcheint.

Alſo wurden damals Borneo, Sumatra, Java und alle andre Inſeln des indiſchen Archipels getrennt und von Aſiens feſtem Lande abgeriſſen; denn das Meer ergoß ſich über ihre tiefen Plänen und ließ nur noch die höhern Gegenden hervorragen; auch ward Madagaskar von Afrika, Amerika von Aſien und Europa, und Großbritannien von Frankreich und Irrland getrennt.

Gleichwie aber durch die Sündfluth viele Länder und große Reiche verſchlungen wurden, eben ſo ließ ſie in andern Gegenden neue zurück. Nova-Semlja, Grönland und Labrador, Länder, die ſich noch alle Jahrhunderte weiter ausbreiten, weil das Meer noch immer von ihren Ufern zurückweicht, ſind ohnfehlbar damals erſt aus dem nordiſchen Meere emporgeſtiegen. — Auch das baltiſche Meer mußte nach dem Untergange des Reichs des Atlas größtentheils in das weſtliche Weltmeer abfließen, und ſich um ſehr

viel ſenken; denn dieſes erhellet aus ſeiner jetzigen Lage. Aus ihm hat ſich das nördliche Pohlen, ganz Preußen, Curland, Liefland, ein großer Theil des dieſſeitigen Rußlands, faſt ganz Schweden und Dänemark, die Halbinſel Jütland und ganz Niederteutſchland emporgehoben. Nunmehr hängt das Meer auf der ganzen Oberfläche der Erde zuſammen, und bildet den allgemeinen Ocean, worinnen die Ströme ihren Lauf ruhig und ungehindert gegen den Aequator nehmen können, um zum Theil wieder zurück zu kehren; ſie haben fernerhin nicht mehr nöthig, hohe Ufer umzuſtürzen und ganze Reiche zu überſchwemmen. Gegenwärtig verſchwinden die Länder nur allmählig, damit die Einwohner fliehen und neue Gefilde aufſuchen können, die das abgefloſſene Meer in andern Gegenden zurückgelaſſen hat.

Karak-

Karakter, Sitten und Religionsbegriffe

der Amerikaner.

I.

Von den Grönländern.

Unter allen Gegenſtänden, die den Geiſt des Menſchen beſchäftigen, iſt der Menſch doch einer der wichtigſten; und wie wenig iſt noch der Menſch dem Menſchen bekannt! Wie manche anſehnliche Völkerſchaften leben in den entfernten Winkeln unſerer Erde, die Vielen unbekannt bleiben. I. Grönländer.

Die Nazionen ſind, bis auf einige Ausnahmen, immer in dem Fortgange ihrer Bildung oder Veränderung verſchieden. Die europäiſchen haben ſchon lange ihre urſprüngliche Geſtalt abgelegt, und die Völkerſchaften in dem ruſſiſchen Reiche und in Amerika ſind lange nicht mehr das, was ſie bey ihrer erſten Entdeckung waren. Wenn gleich Cultur Glückſeligkeit ſeyn mag, ſo verlieren ſie doch dabey, je weiter ſie fortſchreiten, die Spuren von dem urſprünglichen Zuſtande der Menſchheit.

Da die Abſicht dieſes Werkes dahin gehet, die Einwohner unſers Erdbodens ſo zu ſchildern, wie ſie ſind, und es demnach gleichviel iſt, bey welcher Nazion der Anfang gemacht wird, ſo ſey es für jetzt die Nazion der Grönländer.

Die evangeliſche Brüdergemeine, deren Verdienſte um die Ausbreitung der chriſtlichen Religion allgemein bekannt ſind, trug im Jahr 1759 einem ihrer Mitbrüder, Namens Cranz, auf, nach Grönland zu reiſen und daſelbſt aus dem Augenſcheine, wie auch aus mündlichen und ſchriftlichen Nachrichten eine Beſchreibung dieſes Landes, ſeiner Einwohner und der

der dortigen Miſſionaranſtalten der evangeliſchen Brüder zu verfertigen. Er nahm dieſen Auftrag an, reiſete im Jahr 1761 nach Grönland, hielt ſich ein Jahr lang daſelbſt auf und brachte ſeine Geſchichte von Grönland zu Stande, aus welcher hier nur diejenigen Nachrichten genommen ſind, welche zu der Abſicht dieſes Werkes gehören; ſelbſt die geographiſchen Beſchreibungen ſind außer dem Plane des Ganzen und können hier nur berührt, aber nicht vollſtändig mitgetheilt werden.

Grönland iſt das äußerſte Stück Land, welches in Norden zwiſchen Europa und Amerika liegt. Seine Küſten ſind noch nicht ganz entdeckt, auch weiß man nicht, ob es eine Inſel ſey, oder ob es mit andern Ländern zuſammenhange, weil noch kein Schiff wegen des Eiſes das äußerſte Ende gegen Norden erreicht hat.

Den Namen Grönland hat die Oſtſeite dieſes Landes von den Norwegern und Isländern erhalten, die es zuerſt entdeckt haben; dieſe Seite iſt aber wegen des vielen Treibeiſes faſt gänzlich unbekannt. Die Weſtſeite, welche von Europäern bewohnt wird, iſt ein hohes, felſichtes und dürres Land, und erhebt ſich an den meiſten Orten gleich an der See zu hohen Bergen und unzugänglichen Klippen; dieſe ſind, außer den oberſten gar zu ſteilen und glatten Felſen, beſtändig mit Eis und Schnee bedeckt.

Außer der Küſte iſt das Land gar nicht, und auch hier nur ſehr geringe bewohnt; ſelbſt die Eingebohrnen erzählen, daß das Land, ſo weit ſie es kennen, ſehr wenig bevölkert ſey. Denn ob es gleich daſelbſt viel Eidervögel, weiße Bäre und Seehunde, auch Wallfiſche gebe, ſo habe doch niemand Luſt, wegen der langen Winternächte, daſelbſt zu wohnen;

das Land bringe auch nicht ſo viel Gras hervor, als ſie in ihre Schuhe brauchten.

Da das Land an den meiſten Orten mit beſtändigem Eiſe und Schnee bedeckt iſt, ſo kann man leicht denken, daß es ſehr rauh und kalt ſeyn müſſe. Wo man im Winter noch etliche Stunden die Sonne genießt, da iſt die Kälte noch erträglich; wo aber die Sonne nicht mehr ſcheint, da friert während des Trinkens die leere Taſſe am Tiſche an. Ein anderer Reiſender, nämlich **Egede**, führt ein anderes Beyſpiel von der hieſigen Kälte an, die er im Jahr 1738 empfunden hat; er ſagt: „das Eis und der Reiſfroſt geht durch den Schornſtein bis an das Ofenloch, ohne am Tage vom Feuer aufzuthauen. Ueber dem Schornſtein iſt ein Gewölbe von Reiffroſt mit kleinen Löchern, wo der Rauch durchdringt. Thür und Wände ſind vom Froſte in der Stube wie übertüncht, und zwey Unterbetten ſind oft an der Bettſtelle angefroren. Von dem Athmen wird das Oberbette und Kopfküſſen eines Daumens dick ganz ſteif vom Reiffroſt. Die Fleiſchfäſſer muß man in Stücken hauen, wenn man das Fleiſch herausnehmen will und im Schneewaſſer aufthauen. In der Hudſonsbay, wo **Ellis** im Jahr 1746 überwinterte, war die Bucht ſchon im Oktober zugefroren. Die Dinte fror beym Feuer und das Bier in der warmen Stube, ohnerachtet es auf Flaſchen gefüllt und in Werg eingewickelt war. Alle ſtarke Getränke froren zu Eis und zerſprengten die Gefäße, der Branntewein und ſogar die aus Wein abgezogenen Spiritus wurden dick, wie gefrorenes Oel. In der warmen Stube ſetzten ſich die Dünſte an die Wände wie Schnee, und die Bettlacken froren an die Wand feſt. Doch herrſcht dieſe ſtrenge Kälte nicht immer, denn ſonſt wäre es ja unmöglich, daß Menſchen ihr Leben erhalten könnten.

Die größte Kälte ſtellt ſich überall erſt nach dem Neuenjahre ein und iſt nur im Februar und März ſo heftig, daß die Steine ſpringen und die See wie ein Ofen raucht. Den Sommer kann man zwar vom Anfange des May bis zu Ende des Septembers rechnen; denn in dieſen fünf Monaten wohnen die Grönländer in Zelten; aber die Erde thauet erſt im Junius recht auf und auch da nur in der Oberfläche; der Schnee fällt noch im Junius, hört dann auf, fängt aber ſchon im Auguſt wieder an. In den längſten Sommertagen iſt es, beſonders in den Meerbuſen und in den Thälern, wo ſich die Sonnenſtrahlen ſammeln, ſo heiß, daß man die Kleider kaum ertragen kann; ſelbſt in der offenen See kann es bey ſtillem Wetter und hellem Sonnenſchein ſo heiß werden, daß das Pech an den Schiffen ſchmelzt, und dennoch iſt des Abends die Luft wieder ſo empfindlich kalt, daß nur ein an das Klima gewöhnter Körper dieſen ſchnellen Wechſel vertragen kann. Im Sommer iſt hier gar keine Nacht und die Sonne bleibt nur drey Stunden unter dem Horizonte. Im Junius und Julius iſt es daher die ganze Nacht ſo helle, daß man ohne Licht ſehen und die Spitzen der Berge von den Sonnenſtrahlen bemahlt erblicken kann. Wo die Sonne gar nicht untergeht, da ſcheint ſie gleichwohl des Nachts nicht ſo helle als am Mittage, ſondern verliert ihre Strahlen und ſcheint wie ein heller Mond, ſo daß man, ohne geblendet zu werden, hineinſehen kann. Deſto länger ſind aber auch die Winternächte und in Diskobucht z. B. ſieht man vom Ausgang des Novembers bis in die Mitte des Januar, die Sonne gar nicht aufgehen; alsdann genießen die Einwohner nur einer mäßigen Dämmerung, nur daß die Nacht niemals ganz finſter wird als in andern Weltgegenden, ſondern das Nordlicht bewirkt, wegen

gen des vielen Schnees und Eiſes einen ſtarken Wiederſchein.

Aus der Lage und Beſchaffenheit des Landes kann man nun leicht auf die Fruchtbarkeit deſſelben ſchlieſſen. Die Thäler bringen faſt nichts als Moos und etwas ſaueres Moorgras hervor. Alles bleibt ſehr klein, nur bey den grönländiſchen Häuſern und Zelten, wo der Boden, wenn er gleich nichts als dürrer Sand geweſen iſt, viele Jahre lang durch das Blut und Fett der Seehunde gedüngt worden, wachſen die beſten Kräuter in ungeheurer Menge und Größe.

Den Namen **Grönländer**, der ihnen von fremden Nazionen gegeben wird, führen ſie unter ſich ſelbſt nicht, ſondern ſie nennen ſich **Innuit**, das heißt Menſchen oder Einwohner. Spottweiſe und aus Verachtung haben ſie von den Isländern, welche vor vielen hundert Jahren dieſes Land entdeckten, den Beynamen **Skrällinger** erhalten, welches ſo viel als kleine, ſchlechte und untaugliche Menſchen bedeuten ſoll.

Die Grönländer ſind von Natur ſehr klein und wenig über fünf Schuh lang, die meiſten aber ſind noch nicht ſo groß, und ſcheinen dabey ſehr ſchwach zu ſeyn; übrigens haben ſie wohlgebildete und proportionirte Glieder.

Ihr Geſicht iſt gemeiniglich breit und platt, mit erhabenen und ſtarken runden Backen. Ihre Augen ſind klein, ſchwarz und gar nicht feurig. Die Naſe iſt zwar nicht eingedrückt, aber klein und nur wenig erhaben. Der Mund iſt gemeiniglich klein und rund, und die Unterlippe etwas dicker als die obere.

Die Farbe ihres ganzen Leibes iſt dunkelgrau und die Farbe des Geſichts braun, bey vielen ſcheint das Rothe durch. Nicht als ob die Natur hierzu etwas bey-

trüge, denn ihre Kinder werden ſo weiß als andere Völker gebohren, ſondern ihre Unreinlichkeit trägt hierzu das meiſte bey, indem ſie beſtändig mit Speck umgehen, bey den dampfenden Oellampen ſitzen und ſich ſelten waſchen. Etwas kann zwar auch das Klima dazu beytragen, beſonders die im Sommer auf eine brennende Sonnenhitze ſchnell folgende kalte und rauhe Luft, welche die braune Farbe nunmehro faſt erblich gemacht zu haben ſcheint. Die thranigen Speiſen, welche ſie häufig genießen, machen, daß ihr Blut dick, hitzig und fett wird, daß ihr Schweiß wie Thran riecht, und die Hände klebrig wie Speck anzufühlen ſind. Indeſſen giebt es auch Ausnahmen und man findet auch einige, die eine ziemlich weiße Haut und rothe Backen, noch mehrere, die ein längliches Geſicht haben und ſich leicht unter den Europäern, beſonders unter den Einwohnern gewiſſer Berge des Schweitzerlandes, verlieren würden.

Das Haar der Grönländer iſt durchgehends ſchwarz, ſteif, ſtark und lang, aber ſelten haben ſie Barthaare, weil ſie dieſelben ſorgfältig ausrupfen. Ihre Füße und Hände ſind klein und zart, der Kopf aber, wie die übrigen Gliedmaßen, groß. Ihr ganzer Leib iſt ſehr fleiſchig und hat viel Fett und Blut; deshalb können ſie auch bey leichter Kleidung, bloſſem Kopf und Halſe, der Kälte recht gut widerſtehen.

Sie ſitzen in ihren Häuſern meiſtentheils bis auf die Beinkleider nackend, und für einen Europäer iſt es etwas unerträgliches, wegen ihrer Ausdünſtung lange neben ihnen zu verweilen. Wenn ſie daher im Winter beym Gottesdienſt verſammelt ſind, ſo wird es bald ſo heiß, daß man nur mit Mühe Athem holen kann. Sie ſind ſehr leicht und behende mit ihren Füßen, auch mit den Armen können ſie ſehr geſchickte Bewegungen machen; man würde ſich alſo ſehr irren,

wenn

wenn man ſich unförmliche, plumpe Geſchöpfe unter ihnen vorſtellen wollte, vielmehr ſind ſie nach ihrer Art geſchickt, behende, fähig den Gefahren zu widerſtehen und mit Vorſicht Gefahren auszuweichen. Es giebt wenig Gebrechliche unter ihnen und noch ſeltener Mißgeburten. Dabey fehlt es ihnen weder an Stärke, noch an Geſchicklichkeit; nur wiſſen ſie freylich die Mittel nicht, eine ungewohnte Arbeit mit Nutzen und Behendigkeit zu vollenden, ſo wie ſie wiederum in andern Fällen jedem Europäer überlegen ſind. Ihnen iſt es etwas leichtes, drey Tage nichts oder wenigſtens nur Seegras zu eſſen und dennoch ihre Cajak in den größten Wellen zu regieren. Eine Grönländerin trägt ein ganzes Rennthier wohl zwey Meilen weit, und ein Stück Holz oder Stein, welches ein Europäer kaum halb ſo ſchwer aufheben würde.

Die karakteriſtiſchen Züge dieſer Nazion ſind hingegen von ganz anderer Art, wenn wir auf ihr Temperament und auf ihre Geiſtesfähigkeiten einen Blick werfen. Sie ſind überhaupt genommen meiſtentheils ſanguiniſch und dabey ſehr phlegmatiſch, doch findet man auch hitzige und melancholiſche unter ihnen. Nie wird man bey ihnen lärmende und rauſchende Vergnügungen gewahr werden, nicht einmal luſtig ſiehet man ſie, am allerwenigſten aber ausſchweifend; ſie wiſſen nichts von dem Laſter, wo Ausſchweifungen und Thorheiten, heute begangen, von dem morgenden Tage zur Reue gebracht werden. Sie ſind freundlich, leutſelig, aufgeräumt; und da ſie mit allen Beſchwerniſſen, die ihnen ihr Leben verbittern, bekannt ſind, die Uebel, die ſie drücken, nur halb, oder gar nicht kennen, ihre Wünſche mit wenigem befriediget ſind, ſo iſt es erklärbar, daß ſie wirklich ruhig und vergnügt leben, wo man glauben ſollte, ſie müßten jeden Tag mit Klagen zubringen.

Dieſe ihre Unbekanntſchaft mit dem Gefühl eines beſſern Looſes der Menſchheit gewähret ihnen in ihren Verhältniſſen noch eine andere Quelle der Ruhe und Zufriedenheit, nämlich die Sorgloſigkeit für die Zukunft. Sie ſind daher weit entfernt, mit Hitze und Begierde nach Schätzen zu ſtreben, oder Reichthümer zu ſammeln, und nur die nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens, an die ſie der Hunger und das Klima erinnert, ſind für jeden Tag ihre Sorgen, und dieſe zu befriedigen, ergreifen ſie allemal diejenigen Maaßregeln, die ihnen am nächſten liegen, und von der Natur oder von den Umſtänden angeboten werden. Dieſe ihre Unwiſſenheit bringt ſie zu einem gewiſſen Stolze, der ſie lehret alles andere verachten, was nicht mit ihrer Lebensart übereinſtimmt; ſie glauben, weit über die Europäer erhaben zu ſeyn, und treiben ſogar zuweilen Scherz über fremde Nazionen. Sie müſſen zwar in vielen Stücken einſehen, daß die Europäer weit mehr Güter des Lebens genießen und von tauſend Dingen Gebrauch machen, die ſie entbehren; allein ſie ſetzen ſich über dieſes Gefühl hinweg und ſuchen ihre Wünſche keinesweges zu erweitern.

Der Gedanke, ſie ſind allein die geſittetſten Menſchen, bemeiſtert ſich ihrer Einbildungskraft, und wenn ſie daher an einem Fremden ein ſtilles Betragen wahrnehmen, ſagen ſie: „Er iſt beynahe ſo ſittſam als wir, er fängt an, ein Menſch, das iſt, ein Grönländer zu werden.“ Man kann ihnen auch in der That die Tugend der Geduld und Nachgiebigkeit nicht abſprechen, es koſtet wirklich viel Mühe, ſie aufzubringen, und nur der äußerſte Nothfall ſetzt ſie alsdann in Wuth, daß ſie weder Feuer noch Waſſer ſcheuen.

Man irret ſich, wenn man ſie für faul hält, ſie ſind vielmehr immer mit etwas beſchäftiget; allein ſie

gehen auch den Augenblick von einem zum andern über. Sie fangen z. B. eine Sache an, die geringſte unvorhergeſehene Schwierigkeit aber macht alles wieder rückgängig. Gewöhnlich ſchlafen ſie des Sommers fünf bis ſechs Stunden, im Winter achte; wenn ſie aber ſtark gearbeitet und die Nacht durch gewacht haben, dann ſchlafen ſie auch den ganzen Tag. Gemeiniglich pflegen ſie des Morgens auf einer Höhe mit einem melancholiſchen Stillſchweigen das Meer und Wetter anzuſehen, und in dieſen Stunden ſiehet man ſie meiſtens tiefſinnig und unmuthig, vermuthlich weil ihnen die bevorſtehende Laſt und die Gefahren des Tages vorſchweben. Hingegen wenn ſie nichts zu verrichten haben, oder glücklich vom Fange zu Hauſe gekommen ſind, iſt ihr ganzes Weſen verändert; ſie ſind aufgeräumt und geſprächig. Auch ihre Leidenſchaften wiſſen ſie ſehr zu verbergen und ſcheinen die größten Unglücksfälle mit möglichſter Gelaſſenheit zu ertragen.

Ihre Kleidung iſt eben ſo einfach wie ihr Verſtand und nur den Bedürfniſſen angemeſſen, ſie beſtehet aus Rennthier- Seehunds- und Vogelfellen. Nichts iſt leichter als die Verfertigung ihrer Kleider, ſie ſind auf allen Seiten, wie eine Mönchskutte zugenähet, ſo daß ſie zuerſt die Arme hineinſtecken und dann den Rock wie ein Hemde über den Kopf herab ziehen müſſen. Vorne iſt er nicht offen, ſondern bis ans Kinn zugenähet und oben mit einer Kappe verſehen, die bey kaltem und naſſem Wetter über den Kopf gezogen wird. Der Rock der Männer reichet nur bis auf die Hälfte der Schenkel, und liegt nicht feſt an, läßt aber, weil er vorn zu iſt, keine Luft durch. Ihr Zwirn beſtehet aus den Sehnen der Rennthiere und Wallfiſche, die ſie mühſam und künſtlich ganz zart ſpalten, und dann wieder mit den

Fingern

Fingern zwey- oder dreyfach flechten. Ehemals nahmen ſie anſtatt der Nadeln die Gräten der Fiſche und die zarteſten Knochen der Vögel, und ihre Meſſer waren von Stein, jetzt aber hat man ſie mit beſſern Werkzeugen bekannt gemacht, und man muß die Sauberkeit ihrer Arbeit bewundern, wozu ſie jetzt die feinſten Nadeln gebrauchen und ſo geſchickt als irgend ein Europäer damit umzugehen wiſſen.

Die Vogelpelze ſind ihre Hemden und die Federn werden einwärts gekehrt. Eben ſo tragen ſie auch die Rennthierpelze, über welche ſie auch wohl noch einen, von dünnhaarigen Rennthieren gemachten, Pelz ziehen. Die letztern ſind indeſſen jetzt ſchon ſo rar, daß es nur ein Anzug für reiche Frauen iſt. Die Pelze von Seehunden ſind die gemeinſten, wovon ſie die haarichte Seite gemeiniglich auswärts kehren. Der Saum und die Nath ſind mit zarten Streifen von rothem Leder und von weißen Hundefellen zierlich beſetzt. Gegenwärtig tragen ſchon die meiſten vermögenden Männer Oberkleider von Tuch, von blaugeſtreifter Leinwand oder Kattun, jedoch nach grönländiſcher Mode. Ihre Beinkleider ſind von Seehund- oder dünnhaarigen Rennthierfellen und ſowohl oben, als unten, ſehr kurz. Die Strümpfe ſind von den Fellen der neugebohrnen Seehunde, und die Schuhe von glattem und ſchwarzgegerbtem Seehundsleder, oben mit einem durch die Sohlen gezogenen Riemen zuſammengeſchnürt. Die Sohlen ſtehen zwey Finger breit hinten und vorn herauf und ſind mit vielem Fleiße gefaltet, haben aber keine Abſätze. Eben ſo ſind auch ihre Stiefeln gemacht. Begüterte Grönländer fangen an, wollene Strümpfe, Hoſen und Mützen zu tragen. Wenn ſie aber auf der See fahren, ſo ziehen ſie über ihre Kleider einen ſchwarzen glatten Seehundspelz, der ſehr geſchickt iſt,

das

das Waſſer abzuhalten. Unter dieſem haben ſie auch noch wohl ein Hemde von Gedärmen an, um die natürliche Wärme deſto beſſer bey ſich zu erhalten und die Nässe zu verhüten.

Die Kleidung des weiblichen Geſchlechtes iſt von jener nur darin unterſchieden, daß ſie eine hohe Achſel und höhere Klappen haben, unten nicht abgeſtutzt, ſondern hinten und vorn von den Hüften an mit einem langen, runden, und mit rothem Tuche beſetzten Zipfel verſehen ſind, der bis über die Knie herab hängt. Sie tragen ebenfalls Beinkleider und unter denſelben einen Gurt. Ihre Schuhe und Stiefeln machen ſie aus weißem und rothem Leder und die Nath, welche vorn iſt, wird bebrämt und ſauber ausgenäht. Die Mütter, oder Kinderwärterinnen ziehen einen Pelz an, der auf dem Rücken ſo weit iſt, daß ſie das Kind darin tragen können. Dieſes Kind ſteckt gemeiniglich ganz nackend darin; und damit es unten nicht durchfalle, ſo binden ſie mit einem Gurte, der vorn mit einer Schnalle oder mit einem Knopfe verſehen iſt, das Kind über die Hüfte um den Leib feſt. Ihre alltäglichen Kleider triefen vom Fette, und ſind gemeiniglich voll Ungeziefer, wobey ſie ganz fühllos ſind, und die abſcheuliche Gewohnheit haben, daſſelbe mit den Zähnen zu tödten. Ihre neuen oder beſſern Kleider halten ſie zwar etwas beſſer und reiner, ſelten aber ſind ſie ohne den ekelhafteſten Schmutz.

Nach grönländiſcher Mode tragen die Männer ihre Haare kurz, vom Scheitel auf allen Seiten herabhangend, und an der Stirne abgeſchnitten, oder auch wohl bis an den Scheitel abgeſchoren, damit ſie ihnen bey der Arbeit nicht hinderlich fallen. Bey dem weiblichen Geſchlechte aber wäre es eine Schande, die Haare weg zu ſchneiden, und nur die tiefſte Trauer, oder der Entſchluß, gar nicht zu heyrathen, kann ſie

dazu bewegen. Sie binden dagegen das Haar über dem Kopf zweymal zuſammen, ſo daß über dem Scheitel ein langer, breiter, und über demſelben noch ein kleiner Zopf ſteht, den ſie mit einem ſchönen Bande binden, das zuweilen auch wohl mit Glasperlen beſetzt iſt. Dergleichen Perlen tragen ſie auch in den Ohren, um den Hals und die Arme, und auf dem Saume der Kleider und Schuhe. Um zu gefallen, ändern ſie auch zuweilen in ihrer Mode, und die reichern binden ein buntes leinenes oder ſeidenes Tuch um die Stirne, doch ſo, daß der Haarzopf, auf welchem die ganze Zierrath beruhet, dadurch nicht verdeckt wird. Soll der Putz ganz vollkommen ſeyn, ſo müſſen ſie am Kinn, auch wohl an den Backen, an Händen und Füßen, mit einem durch Ruß geſchwärzten Faden durchnäht ſeyn. Davon bleibt, wenn der Faden wieder heraus gezogen worden, die Haut ſo ſchwarz, als ob ſie einen Bart hätten. Dieſe ziemlich ſchmerzhafte Operation verrichtet die Mutter an der Tochter ſchon in der Kindheit, und ſie glaubt ſie verrichten zu müſſen, weil außerdem ihre Tochter vielleicht keinen Mann bekommen möchte.

Im Winter wohnen die Grönländer in Häuſern, und des Sommers in Zelten. Ihre Häuſer ſind zwey Klaftern breit, und, nachdem viel oder wenig Perſonen darin wohnen, vier bis zwölf Klaftern lang und ſo hoch, daß man eben aufrecht ſtehen kann. Sie ſind nicht in die Erde gebauet, ſondern an einem erhabenen Orte, und am liebſten auf einem ſteilen Felſen, damit das zerſchmolzene Schneewaſſer deſto beſſer ablaufe. Sie legen eine Klafter breit große Steine auf einander und Erde und Raſen dazwiſchen. Auf dieſe Mauer legen ſie nach der Länge des Hauſes einen Balken, und wenn er nicht zureicht, ſo binden ſie zwey, drey, auch wohl vier Balken mit Riemen

zuſammen und ſtützen ſie mit Pfoſten. Darüber legen ſie Querbalken und kleines Holz dazwiſchen, bedecken dieſes mit Heidekraut, dann mit Raſen, und oben auf ſchütten ſie feine Erde. So lange es friert, hält das Dach, im Sommer aber fällt es durch den Regen meiſtens ein, und muß nebſt der Mauer im Herbſte wieder gebeſſert werden. Sie bauen nie weit vom Waſſer, weil ſie von der See leben müſſen, und der Eingang des Hauſes iſt allemal gegen die Seeſeite. Uebrigens hat das Haus weder Schornſtein noch Thüre. Beyder Stelle vertritt ein gewölbter Gang, welcher in der Mitte des Hauſes von Stein und Erde, zwey bis drey Klaftern lang gewölbt, aber ſo niedrig iſt, daß man, beſonders vorn und hinten, wo man von oben hinein ſteigt, mehr auf Händen und Füßen kriechen, als gebückt durchgehen muß. Dieſer lange Gang hält Wind und Kälte vortrefflich ab, und dadurch ziehet auch die dicke Luft heraus. Die Wände ſind inwendig mit abgenutzten Zelt- und Bootsfellen behangen und mit Nägeln von Seehundsrippen befeſtigt, um die Feuchtigkeit abzuhalten. Eben damit iſt auch von außen das Loch bedeckt.

Von der Mitte des Hauſes bis an die Wand iſt, nach der Länge, eine halbe Elle hoch über dem Boden eine Pritſche von Brettern mit Fellen bedeckt. Dieſe iſt mit den Pfoſten, welche das Dach ſtützen und mit Fellen, die bis an die Wand geſpannt ſind, abgetheilt, ſo wie etwa die Abtheilung eines Pferdeſtalles. Eine jede Familie, deren von vier bis zu zehn in einem Hauſe wohnen, beſitzt ſo eine Abtheilung. Auf der Pritſche ſchlafen ſie auf Pelzwerk und ſitzen auch den Tag über darauf, der Mann mit herunterhängenden, die Frau aber gemeiniglich hinter ihm, mit untergeſchlagenen Beinen. Die Frau kocht und näht

dabey und der Mann ſchnitzt an ſeinem Werkzeuge. An der andern Länge des Hauſes, wo der Eingang iſt, ſind etliche viereckige Fenſter, eine gute Elle groß. Dieſe ſind von Seehundsfellen und Heelflyndermagen ſo ſauber zuſammen genähet, daß kein Wind und Schnee, hingegen das Tageslicht ziemlich gut durchdringen kann. Unter den Fenſtern ſteht, ſo lang das Haus iſt, inwendig eine Bank, worauf die Fremden ſitzen und ſchlafen.

An jeder Pfoſte iſt eine Feuerſtelle. Sie legen einen hölzernen Klotz auf den Boden, der mit flachen Steinen belegt iſt. Auf demſelben ſteht ein niedriger dreyfüßiger Schemmel und auf dieſem die Lampe. Dieſe iſt von Weichſtein oder Tropfſtein, ohngefähr einen Schuh lang ausgehauen, und faſt wie ein halber Mond geſtaltet. Unter ihr ſtehet ein eyrundes hölzernes Geſchirr, um den überlaufenden Thran aufzufangen. In dieſe Lampe, welche mit Seehundsſpeck oder mit Thran angefüllet wird, legen ſie etwas klein geriebenes Moos ſtatt des Dochtes an die gerade Seite. Dieß brennt ſo hell, daß das Haus davon nicht nur ganz erleuchtet, ſondern auch erwärmt wird. Ueber einer ſolchen Lampe hängt auch noch ein aus Weichſtein gehauener Keſſel, welcher mit vier Schnüren an das Dach befeſtigt, eine halbe Elle lang, halb ſo breit und wie eine längliche Schachtel geſtaltet iſt. Darin kochen ſie alle ihre Speiſen und über demſelben haben ſie einen von hölzernen Stäben verfertigten Roſt befeſtigt, worauf ſie ihre naſſen Kleider und Stiefeln trocknen.

Da ſo viele Feuerſtellen als Familien in einem Hauſe ſind, und auf einer jeden oft mehr als eine Lampe Tag und Nacht brennet; ſo ſind ihre Häuſer mehr und anhaltender warm, und doch nie ſo heiß, als unſere Stuben. Dabey iſt kein merklicher Dampf

und

und noch weniger Rauch zu ſpüren. Zwar iſt der Geruch von ſo vielen Thranlampen, über welchen noch dazu ſo vieles, und oft halb verfaultes Fleiſch gekocht wird, und noch mehr der Geruch von den Uringefäßen, worin ſie die Felle gerben, einer ungewohnten Naſe ſehr abſcheulich. Demohngeachtet muß man ihre ſo enge gefaßte und nicht ganz übel ausgeſonnene Haushaltung, ihre Genügſamkeit bey aller Armuth, wobey ſie ſich reicher als wir dünken, und ihre Ordnung und Stille bewundern.

Außer dem Hauſe haben ſie ihre kleinen Vorrathshäuſer, die wie ein Backofen von Steinen gebauet ſind. Darin haben ſie ihr Fleiſch, Speck und gedörrte Fiſche, welche ſie als Vorrath verwahren. Was ſie aber den Winter hindurch fangen, wird unter dem Schnee, und der Thran in den Mägen oder Fellen von Seehunden aufgehoben. Daneben legen ſie ihre Fahrzeuge umgeſtürzt auf Pfähle, und unter dieſen hängen ſie ihr Jagdgeräthe und Fellwerk auf.

Das weibliche Geſchlecht hat die Pflicht auf ſich, ſie müſſen im September die Häuſer bauen oder ausbeſſern, alsdann werden ſie nach Michael bezogen und im März, April oder May, je nachdem der Schnee früher oder ſpäter ſchmilzt und die Dächer durchzuweichen droht, mit großen Freuden wieder verlaſſen und mit Zeltern vertauſcht. Zu dieſen legen ſie mit kleinen platten Steinen, in Form eines langen Vierecks, den Grund. Dazwiſchen ſtellen ſie zehn bis vierzig Stangen, die oben auf einem manneshohen Geſtelle oder Thürpfoſte aufliegen und in einer Spitze zuſammen laufen. Dieſe behängen ſie mit einer doppelten Decke von Seehundsfellen, und wer reich iſt, legt Rennthierfelle, das Rauche einwärts gekehrt, darunter. Der untere Rand der Decke wird auf dem Grunde mit Moos verſtopft und mit Stei-

 nen

nen beſchwert, damit der Wind das Zelt nicht aufhebt. Vor den Eingang hängen ſie einen von den zarteſten Seehundsdärmen verfertigten Vorhang, der ſehr ſauber zuſammen genähet, mit einem Rande von rothem oder blauem Tuche verſehen und mit weißem Bande beſetzt iſt. Dieſer hält die kalte Luft ab und läßt doch hinlängliches Licht durchſchimmern. Die Felle hängen aber oben und auf beyden Seiten noch ein gut Stück hervor, und das iſt gleichſam ihr Vorderhaus, worin ſie ihren Vorrath und die übelriechenden Gefäße aufheben. Wenn es geſchehen kann, ſo kochen ſie auch unter freyem Himmel. In den Winkeln des Zeltes hebt die Hausfrau, welche nur im Sommer allein allen ihren Putz ſehen läßt, ihren Hausrath auf, und hängt eine Decke davor, welche von weißem Leder und mit allerley Figuren ausgenähet iſt. Daran heftet ſie ihren Spiegel, ihre Bänder und Nadelküſſen. Eine jede Familie hat ihr eigenes Zelt, doch nehmen ſie auch manchmal ihre Verwandten oder ein paar arme Familien mit hinein, ſo daß oft zwanzig Menſchen in einem Zelte wohnen. Lager und Feuerſtelle iſt wie in den Winterhäuſern, doch alles weit reinlicher, ordentlicher und auch für Europäer ſowohl wegen des Geruches, als auch wegen der Wärme gar wohl erträglich.

Die obigen wenigen Schilderungen des kalten und unfruchtbaren Bodens des hieſigen Landes ſind hinreichend, um einzuſehen, daß die Grönländer vom Landbau nicht leben können und das Wenige, was ſie von Beeren, Kräutern, Wurzeln und Seegras nehmen, iſt mehr eine Erfriſchung, als Nahrung zu nennen. Ihre liebſte Speiſe iſt Rennthierfleiſch; weil das aber nun ſchon ſehr zu mangeln anfängt, und wenn ſie ja etwas davon fangen, auch ſogleich auf der Jagd verzehren, ſo iſt nächſt dieſem ihre beſte

beſte Nahrung das Fleiſch der Seethiere, Seehunde, Seefiſche und Seevögel. Haſen und anderes Geflügel achten ſie nicht. Man ſtehet zuweilen in der Meynung, daß die Grönländer rohes Fleiſch eſſen und das Blut der Thiere trinken; allein im Allgemeinen hat weder das eine noch das andere ſeinen Grund. Es geſchieht zuweilen, daß ſie nach einer glücklichen Jagd ein kleines Stückchen des erlegten Thieres roh eſſen und auch wohl einige Tropfen Blut dazu koſten; allein dieſes iſt wahrſcheinlich nur eine Ceremonie, die ſich auf eine abergläubiſche Meynung gründet, und wird auch nicht von allen durchgängig beobachtet. Das Abziehen der Seehunde z. B. iſt gemeiniglich das Geſchäfte der Frauen; denn für die Männer iſt es eine Schande; und bey dieſer Gelegenheit pflegt die beſchäftigte Frau den Umſtehenden ein kleines Stück Speck zu eſſen zu geben, wahrſcheinlich aus Aberglauben, denn aus Hunger haben ſie es nicht nöthig. Wohl aber ſind ſie nicht immer reinlich genug in der Wahl und Zubereitung ihrer Speiſen. Der Kopf und die Schenkel der Seehunde z. B. werden im Sommer unter dem Graſe, und im Winter ein ganzer Seehund unter dem Schnee verwahrt. Solches halb durchfrornes, oder halb verfaultes Fleiſch wird von ihnen mit eben dem Vergnügen, wie in unſern Ländern das Wildpret, oder ein geräucherter roher Schinken und Würſte verzehret. Die Rippen werden an der Luft getrocknet und aufgehoben. Das übrige Fleiſch von Thieren und Vögeln und beſonders die Fiſche, werden allezeit ohne Salz, nur mit etwas Seewaſſer gekocht, und nur die größern, als: Heelflynder, Kabbeljau, Lachſe ꝛc. werden in breite Riemen geſchnitten und, wenn ſie an der Luft getrocknet ſind, gegeſſen.

Die kleinen gedörrten Fiſche ſind ihr tägliches Brod. Wenn ſie einen Seehund fangen, ſo wird

die Wunde ſogleich mit einem Pflocke verſtopft, damit das Blut bewahrt werde, welches ſie in kleine runde Klumpen geballet aufheben, um Suppe davon zu kochen. Die Gedärme von Seehunden nehmen ſie zu Fenſtern, Vorhängen und Hemden; von kleinen Thieren aber werden ſie gegeſſen. Aus dem, was ſich noch in dem Magen der Rennthiere befindet, und welches ſie das Eßbare nennen, ingleichen aus dem Eingeweide der Ryper, welches ſie mit friſchem Thran und Beeren vermengen, machen ſie eine große Delicateſſe, und ſchicken ſie in der Familie herum. Fiſche, oft faule und halbausgebrütete Eyer, Krähbeeren, und Engelwurz, heben ſie zuſammen in einem Sacke von Seehundsfellen, mit Thran angefüllt, zur Erfriſchung für den Winter auf. Aus den Fellen der Seevögel wird das Fett mit den Zähnen ausgeſogen, und den Speck, der an den Seehundsfellen beym Abziehen ſitzen bleibt, ſchaben ſie beym Gerben mit dem Meſſer ab und machen daraus eine Art Pfannkuchen, der mit großer Begierde gegeſſen wird.

Den Thran benutzen ſie in ihren Lampen oder verkaufen ihn, doch eſſen ſie gern zu den trockenen Heringen etliche Biſſen Speck, ſchmälzen auch die Fiſche damit, indem ſie ihn vorher erſt wohl zerkauen und dann in den Keſſel thun. Ihr Getränk iſt klares Waſſer, welches ſie in einem großen kupfernen Gefäße, oder in einer Mulde, die ihre eigene, und wirklich ſaubere Arbeit iſt, und die ſie mit Reifen und Knochen auszieren, mit einer blechernen Schöpfkelle im Hauſe ſtehen haben. Sie tragen täglich in einem Eimer, der aus ſtarkem Seehundsleder dicht genähet iſt, und wie halbgahres Sohlenleder riecht, friſches Waſſer herzu, und damit es deſto kühler ſey, legen ſie gemeiniglich ein Stück Eis oder Schnee hinein.

In der Zubereitung der Speiſen ſind ſie Beyſpiel-los unreinlich, und es iſt erſtaunlich, wie ſie ihre Natur ſo abſcheulich abſtumpfen können, das ſie ſich nicht im geringſten empört, die Speiſe mag beſchaffen ſeyn, wie ſie will, oder der daran hangende Schmutz mag ſo groß ſeyn wie er will. Selten wird ein Keſſel gewaſchen und oft nur von den Hunden rein geleckt; nur das einzige Gefäß von Weichſtein halten ſie ſehr ſauber. Das Gekochte wird auf hölzerne Schüſſeln gelegt, nachdem ſie vorher die Suppe getrunken, oder mit beinernen und hölzernen Löffeln gegeſſen haben. Das Rohe aber legen ſie auf den Boden, oder auf ein altes Fell, das nicht viel reiner iſt. Die Fiſche nehmen ſie mit der Hand aus der Schüſſel, die Vögel zerreißen ſie mit den Fingern oder Zähnen; ein ganzes Stück Fleiſch halten ſie mit den Zähnen und ſchneiden vor dem Munde einen Biſſen davon ab. Zuletzt ſtreichen ſie mit dem Meſſer das Fett vom Munde ab, und lecken es, wie auch das Fett von den Fingern, auf. Ihre Unreinlichkeit gehet ſo weit, daß, wenn ſie ſich ſehr erhitzt haben und ihr Geſicht voller Schweiß iſt, ſie dieſen Schweiß mit vielem Appetit in den Mund ſtreichen. Kommt ein Gaſt zu ihnen, z. B. ein Europäer, und ſie wollen ihn recht höflich bewirthen, ſo lecken ſie erſt das Stück Fleiſch von dem Blute und der Unreinigkeit, die ſich im Keſſel daran geſetzt hat, mit der Zunge rein, und wer ſich dann weigern wollte, es zu nehmen, würde für einen ſehr groben Menſchen gehalten werden, der ihre Gutthätigkeit gar ſehr beſchimpfte.

Im Eſſen ſetzen ſie ſich eigentlich keine beſtimmte Zeit, ſondern ſie eſſen, wenn ſie hungern; wenn die Männer etwas von der See gebracht haben, ſo halten ſie eine Hauptmahlzeit und bitten ihre Hausgenoſſen,

noſſen, die nichts gefangen haben, gern zu Gaſte, oder theilen mit ihnen. Erſt eſſen die Männer für ſich allein, jedoch leiden die Frauen indeſſen keinen Hunger, und ihre Kinder desgleichen, die ſie zuweilen ſo übermäßig füttern, daß ſie unfähig ſind zu ſtehen.

Im Zuſtande des Ueberfluſſes denkt der Grönländer keinen Augenblick daran, daß es auch abnehmen werde, und unbeſorgt für den künftigen Tag, wird heute und morgen ſo vollauf geſchmauſet, daß ſie viele Tage davon leben könnten. Wenn aber alsdann gegen den Frühling die Seehunde vom März bis zum May wegziehen, oder ſonſt große Kälte und ſchlecht Wetter einfällt, dann können ſie auch etliche Tage lang hungern und ſind öfters genöthiget, mit Muſcheln, Seegras, ja mit alten Zeltfellen und Schuhſohlen, wofern ſie nur noch Thran genug zum Kochen haben, ihr Leben zu retten.

Man ſollte glauben, die Erfahrung ſollte ſie aufmerkſam machen, künftig dieſem Elende zu entgehen, und dennoch ſiehet man immer das Gegentheil. Sie eſſen, ſo lange ſie haben, und eſſen im Nothfall, was ſie haben. Können ſie ausländiſche Speiſen bekommen, ſo finden ſie ſehr viel Wohlgeſchmack daran, z. B. Brod, Erbſen, Grütze, Stockfiſche ꝛc. ja einige haben ſich ſchon ſo daran gewöhnt, daß ihnen ihre erſten Speiſen nicht mehr behagen, und ſie auf Mittel denken müſſen, jene Speiſen einzutauſchen. Ein Volk, das an ſich die größte Unreinlichkeit liebt, ſollte auch wieder gleichgültig ſeyn, wenn es andere Unreinlichkeiten ſiehet, und dennoch eſſen die Grönländer kein Schweinefleiſch, aus dem Grunde, weil das Schwein von vielen Unreinlichkeiten lebet. Ehedem verabſcheueten ſie auch ſtarkes Getränke und nannten es Tollwaſſer; allein diejenigen, die oft mit den Europäern

ropäern Umgang haben, ſind bald anders Sinnes geworden, und würden es allgemein lieben, wenn ſie es nur allezeit haben könnten. Sie erdenken ſich ſogar zuweilen künſtliche Mittel, ſtellen ſich krank, um etwas Branntewein zu erhalten. Eben ſo ſehr lieben ſie den Schnupftabak, können ihn aber nicht kaufen, hingegen dörren ſie die Blätter auf einer heißen Platte, und reiben ſie in einem hölzernen Mörſer.

Die Mittel, ſich ihre Nahrung zu erwerben, ſind zwar ſehr einfach, aber doch ſo wohl ausgedacht und bequem, daß es jedem Ausländer ſchwer werden würde, es ihnen nach zu thun. Zur Landjagd brauchten ſie ehedem einen Bogen von zartem Tannenholze, eine Klafter lang und umwanden ihn, um ihn ſteifer zu machen, mit Fiſchbein oder Sehnen. Die Schnur war von Sehnen und der Pfeil von Holz, vorn mit einer Spitze von Knochen mit Widerhaken, hinten aber mit zwey Rabenfedern verſehen. Seitdem ſie aber Flinten kaufen oder borgen können und damit umzugehen wiſſen, kommen jene Werkzeuge nicht mehr in Gebrauch.

Zur Waſſerjagd bedienen ſie ſich eigentlich fünf Geräthſchaften, erſtlich des Harpunpfeils mit der Blaſe. Der Schaft iſt eine Klafter lang und anderthalb Zoll dick. Vorn ſteckt ein beweglicher knöcherner Stift darin, eine Spanne lang und auf demſelben ſteckt die knöcherne Harpune, die eine gute halbe Spanne lang, mit Widerhaken und vorn mit einer zollbreiten eiſernen Spitze verſehen iſt. Am hintern Ende des Schaftes ſind zwey Federn von Wallfiſchrachen, eine Spanne lang und zwey Finger breit, wie ein Weberſchütze geſtaltet, damit der Wurf deſto gerader und ſicherer von Statten gehe. Zwiſchen denſelben wird das Werfbreit, eine Elle lang,

und unten einen, oben aber vier Daumen breit, befeſtigt. An beyden Seiten deſſelben iſt eine Kerbe, um es mit dem Daumen und dem Vorderfinger feſt zu umfaſſen. An der Harpune hängt ein Riemen, ohngefähr acht Klaftern lang, welcher erſt durch einen knöchernen Ring an einem Stifte in der Mitte des Schafts befeſtigt wird, und dann vorn auf dem Boote in einem ähnlichen Ringe aufgerollet liegt, und endlich an dem hinter dem Grönländer liegenden aufgeblaſenen Seehundsſchlauch befeſtiget wird. Dieſer Pfeil verdient viele Aufmerkſamkeit, kann aber nicht wohl beſchrieben werden. Er muß nicht aus einem Stücke beſtehen, ſonſt würde er von dem Seehunde gleich zerſchlagen. Die Harpune muß alſo von dem Schafte abfahren können; und damit dieſes leichter, und ohne zu zerbrechen, geſchehe, ſo muß der knöcherne Stift, auf welchem ſie ſteckt, und der mit zwey Riemen zu beyden Seiten, auf dem Schafte befeſtiget iſt, zugleich mit aus dem Schafte fahren, welcher auf dem Waſſer liegen bleibt, indeß der Seehund mit der Harpune und Blaſe unter das Waſſer gehet. Das Werfbrett, welches oben und unten mit einem knöchernen Stifte am Schafte feſt gemacht wird, und welches der Grönländer beym Werfen in der Hand behält, muß dem Wurfe einen deſto größern Nachdruck geben. Aus ſo vielen Stücken beſtehet dieſer Pfeil, der ſo gut ausgedacht iſt, daß man nichts Ueberflüßiges daran finden kann.

Das zweyte Inſtrument zur Waſſerjagd iſt die große Lanze, die zwey und eine halbe Elle lang und vorn gleichfalls mit einem beweglichen knöchernen Stifte und einem ſpitzigen Eiſen, aber ohne Widerhacken verſehen iſt, damit der Stift gleich wieder aus der Haut des Seehundes herausfahren möge.

Drittens die kleine Lanze, welche mit einer daran befeſtigten langen Degenſpitze verſehen iſt. Dieſe drey Pfeile nimmt der Grönländer zum Seehundsfange mit der Blaſe. Zu einer andern Art der Jagd, nämlich zur Klopfjagd braucht er nur

Viertens den Wurfpfeil, zwey und eine halbe Elle lang, vorn mit einem Schuhlangen und Fingerdicken Eiſen verſehen, welches, ſtatt der Widerhacken, zweymal eingekerbt iſt. Dieſes fährt ebenfalls aus dem Schafte heraus, bleibt aber durch einen Riemen an der Mitte deſſelben hangen. Hinten iſt an einem Knochen ein aufgeblaſener Schlund von einem Seehunde, oder großen Fiſche befeſtiget, damit der Seehund ſich daran abmatte, und nicht verloren gehe. Er bekommt auch auf der Klopfjagd mehr als einen ſolchen Pfeil in den Leib. In dieſer Blaſe haben ſie eine knöcherne Röhre mit einem Pflocke befeſtigt, damit ſie dieſelbe nach Belieben aufblaſen oder ſchlaff machen können.

Zum Vogelfange nehmen ſie endlich fünftens den Vogelpfeil; eine Klafter lang, vorn mit einem Schuhlangen, runden, ſtumpfen und nur einmal eingekerbten Eiſen, welches im Holze feſt ſteckt, verſehen. Weil aber der Seevogel durch ſeine Fertigkeit im Tauchen, entweder in die Tiefe, oder in die Höhe und auf die Seite fahren, und dem Wurfe ausweichen kann, ſo haben ſie in der Mitte des Schaftes, drey oder vier Beinfedern, eine Spanne lang, und dreymal als Widerhacken eingeſchnitten, mit Fiſchbein befeſtiget, damit der Vogel, wenn er ausweicht, von einem derſelben geſpießt werde. Zu dieſem und dem vorgenannten Wurfpfeile gebrauchen manche auch ein Werfbrett, um deſto ſtärker werfen zu können.

Eben ſo einfach, aber ſinnreich und zu ihrer Nahrung ungemein bequem ausgedacht, ſind ihre Fahrzeuge. Sie haben deren zwey, ein großes und ein kleines. Das große oder Frauenboot iſt gemeiniglich ſechs, auch wohl acht bis neun Klaftern lang, etwa vier bis fünf Schuh weit und drey Schuh tief, vorn und hinten zugeſpitzt und unten platt. Es wird von leichten Latten, die etwa drey Finger breit ſind, zuſammen geſetzt, mit Fiſchbein verbunden und mit Seehundsleder überzogen. Mit dem Kiele laufen zu beyden Seiten eine Rippe vorn und hinten in eins zuſammen. Ueber dieſe drey Hölzer ſind dünne Querbalken in Fugen gelegt. Auf den untern Rippen ſind auf beyden Seiten Pfoſten aufgerichtet, auf welchen der Rand des Bootes ruhet. Die Pfoſten werden von den Ruderbänken, deren zehn bis zwölfe ſind, hinauswärts gedrückt, und dieſe ruhen an jeder Seite auf einer Rippe. Damit ſie aber auch nicht zu ſtark hinauswärts getrieben werden, ſo ſind ſie von außen noch mit einer Rippe verſehen; dieſe vier Rippen ſind am Vorder- und Hinterſtaven befeſtiget. Die Balken, Pfoſten und Bänke ſind nicht mit eiſernen Nägeln, welche leicht roſten, und Löcher ins Fell ſchneiden könnten, ſondern zum Theil mit hölzernen Nägeln befeſtigt, und überall mit Fiſchbein verbunden. Zu dieſer Arbeit, welche gewiß künſtlich und dabey recht ſauber iſt, braucht der Grönländer weder Schnur noch Winkelmaaß, und doch weiß er das gehörige Verhältniß mit den Augen zu treffen. Sein ganzes Werkzeug, das er hiezu und zu aller ſeiner Arbeit nöthig hat, beſtehet aus einer kleinen Stichſäge, einem Meißel, der an einen hölzernen Heft gebunden iſt und ihm ſtatt eines Beiles dienet, einem kleinen Bohrer und einem ſpitzgeſchliffenen Taſchenmeſſer. Wenn der Mann mit dem hölzernen Gerippe fertig iſt, ſo überziehet es die Frau mit friſchgegerbtem

tem und noch weichem dicken Seehundsleder und verpicht die Näthe mit altem Specke, ſo daß dieſe Boote weit weniger Waſſer ziehen, als die hölzernen, und die Näthe im Waſſer aufquellen. Bekommt etwa das Boot durch einen ſpitzigen Stein ein Loch, ſo wird es ſogleich wieder zugenähet, ſie müſſen aber auch faſt alle Jahre von neuem überzogen werden.

Dieſe Boote werden von den Weibern geführet, viere rudern und eine ſteuert hinten mit einem Ruder, denn die Männer achten ſich dieſe Arbeit ebenfalls für eine Schande und nur, wenn das Boot in die äußerſte Gefahr käme, legen ſie eigene Hand an zur Hülfe. Ihre Ruder ſind kurz und vorn breit, faſt wie eine Grabſchaufel und mit einem Riemen von Seehundsleder auf dem Rande befeſtiget. Vorn wird ein von Därmen genähtes Segel, eine Klafter hoch und anderthalb Klaftern breit, an einer Stange aufgerichtet. Die begüterten Grönländer machen es von feiner weißer Leinewand, mit rothen Streifen. Freylich gleichen ſie den europäiſchen Schiffen nicht, ſie haben aber doch den Vortheil, daß ſie bey entgegenſtehendem Winde, oder bey Windſtille viel geſchwinder fortkommen können. In dieſen Booten fahren ſie mit ihren Zelten, mit allem ihrem Hausgeräthe und Gütern und oft noch dazu, mit zehn bis zwanzig Menſchen, von einem Orte zum andern, oft hundert bis zweyhundert Meilen weit von Norden nach Süden. Neben dieſen fahren die Männer in kleinern Booten, womit ſie jene vor den großen Wellen beſchützen und im Nothfalle den Rand derſelben umfaſſen, um ſie aufrecht zu erhalten. Die eigentliche Fahrt iſt täglich ſechs Meilen, bey jedem Nachtlager aber laden ſie aus, ſchlagen ihr Zelt auf, ziehen das Boot ans Land, ſtürzen es um, und beſchweren die Vorder- und Hinterſtaven mit Steinen, damit

es

es der Wind nicht wegführe. Kommen ſie an Stellen, wo ſie nicht weiter können, ſo tragen es ihrer ſechs bis acht auf den Köpfen über Land in ein beſſeres Fahrwaſſer.

Das Mannsboot, auch das kleine, oder Kajak genannt, iſt drey Klaftern lang, vorn und hinten ſpitzig, wie ein Weberſchütze geſtaltet, in der Mitte nicht anderthalb Schuh breit und kaum einen Schuh hoch. Es beſtehet aus langen, ſchmalen Latten und Querreifen, die mit Fiſchbein verbunden ſind, und mit eben ſolchem gegerbten Seehundsleder, wie die Frauenboote, aber auf allen Seiten, oben und unten überzogen. Die beyden ſpitzigen Ende ſind unten mit einer knöchernen Leiſte und oben mit einem Knopfe verſehen, damit ſie ſich auf den Steinen nicht ſo leicht beſchädigen. In der Mitte des Kajaks iſt ein rundes Loch mit einem zwey Finger breiten Rande von Holz oder Knochen. Durch daſſelbe ſteckt der Grönländer ſeine Füße und ſetzt ſich auf die Latten mit einem weichen Fell bedeckt, ſo daß ihm der Rand nur bis über die Hüften reichet. Ueber dieſe zieht er den untern Saum ſeines Waſſerpelzes, der am Geſichte und an Händen mit knöchernen Knöpfen und Ringen zugeſchnüret iſt, ſo feſt an, daß nirgends das Waſſer eindringen kann. Zur Seite ſteckt er ſeine vorhin beſchriebenen Pfeile, zwiſchen die über dem Kajak geſpannten Riemen. Vor ihm liegt die Leine, auf dem ein wenig erhabenen Gerüſte aufgerollt. Hinter ſich hat er die Blaſe, welche von einem kleinen Seehundsfelle gemacht iſt. Sein Ruder iſt von rothem feſten Förenholze, an beyden Enden mit einem drey Finger breiten dünnen Blatte und zur Feſtigkeit an der Seite mit Knochen eingefaßt. Dieſes hält er in der Mitte mit beyden Händen und ſchlägt damit ſchnell und gleichſam nach dem Takte zu beyden Seiten

ten ins Waſſer. So ausgerüſtet fährt der Grönländer auf Seehunds- und Vogelfang, und fühlt ſich in dieſem Aufzuge gleich einem Kapitän auf ſeinem Schiffe.

So einfach dieſes Fahrzeug zu ſeyn ſcheint, ſo abſichtsvoll iſt es eingerichtet und geſchickt, mit äuſſerſter Geſchwindigkeit von einem Orte zum andern zu kommen, denn es iſt etwas gewöhnliches, daß ſie, wenn ſie Briefe von einer Kolonie zur andern bringen, zehn bis zwölf Meilen in einem Tage damit zurücklegen. Dabey ſind ſie gegen alle Gefahren und Stürme unerſchrocken; ſo lange ein Schiff bey dem ſtürmiſchſten Wetter das Marsſegel führen kann, iſt ihnen vor den größten Wellen nicht bange, weil ſie wie ein Vogel leicht darüber wegſchwimmen; und geſetzt, es ſchlägt auch eine Welle über ſie weg, ſo beſitzen ſie ſo viel Geſchicklichkeit und ſo viel Gegenwart des Geiſtes, ſich ſchnell wieder aufzurichten. Will ſie eine Welle ganz umwerfen, ſo halten ſie ſich mit dem Ruder auf dem Waſſer aufrecht; werden ſie doch umgeſchlagen, ſo thun ſie unter dem Waſſer mit dem Ruder einen Schwung, und ſchnell richten ſie ſich wieder auf. Verlieren ſie aber das Ruder, ſo ſind ſie gemeiniglich verloren, wenn nicht jemand in der Nähe iſt, der ſie wieder aufrichtet. Allein ſie üben ſich in dieſer Kunſt, beym Umſchlagen des Kajaks ſich wieder in die Höhe zu richten, den größten Sturm auszuhalten, und bey allem Toben der Wellen ans Land zu ſteigen. Doch nicht alle lernen dieſe Kunſt, deren ſie vielerley Arten haben, ja es giebt geſchickte Seehundsfahrer, welche nicht einmal auf die leichteſte Art das Boot wieder aufrichten können; deshalb kommen auch ſehr viele bey dieſem Fange um. Wenn ſie ſich nicht mehr helfen können, ſo pflegen ſie wohl unterm Waſſer aus dem Kajak herauszukriechen,

um jemanden in der Nähe durch Schreyen zu Hülfe zu rufen. Will aber auch dieſes nicht glücken, ſo halten ſie ſich an dem Kajak an, oder binden ſich daran feſt, damit man ihren Leib wieder finden und begraben möge.

Die Grönländer fangen den Seehund auf dreyerley Art, entweder einzeln mit der Blaſe, oder zuſammen auf der Klopfjagd, oder zur Winterzeit auf dem Eiſe. Dazu kommt noch eine vierte Art, wo ſie ihn mit der Flinte ſchießen. Die vornehmſte und gemeinſte Art iſt die erſte, mit der Blaſe. Wenn der Grönländer, der auf die vorhin beſchriebene Weiſe ausgerüſtet iſt, einen Seehund erblickt, ſo ſucht er denſelben unter dem Winde und zwiſchen der Sonne zu überraſchen, damit er von ihm weder gehört, noch geſehen, noch gewittert werde. Er ſucht ſich durch Bücken hinter eine Welle zu verſtecken, fähret ihm ſchnell, aber unvermerkt, auf vier bis ſechs Klaftern nahe, und ſiehet indeſſen wohl zu, daß Harpune, Riemen und Blaſe in gehöriger Ordnung liege. Alsdann behält er das Ruder in der linken und den Harpunpfeil ergreift er beym Werfbrett mit der rechten Hand, und wirft ihn auf den Seehund, ſo daß er das Werfbrett, welches dem Pfeile ſeinen rechten Schwung geben muß, in der Hand behält. Trifft die Harpune bis über die Widerhacken, ſo fährt ſie gleich von dem knöchernen Stifte, und dieſer auch aus dem Schafte heraus, und wickelt den Riemen von dem Geſtelle auf dem Kajak ab. In dem Augenblicke aber, da der Seehund getroffen wird, muß der Grönländer die Blaſe, welche am Ende des Riemens befeſtiget iſt, hinter ſich auf dieſelbe Seite ins Waſſer ſtoßen, wo der Seehund, der wie ein Pfeil zu Grunde fährt, ſeinen Lauf hinnimmt. Dann legt der Jäger den Schaft, welcher auf dem Waſſer

ſchwimmt, wieder an ſeinen Ort. Die Blaſe, welche einen bis anderthalb Centner tragen kann, ziehet der Seehund manchmal mit unter das Waſſer, aber er mattet ſich an derſelben ſo ab, daß er etwa in einer Viertelſtunde wieder heraufkommen muß, um Athem zu holen. Wo der Grönländer die Blaſe wieder heraufkommen ſieht, da fährt er hin und wirft dem Seehunde, ſobald er zum Vorſcheine kommt, die große Lanze, welche allemal wieder losgeht, ſo oft in den Leib, als er wieder aufkommt und noch nicht ganz ermattet iſt. Alsdann ſticht er ihn mit der kleinen Lanze ganz todt, ſtopft alle Wunden ſorgfältig zu, um das Blut zu behalten, und bindet ihn an der linken Seite des Kajaks feſt. Vorher aber bläßt er ihn noch zwiſchen Fell und Fleiſch auf, damit er ihn deſto leichter ſchwimmend fortbringen kann.

Bey dieſem Fange iſt der Grönländer den meiſten und größten Lebensgefahren unterworfen; daher haben ſie auch dieſen Fang vermuthlich das Auslöſchen, nämlich des Lebens, genannt. Denn wenn der Riemen, wie es bey dem ſchnellen Ablaufen ſehr leicht geſchiehet, ſich verwickelt, oder am Kajak hängen bleibt, oder ſich um das Ruder, oder gar um die Hand, ja wohl bey ſtarkem Winde, um den Hals ſchlingt, oder wenn der Seehund ſich ſchnell auf die andere Seite des Kajaks wendet; ſo kann es nicht anders kommen, als daß der Kajak durch den Riemen umgeriſſen und unterm Waſſer mit fortgezogen wird.

Die vorſichtige Gattung der Seehunde wird auf der Klopfjagd gefangen. Es ziehen ſich nämlich im Herbſte die Seehunde gemeiniglich bey ſtürmiſchem Wetter in die Meerenge; dort verhindern ihnen die Grönländer den Ausgang, ſcheuchen ſie auch durch Schreyen, Klopfen und Steinſchleudern unter das

Waſſer, damit ſie, weil ſie nicht lange ohne Athem-holen leben können, deſto eher ermatten und endlich ſo lange oben bleiben mögen, bis ſie ſie umringen und mit den oben beſchriebenen Wurfpfeilen werfen können. Bey dieſer Gelegenheit kann man die Behendigkeit der Grönländer recht anſchauend ſehen. Denn wenn der Seehund heraufkommt, ſo fahren ſie alle, wie die Vögel, mit großem Geſchrey auf ihn zu, und weil er gleich wieder untertaucht, ſo zerſtreuen ſie ſich in einem Augenblicke, und ein jeder giebt auf ſeinen Poſten Achtung, wo er ſich wieder ſehen laſſen wird, welches öfters eine Viertelmeile von dem vorigen Platze geſchiehet. Sie können alſo einen Seehund, wo das Waſſer breit iſt, auf zwey Meilen in die Länge und Breite, etliche Stunden lang verfolgen, ehe ſie ihn ſo müde machen, daß ſie ihn einſchließen und tödten können. Wenn er ſich dann in der Angſt auf das Land retten will, ſo wird er von den Frauen und Kindern mit Steinen und Stöcken empfangen, und dann von den Männern erſtochen. Dieſes iſt den Grönländern eine ſehr luſtige, aber auch einträgliche Jagd, denn es kann ein Mann in einem Tage auf derſelben wohl acht bis zehn Stück zu ſeinem Theile bekommen.

Die dritte Art des Fanges auf dem Eiſe geſchiehet da, wo die Buchten mit Eiſe belegt ſind, und wird auf mancherley Weiſe angeſtellt. Ein Grönländer ſetzt ſich neben ein Loch, das der Seehund, um Luft zu ſchöpfen, ſelbſt gemacht hat, auf einen Schemmel mit einem Beine, und ſtellet die Füße, um ſie nicht zu erkälten, auf einen dreybeinigen Fußſchemmel. Wenn nun der Seehund die Naſe an das Loch hält, ſo ſtößt er mit der Harpune hinein, macht gleich ein größeres Loch, ziehet ihn heraus und ſchlägt ihn völlig todt. Oder es legt ſich einer auf einen

Schlitten

Schlitten neben dem Loche auf den Bauch nieder, wo der Seehund gewohnt iſt herauszukommen und ſich auf dem Eiſe an der Sonne zu wärmen. Neben dem großen Loche macht man ein kleineres und in daſſelbe ſteckt ein anderer eine Harpune an einer ſehr langen Stange. Derjenige, welcher auf dem Eiſe liegt, ſiehet durch das große Loch, bis ein Seehund unter der Harpune, welche er mit einer Hand lenkt, hinfährt; dann giebt er dem andern ein Zeichen, welcher mit Macht den Seehund durchſticht.

Oder liegt ein Seehund neben ſeinem Loche auf dem Eiſe, ſo nahet ſich ihm ein Grönländer auf dem Bauche entgegen, wackelt mit dem Kopfe und knurret wie ein Seehund. Dieſer ſiehet ihn für ſeines Gleichen an, läßt ihn ganz nahe an ſich kommen, und wird auf dieſe Weiſe geſpießt. Wenn im Frühjahr der Strom ein großes Loch ins Eis macht, ſo umgeben die Grönländer daſſelbe und geben Acht, bis die Seehunde in Menge unter dem Eiſe hervor an den Rand kommen, um Luft zu ſchöpfen, da ſie denn mit Harpunen empfangen werden. Viele werden auch auf dem Eiſe, wo ſie in der Sonne ſchlafen, erſchlagen.

So mühſam und gefahrvoll iſt die Art des Erwerbes eines Grönländers, wovon ihn jedoch kein Unfall abſchreckt, oder zurückhält, weil ſeine ganze häusliche Glückſeligkeit davon abhängt, und ohne dieſes Thier ſein Leben noch elender, ja unmöglich ſeyn würde. Doch, wir wollen ſie nun auch in dem Verhalten ihres Hausweſens beobachten, worin wir eben ſo viel Mühe, aber auch die einfachen Züge der Natur finden.

Sie führen dem Anſehen nach ein ziemlich gutes Leben; denn man ſiehet und höret keine unanſtändige

Handlungen oder Reden. Das weibliche Geſchlecht bewahret ihre Tugend, und nur ſehr ſelten verletzen einige davon dieſe Pflicht; ja es gehet ſo weit, daß es ein Mädchen für eine große Beſchimpfung anſiehet, wenn ihr ein junger Mann nur von ſeinem Schnupftabak anböte.

Gemeiniglich verheyrathen ſie ſich erſt im zwanzigſten Jahre und wählen alsdann auch eine Perſon gleiches Alters; ſie gehen dabey auf folgende Weiſe zu Werke. Will jemand heyrathen, ſo wendet er ſich an ſeine Eltern oder nächſten Verwandten, und ſagt ihnen, welche Perſon er zu wählen gedenke. Hier iſt alle Nebenabſicht auf Heyrathsgut bey Seite geſetzt; denn die Frau bekommt nichts mit als ihre Kleider, ihr Meſſer, ihre Lampe und aufs höchſte einen Keſſel von Weichſtein; oft bekommen ſie auch das noch nicht. Der Bräutigam ſiehet daher bloß auf ihre Geſchicklichkeit in der Haushaltung und im Nähen, ſo wie die Braut nur bey jenem darauf Rückſicht nimmt, ob er ein guter Jäger iſt. Die Eltern ſtehen ſodann nicht lange an, ihre Einwilligung zu geben; denn der Sohn hat überhaupt faſt durchgängig in der Erziehung ſeinen eigenen Willen. Man ſchickt alsdann ein paar alte Frauen zu den Eltern der Braut, welche nicht gleich ihr Gewerbe anbringen, ſondern erſt den Bräutigam und deſſen Haus ſehr rühmen. Bey dieſem erſten Antrage ſcheint die künftige Braut ſehr furchtſam und ſpröde zu thun, ſie mag den Antrag gar nicht anhören, ſie läuft davon, reißt den Haarzopf aus einander, und macht allerhand Zeichen der Schaam und Traurigkeit. Jedoch iſt dieſes nicht allezeit Verſtellung, ſondern oft ein in der That fürchterlicher Eindruck, der ſo weit geht, daß ſolche Mädchen manchmal ohnmächtig werden, oder wohl gar in eine Wüſteney laufen und ſich die Haare abſchneiden;

das letzte will bey einer Grönländerin ſehr viel ſagen und macht, daß ſie gewiß nicht angeſprochen wird. Vielleicht rührt dieſer Abſcheu daher, weil ſie viele Beyſpiele von verſtoßenen Frauen und ſtolzen Nebenfrauen geſehen haben. — Geſchieht nun dieſe auffallende Weigerung nicht, ſo geben die Eltern der Braut zwar nicht ausdrücklich ihre Einwilligung, laſſen es aber doch geſchehen. Alsdann ſuchen die alten Frauen die Tochter auf und bringen ſie mit Gewalt in des Brautwerbers Haus, wo ſie einige Tage mit zerſtreueten Haaren niedergeſchlagen ſitzt und ſich alles Eſſens enthält. Anfänglich wird ihr auf das freundſchaftlichſte zugeredet; und hilft dieſes nichts, ſo wird ſie mit Gewalt, auch wohl gar mit Schlägen und Stößen genöthiget, ihren Stand zu verändern; läuft ſie fort, ſo wird ſie wieder geholet und deſto eher gezwungen. Jedoch ſorgen manche Eltern ſelbſt für ihre Kinder, und manche haben ſie einander ſchon in der Kindheit verſprochen und ſich ein Pfand darauf gegeben. Alsdann kommen ſie ohne weitere Umſtände zuſammen, wenn ſie wollen. Mancher Grönländer, der ſchon eine Frau hat, holt ſich auch wohl mit Gewalt noch eine dazu, wenn er ſie irgendwo alleine oder bey einem Tanze findet, und es geſchiehet wirklich eine Art Raub und Gewaltthätigkeit, wo es ſelten ohne die größten Prügeleyen abgehet.

Zwar iſt die Vielweiberey unter ihnen eben nicht ſehr gemein, jedoch iſt es auch keine Schande, und ein ſolcher Mann wird vielmehr als ein fleißiger und geſchickter Arbeiter angeſehen. Es ſcheint, daß die Vielweiberey deshalb als unſchuldig angeſehen iſt, weil man es einem Mann für eine Schande hält, keine Kinder zu haben, und deshalb ſind vielleicht die Männer auf mehr Frauen bedacht; weil dieſes aber etwas ungewöhnliches iſt, ſo ſtellen ſie ſich doch

dadurch dem Nachreden ihrer Mitbürger bloß, die ſich darüber ſtreiten, ob Liebe zur Familie oder Wolluſt der Grund davon iſt. Wer aber gar drey oder vier Frauen nimmt, wovon man Beyſpiele, ſo wie davon gehabt hat, daß eine Frau zwey Männer genommen hat, der hat auch ſicher auf üble Nachrede zu rechnen.

Ihre Ehen werden ſehr ordentlich geführet, wenigſtens wiſſen ſie ihre Ausſchweifungen ſo ſehr zu verbergen, daß man kaum davon reden höret. Verletzt ein Ehegatte die Treue, ſo ſucht der beleidigte Theil nicht anders Rache, als ſich auf die ähnliche Weiſe gegen ſeinen Gegner zu betragen. Auch iſt das Band ihrer Ehen nicht unwiederruflich, ſondern der Mann verſtößt oft ſeine Frau, beſonders wenn ſie keine Kinder gebiehrt. Dieſe Trennungen ſind auch ohne alle Weitläuftigkeiten ſogleich vollzogen; gemeiniglich entſtehen erſt kleine Wortwechſel, unfreundliche Geſichter, worauf der Mann gemeiniglich etliche Tage aus dem Hauſe bleibt. Die Frau erräth dadurch die Abſicht ſeines Weggehens, packt ihre Kleider zuſammen und zieht zu ihren Freunden. Zuweilen geht auch die Frau vom Hauſe davon, zumal wenn ſie ſich mit den andern Frauen im Hauſe nicht vertragen kann. Dieſes geſchiehet auch ſehr leicht, da die Mutter des Mannes allemal die Oberherrſchaft im Hauſe behält, und die junge Frau nur wie die Dienſtmagd angeſehen iſt. Jedoch geſchehen beyde Arten der Trennung nur ſelten, am wenigſten wenn ſie ſchon erwachſene Kinder haben, denn dieſe ſind der Grönländer größter Reichthum und die beſte Verſicherung wegen ihres künftigen Verſorgens. Sie folgen allemal der Mutter, und auch wenn dieſe ſtirbt, laſſen ſie ſich nicht bereden, wieder zum Vater zu gehen und ihm in ſeinem Alter zu helfen.

Man hat ſogar Beyſpiele, daß eins von den beyden Eheleuten, beſonders der Mann, in die Wildniß läuft, und bis an ſein Ende nicht mehr zu Menſchen kommt; ſie haben viele Jahre lang in einer Kluft gewohnt, von der Landjagd gelebt und ſobald ſie Menſchen geſehen, haben ſie die Flucht ergriffen. Wo es nun bekannt iſt, daß ſich ein ſolcher Menſch aufhält, da gehet niemand, außer mit der äußerſten Behutſamkeit, ins Feld, weil ſolche wild gewordene Menſchen alsdann auch ſo gefährlich wie wilde Thiere ſind.

Wenn einem Manne ſeine einzige Frau geſtorben iſt, ſo ſchmückt er ſich, ſein Haus und ſeine Kinder nach etlichen Tagen aufs beſte, beſonders muß ſein Kajak und ſeine Pfeile, die ſein größter Schatz ſind, in beſter Ordnung ſeyn, und man ſagt, er thue das, um ſich beliebt zu machen. Er enthält ſich alles Vergnügens, heyrathet auch nicht vor Verflieſſung eines Jahres, es wäre denn, daß er kleine Kinder habe. Hat er eine Nebenfrau, ſo tritt dieſe, wenn die erſte ſtirbt, in ihre Stelle.

Ihre Ehen ſind nicht ſehr fruchtbar, gemeiniglich hat eine Frau drey bis vier, und ſelten ſechs Kinder; wenn ſie daher von der Fruchtbarkeit anderer Völker hören, ſo vergleichen ſie dieſelben verächtlicher Weiſe mit ihren Hunden. Sehr ſelten werden unter ihnen Zwillinge gebohren, auch gebähren die Weiber ſehr leicht, ſie verrichten vorher und gleich nach der Geburt alle Arbeiten. Der Name des Kindes wird von den Eltern oder der Wehemutter beſtimmt, und dieſe Namen ſind von Thieren, Geräthſchaften, oder von Theilen des Leibes hergenommen. Auch geben ſie ihm den Namen eines kurz zuvor verſtorbenen Anverwandten, beſonders der Großeltern, deren Andenken ſie dadurch zu erhalten ſuchen. Sind dieſe

frühzeitig geſtorben, oder verunglückt, ſo vermeiden ſie ihren Namen zu nennen, um den Schmerz über ihren Verluſt nicht aufs neue rege zu machen. Mit der Zeit aber erhält ein Grönländer von einer rühmlichen, lächerlichen, oder andern Handlung wohl mehr als einen Namen, ſo daß mancher nicht weiß, wie er ſich nennen ſoll.

In Rückſicht der Liebe gegen ihre Kinder äußern ſie ſehr viel Zärtlichkeit, die Mütter tragen dieſelben, wo ſie gehen und ſtehen, und bey aller Arbeit, auf dem Rücken mit ſich und ſäugen ſie bis in das dritte und vierte Jahr, weil ſie kein Mittel zu zarten Speiſen für Kinder haben. Dagegen wachſen dieſe Kinder ohne alle Zucht und Erziehung auf, ja die Eltern verweiſen ihnen mit keinem Worte die unſittlichſten Dinge. Eine ſtrenge Zucht iſt zwar bey ihnen nicht nöthig, denn ſie thun eines Theils eigentlich nichts Böſes, und andern Theils würde ſich auch ein Grönländer eher todt ſchlagen, als zu etwas zwingen laſſen. Daher muß man ihnen alles bittweiſe und durch vernünftige Vorſtellungen annehmlich zu machen ſuchen. Zwiſchen dem zweyten und fünften Jahre ſind ſie am unbändigſten mit Schreyen, Kratzen und um ſich Schlagen, da ſelbſt auch die Mutter nicht Gewalt hat, ihren unbändigen Sohn zu beſtrafen, wenn ſie nicht Vorwürfe von ihrem Manne und Widerſetzlichkeiten von dem Kinde erwarten will. Dagegen ſind die Kinder bey herannahenden Jahren auch wieder ihren Eltern ſehr gehorſam und dankbar, ja man hat kein Beyſpiel, daß Kinder gegen ihre Eltern in erwachſenen Jahren, oder wenn die Eltern unvermögend ſind, undankbar geworden wären.

Sobald das Kind nur anfängt Gebrauch von ſeinen Händen und Füßen zu machen, giebt ihm der Vater einen kleinen Pfeil und Bogen in die Hand

und läßt ihn damit nach einem Ziele werfen, oder mit einem Meſſer Holz zu Spielgeräthen ſchnitzen. Gegen das zehnte Jahr giebt er ihm einen Kajak, damit er ſich entweder allein in ſeines Vaters Beyſeyn, oder in anderer Knaben Geſellſchaft im Fahren, Wiederaufrichten des Kahns, im Fangen der Fiſche und Vögel übet. Im funfzehnten oder ſechszehnten Jahre muß er mit auf den Seehundsfang. Von dem erſten Seehunde, den er fängt, wird den Nachbarn und der Hausgeſellſchaft eine Gaſterey gegeben. Während dem Eſſen muß der Knabe erzählen, wie er ſeinen Fang angeſtellet hat. Die Gäſte bewundern ſodann ſeine Geſchicklichkeit, rühmen das Fleiſch als etwas Beſonders, und die Frauen ſind von der Zeit an bedacht, ihm eine Braut auszuſuchen. Denn wer nicht Seehunde fangen kann, wird äußerſt verachtet und muß ſich mit weiblicher Nahrung, als, Ulken, die er auf dem Eiſe fangen kann, Muſcheln, trocknen Heringen und dergleichen ernähren.

Im zwanzigſten Jahre muß ſich der junge Grönländer ſeinen Kajak und ſeine übrigen Geräthſchaften ſelbſt verfertigen und ſie in vollkommenen Stand ſetzen. Einige Jahre darauf heyrathet er, bleibt aber bey ſeinen Eltern wohnen, ſo lange ſie leben.

Die Mädchen dagegen thun bis in ihr vierzehntes Jahr nichts als plaudern, ſingen und tanzen, außer daß ſie etwa ein Kind warten, oder Waſſer holen. Hernach aber gehen ihre deſto größern und ununterbrochenen Arbeiten an, ſie müſſen nähen, kochen, gerben, im Frauenboote rudern und Häuſer bauen.

Aus dieſen einzelnen Zügen kann man zugleich die große Geſchäftigkeit der Erwachſenen abnehmen, und wie ſich Mann und Frau in die Haushaltung getheilt haben. Der Mann verfertiget ſein Jagdge-

räthe und zimmert die Böte, die Frau überziehet ſie mit Leder. Er jagt und fiſcht, und wenn er ſeine Beute bis an das Land gebracht hat, ſo bekümmert er ſich nicht weiter darum, ſondern es wäre ihm eine Schande, den Seehund auch nur aus dem Waſſer ans Land zu ziehen. Die Frauen ſchlachten, kochen, gerben die Felle und machen Kleider, Schuhe und Stiefeln daraus. Zu allen dieſen Handlungen gebrauchen ſie nichts als ein krummes Meſſer, in Form eines halben Mondes, das ſie auch zugleich zum Eſſen gebrauchen. Sie kennen weder den Gebrauch der Scheere noch anderer Meſſer, ſondern außer dem einzigen krummen Meſſer nur noch ein Falzbein, einen Fingerhut, ein paar grobe und feine Nähnadeln und ihre Zähne, womit ſie die Felle beym Nähen und Gerben zerren und geſchmeidig machen. Sie bauen die Häuſer, tragen mit Mühe die ſchwerſten Steine, dagegen verkaufen auch die Männer nichts als den Speck, und mit dem Uebrigen laſſen ſie die Frauen wirthſchaften und in ihrer Abweſenheit ſchmauſen wie ſie wollen; iſt aber auch nichts mehr da, ſo hungern ſie ganz geduldig mit ihnen. Geſetzt, ſie haben gar keine Kinder, leben aber übrigens verträglich zuſammen, ſo nimmt der Mann einen oder etliche verwaiſete Knaben an Kindes Statt auf; dieſe müſſen ihm bey ſeinen Geſchäften helfen, und künftig die Seinigen verſorgen. Ein Gleiches thut auch die Frau mit Mädchen, oder mit einer Wittwe.

Bey dem allen bleibt jedoch das Schickſal einer grönländiſchen Frau immer ſehr traurig, ſie führet ein mühſeliges und faſt ſklaviſches Leben. Nur die Jahre der Kindheit können die Frauensperſonen eigentlich ihr Leben nennen, aber vom zwanzigſten Jahre an iſt ihr Leben eine Kette von Furcht, Elend und Jammer. Stirbt der Vater, ſo hinterläßt er

ihnen nichts, und ſie müſſen fremder Gnade leben und werden nur ſelten verſorgt. Wird eine Frauensperſon ſehr alt, ohne einen Mann gehabt zu haben, ſo gilt ſie gemeiniglich für eine Hexe; ihr Ende iſt, daß ſie, bey dem geringſten Verdacht gehext zu haben, geſteiniget, in die See geſtürzt, erſtochen und zerſchnitten wird. Entgeht ſie dieſem Unfalle, ſo wird ſie, wenn ſie ſich und andern zur Laſt wird, aus Mitleiden, eigentlich aus Geiz, lebendig begraben; oder ſie muß ſich ſelbſt aus Mangel und Verzweiflung in die See ſtürzen.

Diejenigen, die alſo ein beſſeres Loos haben, leben jedoch, wie geſagt, in ſteter mühſamer Arbeit und Unreinlichkeit, ihre Haushaltung und Lebensart ſiehet beym erſten Anblick abſchreckender und unordentlicher aus als eine Zigeunerwirthſchaft. Man fühlet ein Grauen, wenn man ihre mit Fett beſudelten Hände und Geſichter, ihre ekelhaft zugerichteten Speiſen, ihre mit Ungeziefer beſäeten Kleider und Lagerſtätten ſiehet. Die meiſte Mühe verurſachet ihnen die verſchiedene Art der Zubereitung ihrer Felle, die an und für ſich verdient beſonders angeführet zu werden. Die Vogelfelle nämlich löſen ſie um den Kopf und ziehen ſie ganz über den Leib ab. Nachdem ſie das Fett mit einer Muſchelſchaale abgeſchabt haben, wird daſſelbe den Männern, und beſonders Ehren halber den Gäſten, zwiſchen den Mahlzeiten zum Auskäuen gereicht und wie Confect angeſehen. Dann werden die Felle im Urinfaſſe gebeitzt, und wenn ſie ein wenig in der Luft getrocknet ſind, mit den Zähnen vollends ausgearbeitet. Aus dem Rücken ſolcher Seevögelfelle machen ſie ihre dünnen und leichten Unterkleider, aus den Bäuchen die warmen Winterkleider, und aus den Hälſen die ſchönen Staatspelze, bey welchen ſie gemeiniglich die Federn auswärts kehren.

Wenn

Wenn man dieſe Dinge als nothwendige Uebel, denen ſie nicht entgehen können, betrachtet, und gezwungen iſt unter ihnen zu leben, ſo mildert ſich die ekelhafte und unreinliche Lebensart in etwas, wenn man mit aufmerkſamen Augen die Haushaltung einer jeden einzelnen Familie anſiehet, wie in einem kleinen Hauſe etliche Familien ruhig beyſammen wohnen und in gewiſſem Verſtande Ordnung, Sittſamkeit und Reinlichkeit verrathen. Ein ſolches Haus iſt oft kaum über zehn Klaftern lang und kaum zwey Klaftern breit, und doch ſiehet man ſowohl in ihren engen Lagerſtellen, als im Hausgeräthe, und beſonders in dem, was zur Jagd gehöret, woran der Mann beſtändig putzt und beſſert, alles in guter Ordnung. Diejenigen Kleider, die ſie nicht täglich anziehen, heben ſie in ledernen Säcken, welche faſt wie unſere Koffer gemacht und mit allerley Figuren ſauber ausgenähet ſind, ſorgfältig auf. Ihre Waſſergefäße, die theils von Holz und mit Knochen zierlich ausgelegt, theils von Kupfer ſind, halten ſie ziemlich ſauber. Auch eſſen ſie weder Gartengewächſe noch Löffelkraut, weil es am meiſten an gedüngten Orten wächſt. Doch dieſe Reinlichkeit und Ordnung, die nur in den wenigſten Theilen ihrer Haushaltung herrſcht, kann ihre Unreinlichkeit nicht aufwiegen. Deſto mehr findet man Urſache, ihre Verträglichkeit zu rühmen. Die verſchiedenen Familien in einem Hauſe leben mit ihren Kindern ſtill, eingezogen und ruhig, ſo daß man wenig Unordnung gewahr wird. Wenn ja einer ſich von dem andern beleidigt glaubt, ſo verläßt er ohne weitere Uneinigkeit ſeine Wohnung und ziehet in eine andere. Sie helfen einander vielmehr gern und leben in gewiſſen Stücken gemeinſchaftlich, ohne ſich auf einander zu verlaſſen und dadurch nachläßig und faul zu werden. Wer des Abends etwas zu Hauſe bringt, ſonderlich im Winter einen

Seehund,

Seehund, der giebt allen, auch den armen Wittwen im Hauſe etwas davon ab, und ladet noch einige Nachbarn zu Gaſte; niemand aber, wenn er auch noch ſo arm und hungrig iſt, fordert etwas zu eſſen. Sie haben es auch nicht nöthig, denn die Gaſtfreyheit wird im ganzen Lande gegen Bekannte und Unbekannte beobachtet. Dieſe Tugend iſt hier deſto nothwendiger und löblicher, da ſie oft viele Meilen weit herumziehen und nicht überall Zeit und Gelegenheit finden, die nothwendigen Lebensmittel zu erwerben.

Was das Verhalten der Grönländer in ihrem geſellſchaftlichen Leben anbetrifft, ſo muß man ſagen, ſie ſind beſcheiden, artig und ſchamhaft. Von einer falſchen Schaam aber und von einer verdächtigen Schüchternheit und Verſtellung wiſſen ſie nichts. Sie verbergen ihre Begierden und Neigungen ſorgfältig. Sie ſuchen nicht ſowohl, ſich durch etwas hervorzuthun und zu glänzen, als ſich nicht lächerlich zu machen, und ihren guten Namen nicht dabey zu verlieren. Wenn die wahre Höflichkeit ohne Künſteley oder gar verſtellte Worte, und ohne beſondere und oft lächerliche Bewegungen und Mienen beſtehen kann, ſo ſind die Grönländer in der That ein höfliches Volk. Sie wiſſen zwar nichts von äußerlichen Zeichen der Höflichkeit, von Grüßen und Ehrenbezeugungen, und es iſt ihnen lächerlich, wenn ſie die Europäer dergleichen machen ſehen. Demohnerachtet aber haben doch Kinder und Geſinde gegen Alte und alle gegen einander eine gehörige Achtung und Ergebenheit.

In ihren Geſellſchaften ſind ſie geſprächig, ſcherzhaft, auch zuweilen ſpöttiſch und zu jeder Sache durch gütliche Vorſtellungen weit eher zu bewegen als durch Härte, der ſie allezeit wieder Härte entgegen

ſetzen.

ſetzen. Sie befleißigen ſich wirklich einander zu gefallen, oder vielmehr nicht mißfällig zu werden. Dieſes ſcheint der Grund ihrer meiſten Handlungen zu ſeyn, und ſo wollen ſie auch, daß Andere ſich gegen ſie betragen ſollen. Geſchiehet es ja, daß kleine Beleidigungen vorkommen, ſo werden ſie deshalb nicht gleich aufgebracht, oder in Rache geſetzt; deshalb kommt es bey ihnen nicht leicht zum Zank; ja, es giebt in ihrer Sprache kein einziges Schelt- und Fluchwort. In Geſprächen redet einer nach dem andern; auch widerſprechen ſie ſich nicht, noch weniger fallen ſie ſich in die Rede, oder überſchreyen einander. Sie lachen, beſonders wenn ſie Urſache finden können, ſich über die Sitten der Europäer luſtig zu machen, aber allemal auf keine geräuſchvolle und unanſtändige Weiſe.

Was nicht unnatürlich oder an ſich ſelbſt häßlich iſt, davor ſchämen ſie ſich nicht und laſſen ſich auch deshalb nicht beſchämen. In einer großen Geſellſchaft der Natur ihren Willen laſſen, oder Ungeziefer fangen, und mit den Zähnen zerknicken, dünkt ihnen ſo wenig unanſtändig zu ſeyn, daß ſie darüber keine Erinnerung vertragen können. Gleichwohl aber ſind ſie ſo höflich, daß ſie ſich deſſen in Gegenwart der Europäer enthalten, ſo bald ſie nur wiſſen, daß ſie dadurch mißfällig werden und ihre Geſellſchaft ihnen unerträglich machen würden.

Wenn ſie Beſuche geben, ſo bringen ſie eine Kleinigkeit an Eßwaaren oder Fellen zum Geſchenke mit. Sind es anſehnliche, oder beſonders angenehme Gäſte, ſo werden ſie mit Singen empfangen. Alles iſt geſchäftig, ihr Fahrzeug ans Land zu bringen und ihre Sachen ausladen zu helfen. Jeder will die Gäſte in ſein Haus aufnehmen. So bald ſie hineinkommen, nöthiget man ſie, die Oberkleider auszuziehen und legt

legt ſie zum Trocknen auf den Roſt über die Lampe. Man bietet ihnen auch wohl trockene Kleider und ein weiches Fell an, um darauf zu ſitzen. Die vornehmſte und die Ehrenſtelle iſt auf der Pritſche; die Männer ſowohl als die Frauen ſetzen ſich zuſammen, jeder Theil beſonders. Jene reden ſehr ehrbar und bedächtig vom Wetter und der Jagd, dieſe aber beluſtigen ſich mit allerley Geſchichten, nachdem ſie einander vorher ihre verſtorbenen Anverwandten ſehr harmoniſch haben beweinen helfen. Während deſſen reichen ſie einander fleißig Schnupftabak in einem Hörnchen, welches von Rennthieren genommen und oft mit Zinn und Kupfer ſehr zierlich ausgelegt iſt; aus dieſem ziehen ſie den Tabak mit der Naſe heraus. Indeſſen wird die Mahlzeit zubereitet, wozu das ganze Haus, auch wohl einige Nachbarn mit kommen. Bey der Mahlzeit laſſen ſich die Gäſte ſehr oft zum Eſſen nöthigen und ſtellen ſich ſehr gleichgültig, damit ſie nicht für arm oder unhöflich angeſehen werden. Gemeiniglich beſtehet die Mahlzeit aus drey bis vier Gerichten; ſoll es aber ein großes Feſt ſeyn, ſo haben ſie auch mehrere, z. B. gedörrte Heringe, getrocknetes, gekochtes, halbrohes und verfaultes Seehundsfleiſch, gekochte Ulken, halbverfaulte Stücken vom Wallfiſchſchwanze, gedörrten Lachs, gedörrtes Rennthierfleiſch, Krähbeeren mit dem Magen von einem Rennthiere vermiſcht, daſſelbe mit Thran angemacht, ꝛc.

Bey Tiſche können ſie ſich etliche Stunden aufhalten und ihre Geſpräche ſind immer dieſelben von ihren Geſchäften und vom Seehundsfange; ſo weitläuftig ſie aber auch darinne ſind, ſo lebhaft wiſſen ſie ihre Erzählungen vorzubringen, daß ſelbſt einem Fremden die Zeit nicht lang dabey wird. Denn wenn ſie z. B. erzählen wollen, wie ſie einen Seehund ge-

tödtet

tödtet haben, ſo beſchreiben ſie aufs genaueſte die Zeit, den Ort, nebſt einer jeden Bewegung, die ſie und der Seehund gemacht haben, zeigen mit der linken Hand alle Kreuz- und Querſpringe des Thieres und mit der rechten alle Bewegungen des Kajaks und des Armes, wie ſie den Pfeil ergriffen, wie ſie damit ausgeholt, gezielt, und endlich geworfen haben und dieß alles ſo geſchickt und natürlich, daß man ihnen mit Vergnügen zuſiehet und zuhöret. Die Knaben, die aus ſolchen Erzählungen am meiſten lernen können, hören ſehr aufmerkſam zu, ſagen aber nichts, als bis ſie gefragt werden und antworten kurz und beſcheiden.

Wenn ſie mit Europäern in Geſellſchaft ſind, ſo hören ſie dieſe gern von der Beſchaffenheit ihres Landes erzählen. Davon können ſie aber nichts begreifen, wenn man es ihnen nicht gleichnißweiſe deutlich macht, z. B. die Stadt oder das Land hat ſo viel Einwohner, daß ſo und ſo viel Wallfiſche auf einen Tag kaum zu ihrer Nahrung hinreichen würden. Man ißt aber keine Wallfiſche, ſondern Brod, das wie Gras auf der Erde wächſt und das Fleiſch von Thieren, die Hörner haben. Man läßt ſich durch große ſtarke Thiere auf ihrem Rücken tragen, oder auf einem hölzernen Geſtelle fortziehen. Dieſes alles bewundern die Grönländer, nennen das Brod Gras, die Ochſen Rennthiere, die Pferde große Hunde und bezeugen Luſt, in einem ſo ſchönen und fruchtbaren Lande zu wohnen. Jedoch dieſe Luſt vergehet ihnen ſogleich wieder, wenn man ihnen erzählet, daß es da oft donnert und keine Seehunde giebt. Sie hören auch gern von Gott und göttlichen Dingen, ſo lange man nur nicht die Anwendung auf ſie ſelbſt macht, und ihre abergläubiſchen Fabeln und Gewohnheiten auch gelten läßt.

Schon oben iſt geſagt worden, daß ſie gegen Fremde ganz beſonders gefällig ſind, man bereitet ihnen ſogar ihre Schlafſtelle beſonders und belegt ſie mit neubereiteten Fellen, dieſe aber warten aus Höflichkeit, bis der Hausherr ſich niedergelegt hat. Mit ihrer Handlung geht es ſehr einfach und kurz zu. Sie tauſchen, und weil ſie ſehr veränderlich und neugierig wie Kinder ſind, ſo hat das Umtauſchen bey manchen oft zum größten Schaden ihrer Haushaltung kein Ende. Oft geben ſie die brauchbarſten Sachen für eine unnütze Kleinigkeit hin, und wenn man ihnen für eine ſchlechte Sache, die ihren Beyfall hat, etwas noch ſo brauchbares anbietet, ſo nehmen ſie es nicht, ſondern wollen gerade das haben, was ihnen gefällt. Sie betrügen und übervortheilen indeß einander nicht leicht, noch weniger aber ſtehlen ſie, welches bey ihnen eine der ſchimpflichſten Handlungen iſt. Können ſie aber einen Europäer beſtehlen oder hintergehen, ſo rühmen ſie ſich deſſen und freuen ſich, daß ſie klüger ſind als er.

Sie handeln ſowohl unter ſich ſelbſt, als auch mit den Kauf- und Schiffleuten. Unter ſich halten ſie eine Art von Jahrmarkt; denn wo eine große Verſammlung von Grönländern iſt, als z. B. bey einem Tanze, oder im Winter bey dem ſogenannten Sonnenfeſte, da finden ſich allezeit einige ein, die ihre Waaren zur Schau auslegen und dabey ſagen, welcher Waare ſie dagegen benöthigt ſind. Wem nun die Waare gefällt, der bringt das, was dafür verlangt wird, und ſo iſt der Kauf richtig. Am meiſten handeln ſie mit Gefäßen von Weichſtein, welcher nicht an allen Orten zu haben iſt; und da die Grönländer in Süden keine Wallfiſche, und die in Norden kein Holz haben, ſo ziehen alle Sommer aus Süden und von der Oſtſeite des Landes viele Böte voll Grön-

länder ein bis zwey hundert Meilen nach Disko mit neuen Böten, nebſt den dazu gehörigen Werkzeugen und tauſchen dafür Einhörner, Zähne, Knochen, Fiſchbein und Sehnen von Wallfiſchen ein, die ſie zum Theil auf ihrem Rückwege wieder verkaufen. Dieſe Reiſen haben ſie ſich, nach ihrer veränderlichen und neugierigen Art, ſchon ſo angewöhnt, daß ſie, wenn auch die Handlung nicht wäre, nicht lange an einem Orte bleiben können. Auf dieſen Reiſen folgt ihnen ihre ganze Familie, ſie nehmen alles mit ſich, was ſie haben, weil etliche Jahre vorbey gehen, ehe ſie zurück kommen. Wo ſie der Winter überfällt, da bleiben ſie, am liebſten aber in der Nähe einer Kolonie, bauen ſich ein Haus, und richten ihre Nahrung ein, denn Land und See ſtehen ihnen allenthalben offen; und weil doch immer einige von ſolchen herumziehenden Familien ſich hie und da gänzlich niederlaſſen, ſo finden ſie überall Freunde und Bekannte, die ihnen behülflich ſind.

Bey den Kaufleuten ſetzen die Grönländer ihre Fuchs- und Seehundsfelle, am meiſten aber den Speck ab, um deſſen willen ſie hauptſächlich die Handlung fortſetzen. Dafür bekommen ſie aber kein Geld, denn das hat bey ihnen keinen Werth, und es iſt ihnen einerley, ob ſie ein Goldſtück oder einen Rechenpfennig, eine Glasperle oder einen Brillanten am Halſe hängen haben. Sie achten dergleichen Sachen, nur weil ſie glänzen, und ſie haben wohl eher eine Guinee, oder einen ſpaniſchen Thaler, den ſie etwa fremden Schiffern geſtohlen hatten, für ein paar Schuß Pulver, oder ein Stück Tabak hingegeben. Dagegen gilt das Eiſen bey ihnen deſto mehr, weil ſie es nützen können. Sie bekommen alſo von den Kaufleuten, nach einem ſchon feſtgeſetzten Preiſe, Eiſen zu Pfeilen, Meſſer, Stichſägen, Bohrer, Meißel,

Näh-

Nähnadeln, geſtreiftes Leinenzeug, Kattun, wollene Strümpfe und Mützen, Schnupftücher, Bretter, hölzerne Schüſſeln, blecherne Teller, kupferne Keſſel, Spiegel, Kämme, Band und allerley Spielzeug für Kinder. Am liebſten aber kaufen ſie Tabak und Flinten, nebſt Pulver und Bley, wovon ſie doch wenig Nutzen und in ihrer Haushaltung manchen Schaden haben. Der Tabak, den ſie aber nur zum Schnupfen gebrauchen, vertritt bey ihnen die Stelle der Scheidemünze. Für einen jeden Dienſt, den ſie jemanden leiſten, erwarten ſie ein kleines Stück Tabak. Damit bezahlt man ſie auch für ihre Schuh- und Schneiderarbeit, dafür bringen ſie ein paar Hände voll unreiner Eiderdunen, Eyer, Vögel und ein Gericht Fiſche und dergleichen, dafür verkauft mancher armſelige und liederliche Wirth die Kleider vom Leibe und leidet mit ſeinen Kindern lieber Noth, als daß er deſſelben entbehren ſollte. Dadurch bringt ſich manche Familie in ſo große Armuth, als in andern Ländern mit ſtarkem Getränke, welches den Grönländern zu ihrem Glücke zu hoch zu ſtehen kommt, ſonſt aber auch Eingang finden würde.

Ihre Tanzverſammlungen und das Sonnenfeſt, deſſen vorhin erwähnt worden, ſind keine Uebungen oder Feyerlichkeiten der Religion, ſondern bloße Luſtbarkeiten. Das Sonnenfeſt halten die Grönländer im Winter zur Zeit der Sonnenwendung um den zwey und zwanzigſten December, ſich über die Rückkehr der Sonne und des guten Wetters zu ihrem Fange zu freuen. Sie ziehen alsdann im ganzen Lande in ſtarken Parthien zuſammen, bewirthen einander aufs allerbeſte, und wenn ſie ſich ſo ſatt gegeſſen haben, daß nichts mehr zu eſſen möglich iſt, ſo ſtehen ſie auf, um zu ſpielen und zu tanzen.

Ihr einziges muſikaliſches Inſtrument iſt die Trommel, welche aus einem zwey Finger breiten Reife von Holz oder Wallfiſchknochen beſtehet und nur auf einer Seite mit einem dünnen Felle, oder mit der Haut von der Wallfiſchzunge überzogen iſt. Sie iſt eyrund und mit einem Schafte zum Anfaſſen verſehen. Dieſes Inſtrument nimmt der Grönländer in die linke Hand und ſchlägt mit einem kleinen Stecken auf den untern Rand, hüpft bey jedem Schlage ein wenig in die Höhe, doch ſo, daß er allezeit auf einer Seite bleibt und macht mit dem Kopfe und dem ganzen Leibe allerley ſeltſame Bewegungen. Alles dieſes geſchiehet nach dem Viervierteltakte, ſo daß auf jedes Viertel zwey Schläge kommen. Dazu ſingt er vom Seehundsfange und dergleichen Geſchäften, rühmt die Thaten der Vorfahren und bezeuget ſeine Freude über die Rückkehr der Sonne. Die Zuſchauer ſind dabey ebenfalls nicht müßig, ſondern begleiten einen jeden Vers ſeines Geſanges mit einem etlichemal wiederholten Amna Ajah, Ajah ah=ah! ſo daß der erſte Takt höher angefangen, herunter geſungen und ſo immer wiederholt wird. Der Sänger ſingt bey jedem Auftritte vier Cantos, wovon die erſten zwey gemeiniglich nur aus dem immer wiederholten Amna Ajah, und die andern aus einem Recitativ beſtehen; bey dem letztern ſingt er im erſten Takte eine kurze Strophe, doch ohne Reim, die zuſammen einen ganzen Geſang ausmachen, aber im andern Takte immer mit dem Amna Ajah unterbrochen werden. Die Empfindungen drückt der Sänger mit beſondern ſanften und eifrigen Wendungen der Trommel und durch Verdrehung der Glieder aus. Ein ſolcher Auftritt währet meiſtens eine Viertelſtunde, und wenn der eine ermüdet und von dem beſtändigen Hüpfen und Verdrehen voll Schweiß iſt, ſo tritt ein anderer an deſſen Stelle, der die Rolle fortſpielet.

Auf dieſe Art wird die ganze Nacht fortgefahren, und nachdem ſie am Tage ausgeſchlafen und des Abends wieder ſtark gegeſſen haben, gehet es von neuem an. Dieſes dauert etliche Nächte, bis der Vorrath an Lebensmitteln aufhöret.

Eine andere Luſtbarkeit iſt das Ballſpiel. Sie theilen ſich in zwey Partheyen; einer wirft dem andern von ſeiner Parthie den Ball zu, und die von der andern Parthie ſuchen ihn zu bekommen. Auch werfen ſie ihn zuweilen mit dem Fuße nach einem beſtimmten Ziele und ſtreiten darum, wer von ihnen am behendeſten iſt; dieſe Art des Spieles geſchiehet meiſtens beym Mondenſcheine.

Auf eine andere Art üben ſie ihre Kräfte durch Ringen, ſie ſetzen ſich z. B. mit in einander geſchlungenen Beinen und Armen nieder, oder ſie ſtehen und ſchlagen die Finger in einander, und wer den andern niederziehen kann, iſt der Geſchickteſte. Bald ſchlagen ſie ſich mit bloßer Fauſt auf den Rücken und wer dieſe Schläge am längſten aushalten kann, iſt Meiſter. Auch machen ſie im Hauſe an einem Balken einen Riemen feſt, hängen ſich mit dem Fuße und Arme daran und machen allerhand ſeltſame Wendungen dabey. Selbſt die Kinder ſind nicht ohne Spiele und Zeitvertreibe.

Wenn der Vorrath von Lebensmitteln ſehr anſehnlich und in der See nichts zu thun iſt, ſo ſtellen ſie auch zu andern Jahrszeiten Tänze an; dabey pflegt denn gemeiniglich auch Handlung getrieben zu werden: das Wunderbarſte aber iſt, daß ſie ſogar ihre Streitigkeiten tanzend und ſingend ausmachen, welches ein Singſtreit genannt wird. Wenn ein Grönländer von dem andern beleidiget zu ſeyn glaubt, ſo läßt er darüber weder Zorn noch Verdruß, noch we-

niger Rache ſpüren, ſondern er verfertiget einen ſatyriſchen Geſang, den er in Gegenwart ſeiner Hausgeſellſchaft, und beſonders der Frauen ſo lange ſingend und tanzend wiederholt, bis ſie ihn alle auswendig können. Alsdann läßt er in der ganzen Gegend bekannt machen, daß er gegen ſeinen Widerſacher ſingen will. Dieſer findet ſich an dem beſtimmten Orte ein, ſtellt ſich in den Kreis und der Kläger ſingt ihn nach der Trommel tanzend, und unter dem oft wiederholten Amna Ajah ſeiner Gehülfen, die auch einen jeden Satz mit ſingen, ſo viele ſpöttiſche Wahrheiten vor, daß die Zuſchauer zum Lachen bewegt werden. Wenn er ausgeſungen hat, ſo tritt der Beklagte hervor und beantwortet, mit Beyſtimmung ſeiner Gehülfen, die Beſchuldigungen auf eine ähnliche ſpöttiſche Weiſe. Der Kläger ſucht das zu erwiedern, und wer dann das letzte Wort behält, der hat den Prozeß gewonnen und wird deshalb hernach ſehr geachtet. Die Menge der Zuſchauer entſcheidet, wer gewonnen hat, und beyde Partheyen ſind hernach wieder die beſten Freunde.

Dieſes iſt nicht nur eine Luſtbarkeit, wobey nicht leicht etwas Unanſtändiges vorkommt, ſondern die Grönländer bedienen ſich auch dieſer Gelegenheit, einander durch Vorhaltung der Unanſtändigkeiten zu beſſern Sitten zu bewegen, die Schuldner zu mahnen, Lügen, oder üble Nachrede abzuwehren und allerley Vorurtheilen zu begegnen, Ungerechtigkeiten, ja ſogar den Ehebruch zu rächen. Nichts hält dieſes Volk mehr in Ordnung, als öffentliche Beſchämung; ja dieſe luſtige Rache verhindert manchen, ſeine Rache durch Erwiederungen eines ähnlichen Unrechts, oder gar durch Morden zu befriedigen. Doch kommt es dabey auch viel auf gute und natürliche Beredſamkeit an; denn die berühmteſten Spötter und Sittenlehrer

unter den Grönländern ſind meiſtens auch die ſchlech-teſten Leute in ihrer Aufführung.

In jeder Familie iſt der Vater allemal die Haupt-perſon, er regiert ſeine Frau und Kinder, hat aber außer denſelben niemanden etwas zu befehlen, nimmt auch dagegen von niemanden andere Befehle an. Auch wo mehrere Familien in einem Hauſe beyſam-men wohnen, hat keine über die andere etwas zu ſa-gen, nur müſſen ſie gemeinſchaftlich das Haus beſ-ſern, und zu gleicher Zeit ein- und ausziehen, weil viele Lampen erfordert werden, um das Haus zu heitzen. Doch richten ſich die Männer gern nach dem Angeſehenſten unter ihnen, der das Wetter und den Fang am beſten verſtehet. Dieſer wohnt am nörd-lichen Ende des Hauſes und ſiehet auf die Ordnung und Reinlichkeit in demſelben. Widerſetzt ſich jemand ſeinen Befehlen, ſo kann er ihn zwar nicht beſtrafen, aber alle übrigen werden eins, auf den künftigen Winter nicht mehr bey ſolchen Leuten zu wohnen und dem Hausvater einen ſatyriſchen Geſang zu ſingen.

Die Kinder weichen nie von ihren Eltern, ſon-dern folgen ihnen allemal nach, wo ſie hinziehen; überhaupt halten ſich die Verwandten gern zuſam-men, um einander in der Noth beyzuſtehen. Bey großen Wanderungen folgen ſie allemal dem verſtän-digſten Manne, der den Weg am beſten weiß, kön-nen ſich aber, ſobald ſie wollen, von ihm trennen. Indeſſen haben ſie doch gewiſſe hergebrachte Ge-wohnheiten, nach welchen ſie ſich ſtatt der Geſetze richten; aber oft fehlt es an der Ausübung derſelben, weil niemand dazu genöthiget werden kann, auch keine andere Strafe, außer dem Spott, ſtatt findet. Zu dieſen Gewohnheiten gehöret folgende: Jeder kann zwar wohnen wo er will; findet er aber irgend-wo ſchon Einwohner, ſo landet er nicht eher, als bis

dieſe ihm ihre Zufriedenheit damit zu erkennen geben. Die Jagd und Fiſcherey ſtehet jedermann überall frey, und niemand kann ſich beſchweren, wenn ganz Unbekannte an einen fiſchreichen Ort kommen und ſogar bey einem mit Mühe aufgebaueten Lachsdamme fiſchen; nur müſſen ſie nichts verderben und die Thiere nicht verſcheuchen. Handeln die Fremden darwider, ſo gehen die Eingebohrnen lieber weg und darben, als daß ſie ſich mit ihnen zanken ſollten. Wer an einem Strande Holz, oder geſtrandetes Gut findet, dem gehöret es, wenn er gleich nicht da wohnet, er muß es aber ans Land bringen und einen Stein darauf legen, zum Zeichen, daß ſich ſchon jemand deſſelben angemaßt hat, alsdann wird es gewiß kein anderer Grönländer anrühren. Wenn ein Seehund, der mit dem Wurfpfeile davon läuft, von einem andern getödtet wird, ſo gehört er doch dem, der ihn zuerſt geworfen hat; iſt er aber mit der Harpune und Blaſe geworfen, und der Riemen iſt geriſſen, ſo hat der erſte ſein Recht verloren. Treffen zwey zugleich den Seehund, ſo theilen ſie ihn; und eben ſo halten ſie es auch mit den Vögeln. Findet einer einen todten Seehund mit der Harpune, ſo behält er ihn, die Harpune aber giebt er dem Eigenthümer zurück. Wird ein Wallroß, oder ein anderes großes Seethier gefangen, ſo nimmt der, welcher es getroffen hat, den Kopf und Schwanz für ſich ſelbſt, von dem Rumpfe aber kann jedermann ſo viel ſchneiden, als ihm beliebt. An einem großen Wallfiſche haben alle, auch die nur bloße Zuſchauer abgegeben haben, gleichen Antheil mit den Harpunierern; und da es dabey ſo unordentlich zugehet, daß unter den etlichen hundert Menſchen, die mit ihren ſcharfen Meſſern und mit einer unſinnigen Begierde über das Thier her fallen, gemeiniglich einige verwundet werden, ſo gerathen ſie doch deshalb in keinen Streit.

Wenn

Wenn einige zugleich ein Rennthier ſchießen, ſo gehört es dem, deſſen Pfeil zunächſt am Herzen getroffen hat, doch bekommen die andern auch etwas von dem Fleiſche; wer es aber zuerſt verwundet, wenn es gleich hernach ein anderer tödtet, dem gehört das Thier. Seitdem ſie aber Flinten haben, und die Kugeln nicht zu unterſcheiden ſind, ſetzt es manche Streitigkeiten, die ſchwer zu entſcheiden ſind. Wer eine Fuchsfalle bauet, und ſie eine Zeitlang nicht aufſtellet, der kann hernach, wenn ein anderer ſie aufgeſtellet hat, keinen Anſpruch an das machen, was damit gefangen worden iſt. Wer jemanden ein Boot oder einige Geräthſchaften leihet, der kann, wenn davon etwas unverſehens zu Schaden kommt, keinen Erſatz deſſelben fordern, es wäre denn, daß es ohne ſein Wiſſen wäre genommen worden. Wer etwas kauft, und hernach keinen Gefallen daran findet, der kann es zurück geben und ſeine Bezahlung wieder fordern. Der Käufer bekommt zuweilen das, was er kauft, auf Credit; ſtirbt er, ehe er bezahlt, ſo muß man die Hinterlaſſenen nicht durch Erinnerung an den Verſtorbenen betrüben, nach einiger Zeit aber kann man die dafür eingetauſchte Sache wieder geben und das Seinige wieder nehmen.

Dieſe und andere dergleichen Gewohnheiten, die nach und nach gleichſam zu Geſetzen bey den Grönländern geworden ſind, kommen Fremden freylich zum Theil ſehr widerſinnig vor und bringen beſonders den Kaufmann in manche Verlegenheit. Die Grönländer ſelbſt ſehen die Unzulänglichkeit und Unbilligkeit mancher derſelben ein, doch mögen ſie nichts darin ändern, aus Furcht der übeln Nachrede, und ihr Hauptgrund iſt allemal die alte hergebrachte Gewohnheit.

Wenn man das moraliſche Verhalten der Grönländer betrachtet, ſo nennet man ſie gemeiniglich Wilde und macht ſich von den Wilden wohl gar einen ſeltſamen Begriff viehiſcher, ungeſitteter und grauſamer Menſchen. Allein in dieſer Rückſicht kann man die Grönländer keine Wilden nennen, ſo wie überhaupt dieſe Benennung nur von den wenigſten Erdbewohnern gelten kann; vielmehr ſind die hieſigen Einwohner ein ſtilles, ſittſames, ſanftes und gutartiges Volk; denn daß ſie nicht nach europäiſchen Geſetzen, Sitten und Lebensarten handeln, kann man ihnen wohl unmöglich anrechnen. Man kann ſie im wahren Verſtande ein glückliches Volk nennen, glücklich durch die Zufriedenheit, die ſie nie verläßt, und glücklich, da ſie mit tauſend Dingen unbekannt ſind, deren Genuß ihre jetzige Ruhe und Zufriedenheit gewiß ſtören würde. Zwar führen ſie in unſern Augen ein elendes armes Leben; allein man bedenke nur, daß ſie vergnügt dabey ſind, und wenn ſie etwas weit koſtbarers als ihre Seehunde hätten, ſo würden ſie doch bey ihrer Lebensart das nicht genießen, was ihnen ihre wenigen Bedürfniſſe ſo angenehm macht. Eben dieſe Armuth und Genügſamkeit iſt auch die Quelle ihrer Sicherheit und Ruhe, die durch nichts erſchüttert wird; denn eben dadurch ſind ſie von Kriegen, Gewaltthätigkeiten und dergleichen befreyt, und können in ihren elenden Hütten, ihres Eigenthums verſichert, jede Nacht ruhig ſchlafen, ruhig ausgehen und ohne Furcht ihre Güter liegen laſſen.

Gewiſſe Laſter, die andere Völker zu Grunde richten, denen durch keine Geſetze und Strafen geſteuert werden kann, trifft man unter den Grönländern entweder gar nicht an, oder doch nicht in eben der Geſtalt und in eben dem Maaße. Bey ihnen höret man kein Fluchen, Schwören, Schelten,

Zanken

Zanken oder Schimpfen. Aus ihren Geſellſchaften iſt alles Schreyen, Streiten, Verläumden oder Läſtern verbannet; ſie ſind zwar ſcherzhaft, beluſtigen ſich auch über ſchlechte Handlungen und machen ſie lächerlich, aber bey dem allen hört man doch keinen groben oder unanſtändigen Scherz. Lügen, Betrügen, Stehlen, ſind Dinge, von denen ſie noch gänzlich frey ſind, ein Straßenraub oder eine Gewaltthätigkeit iſt etwas unerhörtes bey ihnen; ja wenn man nach dem äußerlichen Scheine bloß urtheilte, ſo müßte man glauben, daß ſie gar den Neid nicht kennten. Von Trunkenheit wiſſen ſie nichts, weil ſie nichts als Waſſer haben, aber eben daher hört man auch unter ihnen von keinen Schlägereyen. Wenn daher die Grönländer bey den Fremden etwas unanſtändiges ſehen, ſo ſind ſie voll Verwunderung und ſagen: die Leute haben ihren Verſtand verloren; das Tollwaſſer (ſo nennen ſie ſtarke Getränke) hat ſie raſend gemacht.

Sogar bey ihren Luſtbarkeiten, wo die Geſellſchaft ſehr untermiſcht und wobey Alte und Junge zugegen ſind, höret und ſiehet man nichts, was die Beſcheidenheit verletzen könnte, ſo daß man dieſe Verſammlungen eher für andächtige Uebungen als für Luſtbarkeiten halten ſollte, wenn man nicht die Trommel und andere lächerliche Figuren der Tänzer dabey ſähe. Sie ſind aufrichtig und ſagen nicht leicht mit Vorſatz eine Unwahrheit. Wenn ſie jemanden den Weg zeigen ſollen, ſo gehen ſie lieber einen Theil des Weges mit, als daß ſie den Weg falſch bezeichnen, oder den Reiſenden in Verlegenheit ſetzen ſollten; allein das iſt ebenfalls wahr, daß, wenn ſie einer Sache beſchuldiget werden, es äußerſt ſchwer iſt, die Wahrheit von ihnen zu erfahren.

Sie handeln durchgängig meiſtens aus Eigennutz. Man wird nicht leicht einen Grönländer finden, der einem andern, von dem er nicht wieder und zwar bald etwas zu hoffen hat, Gutes thut. Wenn z. B. ein fremder Mann ſtirbt, und keinen nahen Verwandten, oder ſchon etwas brauchbare Söhne hinterläßt, ſo nimmt ſich niemand der armen Hinterlaſſenen an, es wäre denn, daß eben jemand einen Dienſtboten nöthig hätte. Wenn Leute auf dem Lande jemanden mit dem Kajak umſchlagen ſehen, der nicht ihr Freund iſt, ſo ſehen ſie kaltſinnig, wohl gar mit Vergnügen, zu, wenn er ſich vergeblich zu retten ſucht. Es iſt ihnen viel zu beſchwerlich, deshalb in den Kajak zu ſteigen und ihm zu Hülfe zu eilen; ſind ſie aber mit einander ausgefahren, dann helfen ſie ihm. Sie haben ein unempfindliches Gemüth nicht nur gegen Thiere, die ſie nicht zu ihrer Nahrung brauchen, ſondern auch gegen Menſchen; ſchon die Kinder martern kleine unbrauchbare Vögel mit viel Vergnügen zu Tode, ſelbſt bey dem weiblichen Geſchlechte äußert ſich wenig Gefühl des Mitleidens. Dagegen aber ſpüret man wieder eine ſtärkere Liebe zwiſchen Eltern und Kindern als bey andern Völkern. Eine Mutter läßt ihr Kind nie aus den Augen und kommt lieber mit in der Gefahr um, als daß ſie ihr Kind umkommen ließe.

Empfangen ſie eine Wohlthat, und wohl gar in der größten Noth eine Hülfe, beſonders von einem Europäer, ſo wiſſen ſie von keiner Erkenntlichkeit oder Dankbarkeit. Wenn ſie ſchöne Kleider anhaben, ſo können ſie ſehr ſtolz thun und andre neben ſich geringſchätzig behandeln, beſonders wenn ſie ſonſt große Geſchicklichkeit beſitzen und in ihrem Fange glücklich ſind. Auch ſind einige unter ihnen, die nicht ganz frey von Laſtern leben, und gegen Fremde erlauben ſie ſich allezeit weit mehr als gegen ihre Nazion.

Wie

Wie eigennützig und ungerecht ſie in andern Fällen handeln, beweiſet ihre Gewohnheit des Verfahrens gegen die Wittwen und Wayſen. Wenn ein Mann ſtirbt, ſo ſoll der älteſte Sohn das Zelt und Frauenboot, das heißt, Haus und Hof erben, und dagegen die Mutter mit den übrigen Kindern, welche das andre Hausgeräthe und Kleiderwerk unter ſich theilen, ernähren. Iſt kein erwachſener Sohn vorhanden, ſo ſoll der nächſte Verwandte an ſeine Stelle treten. Hat er aber ſelbſt Zelt und Boot, ſo ſoll er ſeinen Platz einem Fremden überlaſſen, weil niemand zwey Zelte und zwey Böte zu gleicher Zeit im Stande erhalten kann. Wenn alsdann die Söhne heranwachſen, ſo bekommen ſie davon nichts, ſondern derjenige behält es, der es hat. Hat aber der Pflegevater entweder keine oder unmündige Kinder, ſo tritt der Pflegeſohn, wenn jener ſtirbt, wieder an ſeine Stelle.

Weil aber, ſobald die Söhne erwachſen ſind und ſelbſt etwas fangen können, die Mutter mit ihnen gemeinſchaftlich wirthſchaften kann wie ſie will, und ſollte ſie auch ihren Wohlthäter mit ſeinen hülfloſen Kindern verlaſſen, ſo kann ſie deshalb nicht beſtraft werden; alſo kann man leicht denken, daß die Sorge für die Hinterlaſſenen, zumal wenn ſie arm ſind, bey ſo ungewiſſer Erwartung einiges Nutzens, oft ſehr ſchlecht ſeyn müſſe. Deshalb werden auch viele Knaben in der Jugend verſäumt, weil ihre Ausrüſtung mit Kajak und den nöthigen Geräthſchaften koſtbar iſt, und vom weiblichen Geſchlecht giebt es noch mehrere, die hülflos darben. Ja, es gehet noch weiter, wenn z. B. eine Wittwe, die keine nahen Verwandten hat, mit ihren Kindern in der größten Beſtürzung auf der Erde liegt und ihren Mann beweint, ſo wird indeſſen von den Gäſten, die ihr Mitleid zu bezeugen

zeugen kamen, alle Geräthſchaft des Mannes entwendet. Die entblößte Wittwe kann bey niemanden nach Hülfe fragen, ſondern muß ſich bey dem, welcher das meiſte geraubt hat, noch ſeine Gunſt zu erwerben ſuchen. Dieſer erhält ſie denn eine Zeit lang, und wenn er es müde wird, ſo muß ſie wieder die Wohlthaten eines andern aufſuchen. Endlich wird ſie wohl ganz und gar verlaſſen, und wenn ſie ſich alsdann auch einige Zeit mit Fiſchen, Muſcheln und Seegras erhalten kann, ſo muß ſie doch endlich dem Mangel unterliegen und elendiglich ſterben.

In peinlichen Fällen gehet es noch grauſamer zu. Kein Verbrecher wird mit dem Tode beſtraft, die Mörder und Hexen ausgenommen. Weil ſich die Grönländer von Jugend auf mit dem Erwürgen der Thiere beſchäftigen, ſo bekommen einige durch dieſe tägliche Gewohnheit wohl gar ſo viel Fühlloſigkeit, Menſchen ohne alle Urſache zu ermorden; glücklicher Weiſe ſind aber dieſe Fälle nur ſelten. Einige thun es aus Neid über anderer vorzügliche Geſchicklichkeit oder gute Geräthſchaften. Ein ſolcher Mörder verrichtet die That hinterliſtiger Weiſe auf der See, indem er den andern in ſeinem Kajak umſtürzt, oder von hinten zu mit der Harpune wirft und den Körper in die See treiben läßt. Erfahren es die Freunde des Entleibten, ſo verbergen ſie ihren Zorn, ja ſie reden nicht einmal laut davon, aus Furcht, der Mörder oder ſeine Gehülfen möchten auch ſie zu ihrer Sicherheit aus dem Wege ſchaffen. Sollten aber auch dreyßig Jahre hingehen, wovon man Beyſpiele hat, ſo vergeſſen ſie doch nicht die That zu rächen. Findet ſich Gelegenheit, daß ſie den Mörder allein finden, ſo greifen ſie ihn an, ſagen ihm in wenig Worten die Urſache, erſtechen ihn und werfen den Körper in die See. Iſt der Thäter geſtorben, ſo

trifft

trifft dieſe Rache ſeine Verwandten und alſo öfters die Unſchuldigſten.

Ihre Hexenprozeſſe ſind ebenfalls ſehr kurz. Wenn eine alte Frau oder ein Mann in dem Rufe ſtehet, daß ſie hexen können, woran ſie aber ſelbſt Schuld ſind, weil ſie ſich mit allerley Gaukeleyen oder Quakſalbereyen abgeben, ſo darf einem Manne nur ſeine Frau oder ein Kind ſterben, oder ſeine Pfeile dürfen nicht mehr treffen, oder die Flinte verſagen, ſo wird von einem Wahrſager die Schuld auf eine ſolche Perſon geſchoben. Hat dieſe alsdann keine Anverwandten, die ſich ihrer mit Nachdruck annehmen können, ſo wird ſie von allen Leuten geſteiniget, ins Waſſer geſtürzt, oder in kleine Stücken zerſchnitten. Ja, man hat Beyſpiele, daß ein Mann ſeine eigene Mutter oder Schweſter, im Angeſicht aller im Hauſe, erſtochen, und niemand ihm darüber einen Vorwurf gemacht hat. Sind aber nahe Anverwandten einer auf dieſe Art ermordeten Perſon vorhanden, ſo giebt es eine langwierige Mordgeſchichte. Oft ſtürzen ſich auch ſolche Leute, wenn ſie ſich nicht mehr retten können, freywillig in die See, um einem grauſamen Tode zu entgehen.

Ein Volk, deſſen Sitten, Karakter und Gewohnheiten noch ſo ganz im Stande der Natur ſind, hat, wie man leicht einſehen kann, auch nur ſehr ſchwache Begriffe von **Religion und Gottesdienſt.** Man behauptet zwar gemeiniglich, daß die Grönländer gar keine Religion haben und gar keine Feyerlichkeiten, die ſich auf etwas Gottesdienſtliches bezögen. Allein ſo dunkel, abergläubiſch und verworren ihre Meynungen in dieſem Falle ſind, ſo haben ſie doch Meynungen und Begriffe, die ſich auf ihren gegenwärtigen Zuſtand beziehen und ſie glauben ein künftiges Leben. Sie denken verſchieden von der Seele

des

des Menſchen und von den Geiſtern, ſind auch wegen des Zuſtandes nach dem Tode ſehr unbeſorgt, ja es giebt ſogar einige, welche glauben, ſie haben gar keine Seele, die von dem lebendigen Weſen eines andern Thieres unterſchieden ſey und mit dem Tode aufhöre. Doch ſind dieſes entweder nur die dümmſten, und werden von ändern ſogar darüber ausgelacht, oder es ſind boshafte Köpfe, welche bey dieſer Meynung ihren Nutzen ſuchen.

Andere geben eine von dem Leibe unterſchiedene Seele an, glauben aber, daß ſie ab- und zunehme, zertheilt werden, ein Stück verlieren und wieder ausgebeſſert werden, oder ſich gar eine Zeit lang aus dem Leibe verlieren könnte. Ja, ſie glauben wohl gar, daß mancher, der auf eine weite Reiſe gegangen iſt, ſeine Seele zu Hauſe gelaſſen hat, und doch immer geſund geblieben iſt.

Noch andere nehmen zwey Seelen an, nämlich den Schatten und den Athem des Menſchen, und glauben, daß die Seele in der Nacht den Leib verlaſſe, und auf die Jagd, zum Tanze, zum Beſuche u. ſ. w. fahre. In dieſen Meynungen ſuchen die Wahrſager ſie ſehr gern zu beſtätigen, denn ſie geben vor, daß ſie eine beſchädigte Seele ausbeſſern, eine verlorne zurückbringen, und eine kranke mit einer geſunden und friſchen von einem Haſen, Rennthiere, Vogel, oder jungen Kinde verwechſeln können. Dieſen Begriff mögen auch diejenigen haben, welche eine Wanderung der Seele vorgeben, eine Meynung, welche man erſt kürzlich unter ihnen wahrgenommen hat. Beſonders behaupten es die hülfloſen Wittwen; denn dadurch, daß ſie einem andern überreden, daß die Seele eines verſtorbenen Kindes in eines von ihren Verwandten, oder umgekehrt, gefahren ſey, erregen ſie ſeine Mildthätigkeit, denn alsdann

alsdann ſucht ein ſolcher Mann der vermeynten Seele ſeines Kindes Gutes zu thun.

Der klügere Theil der Grönländer glaubt, daß die Seele ein vom Leibe und aller Materie ganz verſchiedenes geiſtiges Weſen ſey, das keiner materiellen Nahrung bedarf, und das, weil der Leib in der Erde verweſet, nach dem Tode noch leben und eine andere als leibliche Nahrung, die ſie aber nicht zu benennen wiſſen, genießen müſſe. Die Wahrſager, welche oft ins Reich der Seelen zu reiſen vorgeben, ſagen, die Seele ſey weich und bleich, und wenn man ſie angreifen wolle, fühle man nichts, weil ſie weder Fleiſch, noch Bein und Sehnen habe.

Den Zuſtand nach dem Tode ſtellen ſie ſich insgemein beſſer vor, als dieſes Leben, und glauben, daß er nie aufhören werde. Wo aber, und wie dieſer Ort beſchaffen iſt, darin ſind ſie ebenfalls ſehr ungewiß und in ihren Meynungen verſchieden. Weil ſie nun ihre meiſte und beſte Nahrung aus der Tiefe des Meeres erhalten, ſo ſuchen ſie auch den glücklichſten Ort unter dem Meere oder der Erde, und glauben, daß die tiefen Löcher in den Felſen die Eingänge dazu ſind. Sie geben vor, daſelbſt wohne Torngarſuk und ſeine Mutter, dort wäre ein immerwährender Sommer und keine Nacht, dort wäre gutes Waſſer und ein Ueberfluß an Vögeln, Fiſchen, Seehunden und Rennthieren, die man ohne große Mühe fangen könne, oder wohl gar in einem großen Keſſel beſtändig lebendig kochend finde. Doch an dieſen Ort kommen nur diejenigen, welche gut gearbeitet, viele Wallfiſche und Seehunde gefangen, ſehr viel ausgeſtanden haben, im Meer ertrunken, oder über der Geburt geſtorben ſind. Die abgeſchiedene Seele kommt aber nicht tanzend an dieſen Ort, ſondern ſie muß fünf Tage lang, andere ſagen noch länger, an einem rau-

hen Felſen, der davon ſchon ganz blutig iſt, herunterrutſchen. Sonderlich werden die Seelen beklagt, welche dieſe Reiſe im kalten Winter, oder bey ſtürmiſchem Wetter antreten müſſen, weil da leicht eine zu Schaden kommen kann. Dieß nennen ſie den andern Tod und glauben, daß dann nichts zurückbleibt, und das iſt ihnen das allerbetrübteſte. Deshalb müſſen die Hinterlaſſenen etliche Tage lang ſich gewiſſer Speiſen, auch aller Arbeit, welche Geräuſch macht, den nöthigen Fiſchfang ausgenommen, enthalten, damit die Seele auf ihrer gefährlichen Reiſe nicht beunruhiget werde, oder gar verunglücke.

Wer mehr von der Schönheit der himmliſchen Körper eingenommen iſt, der ſucht den glückſeligen Ort im oberſten Himmel über dem Regenbogen und die Fahrt dahin iſt ſo leicht und hurtig, daß die Seele noch denſelben Tag Abends beym Monde, der ein Grönländer geweſen iſt, in ſeinem Hauſe ausruhen und mit den übrigen Seelen Ball ſpielen und tanzen kann; denn dafür halten ſie die Erſcheinung des Nordlichtes. Daſelbſt ſtehen die Seelen in Zelten um einen großen See herum, in welchem Fiſche und Vögel die Menge ſind. Wenn dieſer See überläuft, ſo regnet es auf der Erde; ſollten aber einmal die Dämme durchbrechen, ſo gäbe es eine allgemeine Waſſerfluth.

Die erſte Parthey behauptet, daß nur die untauglichen faulen Leute in den Himmel kommen und da einen großen Mangel an allem haben; deshalb ſind auch dieſe Seelen ſehr mager und kraftlos, zumal da ſie wegen des ſchnellen Umdrehens des Himmels gar keine Ruhe haben. Hauptſächlich ſollen die böſen Menſchen und Hexen dahin kommen und von Raben ſo geplagt werden, daß ſie dieſelben nicht aus ihren Haaren abhalten können. Dieſe Hexen aber glauben,

ben, ſie kämen in eine große Geſellſchaft von ihres Gleichen, wo ſie nichts als Seehundsköpfe ſpeiſen, die nie aufgezehret würden.

Der klügſte Theil der Grönländer aber lacht über das alles, oder ſagt, wenn ja ſo ein überflüßiges Paradies ſeyn ſollte, wo die Seelen der Grönländer ſich von der Jagd ernährten, ſo müßte es im Himmel ſeyn und nur eine Zeitlang währen; hernach aber kämen die Seelen in ſtille Wohnungen; was aber da ihre Nahrung und Geſchäfte ſeyn, das könnten ſie nicht wiſſen. Die Hölle hingegen ſetzen dieſe in die unterirdiſche Gegend, und ſagen, daß ſie ohne Licht und Wärme und mit immerwährendem Schrecken und Angſt angefüllet ſey. Die von dieſer Meynung überzeugt ſind, führen auch ein ordentliches Leben und enthalten ſich alles deſſen, was ſie für böſe anſehen.

Man findet auch unter den Grönländern allerhand Erzählungen von der Erſchaffung und dem Ende der Welt, die aber einander ſehr widerſprechen.

Außer der Seele des Menſchen reden ſie noch von andern großen und kleinen Geiſtern; der großen ſind nur zwey, ein guter und ein böſer. Der gute Geiſt iſt das Orakel der Wahrſager, zu dem ſie, nach ihrem Vorgeben, manche Reiſe an den unterirdiſchen glückſeligen Ort anſtellen, um ſich mit ihm über Krankheiten und deren Heilung, über gutes Wetter, guten Fang und dergleichen zu beſprechen, nur wegen ſeiner Geſtalt ſind ſie nicht einig. Der andere große, aber mißgünſtige, Geiſt iſt eine Frauensperſon ohne Namen. Ob ſie des vorigen Frau oder ſeine Mutter iſt, darüber ſind ſie verſchiedener Meynungen. Ihre Wohnung, die unter dem Meer iſt, beſchreiben ſie ſehr furchtbar, aber ihre Wahrſager unternehmen doch Reiſen dahin.

Von dieſem Geſpenſte halten ſie nicht viel, weil es begierig und neidiſch iſt und ihnen theure Zeit, Mühe und Unkoſten verurſacht, doch halten ſie es nicht für ſo böſe, daß es die Menſchen plagen, oder wohl gar unglücklich machen könnte, wiewohl niemand zu ihm zu kommen verlangt. Der erſte große Geiſt aber ſtehet bey ihnen in Achtung, und ob ſie ihn gleich nicht für den Urheber aller Dinge halten, ſo wünſchen ſie doch nach dem Tode zu ihm zu kommen und ſeinen Ueberfluß mit zu genießen. Viele von ihnen, wenn ſie von Gott und ſeiner Allmacht reden hören, bilden ſich daher gleich ein, daß ihr Torngarſuk darunter zu verſtehen ſey. Sie erweiſen ihm aber keine äußerlichen Ehrenbezeigungen, halten ihn auch für allzugütig, als daß er forderte verſöhnt oder beſtochen zu werden. Indeſſen haben ſie die Gewohnheit, daß ſie neben einem großen Steine ein Stück Speck, allerley Felle, und beſonders ein Stück Fleiſch von dem erſten geſchoſſenen Rennthiere hinlegen, wobey ſie aber keinen andern Grund anführen können, als daß es ihre Voreltern auch ſo gemacht haben, und damit ſie in ihrem Vorhaben glücklich ſeyn möchten. Dieſe großen Geiſter kann niemand als ein Wahrſager zu ſehen bekommen, von den kleinen aber, deren es in allen Elementen giebt, wiſſen mehr Leute zu reden. Eben ſo von Geſpenſtern wiſſen ſie mancherley Erzählungen, und glauben, daß alle Mißgeburten in dergleichen Schreckbilder verwandelt werden, welche die Seehunde und die Vögel verſcheuchen. Aber nur die Wahrſager können ein ſolches Geſpenſt in der Luft ſehen und fangen; doch müſſen ſie ſich bey einer ſolchen Jagd die Augen verbinden, und wenn ſie es gefangen haben, ſo zerreißen ſie es, oder verzehren es wohl gar.

Um ein ſolcher Wahrſager oder Zauberer (Angekok) zu werden, muß man von den obgenannten kleinen

nen Geiſtern der Elemente einen zu ſeinem familiären Geiſte bekommen. Wie das zugehet, davon erzählen ſie allerhand ſeltſame Dinge, um ſich das Anſehen eines wirklichen Umganges mit Geiſtern zu verſchaffen. Ein ſolcher Grönländer muß z. B. eine Zeitlang in einer Einöde von allen Menſchen abgeſondert, in tiefſinnigen Betrachtungen zubringen und Torngarſuk um Zuſendung eines Torngak anrufen. Durch dieſe Entziehung vom Umgange mit Menſchen, durch das Faſten und Abmatten des Leibes und durch das beſtändige Anſtrengen der Gedanken kommt endlich ſeine Einbildungskraft in Unordnung, ſo daß ſich ihm allerley Bilder von Menſchen, Thieren und Abentheuern vorſpiegeln, die er für wirkliche Geiſter hält, weil er an nichts als ſolche Dinge denket, und ſein Körper dabey zugleich in große Unordnung und Verzuckungen geräth, die er ſorgfältig zu unterhalten und zu vermehren ſucht. Einige werden ſchon von Jugend auf dazu beſtimmt, durch eine beſondere Kleidertracht unterſchieden und von einem berühmten Meiſter unterrichtet, und dieſen koſtet es alsdann wenig Mühe; manche aber geben vor, der Lehrling müſſe ſich an einen großen Stein ſetzen, den Torngarſuk rufen und ihm ſagen, was er wünſche; wenn dieſer käme, erſchröcke der Lehrling, ſtürbe und bliebe drey Tage todt liegen. Alsdann würde er wieder lebendig und bekäme ſeinen Torngak, der ihm auf Erfordern alle Weisheit und Geſchicklichkeit beybrächte und ihn in wenig Zeit in den Himmel und in die Hölle begleitete.

Dieſe Fahrt kann aber nur im Herbſte und im Winter geſchehen, wo die Nächte am längſten ſind. Der Wahrſager trommelt zuerſt eine Zeitlang und macht allerley wunderliche Verdrehungen, wodurch er ſich abmattet und ſeine Phantaſie in Bewegung ſetzt.

Alsdann läßt er ſich neben dem Eingange des Hauſes, durch einen ſeiner Lehrlinge mit einem Riemen den Kopf zwiſchen die Beine und die Hände auf den Rücken binden, alle Lampen im Hauſe auslöſchen, und die Fenſter behängen, denn niemand muß ihn mit ſeinem Geiſte umgehen ſehen, niemand darf ſich bewegen, oder nur die Hand aufheben, damit der Geiſt nicht gehindert werde. Nachdem er darauf einen Geſang angeſtimmt hat, den alle mitſingen, ſo fängt er mit großen Bewegungen und Raſſeln an zu ſeufzen, zu ſchnauben und zu ſchäumen, fodert ſeinen Geiſt zu ſich und hat viele Mühe, ehe er kommt; will er gar nicht kommen, ſo fähret ſeine Seele aus, um ihn zu holen. Indeſſen liegt er eine kleine Weile ſtille und kommt dann mit einem großen Freudengeſchrey wieder. Kommt der Torngak von ſelbſt, ſo bleibt er draußen im Eingange; mit demſelben beſpricht ſich der Wahrſager über das, was die Grönländer zu wiſſen verlangen. Man höret auch allemal ſehr deutlich zwey verſchiedene Stimmen, eine von außen und eine inwendig. Die Antwort iſt allezeit ſehr geheimnißvoll und dunkel, die Zuhörer erklären alsdann einander die Meynung, und wenn ſie ſich nicht darüber vereinigen können; ſo bitten ſie den Torngak, daß er dem Wahrſager deutliche Antwort gebe. Manchmal kommt auch ein anderer als der gewöhnliche Torngak, und dann verſtehen ihn weder die Wahrſager noch die Zuhörer. Hier muß alsdann die Antwort erklärt werden, und der Wahrſager hat immer hinlängliche Urſache, ſich zu entſchuldigen, wenn ſeine Wahrſagungen nicht eintreffen.

Hat der Wahrſager einen weitern Auftrag, ſo fährt er mit ſeinem Torngak an einem langen Riemen hinauf in das Reich der Seelen, wo er eine kurze Zuſammenkunft mit den berühmten Weiſen

hat,

hat, des Kranken Schickſal erfährt und ihm wohl gar eine neue Seele mitbringt. Er fähret auch hinunter zu der Göttin der Hölle und macht die Thiere los, wenn ſie auf ihren Jagden nicht glücklich ſind. Von hier kommt er bald wieder, fängt auf grönländiſch an zu ſchreyen und zu trommeln, weil er ſich indeſſen entweder ſelbſt, oder durch ſeine Schüler von den Banden los zu machen gewußt hat, und erzählt, wiewohl ſehr abgemattet, was er alles geſehen und gehöret hat. Hernach ſtimmt er ein Lied an, wobey er herumgeht und einem jeden durchs Anrühren ſeinen Seegen giebt. Alsdann wird ein Licht angezündet und da ſiehet man, daß der Wahrſager ſehr blaß, abgemattet und verſtört ausſieht und nicht ordentlich reden kann.

Nicht alle Grönländer können Meiſter in dieſer Kunſt werden, denn nicht allen gelingt ſie; wer aber zehnmal vergeblich um ſeinen Torngak getrommelt hat, der muß ſein Amt niederlegen. Hat jemand ſeine Kunſt mit gutem Erfolge getrieben, ſo kann er ein großer Wahrſager werden. Er legt ſich nämlich in einem finſtern Hauſe, aber ungebunden, nieder und giebt ſein Begehren zu erkennen. Wird er alsdann vom Torngarſuk dazu würdig geachtet, welches ſelten geſchiehet, ſo kommt ein weißer Bär und ſchleppt ihn an einer Zähe in die See; hier wird er von ihm und von einem Wallroſſe aufgefreſſen, nach einiger Zeit aber an ſeiner vorigen finſtern Stelle wieder ausgeworfen, da dann ſein Geiſt aus der Erde wieder heraufkommt und die Knochen belebt. Dieſe Betrügereyen ſind aber ſo ſichtbar, daß auch der Verſtand der Grönländer, wenigſtens einiger, dieſe Albernheit einſiehet. Man muß überhaupt die Wahrſagerrace in drey Klaſſen eintheilen. Einige unter ihnen, wiewohl wenige, ſind ge-

ſchickte Leute, andere ſind wirkliche Phantaſten und die meiſten ſind bloß Betrüger.

Die Verſtändigern, welche man weiſe Männer nennen könnte, welches auch eigentlich durch das grönländiſche Wort **Angekok** ausgedrückt wird, haben theils durch den Unterricht ihrer Vorfahren, theils durch eigenes Nachdenken und lange Erfahrung eine gewiſſe Naturkenntniß erlangt, woraus ſie auf die Veränderung des Wetters und auf einen guten oder ſchlechten Fang einen ziemlich zuverläßigen Schluß machen und den Leuten rathen können, wie ſie es in dieſer oder jener Sache anzuſtellen haben. Eben ſo verhalten ſie ſich bey einem Kranken, den ſie mit allerhand Gaukeley aufmuntern, und, ſo lange ſie ſelber Hoffnung zur Geneſung haben, durch eine Diät, die in manchen Stücken gar nicht lächerlich iſt, zu heilen ſuchen. Da ſie ſich nun durch ihren Verſtand und durch ihre Aufführung in ein großes Anſehen geſetzt haben, daß ſich andere nach ihnen richten, ſo kann man ſie nicht nur die Wahrſager, ſondern auch die Aerzte, Phyſiker und Weltweiſen der Grönländer nennen. In der That ſind dieſe Wahrſager ſelbſt Betrogene oder wirkliche Betrüger, die, um müßig gehen zu können, dieſes Handwerk ergreifen, oder, um das Anſehen eines außerordentlichen Menſchen zu erhalten, allerhand auffallende Gaukeleyen ausdenken.

Zwar haben ſich die Miſſionarien alle Mühe gegeben, die Grönländer von der Nichtigkeit und Schädlichkeit dieſes Aberglaubens zu heilen; weil aber doch zuweilen durch Zufall die Wahrſagungen der Angekoks von der erſten Klaſſe zutreffen, und manche nach den Gaukeleyen geſund werden, ferner weil die Angekoks, wenn ſie zur Todesſtrafe gezogen werden, doch niemals zugeſtehen, daß ſie Betrüger oder Betrogene ſind, ſo ſtehen dieſe Leute immer noch

bey

bey dem größten Theile in Anſehen. Die Vorſchriften dieſer Leute betreffen meiſtens die Diät, oder gewiſſe Dinge, die angehängt werden müſſen, z. B. ein altes Stückchen Holz, Stein oder Knochen, welche man um die Stirne, Bruſt oder Arme binden muß, kurz, dergleichen Gaukeleyen ſind unzählig und werden ſich wahrſcheinlich noch lange unter dieſer Nazion erhalten, wenn nicht irgend einmal die Morgenröthe der Aufklärung auch über ſie aufgehen ſollte.

Dieſe Armuth an Geiſteskräften iſt auch in ihren Wiſſenſchaften, bey ihren Krankheiten, und übrigen Gebräuchen ſichtbar; zuförderſt gedenke ich hier nur der grönländiſchen **Sprache.** Die grönländiſche Sprache hat außer ſehr wenigen mit dem Norwegiſchen verwandten Wörtern, welche vielleicht Ueberreſte von den vertilgten Normännern ſind, keine Aehnlichkeit weder in der Abſtammung, noch Biegung und Bedeutung mit einigen nordiſchen, tatariſchen und indianiſchen Sprachen. Nur allein die Sprache der Eskimos in Terra Labrador iſt hievon ausgenommen, mit welcher überhaupt die Grönländer auch in andern Stücken eine ſo große Aehnlichkeit haben, daß ſie Ein Volk zu ſeyn ſcheinen. Ihre Ausſprache, worin ein ſehr merklicher Unterſchied zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Einwohnern iſt, fällt zwar einem Europäer etwas ſchwer und unangenehm; die Menge der vielſylbigen und beſonders der vielfach zuſammengeſetzten Wörter (denn einſylbige haben ſie nur wenig) macht eine ſo große Schwierigkeit, daß einer, der nur fertig leſen kann, ſchon halb gelehrt iſt. Bey dem allen aber iſt dieſe Sprache nicht ſo roh und unbearbeitet, als man ſie ſich bey einem ſo rohen Volke denken ſollte. Man könnte vielmehr auf die Gedanken kommen, daß ſie ehemals ein beſſeres Schickſal gehabt hätten, weil in ihrer Sprache eine

ſo künſtliche und zierliche Ordnung herrſchet; denn ſie iſt in den Sachen, worüber die Grönländer zu denken und alſo auch zu ſprechen haben, ſo wortreich, daß ſie zu einer jeden Sache und Handlung, ſobald ſie im geringſten unterſchieden werden ſoll, ein beſonderes Wort haben. Auf dieſe Art benennen ſie eine jede Gattung von vielerley Art Thieren nach ihrem Alter, Geſchlecht und Geſtalt mit einem eigenen Namen und drücken z. B. das Wort „fiſchen“ bey einer jeden Gattung der Fiſche mit einem eigenen Worte aus; ſie können alſo mit wenig Worten viel ſagen, ohne dabey undeutlich zu werden. Hingegen haben ſie zu Sachen, die ſie bisher nicht haben denken können, als z. B. zu der Moral und Religion, zu Künſten und Wiſſenſchaften und überhaupt zu abſtrakten Begriffen, gar keine Worte. Ferner werden die Wörter auf ſo vielerley Weiſe, und doch nach feſtgeſetzten Regeln, mit wenig Ausnahmen verändert, gebogen, und weit mehr als im Hebräiſchen, mit Affixis und Suffixis verſehen, daß ihre Sprache nicht nur zierlich und nett, ſondern auch ſehr deutlich wird. Auch ſetzen ſie viele Wörter zuſammen, ſo daß ſie ſich ſehr kurz und doch ſehr deutlich und bezeichnend ausdrücken können. Aber eben dieſes macht einem Ausländer die meiſte Schwierigkeit, und erfordert etliche Jahre Zeit, ehe er die Grönländer gründlich verſtehet und ungezwungen mit ihnen ſprechen kann, aber nie kann er es ganz dahin bringen, daß er ihre Sprache ganz in die Gewalt bekäme.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß die Wiſſenſchaften der Grönländer nicht einmal den Namen einer Wiſſenſchaft verdienen. Man findet nicht einmal eine in Geſänge verfaßte Ueberlieferung von den merkwürdigſten Begebenheiten ihrer Vorfahren, dergleichen man ſonſt bey barbariſchen Völkern, die

nichts

nichts aufſchreiben können, dennoch gefunden hat. Sie wiſſen von ihren Voreltern weiter nichts, als daß ſie gute Jäger geweſen und die alten Normänner todt geſchlagen haben. Hingegen ſind ſie in den ſatyriſchen Geſängen deſto geübter, wie oben ſchon Beyſpiele angeführt worden ſind.

In der Genealogie ſind ſie nicht unwiſſend und oft können ſie ihr Geſchlecht bis auf zehn Ahnen, nebſt allen Nebenzweigen herzählen, welches manchem armen Grönländer ſehr zu Statten kommt; denn niemand ſchämt ſich hier ſeiner armen Anverwandten und es darf einer nur darthun, daß er mit einem wohlhabenden Grönländer, wenn gleich ſehr entfernt, verwandt iſt, ſo wird es ihm nie an Nahrung fehlen. Geſchicklichkeit zur Arbeit iſt ihre einige allgemein beliebte Tugend, und gleichſam ihr Adel, wovon ſie glauben, daß er vom Vater auf den Sohn fort erbe.

Ihr Nachdenken iſt ihren Geiſteskräften ſehr angemeſſen, ſie können nicht weit und nicht über fünf zählen. Sie rechnen auch nur nach den fünf Fingern, und nehmen hernach die Zähen an den Füßen mit zu Hülfe und ſo bringen ſie mit vieler Mühe zwanzig heraus. Statt zwanzig ſagen ſie auch wohl: Ein Menſch, und zählen hernach ſo viel Finger zu, als über die Zahl iſt; ſtatt hundert ſagen ſie: fünf Menſchen ꝛc. die meiſten aber, wenn es über zwanzig gehet, ſagen, es iſt unzählig. Vom Schreiben haben ſie gar keinen Begriff gehabt, ehe die Europäer zu ihnen gekommen ſind. Nachher aber haben ſie wohl den Kaufleuten Bittſchriften und Handſchriften überſchickt, indem ſie das, was ſie geborgt haben wollten, mit einer Kohle auf ein Stück Fell abzeichneten, und die Zahl der Tage, nach welchen ſie es zu

bezahlen

bezahlen verſprachen, mit eben ſo viel Strichen bezeichnet hatten.

Auch ihre Zeitrechnung erſtreckt ſich nicht weit, denn bis in das zwanzigſte Jahr können ſie ohngefähr wiſſen, wie viel Winter jemand gelebt hat, (ſie rechnen Jahre und Tage nach Wintern und Nächten,) weiter aber gehet ihre Beobachtung nicht. Doch haben ſie von der Ankunft des erſten Miſſionärs und einiger nachherigen bekannten Europäer, wie auch von der Anlegung dieſer und jener Kolonien gewiſſe Epochen gemacht, ſo daß ſie nun ſagen können, der oder die wurden bey der Abreiſe deſſen gebohren, als man Eyer ſammelte, Seehunde fieng u. ſ. w.; denn auf dieſe Weiſe haben ſie das Jahr eingetheilet. Sie rechnen nämlich vom Solſtitio hyemali, welches ſie aus den Sonnenſtrahlen an den Felſen auf etliche Tage genau wiſſen können, drey volle Mondenſcheine bis auf den Frühling; das Aequinoctium aber können ſie nicht anmerken. Alsdann ziehen ſie aus den Häuſern in die Zelte. Im vierten Mondenſcheine, das iſt, im April, wiſſen ſie, daß die kleinen Vögel ſich wieder ſehen laſſen und die Raben Eyer legen. Im fünften laſſen ſich die Seehunde mit ihren Jungen wieder ſehen. Im ſechsten brüten die Eidervögel. Weil ſie aber in den hellen Sommernächten den Mond nicht mehr beobachten können, ſo würden ſie in ihrer Rechnung irre werden, wenn ſie ſich nicht theils nach dem Zunehmen der Eidervögel und der Seehunde an Größe und Geſtalt, theils nach dem Scheine der Sonne an den Bergen und Klippen richteten, ſo daß ſie genau ſagen können, wenn die Seehunde, die Vögel und die Fiſche da und dorthin in Menge kommen, und wenn es Zeit iſt, die Häuſer auszubeſſern, welche ſie bald nach Michael beziehen.

Den

Den Tag theilen ſie nach Ebbe und Fluth ein, wiewohl ſie darin nach den Veränderungen des Mondes immer anders rechnen müſſen. Die Nachtzeit berechnen ſie nach dem Auf- und Untergange gewiſſer Sterne.

Von dem Bau unſerer Erde haben ſie die ſeltſame Meynung, daß ſie auf Stützen ruhe, welche Alters halber ſchon ſehr morſch wären und oft den Einfall droheten. Sie würde auch ſchon längſt eingefallen ſeyn, wenn die Angekoks nicht immer daran beſſerten, welche auch zum Beweiſe ihrer Arbeit manchmal ein Stückchen faules Holz mitbringen.

Vom Himmel hegen ſie folgende Meynung, er ſoll auf einem der hohen ſpitzigen Berge in Norden ruhen und ſich an demſelben herum drehen. Alle Himmelskörper ſollen ehemals Grönländer oder Thiere geweſen ſeyn, die durch beſondre Unglücksfälle hinauf gefahren ſind und, nach Verſchiedenheit ihrer Speiſe, blaß oder roth glänzen. Die Planeten, welche ſich begegnen, ſind zwey Frauen, die einander beſuchen, oder ſich zanken. Die ſchießenden Sterne halten ſie für Seelen, die einmal aus dem Himmel in die Hölle zum Beſuche reiſen; auch geben ſie den Sternen beſondre Namen.

Sonne und Mond ſollen zwey leibliche Geſchwiſter geweſen ſeyn. Malina wurde, der Fabel nach, bey einem Kinderſpiele ſchändlicher Weiſe von ihrem Bruder Anninga verfolgt, ſie beſtrich daher ihre Hände mit Lampenruß und fuhr damit ihrem Verfolger über das Geſicht und die Kleider, um ihn am Tage daran zu entdecken, und dieß ſollen die Flecken im Monde ſeyn. Sie wollte ſich mit der Flucht retten, ihr Bruder lief aber hinter ihr her; endlich fuhr ſie in die Höhe, und wurde zur Sonne. Ihr Bru-

der folgte ihr, konnte aber nicht ſo hoch kommen und läuft nun als Mond noch immer um die Sonne herum, in Hoffnung, ſie einmal zu faſſen. Wenn er müde und hungrig iſt, welches beym letzten Viertel geſchiehet, ſo fährt er aus ſeinem Hauſe, auf einem mit vier großen Hunden beſpannten Schlitten, auf den Seehundsfang und bleibt etliche Tage aus; davon wird er ſo fett, wie ſie ihm im Vollmonde wieder ſehen. Er iſt vergnügt, wenn Weiber ſterben und die Sonne hat aus Rache wiederum ihre Freude am Tode der Männer; deshalb halten ſich dieſe bey Sonnen= und jene bey Mondfinſterniſſen inne. Wenn eine Finſterniß iſt, ſo geht, nach ihrer Meynung, der Mond in den Häuſern herum, um etwas Fell und Eßwaaren zu entwenden und wohl gar die Leute umzubringen, welche nicht alle Enthaltungsregeln beobachtet haben. Deshalb verſtecken ſie alles, die Männer tragen Kiſten und Keſſel auf das Haus und ſchlagen mit ſtarkem Gepraſſel darauf, daß ſich der Mond endlich davor fürchtet und wieder an ſeinen Ort gehet. Bey einer Sonnenfinſterniß kneifen die Weiber die Hunde in die Ohren; ſchreyen dieſe, ſo iſt es ein Zeichen, daß die Natur noch nicht am Ende ſey: denn weil die Hunde eher als die Menſchen entſtanden ſind, ſo ſollen ſie auch ein ſchnelleres Gefühl von zukünftigen Dingen haben; wenn ſie aber nicht ſchreyen, welches natürlicher Weiſe ſelten unterbleibt, ſo wäre das Ende der Welt nahe. So viel man die Nazion hat kennen lernen, hat man jedoch gefunden, daß ein großer Theil derſelben von jenen unſinnigen Meynungen und abergläubiſchen Dingen jetzt beſſere Begriffe hat, und daß dieſe Erzählungen nur von der dümmſten Klaſſe Menſchen geſchehen, oder wohl gar aus Schalkhaftigkeit gegen die Europäer, um ihre Leichtgläubigkeit zu prüfen, oder endlich ſie zu beluſtigen.

So arm ihr Leben hier iſt, ſo ſehr lieben ſie es dennoch und empfinden eine ſichtbare Furcht für dem Tode, ſie eilen daher bey kleinen Unpäßlichkeiten gleich zu ihren wenigen Hülfsmitteln, oder zu den Wahrſagern. Im Frühjahre, im May und Junius werden ihnen von den ſcharfen Winden und den blendenden Sonnenſtrahlen auf dem ſchmelzenden Schnee und Eiſe die Augen oft ſehr verdorben. Einige verwahren ſich dagegen mit einem ſauber aus Holz ausgearbeiteten und mit Knochen ausgelegten breiten Reife, der drey Finger breit iſt und wie ein Lichtſchirm über die Stirne gebunden wird. Manche haben auch ſchmale, aber lange Löcher darein geſchnitten, wodurch ſie ſehen können, ohne von dem Schneeglanze verletzt zu werden. Wenn die Augenkrankheit anhält, ſo ſchneiden ſie an der Stirne über dem Auge ein Loch, damit die Schärfe dadurch einen Ausgang finde; ſeitdem ſie aber mit dem Schnupftabak bekannt worden ſind, hat ſich dieſes Uebel etwas gemildert. Ihre gemeinſten Krankheiten ſind Naſenbluten, Kopf- und Zahnſchmerzen, Beulen u. dergl., die meiſtens alle aus ihrer unreinlichen Lebensart entſpringen.

Geſetzt, es verſchwindet alle Hoffnung der Geneſung eines Kranken, ſo herrſcht bey ihnen die Sitte, ihm ſeine beſten Kleider und Stiefeln anzuziehen, und ſeine Füße unter die Lenden zu beugen, vermuthlich um das Grab deſto kürzer machen zu können. So bald er todt iſt, werden ſeine Sachen hinaus geworfen, damit andere nicht dadurch verunreiniget werden. Alle Anweſende des Hauſes müſſen gleichfalls alle ihre Sachen bis auf den Abend hinausſetzen, damit der Todtengeruch heraus ziehet. Alsdann beklagen ſie ihn in der Stille eine kleine Stunde lang; wenn dieß geſchehen, ſo wird zum Begräbniſſe An-

ſtalt gemacht. Die Leiche wird nicht durch den Eingang des Hauſes, ſondern durchs Fenſter hinaus gebracht und im Zelte wird hinten ein Fell losgemacht und da hinaus geſchoben. Eine der anweſenden Frauen ſchwenkt hinter her einen angezündeten Spon hin und her und ſagt: „Hier iſt nichts mehr zu bekommen.“

Gemeiniglich begraben ſie ihre Todten gern an abgelegene Orte, auf einer Höhe von Steinen; unten legen ſie etwas Moos hinein und breiten ein Fell darüber her. Der nächſte Anverwandte trägt den Todten, in ſeinem beſten Seehund- oder Rennthierfelle eingewickelt und eingenähet, auf dem Rücken, oder ſchleppt ihn auch wohl hinter ſich auf der Erde her. Alsdann legt er ihn ins Grab, deckt ein Fell oder etwas Raſen darüber und beſchwert ſie mit groſſen breiten Steinen, damit die Füchſe und Vögel nicht dazu kommen können. Neben das Grab legen ſie den Kajak des Verſtorbenen, ſeine Pfeile und das Werkzeug, welches er täglich genützt hat. Bey den Frauen wird ſtatt deſſen, ihr Meſſer und Nähzeug gelegt, damit die Hinterlaſſenen ſich dadurch nicht verunreinigen, oder durch den Anblick deſſelben in neue Betrübniß geſetzt werden mögen. Viele glauben auch, daß ſie ihre Werkzeuge in jener Welt nöthig haben, und, weil ſie an dieſe am beſten gewöhnt ſind, auch dort gleich die nöthigſten Dinge damit verrichten können. Manchmal legen ſie neben das Grab eines Kindes einen Hundskopf, in der Abſicht, daß die Seele des Hundes, welche ſich überall zu Hauſe findet, dem Kinde den Weg zu dem Lande der Seelen zeigen möge.

Wer einen Todten anrühret, beſonders wer ihn begräbt, iſt etliche Tage unrein und muß ſich gewiſſer Speiſen und Arbeiten enthalten. Dieſes müſſen

auch die übrigen Verwandten, ja alle, welche mit dem Verſtorbenen in einem Hauſe gewohnt haben, nur in geringerm Grade, thun, damit ſie ſich nicht ſelbſt unglücklich und der abgeſchiedenen Seele ihre Reiſe nicht beſchwerlich machen. Nach dem Begräbniſſe begeben ſich die Begleiter in das Haus des Verſtorbenen, ſetzen ſich ſtill nieder, ſtützen die Arme auf die Knie und legen den Kopf in die Hände. Die Weiber aber legen ſich auf der Pritſche aufs Angeſicht und jedes weinet eine Zeitlang in der Stille. Alsdann hält der Vater oder der Sohn, oder wer ſonſt der nächſte Anverwandte iſt, mit einer lauten klagenden Stimme eine Klagrede, worin alle gute Eigenſchaften des Verſtorbenen berühret werden und jeder Abſatz der Rede wird von den übrigen mit lauten Klagen und Weinen begleitet. Der Inhalt einer ſolchen Rede, wo der Vater ſeinen Sohn beklagt, iſt ohngefähr folgender:

„Wehe mir, daß ich deinen Sitz anſehen ſoll, der nun leer iſt! Deine Mutter bemühet ſich vergebens, dir die Kleider zu trocknen. Siehe, meine Freude iſt ins Finſtere gegangen und in den Berg verkrochen. Ehedem gieng ich des Abends aus und freute mich; ich ſtreckte meine Augen aus und wartete auf dein Zurückkommen. Siehe, du kamſt, du kamſt muthig angerudert mit Jungen und Alten. Du kamſt nie leer von der See, dein Kajak war ſtets mit Seehunden oder Vögeln beladen. Deine Mutter machte Feuer und kochte. Von dem Gekochten, das du erworben hatteſt, ließ deine Mutter den übrigen Leuten vorlegen, und ich nahm mir auch ein Stück. Du ſaheſt der Schaluppe rothen Wimpel von weitem und rufteſt: da kommt der Kaufmann! Du liefeſt an den Strand, und hielteſt der Schaluppe Vorderſtaven, dann brachteſt du deine Seehunde

hervor, von welchen deine Mutter den Speck abzog, und dafür bekamſt du Hemden und Pfeileiſen. Aber das alles iſt nun aus. Wenn ich an dich denke, ſo brauſet mein Eingeweide. Ach daß ich weinen könnte wie ihr andern, ſo könnte ich doch meinen Schmerz mildern. Was ſoll ich mir nun wünſchen? Der Tod iſt mir angenehm geworden. Doch wer ſoll meine Frau und übrigen kleinen Kinder verſorgen? Ich will noch eine Zeitlang leben, aber meine Freude ſoll in beſtändiger Enthaltung von allem, was dem Menſchen lieb iſt, beſtehen."

Nach dem Ende dieſer Rede fahren die Frauen unter lauten Klagen fort, alle in einem Tone zu heulen, manchmal halten ſie ein wenig inne und die eigentlich Leidtragende ſagt etliche Worte dazwiſchen. Alsdann werden alle Eßwaaren, welche der Verſtorbene hinterlaſſen hat, auf den Boden gelegt und von den Gäſten verzehret. So lange noch etwas übrig iſt, ſetzen dieſe ihren Beſuch fort, und dieſes kann acht bis vierzehn Tage geſchehen. Gehet eine Wittwe aus ihrem Hauſe, ihre Nahrung zu ſuchen, ſo muß ſie alte zerriſſene und beſchmierte Kleider anhaben, ſich niemals waſchen, die Haare abſchneiden, oder doch unaufgebunden tragen und unter freyem Himmel allezeit eine beſondere Trauerkappe auf dem Kopfe haben. Jedoch die Männer unterſcheiden ſich nicht durch beſondere Trauerkleider, außer daß ſie ſich manchmal, zum Zeichen eines angreifenden Grames, ſelbſt verwunden. Kommt jemand, die Wittwe zu beſuchen, ſo empfängt ſie die Frau mit den Worten: „Wen ihr ſuchet, den findet ihr nicht." Dann folgt eine laute Klage und eine ſolche halbſtündige Klage ſetzen ſie alle Tage einige Wochen lang, bis zu einem vollen Jahre, fort, je nachdem der Verſtorbene jung oder alt, oder unentbehrlich geweſen iſt.

Auch

Auch beſuchen ſie das Grab, legen ſich darüber und die umſtehenden Frauen kommen und helfen ihnen klagen. Iſt der Hausvater geſtorben, ſo ſuchen die Gäſte, welche ihr Beyleid zu bezeugen kommen, ſo lange die Wittwe noch nicht ausgehet, etwas heimlich oder öffentlich mit zunehmen, wo ſie nicht die nächſten Verwandten daran verhindern, bis ſie ſo entblößt iſt, daß manche mit ihren Kindern unter dem Elende erlieget.

Zum Schluß wollen wir noch einer grauſamen Handlung gedenken, die zwar von Reiſenden behauptet, vielleicht aber zur Ehre der Menſchheit mit Recht von mir bezweifelt wird, nämlich: ein kleines ſäugendes Kind, das noch keine grobe Speiſe genieſſen kann und niemand hat, der es pflegt, wird mit der Mutter zugleich, oder wenn der Vater keinen Rath mehr weiß, und dem Jammer des Kindes nicht länger zuſehen kann, bald darauf lebendig begraben. Manche alte und kranke Wittwen, die keine anſehnlichen und reichen Verwandten haben, erfahren ein gleiches Schickſal. Selbſt die Kinder halten das nicht für eine Grauſamkeit, ſondern für eine Wohlthat, daß ſie ihren Eltern die Schmerzen eines langen Krankenlagers verkürzen; oder im Fall man ja jemanden nicht lebendig begraben wollte, ſo ließe man ihn auf einer Inſel ſitzen und verhungern und den, der keine Freunde hat, unbegraben liegen. Noch einmal wiederhole ich, daß ich dieſen letzten Karakterzug bey den Grönländern für übertrieben und erdichtet halte; einzelne harte Behandlungen können entfernte Gelegenheit zu dieſer abſcheulichen Beſchuldigung gegeben haben. So viel lehrt wenigſtens die Ueberſicht über die ganze Nazion, daß ſie ein Gemenge von widerſprechenden Eigenſchaften beſitzen, dabey aber immer noch nicht ſo tief geſunken ſind,

daß alle Gefühle von menſchlichen Empfindungen in ihnen erſtickt wären, wohl aber ſind uns redende Beyſpiele mancher guten Eigenſchaften aufgeſtellt worden, die zuſammengenommen uns Vorurtheils frey die ganze Nazion wohl bedauren, aber nie haſſen lehren.

Gegenwärtig ſind viele von ihnen zu einem ſchwachen Lichte des Chriſtenthums gelangt, und es iſt zu hoffen, daß die Zukunft jene Nebel noch mehr zerſtreuen wird. Auf welchem Wege ſie dazu gelangt ſind, ſoll den Beſchluß ihrer Beſchreibung machen. Aus einer ſehr unvollkommenen Chronik, die nicht viel mehr als die Folge der Biſchöfe in Grönland enthält, ſiehet man, daß ein gewiſſer Leif, des Erich Raude Sohn, im Jahr 999 nach Norwegen gereiſet, dem damaligen König Olaf Tryggſon von der neuen Kolonie in Grönland Nachricht gegeben und den Winter über an ſeinem Hofe geblieben ſey. Dieſer König hatte nicht lange das Heydenthum verlaſſen und war ſehr begierig, das Chriſtenthum weiter auszubreiten; er überredete alſo den Leif, daß er ſich taufen ließ und einen Prieſter mit nach Grönland nahm, der die daſigen Einwohner bekehren ſollte. Bey ſeiner Zurückkunft fand er indeſſen, daß ſeine Familie nicht ſo geneigt war, das Chriſtenthum anzunehmen, und erhielt manche Vorwürfe deshalb, weil er fremde Perſonen mitgebracht habe, denen er vielleicht nur den Weg habe zeigen ſollen, wie ſie ſich nach Grönland finden, und ihre Ruhe ſtören könnten. Indeſſen wirkten ſowohl des Sohnes, als auch des mitgebrachten Prieſters Vorſtellungen ſoviel, daß ſich ſein Vater taufen ließ, und daß andere, durch ſein Beyſpiel gereizt, gleichfalls die chriſtliche Religion annahmen.

Zu

Zu eben dieſer Zeit wurden auch die Isländer bekehrt und es kamen nun von Zeit zu Zeit immer mehr neue Koloniſten von daher, welche zum Theil ſchon Chriſten waren, oder hier Chriſten wurden. Nach ihrer ſtärkern Vermehrung und nachdem viele Kirchen erbaut worden waren, berief Leifs Enkel, **Sok**, im Jahr 1122 das Volk zu Brattahild zuſammen, und ermahnte ſie, dem Beyſpiele anderer Völker zu folgen und auch einen Biſchof zu wählen, für deſſen Unterhaltung ſie gemeinſchaftliche Sorge tragen wollten. Dieſer Vorſchlag wurde allgemein gut gefunden, angenommen und eine Geſandtſchaft durch des Soks Sohn, **Eimar**, mit Geſchenken von Wallroßzähnen und Häuten, an den norwegiſchen König **Sigurd**, abgeſchickt, mit der Bitte, ihnen einen Biſchof zu geben. Hierzu wurde der Prieſter **Arnold** erwählt, welcher auch unter Begleitung vieler andern Norweger, nach manchen Unglücksfällen, zu Gardar in Grönland ankam. Hinderniſſe, die theils in dem Karakter der Eingebohrnen, theils in den Miſſionarien ſelbſt liegen mochten, traten in der Folge der guten Sache häufig in Weg, vielmehr ſchien es, als ob die Einwohner wieder in ihren erſten Zuſtand zu treten und den neuen Glauben auszurotten geſonnen wären.

Im Jahr 1721 reiſete der Prieſter **Egede** dahin, ein Mann, deſſen Verdienſte ein immerwährendes Denkmal verdienen, weil ſie aus einem Herzen entſprangen, das Menſchenglückſeligkeit zum Wunſche hatte, und welcher alle Mühen übernahm, alle Vorurtheile überwand, und durch Unglücksfälle ſich einen Weg nach Grönland bahnen mußte, den ein anderer gar nicht angetreten haben würde, den man ihm wenigſtens angenehm hätte machen ſollen. Ohne dieß alles beſtieg er den dritten May im oben

genanntem Jahre, nebſt ſechs und vierzig Perſonen zu Bergen das vom König zugeſtandene Schiff, die Hoffnung genannt, und kam nach manchen Gefahren den dritten des Heumonats glücklich in Grönland an. Dieſer Mann that alles, die geſunkenen Begriffe wieder empor zu heben, und ſo langſam die Schritte der Aufklärung vorwärts giengen, ſo glücklich war er doch, das Chriſtenthum ſowohl wieder auszubreiten, als auch dem Handel nach Norwegen Unterſtützung zu verſchaffen. Doch auch hier ließ man ihn oft ſinken, und er mußte öfters mit den nöthigſten Bedürfniſſen kämpfen. So ſchwach es nun in der Folge mit der Handlung ausſah, ſo ſchickte man ihm doch nach der Zeit wieder Unterſtützung; und in neuern Zeiten hat die Herrenhuter Brüdergemeine auf jenen Grund fortgebauet, und arbeitet noch täglich daran, Grönlands abergläubiſche Einwohner mit dem Chriſtenthum bekannt zu machen.

II.

Von den Eſquimaux.

II. Eſquimaux.

Das Land, welches von ſeinem erſten verunglückten Entdecker den Namen Hudſonsbay erhalten hat, ſoll ebenfalls von rohen Menſchen, welche dort Abenaqui, Eſquimantſik heißen, bewohnt werden, denen die Nazion der Eſquimaux beygeſellet iſt.

Das Klima iſt hier äußerſt rauh und kalt, ſo daß ein Europäer daſſelbe unerträglich findet. Die Mannſchaft eines engliſchen Schiffes brachte den Winter in einem kleinen Meerbuſen zu, der noch die erträglichſte Witterung haben ſoll; und dennoch iſt die Beſchreibung während dieſes Aufenthaltes fürchterlich. Sie baueten z. B. ein Haus von dickem Zimmerholze, ſtopften die Lücken mit Moos aus und überzogen das Haus mit Leimen. Hier glaubten ſie den Winter erträglich zuzubringen; allein ſchon den zweyten November war die Kälte ſo heftig, daß das auf Bouteillen gefüllte Bier gefror, ob es gleich in Werg eingepackt und nicht weit vom Feuer geſetzt war. Sie legten gewöhnlich eine Pferdeladung Holz auf einmal in den Ofen, welcher, von Ziegelſteinen erbauet, ſechs Fuß lang, zwey Fuß weit und drey Fuß hoch war. Wenn das Holz beynahe aufgebrannt war, ſo zogen ſie die Brände heraus und machten den Schornſtein oben zu, ſo daß ſie dann für Hitze oft ſchwitzten; ſobald aber die Thür oder ein Fenſter aufgemacht wurde, drang die Kälte wieder ſo heftig herein, daß die eingeſchloſſenen Dünſte ſich in kleine Schneeflocken verwandelten, und bey aller Hitze, die ſie zu ertragen

im Stande waren, konnten ſie doch Fenſter, Wände und Boden nicht frey vom Eiſe erhalten. War das Feuer ausgegangen, ſo fror auch der Saft im Zimmerholze und zerſplitterte daſſelbe. Branntewein, ja ſelbſt Weingeiſt fror, das Eis in dem Fluſſe war über acht Fuß dicke und die Fäſſer voll Bier gefroren, zwölf Fuß tief eingegraben, in der Erde.

So ſtrenge dieſe Kälte iſt und ſo ſehr man vermuthen ſollte, es könnte kein lebendiges Weſen hier fortkommen, ſo glauben dennoch die Landeseingebohrnen, daß ſie das ſchönſte Land in der Welt beſitzen. Der Sommer währt nur ohngefähr drey Monate, die übrige Zeit aber iſt ununterbrochener Winter, und Segel und Tau frieren auch wohl noch im Julius. Man kann leicht urtheilen, daß die Beſchaffenheit der Gewächſe und die Nahrungsmittel der Einwohner einem ſo ungünſtigen Klima angemeſſen ſind; jedoch muß man die Beſchaffenheit des nördlichen Theiles dieſes Landes von dem ſüdlichen unterſcheiden; nur in dem erſtern iſt die Unfruchtbarkeit aufs höchſte geſtiegen, die andern ſind gemäßigter.

Dieſe Hudſonsbayländer werden von verſchiedenen Nazionen bewohnet. Die bekannteſten darunter ſind in Neuwales, oder an der Weſt- und Oſtküſte die **Kreeks** und **Kriſtinos** und in Labrador die **Eskimaux**, von welchen beyden Völkerſchaften (denn die erſten zwey unterſcheiden ſich faſt in nichts von einander) hier einige Nachrichten folgen.

Die Einwohner in Neuwales haben eine mittlere Größe, (einige ſagen, ſie wären nur vier Schuh hoch) große Köpfe, kleine Füße und Hände, keinen Bart, ein plattes Geſicht, gelbe Augäpfel, ſchwarze Augenringe und eine kupferfarbene Haut, wiewohl ſie weiß gebohren werden. Sie ſind von guter

geſun-

geſunder Leibesbeſchaffenheit und wiſſen wenig von Krankheiten, und die wenigen, die ſie kennen, ſind meiſt Erkältungen und die Folgen des Branntewеins, die ſie den Europäern zu danken haben. Ihr gemeinſtes Uebel iſt der Scharbock und die Schneeblinde.

Die Männer tragen im Sommer einen weiten, von weißem Tuch gemachten Rock, und unter dieſem noch einen Kittel, ferner lederne Strümpfe, welche ſo hoch herauf gehen, daß ſie ihnen zugleich ſtatt der Beinkleider dienen, und Schuhe von derſelben Materie. Die weibliche Kleidung iſt von dieſer nur darin unterſchieden, daß ſie einen Unterrock tragen. Im Winter kleiden ſich beyde Geſchlechter in Felle von Hirſchen, Fiſchottern oder Bibern.

Ihre Wohnungen beſtehen aus Zelten, welche mit zuſammengenähten Thierfellen bedeckt und völlig zirkelförmig ſind, wahrſcheinlicher Weiſe deshalb, weil ihnen dieſe Bauart am bequemſten iſt, ſich rund um das in der Mitte befindliche Feuer zu ſetzen. Dieſe zirkelförmige Geſtalt aber geben ſie den Zelten durch Stangen, die vom Boden an alle hinaufwärts nach dem Mittelpunkte gehen, wo eine Oeffnung gelaſſen iſt, um den Eingang des Lichtes und den Ausgang des Rauches zu befördern. Auf den Boden ſtreuen ſie Fichtennadeln, auf welchen ſie mit den Füßen nach dem Feuer zu liegen. Die Thüre iſt gewöhnlich an der Südweſtſeite, und ſo eingerichtet, daß ſie nur eins von den Fellen aufheben dürfen, an welchem ein Stück Holz befeſtiget iſt, damit ſich daſſelbe wieder feſt anſchließe. Man behauptet zwar, ſie hätten Wohnungen unter der Erde, allein dieſe Wohnungen ſind nirgends beſchrieben und unterſucht worden.

Die Früchte der Erde, als Wurzeln und andere Gewächſe lieben ſie zu ihrer Nahrung wenig, ſondern

ſie leben von dem Fleiſche der Thiere, die ſie entweder auf der Jagd erlegen, oder durch Fallen fangen. Sie geben ſich viel Mühe, alle Jahre eine große Menge Hirſche aufzureiben und ſtehen in der Meynung, je mehr ſie derſelben tödten, deſto mehr werde ihre Anzahl zunehmen, weshalb ſie zuweilen dergleichen erlegen, von denen ſie bloß die Zungen nehmen und das übrige den Raubthieren zur Nahrung überlaſſen. Ihre übrigen Speiſen ſind Zugvögel, als Schwäne, wilde Gänſe, Enten und Waſſerhühner, welche im Frühling nordwärts gehen, um ſich zu vermehren und im Herbſte nach Süden zurückkehren; ferner Adler, Krähen u. dergl. Ihre Speiſen werden alle gekocht und zuerſt eſſen ſie das gekochte Fleiſch, alsdann trinken ſie das Waſſer, worin es gekocht worden iſt. Auf eben dieſe Art richten ſie die Fiſche zu, deren ſie eine außerordentliche Menge und von der wohlſchmeckendſten Art fangen. Ihre Böte ſind mehr eine Art zuſammengenähter Schläuche zu nennen, gleichwohl wagen ſie ſich mit dieſen elenden Fahrzeugen aufs Meer, um Heringe zu fangen, oder Wallfiſchen und Seehunden nachzujagen.

Die Hauptbeſchäftigung iſt die Jagd, Fiſch- und Vogelfang, und deshalb bleiben ſie nicht immer in ihren Wohnungen, ſondern verlegen ſie, je nachdem ſie an einem Orte mehr oder weniger Wildpret finden. Eben deshalb leben ſie auch nicht in großer Anzahl beyſammen, und ihre ganze Lebensart gränzt noch ſehr an den Naturſtand.

Auch haben ſie keinen Regenten über ſich, ſondern jeder Hausvater iſt Herr und das Haupt ſeiner Familie. Wenn ſie aber ihres Handels wegen Reiſen vornehmen, und mehrere Familien beyſammen ſind, ſo iſt einer von ihnen der Anführer, welcher durch einſtimmige Wahl dazu ernannt wird; dieſem

gehor-

gehorchen die übrigen, aber nur ſo lange, bis ſie wieder zurückgekehrt ſind, alsdann hört ihre Verbindlichkeit wieder auf. Ein ſolcher Anführer wird in den engliſchen Faktoreyen mit dem Ehrentitel Hauptmann belegt, und erhält gemeiniglich einige Geſchenke, welche in Schuhen, Strümpfen und dergleichen beſtehen.

Im Ganzen genommen, ſo beklagend und elend dieſes Volk iſt, beſitzt es doch eine Menge liebenswürdiger Eigenſchaften. Sie lieben Recht und Gerechtigkeit, ſie ſind höflich, mitleidig, äußern viel Gefühl und würden vielleicht noch weit mehr Tugenden beſitzen, wenn ſie die Europäer nicht mit dem Brannteweín bekannt gemacht hätten, deſſen ſie ſich nicht immer genügſam bedienen, und der ſie alsdann in der Trunkenheit zu mancherley Ausſchweifungen verleitet.

Ihre Sitten und Gebräuche ſind freylich ganz ihrem rohen Zuſtande angemeſſen, und denen zu Folge haben auch hier ihre Weiber das grauſame Schickſal, welches ſie unter allen unpolicirten Völkern haben, das heißt, ſie ſind nicht viel weniger als Sklaven. Der Mann ſchweift auf der Jagd herum, die Frau bauet dafür die Hütte, muß für die Anſchaffung des Holzes ſorgen, das Eſſen bereiten, und wenn ein Stück Wildpret getödtet iſt, ſich an den Ort begeben, wo es liegt, um es auszuweiden und nach Hauſe zu bringen. Sie muß den Kaninchen und Mardern Fallen ſetzen, die Kleider verfertigen, den Schlitten ziehen, und dergleichen mehr. Ja viele Männer halten es für eine ihrer Ehre ſehr nachtheilige Handlung, wenn ſie mit ihrer Frau aus einem Gefäße trinken.

Dennoch ſind die Heyrathen ſehr gemein und werden ohne große Weitläuftigkeiten geſchloſſen; freylich hat

hat die Liebe hieran keinen Antheil, ſondern die Mädchen hängen bloß von dem Willen ihrer Eltern ab, und dieſe ſchließen unter ſich die Ehen ab, ehe die Kinder etwas davon erfahren. Um ſogleich Eingang und das Jawort zu erhalten, bedarf ein junger Mann nichts, als daß er für einen guten Jäger bekannt iſt, er wendet ſich an den Vater des Mädchens, die er heyrathen will und beſchenkt ihn nach Landesgewohnheit mit einem Biber- oder anderm Felle. Hat er das Jawort erhalten, ſo ſtattet er zu einer andern Zeit, wenn die Braut zugegen iſt, einen Beſuch ab, wirft ihr ein Geſchenk zu, und nimmt ſie daſſelbe an, ſo iſt es das Zeichen ihrer Einwilligung. Weiter findet keine Ceremonie Statt, auch wird kein Gaſtmahl gegeben. Iſt einer ein ſo guter Jäger, daß er glaubt mehrere Weiber ernähren zu können, ſo verhindert ihn kein Geſetz daran, ſondern er nimmt ihrer zwey oder drey, aber keine hat vor der andern den geringſten Vorzug zu genießen. Hat dafür die Frau weiter keine Luſt, mit dem Manne zu leben, ſo geht ſie zu ihren Anverwandten und wird ohne weitere Umſtände an einen andern verheyrathet.

Man ſagt, wenn jemand unter ihnen ſo alt wird, daß er nicht mehr auf die Jagd gehen kann, ſo ſey es ihr Gebrauch, daß ſie ihre Kinder verſammeln und ſie auffordern, ihn von der beſchwerlichen Laſt des Lebens zu befreyen, und hierzu ließen ſich die Kinder willig finden, weil ſie es für eine Pflicht ihres kindlichen Gehorſams hielten. Sie machten alſo nunmehr ein Grab, der Alte ſetzte ſich hinein, rauchte eine Pfeife Tabak und alsdann würde ihm ein Riemen um den Hals gelegt und man erwürgte ihn. Der Leichnam würde dann mit Erde bedeckt und oben auf die Stelle ein Denkmal von Steinen gelegt. Ob dieſe widernatürliche Handlung ihren Grund haben mag, will

ich nicht entſcheiden, mir ſcheint ſie nicht wahrſcheinlich und von derſelben Beſchaffenheit zu ſeyn, wie die Erzählungen von den Grönländern, deren vorhin gedacht worden.

So viel iſt gewiß, ſie geben ihren Verſtorbenen die beſten Sachen, Keſſel, Beile, Flinten, und alles, was ihnen einigermaßen ſchätzbar geweſen iſt, mit in das Grab. Ihre Gräber werden rund gemacht, und der Verſtorbene in einer ſitzenden Stellung hineingeſenkt. Man wirft Erde über ihn und pflanzt dann einen Baum auf ſein Grab, wie man überhaupt die Gräber für heilige Oerter hält.

Man ſollte glauben, dieſe Handlung entſpringe aus einem gewiſſen Religionsgefühl, allein von der Religion dieſes Volkes hat man nur wenig zuverläßige Nachrichten. Man ſagt, ſie erkennen ein höchſtes Weſen, welches ſie in ihrer Sprache Ukkewma, das heißt, den Oberſten nennen. Dieſem Oberſten bringen ſie zuweilen gewiſſe Loblieder, welches aber auch die einzige Religionshandlung zu ſeyn ſcheint. Neben dieſem Oberſten haben ſie noch ein anderes Weſen, welches ſie Wittikka nennen, und für den Urheber alles Böſen angeſehen wird, weshalb ſie ſich ungemein für daſſelbe fürchten. Dabey glauben ſie eine künftige Belohnung und Beſtrafung, und nach ihrer Meynung ſtehen die Verſtorbenen nach einiger Zeit wieder auf, und gehen an einen großen Fluß, wo ſie trinken; das Waſſer deſſelben ſchmeckt ihnen angenehm, wenn ſie anders gute Menſchen geweſen ſind. Ueber dieſen Fluß führt ſie ein Kahn, und wenn ſie hinüber ſind, ſo finden ſie ein herrliches Land, voll großer Wälder und angenehmer Ebenen, wo die Witterung allezeit gemäßigt iſt, wo die Vögel nicht wegfliegen, die Hirſche leicht zu fangen ſind, kurz, wo ſie alles nach ihren Sinnen finden. Kommt aber

ein böſer Menſch zu dieſem Fluſſe, ſo ſchmeckt ihm das Waſſer bitter, und wenn er über den Fluß geführt iſt, ſo findet er dort ein felſichtes, unfruchtbares Land, wo ſich das Wetter oft verändert, und von allem, was in jenen Gegenden Gutes iſt, das Gegentheil zu finden iſt.

In dieſer Meynung beſtärken ſie die Zauberer, welche vorgeben, mit dem Wittikka in großer Vertraulichkeit zu ſtehen; ſie ſind bey den armen Leichtgläubigen dafür in großem Anſehen und bekommen alles freywillig von ihnen, was ſie bedürfen. So ſeltſame Begriffe ſie auch von der künftigen Beſtimmung haben, ſo leben ſie doch für die Zukunft unbeſorgt, ſelbſt in Dingen, die ihre Nahrung angehen, ſind nur für den gegenwärtigen Augenblick bedacht und ſammlen für den Winter nicht Vorrath genug, ob er ihnen alsdann gleich eben deshalb unerträglich wird, ſo daß viele genöthiget werden, aus Hungersnoth Leder zu eſſen.

Alles Ungemach, was ihnen ein elender Winter zu Wege bringt, iſt doch mit dem nicht zu vergleichen, was ſie auf ihren Reiſen ausſtehen müſſen. Dieſe Reiſen geſchehen meiſtens des Winters wohl etliche hundert Meilen weit durch Gegenden, wo ſie nirgends ein Obdach finden. Der einzige Schutz, den ſie hier gegen die Witterung haben, beſtehet darin, daß ſie in der Nacht einen Zaun gegen den Wind errichten, und auf der andern Seite ein Feuer unterhalten; können ſie aber auch aus Mangel des Holzes weder Feuer noch Zaun aufbringen, ſo müſſen ſie ſich einzig und allein durch den Schnee gegen die Kälte zu ſichern ſuchen.

Ein ſo armſeliges Volk die Abenaquis auch ſind, ſo ſind ſie doch in immerwährende Kriege mit den Eskimos

Eſkimos verwickelt, die aber gegenwärtig durch die Fürſorge der engliſchen Statthalter weit ſeltener geworden ſind. Wenn ſie z. B. im Winter keine gute Jagd haben, oder wenn einer von den ihrigen vermißt wird, oder eine Krankheit unter ihnen ausgebrochen iſt, ſo machen ſie ſich augenblicklich zu einem Feldzuge gegen die Eſkimos fertig, weil dieſe für die Urheber aller ihrer Unfälle gehalten werden. Haben ſie nun den Krieg beſchloſſen, ſo ernennen ſie einen Befehlshaber und treten den Marſch an. Der Angriff geſchiehet zu Waſſer, in langen ſchmalen Kähnen, oder zu Lande, durch nächtliche Ueberfälle, und da die Eſkimos kein Schießgewehr haben, ſo müſſen ſie gewöhnlich unterliegen. Außer dieſen Kriegen gehen ſie auch noch gegenwärtig häufig wider weit entlegene Nazionen zu Felde, und ein ſolcher Feldzug dauert oft etliche Jahre.

Ihre Sprache iſt nicht ganz mißfallend, ſie hat nur wenig Worte, allein dieſe ſind deſto nachdrücklicher, und die Engländer lernen ſie leicht ſprechen. Sie haben kein Alphabet, ſondern, wenn ſie etwas verlangen und ſie ſich nicht anders verſtändlich machen können, ſo wiſſen ſie die verlangte Sache ſehr künſtlich auf ein Stück Birkenholz abzubilden.

Die Einwohner von Labrador nennt man **Eſkimos**, eine Benennung, welche ohngefähr ſo viel als Leute, die rohes Fleiſch eſſen, andeuten ſoll; ſie ſelbſt aber nennen ſich **Karalit**, das heißt, **Männer**. Dieſe Nazion iſt ſehr klein, und man rechnet nicht viel über zweyhundert Familien auf ganz Labrador; nach andern Rechnungen findet man auch weiter weſt- und nordwärts noch viele Eſkimos. Zufolge der Geſtalt und Sitten dieſer Nazion, vermuthet man, daß ſie mit den übrigen Bewohnern von Amerika nicht einerley Urſprung haben, ſondern nebſt den

Grön-

Grönländern, mit denen ihre Verwandtſchaft augenblicklich in die Augen fällt, entweder von den Bewohnern des nördlichſten Europa, oder von den Kalmücken abſtammen. Sie beſtehen aus mehrern Stämmen und leben ohne alle bürgerliche Verfaſſung, in kleine Geſellſchaften vertheilt.

In Abſicht der Geſtalt, Größe und Farbe, ſind die Eskimos nur ſehr wenig von den Grönländern verſchieden, außer, daß ſie etwas fetter und voller im Geſichte ſind. Hingegen ſoll ihre Gemüthsart von jenen ſehr merklich unterſchieden ſeyn, Tücke, Argliſt, Betrug, Hang zum Diebſtahl, Schmeicheley und andere Laſter ſollen ſich unter ihnen ſo ausgebreitet haben, daß ſie beynahe die wenigen guten Eigenſchaften ihres Karakters verdunkeln. Dabey aber verſichert man, daß ihre natürlichen Anlagen nicht die ſchlechteſten ſind und leicht in beſſere Sitten umgeſchaffen werden könnten, wenn nicht die traurige Lage im Wege ſtünde, wiewohl ſie für ihre Perſon ſo ſehr für ihr Land eingenommen ſind, daß einige, welche durch Zufall in die engliſchen Kolonien gekommen waren, ihre Entfernung vom Vaterlande Jahre lang betrauerten, und einer von ihnen, der ſchon an engliſche Speiſen gewöhnt war, als er einem Engländer einen Seehund aufhauen ſah, aus welchem der Thran herauslief, mit der größten Begierde ſo viel davon auffaßte, als er hinunterſchlucken konnte und dabey ausrief: o bringt mich wieder in mein Vaterland, wo ich mich hieran ſättigen könnte.

Gleichwohl iſt ihre Lebensart für jeden, der kein Eskimo iſt, die elendeſte. Die Männer kleiden ſich mit Seehundsfellen und zuweilen mit Häuten von Vögeln, die ſie, gleich den Grönländern, ſehr geſchickt zuſammen nähen können. Dieſe Kleider ſind kurz und reichen nur bis über die Knie. Die Beinkleider

kleider ſind von denſelben Fellen wie die Röcke, mit einem Riemen wie ein Geldbeutel zugezogen und um die Lenden feſt gebunden. Auch haben ſie an den Füßen etliche Socken oder Stiefeln über einander, um die Füße warm zu halten.

Die weibliche Tracht unterſcheidet ſich von der männlichen dadurch, daß ſie hinten einen ſchmalen Zipfel von der Jacke herabhängen haben, welcher bis auf die Ferſen reicht. Die Kappe an dem Rocke iſt groß und weit, und dienet dazu, um die Kinder darin auf dem Rücken zu tragen, und ihre ſehr weiten Stiefeln ſind gewöhnlich mit Fiſchbein ausgeſteift, damit ſie im Nothfall auch ein Kind hineinſtecken können. Alle dieſe Kleider ſind ſehr geſchickt und ſauber genähet, wozu ſie eine Nadel, die aus einer Fiſchgräte gemacht iſt, und Fäden aus ſehr fein geſpaltenen Rehſehnen nehmen, und dieſe Näthe werden noch dazu von außen mit mancherley Streifen von Fellen beſetzt, oder mit Rehzähnen behangen, welche nach ihrer Meynung ihren Putz erhöhen.

Das blendende Licht des ewigen Schnees hat ſie auch auf ein Mittel geführet, wodurch ſie ihren Augen einige Hülfe leiſten, und dieſes ſind die ſogenannten Schneeaugen, welche aus Holz oder Bein gemacht ſind. Sie befeſtigen ſie hinten am Kopfe, und in jedem befinden ſich vorn zwey Spalten, die eben ſo lang, wie die Augen, aber ſchmäler ſind, durch welche ſie jedoch alles ſehr deutlich ſehen können.

In allen ihren Geräthſchaften zeigen ſie eine kluge Erfindung, ſo armſelig ſie übrigens ſind; das beweiſet zum Beyſpiel die einfache, aber doch abſichtsvolle Bauart ihrer Kähne, in welchen ſie ſich weit in die See wagen. Sie ſind von Ruthen oder Fiſchbein gemacht und mit gegerbten Seehundshäuten überzogen, ein Loch in der Mitte ausgenommen, welches rund herum einen Rand von Holz oder Fiſchbein hat.

Der ganze Kahn iſt etwa zwanzig Ellen lang und zwey Fuß breit. In dieſem Loche hat nur ein einziger Menſch Raum zu ſitzen. Die Fugen dieſer Kähne vermachen ſie mit einer Art Pech oder Leim, der von Seehundsfett gemacht wird. In dieſen elenden Fahrzeugen wagen ſie es, Wallfiſche und Seehunde aufzuſuchen; doch haben ſie auch größere Boote, die von Weibern geführet werden; ſie ſind zwar auf dieſelbe Art gebauet, können aber wohl zwanzig Perſonen faſſen. Sie beſitzen dabey eine außerordentliche Geſchicklichkeit im Wallfiſchfang, und vermuthlich haben ihnen die Grönländer ihren Seehundsfang abgelernt, da beyde Völker nur durch die Davisſtraße getrennt ſind. Ihr Fiſchergeräthe, ihre Bogen, Pfeile, Harpunen und dergleichen ſind ganz dieſelben, wie bey den Grönländern.

Wenn ſie Feuer anmachen, nehmen ſie zwey Stücken trocknes Holz, in deren jedem ein kleines Loch befindlich iſt. In dieſes Loch ſtecken ſie ein unten rund gemachtes Stück Holz und drehen daſſelbe ſo ſchnell herum, bis das trockene Holz zu brennen anfängt, worauf ſie mit einem Stück trocknen Moos, das ihnen ſtatt des Zunders dient, das Feuer völlig anzünden. Ihre Lampen, in welchen ſie Fiſchthran brennen, und welche (da ſie weiter kein Holz als Treibholz haben,) die einzige Feuerung in ihren Hütten ausmachen, ſind aus Stein, jedoch ſehr geſchickt gearbeitet.

Elend und gering ſind ihre Nahrungsmittel, und zum öftern werden ſie durch Hunger und Elend genöthiget, rohes Fleiſch zu eſſen, und dieß geſchiehet beſonders, wenn ſie durch anhaltende Stürme oder Kälte nicht vermögend ſind, aus ihren elenden Hütten herauszugehen.

Von ihrer Religion weiß man gar nichts; die Brüdergemeinden haben jetzt Miſſionarien hier, welche das Chriſtenthum zu verbreiten ſuchen.

III. Von

III.

Von den Nordamerikanern überhaupt.

III. Nordamerikaner überhaupt.

Der gemeine Name, welchen man den urſprünglich Eingebohrnen von Amerika beyzulegen pflegt, iſt dieſer, daß man ſie **Wilde** nennet; die andere am meiſten übliche Benennung iſt **Indianer** oder **Indier**. Es iſt bekannt, daß man Amerika auch Weſtindien nennt, im Gegenſatz von Oſtindien in Aſien, wenn nämlich dieſes Wort „Weſtindien“ in weitläuftigerem Verſtande genommen wird. Warum aber überhaupt Amerika auch Indien genennt wird, ſoll die Urſache dieſe ſeyn, weil die, ſo die neue Welt geſucht und entdeckt haben, die Hoffnung gehabt hatten, eben die Spezereyen und koſtbaren Waaren, welche aus dem alten und nunmehrigen Oſtindien nach Europa gekommen waren, auch in den neuentdeckten und noch ferner zu entdeckenden Ländern anzutreffen. Dem ſey aber, wie ihm wolle, genug es kam bald in den allgemeinen Gebrauch, dieſe wirklich neuentdeckten Lande ebenfalls mit dem Namen von Indien zu belegen.

Weil nun Amerika auch Indien heißt; ſo iſt ganz begreiflich, warum deſſen Einwohner **Indianer** genannt werden. Es paſſet daher dieſer Name nunmehr auch auf die europäiſchen Einwohner von Amerika, er iſt aber von ihnen nicht üblich, ſondern man verſtehet allemal nur die von den erſten und urſprünglichen Einwohnern abſtammenden Nachkömmlinge darunter. Aus eben dieſem Grunde werden auch, ſeitdem der neuentdeckte Welttheil allgemein Amerika

benamet wird, deſſen Einwohner ebenfalls Amerikaner benannt und zwar im doppelten Verſtande, da nach dem einen nur die amerikaniſchen Indianer, nach dem andern hingegen nur die amerikaniſchen **Europäer** darunter verſtanden werden.

Sowohl **Nord**- als **Südamerika** werden nun nicht etwa von einigen wenigen großen und zahlreichen, ſondern von einer Menge mittelmäßig ſtarker, oft auch ſehr ſchwacher Nazionen bewohnt, davon die allermeiſten mit einander in gar keinem Zuſammenhange ſtehen, ſondern jede für ſich allein in Gemeinſchaft lebet. Nur in dem mittlern Nordamerika ſtehen fünf oder ſechs ꝛc. dergleichen indianiſche Nazionen in gewiſſen Fällen in einem Bunde mit einander, von denen weiter unten ein mehreres vorkommen wird.

In Amerika hat das Wort **Nazion** nicht eben die Bedeutung als in andern Weltgegenden. Man gebraucht es von kleinen Geſellſchaften, die vielleicht kaum mehr als zwey bis drey hundert Perſonen ausmachen, aber größere Länder beſitzen, als einige Königreiche in Europa ſind. Allein zuweilen haben auch manche indianiſche Nazionen kaum, oder nicht einmal mehr, als etliche hundert Perſonen, wie ſie vor funfzig und hundert Jahren eben ſo viel Tauſende aufzuweiſen hatten. Uebrigens begreift das Wort **Nazion** zuweilen auch ein Corps mehrerer verbundener Völker, als z. B. die Iroquoiſen. Auch wird, anſtatt des Wortes Nazion, ſehr oft der Ausdruck **Stämme** gebraucht, ſonderlich von kleinen Völkerſchaften, oder von einzelnen, eigene Namen führenden Theilen oder Partheyen großer Nazionen.

Man muß ferner die Indianer, oder urſprünglichen und eingebohrnen Amerikaner nicht mit den

Negern in Amerika verwechſeln, welche letztere, oder doch deren Voreltern, aus Afrika herſtammen und als Fremdlinge nach Amerika gekommen ſind. Beyde haben auch eine verſchiedene Leibesfarbe; denn die Indianer ſehen röthlich, die Negern aber ſchwarz.

Als Amerika von den Europäern entdeckt wurde, bewohnten daſſelbe vielerley eingebohrne indianiſche Nazionen von allerley Gattung. Nach und nach aber wurden viele dieſer Nazionen von den Europäern ausgerottet, oder unter das Joch gebracht, oder nahmen ab und ſtarben wohl gar aus, oder ſie ließen ſich von gewiſſen Bezirken auskaufen, oder zogen, bald freywillig, bald gezwungen, von den Küſten, oder Ländern am Meere, tiefer in das Innere derſelben zurück.

Faſt alle indianiſche, mit den Europäern gränzende Völker neigen ſich ſchnell und ſichtbarlich zu ihrem Untergange, wegen ihrer grauſamen Kriege unter einander; wegen des Mißbrauches ſtarker Getränke; wegen der unter ihnen eingeriſſenen Pocken; auch endlich wegen der von den Europäern geſchehenen Ausrottung und Vertilgung mehrerer indianiſcher Nazionen, in und außerhalb der mit ihnen geführten Kriege. Dieſe Entvölkerung beziehet ſich aber nur auf Nordamerika, denn von Südamerika höret man dergleichen nicht; es fallen auch daſelbſt manche von denen Urſachen weg, welche das nordiſche indianiſche Amerika entvölkern.

Die Länder, ſo den Indianern zugehören, beſtehen meiſtens in gewiſſen Bezirken, die ſie nicht eben völlig, oder auch nur zum Theil wirklich bewohnen, ſondern wo jeder Nazion Voreltern die Jagd von Alters her ausgeübt haben, und welche nicht, wie bey uns, ihre ausdrückliche verglichene und bezeichnete

Gränzen, oder gewiſſe Namen haben, ſondern wo alles auf dem alten Herkommen beruhet. Zu dieſen Ländern der eingebohrnen Indianer werden billig auch gerechnet diejenigen Gegenden, wo die Europäer zwar etwa einen oder etliche Plätze, oder auch wohl nur Faktoreyen haben, übrigens aber nicht Herren des Landes über deſſen Einwohner ſind, ſondern dieſe noch in ihrer angebohrnen Freyheit und Unabhängigkeit leben.

Die indianiſchen Beſitzungen ſelber aber können auf zweyerley Art betrachtet werden, nämlich nach den Namen der Länder, welche die Indianer, oder wir Europäer, gewiſſen Bezirken in Amerika geben, alsdann nach den Namen der indianiſchen Völker und Stämme, welche ſie ſich ſelber beylegen, oder auch von uns erhalten.

Es giebt Hauptgattungen der jetzigen Indianer, die man ſorgfältig unterſcheiden muß, nämlich:

Erſtens diejenigen, welche in einer gänzlichen Unabhängigkeit und ohne Zuſammenhang mit allen Europäern, abgeſondert von denſelben, in ihren eigenen Bezirken wohnen.

Zweytens die, ſo in einem Bündniſſe, oder in einer Art von Unterthänigkeit mit dem einen oder andern angränzenden europäiſchen Staate ſtehen; und endlich

Drittens die, ſo wirkliche und wahre Unterthanen eines europäiſchen Souverains ſind, ſie mögen nun unter deſſen übrigen europäiſchen Unterthanen vermiſcht, oder, von denſelben abgeſondert, unter oder neben ihnen in eigenen Orten, oder ſonſt in Gemeinſchaft leben. Gleichwie aber dieſe Eintheilung ihre Rückſicht auf die politiſche Verfaſſung hat, alſo kann man auch die Indianer in anderer Abſicht, nämlich

in

in Rückſicht auf ihre natürliche und ſittliche Beſchaffenheit, ebenfalls unter einige Hauptklaſſen bringen.

Die einzelnen **Völker** und **Stämme**, von denen man in den neueſten Zeiten, außer den bloßen Namen, noch ſonſt einige Nachrichten oder Spuren angetroffen hat, und von denen weiter unten die erheblichſten ſollen genennt werden, ſind in alphabetiſcher Ordnung folgende:

Abenaquis; ſie befinden ſich gegenwärtig an dem Ufer des Fluſſes S. Franciſcus.

Acanſas, eine Nazion in Louiſiana; ſie ſind die größten und anſehnlichſten unter allen Indianern des feſten Landes, daher ſie auch insgemein die ſchönſten Menſchen genannt werden.

Adirondaks; ſo werden auch die Algonquins genannt.

Ajoues, eine Nazion an dem öſtlichen Ufer des Miſſouri, Nachbarn und Bundesgenoſſen der Sioux.

Algonquinen, an dem Lac Superior, in dem nördlichen Canada. Ihre Stämme, die zum Theil verſchiedene Namen führen, aber doch einerley Sprache haben, ſind ſehr zahlreich.

Alimabous ſind Indianer in Louiſiana.

Amikoues, ſind jetzt bis auf ſehr wenig Familien gekommen.

Aniez, eine der vereinigten indianiſchen Nazionen.

Apalachen; ſie waren die alten Einwohner von Oſtflorida, jetzt wohnen ſie in dem ſogenannten ſpaniſchen Neumexico.

Apaſchen, ſind vermuthlich einerley Volk mit dem vorigen.

Arreſigunticooks, wohnen in der Gegend von Neuſchottland.

Aſſiniboils, ein von den Nadoweſſiern abgefallener Stamm.

Attawawas; ſie wohnen an den Ufern des Utawasfluſſes, der in den Lorenzfluß fällt. Dieſe Nazion wohnt in Hütten von kugelförmiger Geſtalt, die unten auf der Erde gemeiniglich ſechszehn bis zwanzig Fuß im Durchmeſſer haben, und oben ungefähr zwey Fuß offen ſind, um Licht herein und den Rauch heraus gehen zu laſſen. Im Mittelpunkte machen ſie das Feuer an, bedecken die Hütten mit Matten von Binſen, welche ſie ſehr künſtlich zuſammenflechten und hängen ſie ſo, daß dieſe Wohnungen dadurch ſehr warm und erträglich werden. In jeder Hütte befinden ſich gemeiniglich zehn bis zwölf Perſonen.

Den Sommer bringen ſie an den Ufern der Flüſſe und Seen zu, wo ſie fiſchen und Getraide bauen, den Winter aber ziehen ſie ſich in die zuweilen zwey bis drey hundert engliſche oder vierzig bis funfzig teutſche Meilen entlegenen Berge, um deſto mehr Wildpret anzutreffen. Sie ändern ihre Wohnungen gemeiniglich im Frühling und Herbſt und führen die Decken ihrer Hütten mit ſich, da ſie denn in kurzer Zeit neue Städte errichten können, die eben ſo bequem ſind, als die alten. So lange ſie geſund ſind, leben ſie bloß von den einfachen Geſchenken der Natur und den Kranken liefern die Seen und Wälder alle Arzeneyen, welche ſie nöthig haben und in deren Anwendung einige ſehr erfahren ſeyn ſollen. Ein jeder beſitzt gewiſſe Sachen eigenthümlich, deshalb tauſchen ſie mit einander und leben im Ganzen ein geſelliges Leben.

Atimucas, ſind Indianer in Oſtflorida.

Bayagoulas, ſind faſt ganz ausgegangen und einige wohnen noch in Louiſiana.

Bravos, wohnen in der Gegend von Californien.

Bull-Indianer, ſie unterſcheiden ſich in ihren Sitten wenig von den Soutios, mit denen ſie urſprünglich eine Nazion zu ſeyn ſcheinen.

Canſes, ſind Indianer an der Weſtſeite des Fluſſes Miſſouri.

Catabaws, ſind Indianer an oder in der Provinz Karolina.

Cayugas, eine der fünf vereinigten indianiſchen Nazionen, am Fluſſe und See gleiches Namens.

Chactawer, eine Nazion, die mit den Spaniern und den vereinigten nordamerikaniſchen Staaten benachbart iſt.

Cheeracken; ſie wohnen in den Gebirgen hinter Karolina. Sie ſind nicht ſo groß, auch nicht ſo kriegeriſch, als andere Indianer, ſondern mehr gewohnt, ihren Unterhalt durch die Arbeit und den Kornbau, als durch die Jagd zu erhalten.

Chicketwas, eine Nazion in Karolina oder Louiſiana und zwar die unerſchrockenſte unter allen.

Chichimeker, ſind Indianer in den Gebirgen gegen Norden von Mexico.

Choktah, beſitzen ein groß Stück Landes gegen Norden von Mobile. Sie ſind die verſchlagenſten und am ſchnelleſten entſchloſſenen unter allen Indianern. Man muß über ihre liſtigen Wendungen erſtaunen, wenn ſie jemand überreden wollen, ihnen etwas zu bewilligen. Sie betteln das ganze Jahr hindurch. Von Statur ſind ſie gemeiniglich magerer als andere. Im Ballſpiel haben ſie eine beſondere Geſchicklichkeit, eben ſo im Laufen und allen körperlichen Uebungen. Sie ſind ferner außerordentlich liſtig, einen Feind zu betrügen und ihre Fußtapfen zu verbergen, ſo daß ihre Feinde ſelbſt geſtehen, es ſey unmöglich, ſie aufzufinden, wenn ſie nicht ihre Perſon ſehen. Außer ihrem Lande ſind ſie ſehr furchtſam; werden ſie aber in ihrem Lande angegriffen, ſo ſtreiten ſie tapfer. Seitdem ſie den Gebrauch des Schießgewehres haben kennen gelernt, ſind ſie ſehr

ſtark in der Kunſt, das Wild auch in dichten Rohrſümpfen zu fällen.

Colapiſſas, eine Nazion in Louiſiana; es ſind lauter ſtreitbare Leute und ihre Hütten gleichen den Pavillons.

Coras, eine Nazion in dem unterſten Theile von Californien.

Creek-Indianer, ihr eigentlicher Name iſt Uſcheeſees, die Engländer aber heißen ſie Creeks, weil ihr Land zwiſchen Flüſſen nahe bey Florida liegt, welche die Engländer in Amerika Creeks nennen. Ihre Sprache iſt die wortreichſte und gelindeſte unter allen indianiſchen, und man hält ſie für eine Mutterſprache, von der die übrigen abſtammen, weil ſie ſich allen andern Nazionen des nördlichen Amerikas verſtändlich machen können. Sie werden in drey Klaſſen abgetheilet, in die obern, mittlern und untern Creeks. Die beyden erſten nennen ihre Häupter Könige, ſie ſind jedoch in den meiſten Regierungsſachen dem Oberhaupte der letztern unterworfen, welcher den kaiſerlichen Titel führet. Sie ſind lang und ſtark von Körper und dabey tapfer; man hat im ſüdlichen Theile für ſie eben die Hochachtung, als für die Irokeſen im nördlichen Theile von Amerika.

Delawaren, ein indianiſches Volk in Nordamerika, um den Fluß dieſes Namens wohnhaft; es ſoll ſich durch ſeine Treuloſigkeit und Betrügerey vor andern beſonders auszeichnen.

Fuchs-Indianer, wohnen an der Weſtſeite des Sees Mechigan, an dem von ihnen ſo benamten Fuchsfluſſe, und ſind eine unbedeutende Nazion.

Fünf Nazionen, auch ſechs Nazionen; die Franzoſen heißen ſie Iroquois, Irokeſen; die Holländer aber Maquaas. Ihr Land liegt zwiſchen den

den Seen und dem Gebirge hinter Neuyork, Penſylvanien, Maryland und Virginien. In der Geſchichte der engliſchen Colonien in Nordamerika wird geſagt: „dieſe, um die fünf großen in Nordamerika liegenden Seen wohnende, indianiſche Nazionen ſind fünf beſondere Völker, die ungefähr ſo, wie die ſieben vereinigten Provinzen in den Niederlanden, durch Verträge mit einander verbunden ſind, von denen aber keine der andern vorſchreiben kann.“ Dieſe Verbindung iſt ſo alt, daß die Engländer nicht wiſſen, wenn ſie geſtiftet worden iſt; ſie kennen ſie unter den Namen der **Mohawks, Oneydoes, Onondagas, Cayugas** und **Seennekas**. Jedes Volk von ihnen iſt wieder in drey Stämme oder Zünfte abgetheilet, die ſich durch ein beſonderes Wappen oder Zeichen unterſcheiden, z. B. durch eine Schildkröte, einen Bär, einen Wolf ꝛc. und die Sachems oder Häupter dieſer Zünfte ſetzen dieſes Wappen allemal dabey, wenn ſie etwas öffentlich unterſchreiben.

Jede Nazion macht eine unbeſchränkte Republik für ſich aus; jeder Ort dieſer Nazion iſt wieder unabhängig, und es regiert ein Aelteſter darinnen. Dieſe Aelteſten erhalten ihre Würde bloß durch die gute Meynung, welche die Nazion von ihrer Geſchicklichkeit oder Rechtſchaffenheit hegt. Dieſe kleine Regenten belohnen bloß durch Ehre und Achtung und ſtrafen durch Beſchämung und Geringſchätzung. Sowohl bey ihren Geſchäften mit andern Nazionen, als auch, wenn ſie etwas unter ſich abzuthun haben, beobachten ſie gewiſſe Gewohnheiten, und halten es für eine Schande, ſolche aus der Acht zu laſſen; werden ſie nicht gehalten, ſo folgt gewiß eine öffentliche oder Privatrache darauf.

Ihre angeſehenſten Männer, es mögen Sachems, oder Capitains ſeyn, ſind gemeiniglich ärmer als das

gemeine Volk; denn ſie ſuchen etwas darin, alle Geſchenke oder Beute, die ſie im Kriege, oder bey Friedensſchlüſſen empfangen haben, wieder wegzugeben, und nichts für ſich zu behalten. Man trifft unter allen fünf Nazionen keinen einzigen in einem öffentlichen Amte ſtehenden Mann an, der ſolches nicht durch ſeine Verdienſte erhalten hätte. Mit keiner Bedienung iſt ein Gehalt, oder ſonſt einiger Nutzen verknüpft, welcher den Geitz und die Habſucht reitzen könnte; auf jede ſchlechte Handlung folget vielmehr der Verluſt des Amtes.

Dieſe fünf Nazionen halten ſich ſämmtlich für beſſer als andere Menſchen und nennen ſich deswegen Ongue-Honwe, das iſt, Menſchen, die alle andere übertreffen. Dieſen Grundſatz prägen ſie ihren Kindern ſogleich ein, und er giebt ihnen denjenigen Muth, welcher allen übrigen Völkern in Amerika fürchterlich iſt; ſie haben ihn auch allen Nachbarn dergeſtalt von ſich beygebracht, daß dieſe ihnen auf das genaueſte gehorchen. Um des Tributs willen fangen ſie jedoch niemals Krieg mit den Nachbarn an, ſondern allemal um der Ehre willen; und je weiter ſie gehen müſſen, um den Feind aufzuſuchen, deſto mehr Ruhm glauben ſie dabey zu erwerben.

Man hält ſie ſehr irrig für große Barbaren, die nach Menſchenblute dürſten; ihr wahrer Karakter aber iſt ſehr verſchieden. Sie ſind allerdings das muthigſte und fürchterlichſte Volk in Nordamerika, ſie beſitzen aber auch unſtreitig viel Klugheit und Politik, wie man aus ihrem Betragen nicht nur gegen die Franzoſen und Engländer, ſondern auch gegen die übrigen Völker dieſes Welttheiles abnehmen kann. Wenn über wichtige, die ſämmtlichen fünf Nazionen betreffende Angelegenheiten berathſchlaget werden ſoll, ſo verſammeln ſich alle Sachems derſelben. Um ſich

mächtiger zu machen, ſuchen ſie andere Völker ihrer Nazion einzuverleiben; und wenn ſie ein Volk bezwungen, und ihre Rache durch einige grauſame Beyſpiele geſättiget haben, ſo nehmen ſie die übrigen Gefangenen unter ſich auf. Führen ſich dieſe gut auf, ſo ſchätzen ſie ſolche eben ſo hoch als ihre eigene Nazion, ſo daß zuweilen dergleichen Gefangene ihre vornehmſten Sachems und Capitains werden. Die Grauſamkeit, welche die Indianer im Kriege gegen die unwehrhaften Weiber, Kinder und Gefangenen ausüben, ſind allerdings abſcheulich; dieß thun aber die fünf Nazionen nicht allein, ſondern überhaupt alle Indianer.

Wenn ſich einige junge Leute aus dieſen Nazionen hervorthun, und durch eine merkwürdige That gegen den Feind bey ihren Landesleuten ſich in Anſehen ſetzen wollen, ſo entdecken ſie ihre Abſichten zuerſt einigen vertrauten Freunden; ſind dieſe damit einig, ſo wird alle junge Mannſchaft des Ortes auf eine feyerliche Mahlzeit von Hundefleiſch eingeladen. Bey dieſer Gelegenheit ſuchen die Unternehmer ihr Vorhaben aufs beſte anzupreiſen und andere zu bewegen, den Ruhm mit ihnen zu theilen; wer nun Hundefleiſch ißt, geſellet ſich zu ihnen.

Die Nacht zuvor werden alle Krieger der Nazion zu einem großen Feſte eingeladen, der Kriegstanz wird getanzt und dazu auf einen Keſſel getrommelt. Die Krieger ſitzen in zwey Reihen; einer ſtehet nach dem andern auf, ſingt ſeine und ſeiner Vorfahren Heldenthaten ab, und tanzt dabey mit gewiſſen Geberden, welche die Thaten einigermaßen vorſtellen. Zuweilen ſtimmen ſie ſämmtlich ein Chor an, um jeder großen That ihren Beyfall zu geben. Sie erheben den Ruhm, welchen ihre Vorfahren dadurch erlangt haben und ſetzen ihren Geiſt dadurch in

einen kriegeriſchen Enthuſiasmus. Sie ſtellen ſich bey dieſem Tanz mit gemahltem Geſichte ein, wie ſie allemal thun, wenn ſie zu Felde ziehen, um dem Feinde deſto fürchterlicher zu ſcheinen.

Alsdann ziehen ſie von ihrem Orte ſehr feyerlich und in ihren beſten Kleidern aus und beobachten dabey ein ſehr tiefes Stillſchweigen; die Weiber folgen mit den alltäglichen Kleidern nach und nehmen, wenn ſie eine Strecke aus dem Orte ſind, die guten Kleider wieder mit ſich; ehe ſie aber ihren Weg fortſetzen, ſchälen ſie die Schale eines Baumes, gemeiniglich einer Eiche, wegen der Dauerhaftigkeit ab, und ſtreichen die glatte Seite roth an; ſie nehmen auch ſo viel Böte mit ſich, als zu der ausziehenden Mannſchaft erforderlich ſind. Vorn an den Canoen mahlen ſie ein Thier, z. B. einen Fuchs, oder eine Gemſe, als ein Emblem der Nazion, welche ſie bekriegen wollen. Bey dergleichen Unternehmungen fahren ſie allemal, ſo weit ſie können, die Flüſſe hinab, welche zu dem Feinde führen. Nach geendigter Expedition machen ſie an obiger Stelle auf dem Rückzuge wieder Halt, thun ihren Freunden ihre Ankunft zu wiſſen, damit ſolche ſie, nach Proportion, wie ſie in ihrem Unternehmen glücklich geweſen ſind, feyerlich empfangen. Zu gleicher Zeit ſtellen ſie auf dem obgedachten Baum, oder einem nahe dabey ſtehenden, den Ausgang ihrer Unternehmungen vor. Die Fahrzeuge werden wieder nach ihren Wohnungen zurück gebracht, nachdem zuvor die Anzahl der Erſchlagenen durch ſo viel ſchwarze und der Gefangenen durch ſo viel weiße Hirnſchädel darauf abgemahlet worden. Dieſe Bäume ſind gleichſam die Annalen und Siegeszeichen der fünf Nazionen und ſowohl dadurch, als durch ihre Kriegslieder, erhält ſich die Geſchichte ihrer berühmten Thaten. Der feyerliche Empfang dieſer Krieger und der

freudige

freudige Zuruf, womit man ſie bey ihrer Zurückkunft empfängt, muß alle, die dabey ſind, zur Nacheiferung aufmuntern, und dieſelbe Wirkung wie ein Triumph bey den alten Römern haben.

Sind ihre Gefangenen erſt einmal in Sicherheit gebracht, dann thun ſie ihnen kein Leid mehr, ſondern leiden lieber ſelbſt Noth, als daß ſie es ihnen an etwas fehlen laſſen. Inzwiſchen müſſen dieſe Unglücklichen erſt viel ausſtehen, ehe ſie ihr Urtheil zum Leben oder Tod empfangen. Die Krieger ſuchen eine Ehre darin, ſie durch alle an dem Wege liegenden Dörfer der ihnen unterworfenen Nazionen zu führen; die Einwohner ſtellen ſich in zwey Reihen und laſſen, um ihren Eifer für die fünf Nazionen und den Haß gegen die Gefangenen zu zeigen, die nackten Gefangenen gleichſam Spießruthen laufen, wobey ſich die Weiber gemeiniglich unbarmherziger als die Männer bezeigen. Eben ſo werden die Gefangenen auch am Ende ihrer Reiſe empfangen, und hernach denen übrigen, die in den letzten Kriegen und Unternehmungen ihre Verwandten verloren haben, Preis gegeben. Nehmen dieſe die Gefangenen auf, ſo hat ihre Noth ein Ende, ſie werden aufs beſte gekleidet und frey gelaſſen, doch mit dem Bedinge, nicht wieder nach Hauſe zu kehren. Sie treten alsdann in alle Rechte desjenigen, an deſſen Stelle ſie aufgenommen werden, ſonſt müſſen ſie unter der größten Marter ſterben, um die Rache derer, die ſie nicht aufnehmen wollen, zu ſättigen. Wird ein junger Mann an die Stelle des Erſchlagenen aufgenommen, ſo nennen ihn die Kinder des Verſtorbenen ihren Vater und wären auch die Kinder ſchon Männer von dreyßig Jahren.

Ihre Waffen beſtehen aus Flinten, Beilen und langen ſpitzigen Meſſern, die ſie beſtändig bey ſich führen.

führen. Das Beil ſteckt in Kriegszeiten hinter ihnen im Gürtel, und ſie beſitzen, des andern Gebrauches, den ſie davon machen, nicht zu gedenken, eine beſondere Geſchicklichkeit, dieſes Beil zu werfen, ſo daß es, wenn es ſich gleich im Wurfe etlichemal umdrehet, doch allemal mit der Schneide, wohin ſie zielen, ſtecken bleibt. Die Bogen und Pfeile ſind nicht mehr gebräuchlich, außer bey den Knaben, die ſehr gut damit ſchießen lernen und allerley Geflügel und andre Thiere damit erlegen.

Im Kriege haben ſie keine muſikaliſchen Inſtrumente, nicht einmal die Trommel, ſondern ihre Kehle muß bey ſolchen Gelegenheiten deren Stelle vertreten. Manche beſitzen die Kunſt, ihre Stimme außerordentlich zu erheben, wenn ſie in großer Entfernung jemand etwas zurufen, oder nur bloß ſchreyen wollen. Sie machen ihre Gefangenen nie zu Sklaven, ſondern nehmen ſie, wenn ſie ihnen eine Ehre erweiſen wollen, in ihre Nazion auf, und dieß iſt bey den großen Begriffen, die ſie von ſich haben, das allergrößte. Es bedarf hierzu nicht die Einſtimmung der ganzen Nazion, ſondern ein jeder hat hierzu ein Recht.

Ihre Gaſtfreyheit verdienet eben ſo ſehr, als ihre übrigen guten Eigenſchaften, angemerkt zu werden. Kommt ein Fremder, ſo bieten ſie ihm ſogleich etwas zu eſſen an; ſind deren mehrere, und kommen ſie weit her, ſo räumen ſie ihnen eine ihrer beſten Wohnungen ein. Ihre Höflichkeit gehet in dieſem Stücke ſehr weit, ſie machen es ſich zur Hauptregel, ihren Gäſten alles zu geben; die Mohawks haben aber jetzt dieſe Einrichtung gegen die Chriſten abgeſchafft, ſie bieten den Fremden jetzt ſelten mehr als den nothdürftigſten Unterhalt an. Ueberhaupt hat dieſe Nazion, ſo wie die übrigen, viele ihrer alten Gebräuche geändert

und an deren Stelle europäiſche Gewohnheiten angenommen; daher man ihre urſprünglichen wahren Gebräuche von den neuern nicht recht mehr unterſcheiden kann.

Da alles, was Zwang und Sklaverey heißt, von den fünf Nazionen entfernt iſt, ſo laſſen ſie ſich auch durch das Band der Ehe nicht feſſeln. Wird ein Theil des andern überdrüßig, ſo trennen ſie ſich ohne Formalitäten, und die Kinder folgen der Mutter. So lange ſie Frauen ſind, beſtehet ihre Beſchäftigung in Korn ſäen, Holzhacken und allen beſchwerlichen Arbeiten; denn die Männer hegen für jede Art von anſtrengender Arbeit einen Abſcheu, und lieben nichts als die Jagd, welche ſie für die einzige anſtändige Arbeit halten. Wenn es keine Zeit iſt zu jagen, ſo findet man die Alten beyſammen in Geſprächen, und die Jungen üben ſich im Schießen nach dem Ziele, im Werfen der Beile, im Ringen und Laufen; die Weiber hingegen ſind im Felde geſchäftig.

Der Diebſtahl wird für eine große Sünde gehalten, und nur, ſeitdem ſie die Chriſten kennen, ſind ſie in ein andres Laſter gefallen, das ihnen vorher nothwendig unbekannt ſeyn mußte, nämlich in das Laſter der Trunkenheit. Sonderbar iſt es, daß faſt alle Indianer, Männer und Weiber eine ſo heftige Neigung zum Branntwein haben; ſie ſind unerſättlich, ſo lange ſie nur noch ſchlucken können, und arten dann in die äußerſte Wildheit aus. Sie haben nie gelernt, eine Leidenſchaft anders, als durch eine gegenſeitige, zu überwinden; und die Kaufleute, welche mit ihnen handeln, ſuchen ſie auch nicht davon abzuhalten, ſondern verleiten ſie noch mehr, um Nutzen aus ihrer Ausſchweifung zu ziehen. Das Laſter des Trunkes hat auch ihre Anzahl weit mehr geſchwächt, als alle Kriege und Krankheiten zuſammen genommen.

Sie halten ſehr gern öffentliche Reden, (eine Folge der republikaniſchen Verfaſſung) und weil ihre beſten Redner ſich in den öffentlichen Verſammlungen und Unterhaltungen mit andern Völkern ſehr hervor thun, und ſich dadurch die Hochachtung ihrer Landesleute erwerben, ſo müſſen ſie ſich wahrſcheinlicher Weiſe mit beſonderm Fleiß darauf legen, um eine gewiſſe Fertigkeit darin zu erlangen. Aus Mangel an Kenntniß ihrer Sprache kann man aber nicht richtig beurtheilen, wie weit ihre Geſchicklichkeit darin gehet; doch ſollen ihre Reden einen fließenden Vortrag und viel Anſtand haben.

Von ihrem Religionszuſtande und von den Begriffen ihres Glaubens läßt ſich ebenfalls ſehr ſchwer etwas Beſtimmtes ſagen. Diejenigen Indianer, welche nahe an den Engländern wohnen, und wohl gar mit ihnen handeln, lernen auch ganz natürlich vieles von ihnen, und man kann alſo kaum mehr ſagen, was ihnen noch urſprünglich eigen iſt, oder was ſie von den Chriſten angenommen haben. So viel iſt gewiß, daß ſie keine Art von öffentlichem Gottesdienſt beobachten, auch kein eigenes Wort haben, welches Gott bedeutet, ſondern ein zuſammengeſetztes, welches ſo viel heißt, als Erhalter, Regierer oder Meiſter der Welt. Eben ſo wenig weiß man, was ſie ſich von ihrer künftigen Beſtimmung für einen Begriff machen; inzwiſchen ſcheinen ihre Gebräuche bey den Leichenbegängniſſen zu verrathen, daß ſie einen dunkeln Begriff von einem Zuſtande nach dieſem Leben haben. Sie machen nämlich ein rundes Loch, darin ein Körper ſtehend oder ſitzend Platz hat, ſtellen den Leichnam hinein, decken Holz darüber, damit ihm die darauf geworfene Erde nicht drücken möge und oben darüber machen ſie einen Hügel von Erde. Der Körper wird aufs beſte angeputzt, auch allerley

Speiſen

Speiſen und Sachen neben ihm hinein gelegt. Die Anverwandten ſorgen alsdann dafür, daß weder Gras noch Unkraut auf dem Grabe wachſe, und beſuchen es öfters unter großen Klagen. Ob dieſe Gebräuche aus Achtung für den Verſtorbenen, oder weil ſie ein künftiges Leben glauben, beobachtet werden, kann niemand beſtimmen.

Die Sitten dieſer Indianer ſind eben ſo einfach, als ihre Regierungsform. Ihre Wohnungen beſtehen aus einigen in die Erde geſteckten Stangen, welche mit Rinden von Bäumen bedeckt ſind. Wenn eine ziemliche Anzahl ſolcher Hütten ins Gevierte beyſammen ſtehet, ſo umgeben ſie ſolche mit Palliſaden und nennen es ein Caſtell oder Schloß, ob es gleich übrigens keine Befeſtigung hat. Dieß ſind ſichere Orte für alte Männer, Weiber und Kinder, wenn die übrigen in den Krieg ziehen. In ihren Speiſen ſind ſie nicht leckerhaft, die gewöhnlichſten ſind Wildpret, zuweilen Hunde und gewiſſe Arten von Schlangen; dieſe Speiſen werden theils roh, theils gebraten genoſſen. Dieß ſind ohngefähr die Hauptkarakterzüge dieſer Nazion, das übrige haben ſie mit allen andern Indianern gemein.

Gaſpeſier wohnen auf der Oſtſeite des Lorenzfluſſes und haben mit den Abenaquis einerley Sprache, Sitten und Gewohnheiten. Sie ſtehen unter verſchiedenen Oberhäuptern kleiner Stämme, die aber eigentlich nur den jungen unverheyratheten Mannsperſonen zu befehlen haben. Wenn die Männer in den Krieg ziehen, ſo pflegen ſie erſt ihr Glück an ihren Weibern zu verſuchen. Sie liefern eine förmliche Bataille mit ihnen; gewinnen die Weiber, ſo gehen die Anführer getroſt mit ihnen zu Felde, weil die Männer alsdann mit Verzweiflung fechten; verlieren aber die Weiber, ſo hält man dieß für eine böſe Vorbedeutung.

Huronen, eine indianiſche Nazion in Nordamerika an dem Fluſſe gleiches Namens. Gegenwärtig haben ſie ihren Sitz am ſüdweſtlichen Ende des Erie' Sees, in einem fruchtbaren und wohlangebaueten Lande. Als ehemalige getreue Freunde der Franzoſen haben ſie ihre Sitten vor andern Wilden merklich verbeſſert. Einige ſind auch durch die franzöſiſchen Miſſionairs bekehrt, und man findet nahe bey Quebec ein ganzes Dorf chriſtlicher Huronen. Ihre Sprache ſoll die übrigen an Reichthum und Nachdruck übertreffen, doch nicht ſo zierlich ſeyn, als die algonquiniſche. Unter ihnen iſt die Würde eines Oberhauptes erblich in weiblicher Linie, ſo daß allezeit der Schweſter Sohn demſelben nachfolgt; und iſt die ganze Linie ausgegangen, ſo kann die erſte Matrone des Stammes oder der Völkerſchaft die Wahl treffen. Unter allen Indianern ſollen ſie die ſchönſten Weiber haben.

Illinoiſen, wohnen an dem Ufer des Fluſſes, welcher aus dem See dieſes Namens entſpringt. Sie bearbeiten das Land nach ihrer Art und ſind ſehr arbeitſam, ſie halten auch Federvieh und verkaufen es an die Europäer. Ihre Weiber ſind beſonders geſchickt; ſie ſpinnen Ochſenhaare und machen ſie ſo fein, daß man ſie für Seide halten ſollte. Hieraus werden Zeuge verfertiget, die ſie ſchwarz, gelb und roth färben, alsdann machen ſie Röcke daraus und nähen ſie mit Fäden, die ſie aus den Nerven der Rehe bereiten, ſauber zuſammen. Ihre Stämme ſind heut zu Tage ſehr unter einander gemiſcht und führen verſchiedene Namen.

Iroker; ſo wurden vormals die verbundenen fünf Nazionen von den Franzoſen genannt.

Kappas, eine Nazion in Louiſiana, welche vormals ſehr zahlreich war.

Kaskasquias, am Miſſiſippi, wo die Franzoſen eine der blühendſten Kolonien hatten.

Katabah, nahe bey Carolina wohnhaft. Die Eingebohrnen pflanzen kaum etwas, das zur Erhaltung ihres Lebens dient, ſondern nähren ſich von Südcarolina. Es giebt hier keine Indianer von ſo kriegeriſchem Geiſte.

Mahaer, welche mit den vorigen in einem Lande, etliche hundert engliſche Meilen von der Faktorey la Reine, wohnen. Sie bringen einen großen Vorrath von indianiſchem Korn dahin, wogegen ſie Meſſer, Beile und andere Sachen eintauſchen.

Malhominos, eine Nazion an dem See Mechigan, welche ihre gewöhnliche Nahrung von dem wilden Hafer hat. Sie haben eine beſondere Sprache unter ſich, die ſie niemanden entdecken. Man hat auch eine gewiſſe Erzählung von einer großen Schlange, die ſich alle Jahre in ihrem Dorfe einfindet, und die ſie mit großen Ceremonien empfangen.

Marmorflußindianer; ſie wohnen um den Fluß dieſes Namens, mahlen ſich ihre Gürtel ſtark mit einem blauen Thone, beſonders bey Feyerlichkeiten, weil ſie die Farbe des blauen Himmels für das Zeichen des Friedens halten.

Maſcoutins, an dem S. Joſephusfluß, eine unbedeutende Nazion.

Maubilier, ein Volk in Louiſiana. Bey deſſen heiligem Feuer mußten die andern Nazionen dieſer Gegend das ihrige wieder anſtecken, wenn es durch einen Zufall, oder aus Nachläßigkeit erloſchen war.

Meſſinſangas, wohnen unweit des S. Lorenzfluſſes.

Metchigamias, ein Volk, das von den Kaskasquias unter ſich aufgenommen worden iſt.

Wickanders, an den Ufern des Hudſonsfluſſes, ſind den fünf Nazionen unterworfen.

Mikmacks, ein unbedeutendes Volk.

Mingas; ſie gehören jetzt zu den fünf Nazionen.

Miſouriindianer, am Fluſſe gleiches Namens. Geſundheit, Freude, Friede und Ueberfluß ſcheinen hier ihren Hauptſitz aufgeſchlagen zu haben, Sorgen, Angſt, Ehrgeiz und Geldbegierde aber aus dieſem glücklichen Lande verbannet zu ſeyn.

Miſſiſaguer, wohnen an dem See Huron und ſind den vereinigten indianiſchen Nazionen einverleibt worden.

Mohakier, ebenfalls ein Stamm der vereinigten indianiſchen Nazionen.

Montagnez, wohnen am untern Theil des Lorenzfluſſes.

Moſquitos, an der öſtlichen Küſte des atlantiſchen Oceans. Ihre Verbindung mit den engliſchen und franzöſiſchen Seeräubern, mit denen ſie oft in ſehr gefährliche Unternehmungen gezogen ſind, hat ihre Wuth gegen ihre Unterdrücker, die Spanier, und ihre natürliche Kühnheit vermehret, auch ihre Hände an den Gebrauch des Schießgewehres gewöhnen können, aber ihre Menſchenzahl, die einſt ſehr beträchtlich geweſen iſt, hat immer nach Graden abgenommen.

Nadoweſſier, beſtehen jetzt aus eilf Stämmen; urſprünglich waren ihrer zwölfe. Drey Stämme werden die Flußſtämme genannt, weil ſie vorzüglich am Ufer des Miſſiſippi, nahe bey dem Fluſſe S. Croix, wohnen; die acht andern wohnen weiter nach Weſten. Dieſe Völkerſchaften haben zwar keinen feſten Wohnplatz, ſondern wohnen in Zelten und halten ſich nur wenige Monate an einer Stelle auf; allein demohngeachtet bringen ſie immer

die

die Gebeine ihrer Verſtorbenen in die am Miſſiſippi gelegene fürchterliche Höhle, welche ein Begräbnißplatz von verſchiedenen Stämmen der Nadoweſſier iſt. Ihre Sitten und Gebräuche werden in der allgemeinen Beſchreibung weiter unten vorkommen.

Nachten, eine Nazion, welche mit den Delawaren mehrentheils einerley Sitten hat, wohnen hinter Penſylvanien, und einige von ihnen ſind Chriſten geworden. Sie haben von ihren Vorfahren folgende Ueberlieferungen. Ihr Volk ſey vor alten Zeiten durch einen Fluß getheilt geweſen, neun Theile wären über denſelben gegangen und ein Theil zurückgeblieben. Sie könnten nicht mit Gewißheit ſagen, wie ſie in das Land, welches ſie jetzt bewohnten, zuerſt gekommen wären; allein ſie glaubten, es ſey auf folgende Art zugegangen. Als ſie vor dieſem noch weiter gegen Weſten gelebt hätten, habe einer ihrer Könige das Reich ſeinen zween Söhnen hinterlaſſen, der eine habe den andern mit Krieg überzogen, worauf ſich der letzte entſchloſſen, ſein Vaterland zu verlaſſen, und ſo wäre er mit ſeinen Leuten vierzig Jahr herumgezogen, bis ſie endlich an den Delawarefluß gekommen wären, wo ſie ſich vor dreyhundert und etliche ſiebenzig Jahren niedergelaſſen hätten. Die Art, wie ſie die Jahrzahl erhielten, ſeitdem ſich dieſes zugetragen, wäre dieſe: Sie hiengen alle Jahre ein Porzellainkorn an einen Gürtel, welchen ſie zu dem Ende aufbewahrten.

Sie feyern das Feſt der Erſtlinge, oder des grünen Korns ſehr feyerlich. Zwölf ihrer Aelteſten verſammeln ſich und ſchaffen ein Reh und etwas Korn herbey. Das Wild wird nach der Anzahl der zwölf Männer in eben ſo viel Theile zerlegt, das Korn aber wird in einem Mörſer zerſtoßen, und in Kuchen unter der Aſche gebacken, alsdann in eben ſo viel Theile

 als

als das Wild vertheilet. Hierauf halten dieſe Männer jeder einen Theil des Wildprets und zubereiteten Korns in die Höhe, beten mit ihrem Angeſichte gegen Oſten gerichtet, und preiſen die ihnen vom Himmel erwieſene Wohlthat und erbitten den Segen über ihre Erſtlinge. Nachher wird dieſes von denen, welche gegenwärtig ſind, genoſſen, und dann machen ſie erſt Gebrauch von ihrem Korn und ihren Erdfrüchten.

Wo die große Sonne, ihr König, gegenwärtig iſt, da wird dieſes Feſt angekündiget und währet drey Tage, welche mit Spielen und Luſtbarkeiten zugebracht werden. Jede Privatperſon trägt hierzu ihren Antheil von der Jagd, Fiſcherey und anderm Vorrathe bey. Die Sonne oder der König, nämlich das Oberhaupt und ſeine Frau, haben den Vorſitz in einer erhabenen und mit Laubwerk bedeckten Hütte. Jeder Hausvater bringt ſeine Erſtlinge in den Tempel, und dergleichen geſchiehet mit allen Geſchenken, welche der Nazion überbracht werden. Man ſtellet ſie vor dem Tempel aus, und der Hüter, nachdem er dieſelben den Geiſtern dargeboten hat, trägt ſie zum Oberhaupte, welcher ſie nach Gefallen austheilet.

Sie haben noch ein anderes Feſt, welches zur Abendzeit gefeyert wird, und den Oſtern der Juden ziemlich ähnlich iſt. Es wird eine große Menge Wild, nebſt andern Speiſen herbeygebracht, welches auf ihre gewöhnliche Art zubereitet wird, und wobey ſie ſich den Abend vergnügen; was aber übrig bleibt, wird ins Feuer geworfen und verbrannt: denn es muß den andern Morgen nichts mehr davon übrig ſeyn; auch darf dem Wilde kein Bein zerbrochen werden. Einige dieſer Stämme wählen ſich zwölf Männer, welche ſie mit zwölf Rehen verſehen müſſen. Ein jeder von ihnen ſchneidet ſich eine dünne Stange,

ſchälet

ſchälet ſie ab, und befeſtiget das Ende in die Erde, beuget das oberſte Ende oben zuſammen und macht auf dieſe Art ein Zelt, welches ſie mit Decken behängen. Hierauf ſucht ſich ein jeder einen Stein aus, macht dieſen im Feuer heiß, leget ihn in das Zelt in Geſtalt eines Altars mit mehreren zuſammen, und verbrennen hierauf das Inwendige ihrer Rehe. Indem dieſes geſchiehet, rufen die zwölf Opfernden zu den Indianern, die außerhalb ſind: „Wir beten.“ Dieſe antworten: „Wir hören.“ Hierauf ſchreyen die erſten ſehr laut: Ho — Ach! — Wenn das Fett auf dieſe Art verbrannt iſt, ſo verbrennen ſie auch fein geſchnittenen Tabak.

Anſtatt des Geldes gebrauchen ſie das aus Meermuſcheln zubereitete und bey den Alten ſchon bekannte Purcella, wovon unſer nachgemachtes Porzellain den Namen hat. Es giebt zweyerley Arten, nämlich weißes und violettes; des erſtern bedienen ſie ſich, allerley Zierrathen daraus zu verfertigen und ſich damit zu ſchmücken, das andere wird weit höher geſchätzt, und je mehr es ins Dunkle fällt, deſto höhern Werth hat es.

Zu Staatsangelegenheiten wird ſowohl bey dieſer als andern Nazionen Porzellain gebraucht. Dieſes iſt durchgängig in kleine Cylinder, in der Länge des vierten Theiles eines Daumens und nach Proportion eben ſo dick bearbeitet. Es wird auf eine zweyfache Art, nämlich in Zweige und Bänder, abgetheilet. Die Zweige beſtehen aus lauter Cylindern, die ohne Ordnung einer hinter dem andern wie eine Perlenſchnur angefädelt ſind. Die Bänder beſtehen aus breiten Gürteln, woran die kleinen weißen und violetten Cylinder wechſelsweiſe an dünne lederne Riemen angeſchnüret werden, woraus eine angenehme Abwechſelung entſtehet. Ihre Länge und Breite,

 nebſt

nebſt den farbigten Körnern, ſind nach der Wichtigkeit der Sache eingerichtet. Sie bedienen ſich dieſer bey allen Gelegenheiten ſtatt ſchriftlicher Urkunden, und glauben nicht eher zur Erfüllung ihrer Verabredung verbunden zu ſeyn, bis ſelbige durch wechſelsweiſe Ueberlieferung eines dergleichen Gürtels, oder, in geringern Sachen, eines Zweiges, feyerlich gemacht worden. Auf gleiche Art bedienen ſie ſich auch, in Ermangelung der Buchſtaben, ihres Porzellains ſtatt eines Jahrbuches, indem ein jedes Jahr mit einem neuen eingefädelten Porzellainkorn bemerkt, und die etwa vorgefallenen wichtigen Begebenheiten durch ein angehängtes Zeichen angedeutet werden. Dieſe Denkſchnüren werden durch die Vornehmſten jedes Stammes, die ſich vorzüglich um die Bedeutung derſelben bekümmern müſſen, ſorgfältig aufbewahret.

Ihr Jahr fangen ſie im März an, und feyern an jedem Neumonde ein Feſt, welches den Namen von den Thieren führet, welche alsdann gejagt werden, oder von den Früchten, welche alsdann reifen. Der erſte Monat heißt der Hirſchmonat, und wird mit aller Freude gefeyert; der andere der Erdbeermonat, weil dieſe Frucht alsdann ſehr häufig iſt; der dritte heißt nach einer Art Bohnen, welche in dieſem Lande viel wachſen; der vierte nach der Waſſermelone; der fünfte nach den Fiſchen, weil ſie ſich in dieſem Monat mit Fiſchen beſchäftigen; der ſechste nach den Maulbeeren; der ſiebende nach dem Waizen, welches ihr größtes Feſt iſt; der achte führet den Namen von den welſchen Hühnern; der neunte von Büffeln; der zehnte von den Bären; der eilfte vom Mehle; der zwölfte von den Haſelnüſſen; und der dreyzehnte von den welſchen Nüſſen.

Nippiſſongindianer, wohnen um den See gleiches Namens; ſie haben faſt gar keinen Umgang

mit

mit den Europäern. Sie haben auch kein Feuergewehr, ſondern jagen mit Bogen und Pfeilen, bekümmern ſich auch ſelten um andere indianiſche Stämme und leben beynahe ſo unabhängig, als wenn ſie eine Welt für ſich hätten; auch geben ſie ſich nicht damit ab, das Land durch ihre Arbeit zu bepflanzen und zu bebauen, ſondern leben bloß von dem, was der See und das Land von ſich ſelbſt liefert.

Nixicerinier, eine Nazion an dem öſtlichen Ufer des Lorenzfluſſes.

Nizoras, Indianer an dem californiſchen Meerbuſen.

Noquets, eine unbedeutende Nazion.

Oniadaindianer, ein Stamm der vereinigten indianiſchen Nazionen; ihr Wohnplatz iſt ohnweit des Sees gleiches Namens.

Oſoges, ein zahlreiches Volk in Louiſiana.

Ottigamier, an dem Uisconſinfluß.

Otonnier, auf den Gebirgen gegen Norden von Mexico.

Ottowaer, zwiſchen der grünen Bucht und dem See Mechigan. Sie haben eine beſondere Art Brod, ob ſie gleich wenig auf dieſe nahrhafte Speiſe halten; allein hier ſchütteln ſie die Körner, wenn das Getraide, wie ſie es nennen, in ſeiner Milch ſteht, das heißt, wenn es eben reif werden will, aus der Aehre, und knäten ſie in einen Teig, wozu der darin enthaltene Saft, ohne irgend einen Zuſatz von einer andern flüßigen Materie, hinreichend iſt. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo machen ſie Kuchen daraus, ſchlagen ſie in Blätter vom Baß, oder weißem Holzbaume und legen ſie in heiße Aſche, wo ſie bald backen und ſehr ſchmackhaft ſind.

Ihre Mundart iſt von der von allen bisher entdeckten indiſchen Völkerſchaften gänzlich verſchieden,

und beſtehet aus einer ſehr rauhen Schlundſprache, die keiner von ihren Nachbarn zu lernen wagt. Sie reden mit andern Völkerſchaften in der Sprache der Tſchipiwäer, welches die herrſchende Sprache unter allen Stämmen iſt, von den Mohaken in Kanada an, bis auf die Völkerſchaften am Miſſiſippi, und von den Huronen und Illineſen bis an die Bewohner von Hudſons Meerbuſen.

Ouatois, eine Nazion in der Gegend von Canada.

Oumas, eine Nazion in Louiſiana.

Outagamis, eine am meiſten bekannt gewordene Nazion gegen Weſten von Canada. Die Wildheit dieſes Volkes, welche, durch verſchiedentlich zur Unzeit geſchehenes übles Verhalten gegen ſie, noch mehr vergrößert worden, ingleichen ihr Umgang mit den Irokeſen, haben ſie ungemein furchtbar gemacht.

Panamakaws, an der Moſquitoküſte.

Panier, ein zahlreiches Volk an der Weſtſeite des Miſſouri.

Panis, am Fluſſe Akanſas.

Popogos, am californiſchen Meerbuſen.

Penſylvanier, die älteſten Eingebohrnen trugen ſtatt der Kleider Teppiche, dergleichen man ſonſt über die Pferde deckt, um den bloßen Leib, und ſind Manns- und Weibsleute nicht wohl zu unterſcheiden. Alle Spätjahre kommen ſie haufenweiſe nach Philadelphia und bringen gar artige Körbchen, Wildhäute und Pelzwerk.

Pericues, eine Nazion in dem unterſten Theile von Californien.

Platos, am californiſchen Meerbuſen.

Punos, oder Otchagras, wohnen jetzt am Fluſſe Ontagomis. Sie leben bloß von Fiſchen, welche ihnen der See in großem Ueberfluſſe liefert, und

von

von welchen ſie vielleicht den Namen Punos, das heißt eigentlich, Stinkende, mögen bekommen haben. Ihre Sprache iſt von allen andern unterſchieden.

Ramos, ſind Indianer auf der Moſquitoküſte.

Riager, ſind unter die fünf Nazionen als die ſechſte Nazion aufgenommen worden.

Roundocks, wohnen auf der Nordſeite des Lorenzfluſſes.

Sakier, an dem Fluſſe Uisconſin.

Samboes, wohnen auf der Moſquitoküſte; man hält ſie für eine Vermiſchung mit Negern.

Schawonos, wohnen an dem Miſſiſippi und ſind mit den Irokeſen vereiniget.

Senekas, eine der vereinigten indianiſchen Nazionen in Nordamerika. Sie ſoll die ſtärkſte unter ihnen ſeyn und wohnt am Ontario und Erie' See.

Series, Indianer an dem kaliforniſchen Meerbuſen, welche von den Spaniern bezwungen worden ſind.

Shawaneeſen, zwiſchen dem Miameesfluſſe und dem Ohio, ſind ihrer Treuloſigkeit und Betrügerey wegen bekannt.

Sibupapas, am californiſchen Seebuſen, ſind von den Spaniern bezwungen worden.

Sioux, ein zahlreiches Volk gegen Weſten von Canada. Sie wohnen insgemein auf Wieſen unter großen Zelten von Thierhäuten und leben von wildem Hafer, der in ihren Moräſten und an ihren Flüſſen in Menge wächſt, wie auch von der Jagd, beſonders der wilden Ochſen. Ihr Leben iſt ein beſtändiges Herumſchweifen, und nur ſo lange halten ſie ſich an einem Orte auf, ſo lange ſie eine gute Jagd finden. Sie bekleiden ſich ſchon mit europäiſchem Zeuge und leben mit den Engländern im Frieden.

Tioux, eine Nazion in Louiſiana und Bundesgenoſſen der Natcher.

Tonicas, ein Volk in Louiſiana, am Fluſſe dieſes Namens.

Tſchipiwäer, wohnen an der Oſtſeite des Miſſiſippi, oberhalb des Sees Pepin, an der Quelle des von ihnen benamten Fluſſes. Es iſt ein ſchmutziges Volk, das äußerſt ekelhafte Gewohnheiten hat.

Twightwees; ſo nennen die Engländer die Nazion, welche die Franzoſen Miamis heißen. Kein Indianer ſoll ſo ſehr Meiſter von ſeinen Leidenſchaften ſeyn als ſie, und ſind allezeit treue Freunde der Engländer geweſen. Ihre Wohnungen ſind zwiſchen den Flüſſen Wabach und Miamis.

Utawais, ſind getreue Gefährten der Hurons.

Wathogies; ſo nennen die Franzoſen die Huronen.

Weiße Indianer, in Nordamerika am Miſſiſippi; ſie haben den Namen davon, weil ihre Geſichtsfarbe ſchöner iſt als der übrigen Indianer ihre. Sie wohnen nahe beyſammen, haben bequeme Häuſer, bauen indianiſches Korn und halten zahme und wilde Kühe, deren Milch und Fleiſch ſie nutzen. Sie ſind erfahrne Jäger, haben aber faſt gar keinen Umgang mit irgend einer andern, den Europäern bekannten, Nazion. Ihre Waffen ſind bloß Bogen und Pfeile und eine Art von hölzernen Piken; daher kommen ſie in den Kriegen mit den öſtlichen Indianern oft ſehr zu kurz, weil dieſe Feuergewehr haben.

Winnebager, am Fuchsfluſſe. Sie ſtammen vermuthlich aus Neumexiko her, von dannen ſie vor etwa hundert Jahren auf ihren jetzigen Platz gekommen ſind. Sie reden unter ſich eine rauhe Sprache, die keiner ihrer Nachbarn lernt, hingegen mit andern Nazionen reden ſie die Sprache der Tſchipiwäer.

Zopas, Indianer an dem californiſchen Meerbuſen, welche ſich um das Jahr 1768 an die Spanier ergaben.

Unbenamte Indianer; etwas gegen Nordweſten von den Quellen des Meſſorie und S. Petersfluſſes, ſoll, wie die Indianer erzählen, ein Volk wohnen, das etwas kleiner und weißer ſey, als die benachbarten Stämme; ſie ſollen den Ackerbau treiben, ſich auch gewiſſermaßen auf Künſte legen.

Man findet zwar auf manchen Charten und in einigen Schriften noch mehrere nordamerikaniſche Nazionen benannt; weil ſich aber von denſelben nichts dienliches ſagen läßt, auch das meiſte unzuverläßig iſt, oder ſich widerſpricht, ſo werden ſie hier übergangen.

Von den unbenamten, weit gegen Weſten gelegenen, Indianern weiß man nur ſo viel, daß ſie ſich einer ſehr ſeltſamen Art Waffen bedienen. Sie greifen ihre Feinde im Kriege immer zu Pferde an und führen keine andern Waffen als große Steine, die ſie an eine ungefähr fünf Fuß lange Schnur binden, welche an ihrem rechten Arme etwas über dem Ellnbogen befeſtiget iſt. Dieſe Steine halten ſie ganz bequem in der Hand, bis ſie ihrem Feinde nahe kommen, und wiſſen ſie in vollem Rennen ſo geſchickt zu werfen, daß ſie ſelten ihr Ziel verfehlen.

Die Indianer in den europäiſchen Beſitzungen von Nordamerika haben zum Theil, wenigſtens äuſſerlich, den chriſtlichen Glauben angenommen, zum Theil aber noch nicht, und von dem Karakter, den Sitten, und dem Religionszuſtande dieſer leztern, die ſich faſt durchgängig gleich ſind, folgt alſo hier die nähere Beſchreibung.

IV. Allge-

IV.

Allgemeine Beſchreibung der nord-amerikaniſchen Indianer.

IV. Von den nordamerikaniſchen Indianern überhaupt.

Die Eingebohrnen von Nordamerika ſind, überhaupt genommen, eine wilde und treuloſe Nazion. Ihre Sitten beſtehen in übel gewählten, wilden, lächerlichen und barbariſchen Gebräuchen, und die Beſchreibung von Einer iſt faſt die Beſchreibung von Allen. Da die Indianer lange Zeit mit der übrigen Welt, und auch nicht ſelten die indianiſchen Nazionen unter ſich ſelbſt keine Gemeinſchaft gehabt haben, ſo ſind ihre Sitten und Gebräuche in mancherley Rückſichten ſehr verſchieden. Weil ſie aber in weſentlichen Stücken durch ganz Amerika hindurch, mit einander übereinſtimmen, ſo rühret wohl dieſe Uebereinſtimmung augenſcheinlich von der Tradition und der Gewohnheit ihrer Vorfahren her, ehe ſie, ſo wie es jetzt iſt, in ſo viele Völker und Stämme vertheilet wurden.

Unter allen Völkerſchaften unterſcheiden ſich die Männer durch ihren Anzug nur wenig von einander, diejenigen ausgenommen, die mit den Europäern handeln und ihr Pelzwerk gegen Decken, Hemden und andere Zeuge vertauſchen, deren ſie ſich ſowohl zum Putz, als zur nothwendigen Kleidung bedienen. Sie binden ungefähr drey Viertelellen breites Tuch mit einem Gürtel um die Mitte des Körpers, und die, welche Hemden tragen, binden ſie nirgends zu, weil ihnen ſelbſt dieſe kleine Einſchränkung läſtig fällt. Sie werfen ihre Decke bis über die Schultern und halten

die obere Seite davon bey den beyden Zipfeln; dabey tragen ſie ein Meſſer in der einen Hand, eine Pfeife, einen Tabaksbeutel in der andern, und ſo gehen ſie in ihren Dörfern oder Lagern herum; doch beym Tanz tragen ſie ſelten Decken.

Diejenigen unter den Mannsperſonen, welche gern ein jugendliches Anſehen haben wollen, reißen ſich alles Haar aus dem Kopfe, einen Zopf oben auf dem Scheitel ausgenommen, der ungefähr eine Stelle, wie einen Gulden groß, bedeckt, und den ſie ziemlich lang auswachſen laſſen. An dieſen Zopf hängen ſie Federn von verſchiedenen Farben und kleine Stäbe von Elfenbein und Silber; dieſe Art, das Haar zu ſchneiden und zu verzieren, unterſcheidet verſchiedene Nazionen von einander.

Sie bemahlen ihr Geſicht ſchwarz und roth und glauben, daß ſie dadurch ihre Schönheit erhöhen; wenn ſie aber in den Krieg ziehen, bemahlen ſie ſich auf eine andere Art, um deſto furchtbarer zu werden.

Unter den jungen Indianern iſt es Sitte, ſich den äußern Rand von beyden Ohren zu ſpalten, um ihre Gefährten an Putz zu übertreffen. Um dieſen abgeſteckten Knorpel wickeln ſie von oben bis unten Meſſingdrath, bis das Gewicht davon den getrennten Rand in einen Bogen ziehet, der fünf bis ſechs Zoll am Durchmeſſer hat, und bis auf die Schultern herabhängt. Dieſe Zierde wird für ſehr ſchön und anſtändig gehalten.

Eine andere Gewohnheit iſt, ſich die Naſe zu durchbohren und verſchiedene Arten Gehänge darin zu tragen. Wenn man das Tuch um den Mittelleib ausnimmt, ſo bedecken ſie ihre Schenkel gar nicht; für die Beine machen ſie eine Art Strümpfe aus Fellen oder Tuch. Man nähet ſie ſo enge, daß ſie ſich

nur eben an- und abziehen laſſen. Dabey laſſen ſie den Rand des Zeuges, woraus ſie gemacht ſind, an der Nath ſitzen und ungefähr eine Hand breit los-hängen, und dieſer Theil, der an der Außenſeite des Beines ſich befindet, wird bey den Indianern, die mit den Europäern handeln, gewöhnlich mit Band oder Spitzen, wenn die Strümpfe von Tuch ſind, und wenn ſie von Leder ſind, mit Stückerey und buntgefärbten Stacheln von Stachelſchweinen ausgezieret.

Ihre Schuhe machen ſie aus Reh- Elendthier- oder Büffelhäuten. Zuweilen ſind ſie auf europäiſche Art zubereitet, und zuweilen laſſen ſie das Haar darauf ſitzen, wenn ſie Schuhe daraus zuſchneiden, die leicht ſitzen und ſehr bequem zum Gehen ſind. Der Rand um die Knöchel iſt mit Stücken von Meſſing oder Zinn ausgezieret, die an ledernen, ungefähr einen Zoll langen Schnüren hängen, und die, wenn ſie dicht an einander ſitzen, eben kein unangenehmes Geräuſch machen, zumal wenn ſie gehen oder tanzen.

Die Kleidung des weiblichen Geſchlechtes beſtehet in einer Art von Bedeckung, die vom Halſe bis auf die Knie herabgehet. Bey den Indiern, die mit Europäern handeln, tragen ſie eine Art von leinenen Hemden, ſo wie die Männer, und wovon die Enden über den Rock herabhängen. Sonſt aber machen ſie ſich, nach alter Gewohnheit, eine Art von ledernem Hemde, das bloß den Körper, aber nicht die Arme bedeckt. Ihre Röcke ſind entweder von Leder oder von Tuch, und reichen von den Hüften bis an die Knie. An ihren Füßen tragen ſie Strümpfe und Schuh, die nach derſelben Form gemacht und mit denſelben Zierrathen behangen ſind als bey den Männern.

Nur die Art des Kopfputzes unterſcheidet ſie einigermaßen von einander, ſonſt würde man gar kein Unterſcheidungszeichen finden, und hierin folgt dann eine jede der Gewohnheit, die bey der Nazion oder dem Stamme, wozu ſie gehört, üblich iſt, und ſie haben noch dieſelbe Mode, die ſeit undenklichen Zeiten ihre Voreltern gehabt haben.

Die Frauen aller Völkerſchaften machen gewöhnlich einen Fleck von Schminke, wie einen Speciesthaler groß, unten ans Ohr; einige färben das Haar und zuweilen auch eine Stelle auf der Stirne, und ſie ſcheinen überhaupt viel Anlage zur Eitelkeit zu haben, die ſich ſehr leicht in Freyheit ſetzet, ſobald ſie nur Mittel dazu in die Hände bekommen.

So ſorgſam ſie aber in der Bedeckung ihres Körpers ſind, ſo nachläßig ſind ſie in der Bequemlichkeit ihrer Hütten oder Zelte, die ſie auf die leichteſte und einfachſte Art anlegen. Sie wählen ſich nämlich Pfähle oder Stangen von gehöriger Länge, und binden zwey davon an ihren Enden ins Kreuz mit Baſt zuſammen. Alsdann richten ſie ſie in die Höhe und ziehen ſie unten ſo weit aus einander, als es der innere Raum des Zeltes erfordert. Hierauf richten ſie mehrere von gleicher Länge auf, und befeſtigen ſie ſo, daß ſie den beyden Hauptpfählen zur Stütze dienen. Das Dach beſtehet aus Reh= oder Elendshäuten, die zuſammengenäht werden, und von denen ſie eine hinreichende Menge nehmen, um die Pfähle zu bedecken. Die Thüre des Hauſes beſtehet in einer Oeffnung, über die man ebenfalls ein Fell ziehen kann, und man findet nicht ſelten große Zelte unter ihnen, die dreyßig bis vierzig Fuß im Umkreiſe haben. Auch die Hütten, welche ſie errichten, wenn ſie auf ihren Reiſen keine Zelte gebrauchen, (denn es giebt überhaupt nur wenig Stämme, die einen feſten Wohnplatz oder

regelmäßige Dörfer und Städte hätten,) ſind eben ſo einfach und leicht zu errichten. Sie ſtecken alsdann kleine biegſame Stangen in die Erde, und biegen ſie oben zuſammen, damit ſie einen kreisförmigen Bogen machen und zuſammengebunden werden können. Dieſe Stangen bedecken ſie mit Matten, die aus Schilf geflochten werden, oder auch mit Birkenrinde, die ſie in ihren Kanoen zu dieſem Gebrauch mit ſich führen. Solche Hütten haben weder Schornſteine noch Fenſter, ſondern es bleibt nur eine kleine Oeffnung im Dache, durch welche der Rauch hinausgehet, und welche zugeſtopft werden muß, wenn es ſtark regnet oder ſchneyet, und dadurch den Rauch äußerſt beſchwerlich macht. Ihre Betten ſind Felle und vorzüglich Bärenhäute, die reihenweiſe auf dem Boden ausgebreitet ſind. Wenn der Fußboden nicht groß genug zu den Betten für die ganze Familie iſt, ſo wird ein Gerüſte vier bis fünf Fuß hoch vom Boden errichtet, worauf die jüngern Kinder liegen.

Dieſen ihren ſchlechten Wohnungen iſt auch ihr Hausgeräthe angemeſſen. Die Werkzeuge, die ſie zur Verfertigung ihrer Geräthe gebrauchen, ſind ſo ungeſchickt und ſchlecht, daß es unmöglich iſt, ſie fein auszuarbeiten, und erfordern ſo viel unbeſchreibliche Mühe und Zeit, daß ſie dadurch von aller Handarbeit abgeſchreckt werden müſſen. Sie bereiten ihre Speiſetöpfe aus der ſchwarzen Thon- oder Steinart, die ſo hart iſt, daß weder Feuer noch Eiſen darauf wirken können. Ihre Schüſſeln und Schaalen werden aus den aſtigen Auswüchſen des Ahornbaumes und anderer Bäume gemacht. Die Löffel ſind ebenfalls ſehr gut gearbeitet, und werden von einer beſondern Art Holz gemacht, die in Amerika Löffelholz genannt wird und dem Buchsbaumholze ſehr ähnlich iſt. Jeder Stamm iſt jetzt mit Meſſern und Feuerſtahlen

verſehen.

verſehen. Da dieſe Stücke zu den gemeinſten Bedürfniſſen des Lebens ſo nothwendig ſind, ſo kaufen die Indianer, welche keine unmittelbare Gemeinſchaft mit europäiſchen Handelsleuten haben, ſie von ihren Nachbarn, die näher an den Kolonien wohnen, und geben gewöhnlich Sklaven dafür.

Die Indianer ſind ſehr vorſichtig und überlegen jedes Wort und jede Handlung ſehr genau; nichts bringt ſie leicht in übermäßige Hitze, als der eingewurzelte Haß gegen ihre Feinde, der von Jugend auf in ihren Herzen genährt wird. In jedem andern Falle ſind ſie kalt und behutſam, ſo daß ſie nicht leicht ihre Leidenſchaften verrathen. Wenn ein Indianer entdeckt, daß einer ſeiner Freunde in Gefahr iſt, von einem, den er beleidiget hat, umgebracht zu werden, ſo ſagt er ihm nicht in deutlichen Ausdrücken, wie gefährlich es für ihn ſeyn werde, den Weg zu nehmen, auf welchem ſein Feind ihm auflauret, ſondern er fragt ihn erſt kaltblütig, wohin er heute gehen würde, und wenn er es erfährt, ſo ſagt er ihm mit der nämlichen Gleichgültigkeit, daß ein Hund nahe bey dem Platze läge, der ihm ſchaden könnte. Dieſer Wink iſt hinreichend, und ſein Freund vermeidet die Gefahr eben ſo ſorgfältig, als wenn ihm jede Abſicht und Bewegung ſeines Feindes wäre angezeiget worden. Dieſelbe Kaltblütigkeit äußert ſich bey ihnen in jeder Handlung; z. B. wenn ein Indianer von ſeiner Familie und ſeinen Freunden viele Monate auf einem Kriegs- oder Jagdzuge geweſen iſt, und ſeine Frau und Kinder ihm eine Strecke von ſeiner Wohnung entgegen kommen, ſo gehet er, anſtatt zärtliche Empfindungen zu äußern, die in der Bruſt eines fühlbaren Weſens gewiß entſtehen würden, ſeinen geraden Gang fort, ohne ſich um alle, die ihn umgeben, zu bekümmern, bis er nach Hauſe kommt. Hier ſetzt

er ſich hin und raucht ſeine Pfeiſe mit der nämlichen Gleichgültigkeit, als wenn er keinen Tag abweſend geweſen wäre. Seine Bekannten, die ihn begleitet hatten, thun das nämliche, und es verfließen etliche Stunden, ehe er ihnen die Zufälle erzählet, die ihm während ſeiner Abweſenheit begegnet ſind, und ſelbſt wenn er einen Vater, einen Bruder, oder Sohn auf dem Schlachtfelde verlor, über deſſen Tod er betrübt ſeyn ſollte, auch wenn ihm das ganze Unternehmen fehlſchlug, das ſeine Abweſenheit verurſacht hatte.

Wenn ferner ein Indianer etliche Tage auf der Jagd, oder bey einem andern mühſamen Geſchäfte zugebracht hat, ohne ſeinen Hunger dabey ſtillen zu können, ſo nimmt er ſich doch ſehr in Acht, ſich etwas davon merken zu laſſen, wenn er in die Hütte oder das Zelt ſeines Freundes kommt, wo er ſeine Bedürfniſſe ſogleich befriedigen könnte, ſondern ſetzt ſich geruhig nieder und raucht ſeine Pfeiſe mit ſo vieler Zufriedenheit, als wenn ihm nichts weiter fehlte. Eben dieß thut er bey Fremden. Dieſe Gewohnheit wird bey allen Stämmen genau beobachtet, da ſie ſie für einen Beweis von Standhaftigkeit halten und glauben, daß ſie den Namen eines Weibes verdienen würden, wenn ſie das Gegentheil thäten.

Wenn nun einer erzählt, daß ſeine Kinder ſich ſehr gegen die Feinde hervorgethan, ſo und ſo viele getödtet, und ſo viel als Gefangene mitgebracht haben, ſo ſcheint er eben keine ſehr große Freude darüber zu empfinden. Seine Antwort iſt gewöhnlich: „es iſt gut;“ ſelbſt wenn man ihm ſagt, daß ſeine Kinder geblieben oder gefangen ſind, ſo folgt gleichfalls weiter nichts zur Antwort, als: „es thut nichts;“ und er iſt unbekümmert, wie es dabey gieng.

Eben

Eben ſo ſonderbar betragen ſie ſich, wenn ſie einander beſuchen. Will ein Indianer zu dem andern kommen, ſo ſagt er gleich, wem er ſeinen Beſuch zugedacht hat, und der übrige Theil der Familie begiebt ſich an das andere Ende des Zeltes oder der Hütte, und nimmt ſich ſehr in Acht, ihnen nicht ſo nahe zu kommen, daß ſie dadurch in ihrem Geſpräche könnten unterbrochen werden.

Ihr Beobachtungsgeiſt iſt nicht ſo ſtumpf, wie ihr Gefühl; die Indianer können eine Sache ungemein leicht begreifen, und lernen alles ſehr bald, wenn es auch noch ſo viel Aufmerkſamkeit erfordert. Sie erlangen durch Uebung und ſcharfe Beobachtung ſogar Vollkommenheiten, die ihnen ſelten jemand nachthun wird. So gehn ſie zum Beyſpiel durch einen Wald oder eine Ebene von zweyhundert Meilen Breite und kommen genau an den Punkt, den ſie ſich vorgeſetzt hatten, ohne irgend einen beträchtlichen Umweg zu machen, und es iſt ihnen völlig gleichgültig dabey, ob das Wetter helle oder dunkel iſt. Eben ſo genau können ſie die Stelle beſtimmen, wo die Sonne am Himmel iſt, wenn auch der Himmel noch ſo ſehr mit Wolken und Nebeln bedeckt iſt. Sie können mit großer Fertigkeit die Spuren von Menſchen und Thieren, auf Laub oder auf Graſe ausfündig machen, und deshalb entgehet ihnen auch nicht leicht ein fliehender Feind.

Ihr Gedächtniß iſt eben ſo ſcharf, als ihre Beobachtung, ſie können jeden kleinen Umſtand anführen, der im Rathe vorgieng, und wiſſen genau zu beſtimmen, wenn ein ſolcher Rath gehalten ward; ihre Wampumgürtel dienen dazu, ſich an das Weſentlichſte der Verträge zu erinnern, die ſie mit den benachbarten Stämmen vor vielen Jahren ſchloſſen, und ſie beziehen ſich darauf mit eben ſo viel Genauigkeit

keit und Deutlichkeit, als es die Europäer auf ihre ſchriftlichen Urkunden thun können.

Das Alter wird bey jeder Nazion ſehr geſchätzt; der junge Indianer hört zwar den Rath ſeines Vaters mit vieler Gleichgültigkeit an, aber den Befehlen ſeines Großvaters gehorcht er mit der größten Bereitwilligkeit.

Die jungen hören auf den Rath der ältern Mitglieder ihrer Verſammlung, als wenn es Orakelſprüche wären, und wenn ihnen auf der Jagd ein ungewöhnlich gutes Wild aufſtößt, ſo wird es gleich den Alten zum Geſchenke gebracht. Ihr Leben beſtehet in ſorgloſer Ruhe und Zufriedenheit; denn da ſie von Natur träge ſind, ſo geben ſie ſich keine beſondere Mühe, ſich beſſern oder reichlichern Unterhalt zu verſchaffen, wenn ſie ohne Mühe in der Nähe gerade ſo viel finden können, als ſie nöthig haben. Ihre müſſige Zeit füllen ſie mit Eſſen, Trinken, Schlafen oder Herumgehen in ihren Dörfern aus; zwingt ſie aber die Noth, gegen einen Feind ins Feld zu gehen, oder ſich Nahrung zu verſchaffen, ſo ſind ſie thätig und unermüdet, wovon weiter unten bey ihren Kriegen mehr geſagt werden wird.

Ihr Hauptlaſter iſt die Grauſamkeit, mit der ſie ihre Feinde behandeln. Aber eben ſo freundſchaftlich, gaſtfrey und leutſelig ſind ſie im Frieden. Man kann mit Wahrheit von ihnen ſagen, daß ſie die ſchlimmſten Feinde und die beſten Freunde von der Welt ſind. Auch wiſſen ſie überhaupt nicht, was Eiferſucht iſt; bey einigen Stämmen hat man ſelbſt nicht einmal den geringſten Begriff davon, da ohnehin ihre jungen Leute ſelten die Tugend verheyratheter Frauen auf die Probe ſtellen, oder von dieſen gereitzet werden.

Auch kennen die Indianer kein Eigenthumsrecht, als in Dingen, die bloß zum häuslichen Gebrauch

gehören,

gehören, und die ein jeder vermehret, ſo wie es ſeine Umſtände erlauben. Vielmehr ſind ſie ſehr freygebig gegen einander und helfen dem Mangel ihrer Freunde gerne mit ihrem Ueberfluſſe ab. In Gefahren helfen ſie ihren Mitbürgern willig, ohne Belohnung zu erwarten, die ausgenommen, welche bey den Indianern immer dem Verdienſte folgt. Beherrſcht von deutlichen und billigen Geſetzen der Natur, wird jedes bloß nach ſeinem Verdienſte geſchätzt und die Gleichheit am Stande, Sitten und Vorzügen, die man bey jeder indiſchen Völkerſchaft antrifft, beſeelt ſie mit einem reinen und wahren vaterländiſchen Geiſte, der immer auf das allgemeine Beſte der Geſellſchaft, zu welcher ſie gehören, bedacht iſt.

Wenn einer von ſeinen Nachbarn ſeine Kinder durch Krankheit oder im Kriege verliert, ſo erſetzen die, welche die meiſten Sklaven haben, dieſen Abgang; und dieſe Sklaven werden von dem kinderloſen Vater an Kindesſtatt angenommen und wirklich als Kinder deſſen, dem ſie geſchenkt wurden, behandelt.

Die Indier, bloß diejenigen ausgenommen, die nahe an den europäiſchen Beſitzungen wohnen, können ſich gar keinen Begriff von dem Werthe des Geldes machen, und ſehen es als die Quelle unzähliger Uebel an, wenn ſie von dem Gebrauche hören, den andere Völker davon machen. Sie halten es für widerſinnig, daß ein Menſch mehr davon beſitzt als ein anderer, und können es nicht begreifen, daß dieſer Beſitz Ehre und Anſehen verſchaffe. Aber daß der Mangel dieſes unnützen Metalles Menſchen ihrer Freyheit berauben und zwiſchen die fürchterlichſten Mauern eines Gefängniſſes einſchließen könne, überſteigt allen Glauben bey ihnen, und wenn man ihnen von dieſem Theile des europäiſchen Regierungsſyſtems erzählet, ſo beſchuldigen ſie die Urheber deſſelben eines

gänzlichen Mangels an menſchlichem Gefühl, und belegen ſie mit dem Namen von Wilden und Ungeheuern.

Faſt eben ſo wenig ſcheinen ſie ſich um die Produkte der Kunſt zu bekümmern; denn wenn man ihnen die mühſamſten und ſchönſten Stücke davon zeigt, ſo ſagen ſie zwar mit ihrer gewöhnlichen Gleichgültigkeit: „es iſt hübſch, ich mag es gern anſehen;“ aber ohne nach der Einrichtung zu fragen, oder ſich einen richtigen Begriff von ſeinem Nutzen machen zu können. Aber wenn man ihnen von jemanden erzählt, der ſehr ſchnell laufen kann, ſehr geſchickt auf der Jagd iſt, der das Ziel genau treffen kann, der einen Kanoe zu regieren weiß, der den Krieg verſtehet, der die Lage ſeines Landes kennt, und ohne Führer durch einen unermeßlichen Wald ſeinen Weg findet und dabey von wenig Nahrungsmitteln leben kann, dann hören ſie dieſe angenehme Erzählung mit großer Aufmerkſamkeit an und können den Gegenſtand davon nicht genug erheben.

Ungeachtet ihrer gänzlichen Unwiſſenheit in der Sternkunde, theilen die Indianer ihre Zeit doch auf eine ſehr vernünftige Art ein. In den innern Gegenden von Nordamerika, von denen hier eigentlich die Rede iſt, rechnen ſie ihre Jahre nach Wintern, oder, wie ſie ſich ausdrücken, nach Schneen. Andere Völkerſchaften rechnen ihre Jahre nach Monden, und geben einem jeden Jahre zwölf Mondenmonate, und zählen nach dem Verlaufe von dreyßig Monaten einen neuen dazu, welchen ſie den verlornen Monat nennen, worauf ſie ihre Rechnung wie zuvor wieder anfangen. Sie achten ſehr genau auf jeden Neumond und legen ihre Freude darüber an den Tag durch beſondere Töne und dadurch, daß ſie ihre Hände gegen ihn empor heben.

Ein

Ein jeder Monat hat bey ihnen einen beſondern Namen, der die Jahreszeit ausdrückt, in welche er fällt. So nennen ſie z. B. den März, mit dem ſich ihr Jahr gewöhnlich bey dem erſten Neumonde nach der Frühlingsnachtgleiche anfängt, den Wurmmonat, weil um dieſe Zeit die Würmer ihre Schlupfwinkel in der Rinde der Bäume, im Holze u. ſ. f., worin ſie ſich den Winter über aufhielten, verlaſſen. Der April heißt der Pflanzenmonat, der May der Blumenmonat, der Junius der heiße Monat, der Julius der Bockmonat, der Auguſt der Störmonat, weil ſie in dieſem Monat eine große Menge von dieſer Fiſchart fangen; der September heißt der Kornmonat, weil ſie in dieſem Monat ihr indiſches Korn einſammeln; der October heißt der Reiſemonat, weil ſie um dieſe Zeit ihre Dörfer verlaſſen und in die Gegenden reiſen, wo ſie den Winter über zu jagen denken; der November wird der Biebermonat genannt, weil die Bieber in dieſem Monat anfangen, ſich in ihren Häuſern zu halten, da ſie hinreichenden Vorrath auf den Winter eingeſammlet haben; der December heißt der Jagdmonat, weil ſie dieſen Monat mit der Jagd zubringen; der Januar wird der kalte Monat genannt, weil es in dieſem Monate gewöhnlich ſtärker friert, als im ganzen übrigen Winter; der Februar iſt der Schneemonat. Wenn der Mond nicht ſcheint, ſo ſagen ſie, der Mond iſt todt, und einige nennen die drey letzten Tage deſſelben die nackten Tage; die erſte Erſcheinung deſſelben wird alsdann die Wiederauflebung genannt.

Sie haben keine Eintheilung von Wochen, aber Tage zählen ſie nach Schlafen. Halbe Tage beſtimmen ſie, indem ſie des Mittags auf die Sonne zeigen, und Vierteltage durch den Aufgang und Untergang der Sonne, und um dieſes auszudrücken, bedienen

ſie

ſie ſich in ihren Ueberlieferungen ſehr auffallender Hieroglyphen. Eben ſo unwiſſend ſind ſie in der Erdbeſchreibung und demungeachtet zeichnen ſie auf Birkenrinde ſehr genaue Karten von den Gegenden, die ſie kennen, bloß die Breite und Länge fehlt, um ſie vollkommen zu machen. Sie rechnen aber die Entfernung der Oerter nicht nach Meilen, ſondern nach Tagereiſen, die ungefähr zwanzig engliſche Meilen betragen mögen. Sie theilen ſie in halbe und Vierteltagereiſen ein, und geben ſie auf ihren Karten mit großer Genauigkeit durch die oben angeführten Hieroglyphen an, und können ſie in ihren Rathsverſammlungen, wenn ſie Partheyen zum Kriege oder auf die Jagd ausſchicken, ſehr richtig beſtimmen. Von der Rechenkunſt haben ſie gar keinen Begriff, ſie zählen zwar ſehr weit, aber ſie kennen Zahlzeichen eben ſo wenig als Buchſtaben.

Jede indiſche Völkerſchaft wird wieder in ihre Stämme abgetheilet, davon ein jeder in dem Volke, zu welchem er gehöret, wieder einen kleinen Staat ausmacht. Da jede Völkerſchaft ein gewiſſes Sinnbild hat, wodurch ſie ſich von andern unterſcheidet, ſo hat jeder Stamm wieder ſein beſonderes Zeichen, wonach er benannt wird, z. B. einen Adler, Panther, Tieger, Büffel ꝛc. Ein Stamm der Nadoweſſier wird durch eine Schlange, ein zweyter durch eine Schildkröte, ein dritter durch ein Einhörnchen, ein vierter durch einen Wolf, ein fünfter durch einen Büffel ꝛc. bezeichnet. Auf dieſelbe Art unterſcheiden ſich einzelne Indier bey allen Völkerſchaften und der Geringſte unter ihnen weiß gewiß, von wem er abſtammet und hält ſich zu ſeiner beſondern Familie.

Außerdem unterſcheidet ſich auch jede Völkerſchaft in der Art, ihre Zelte oder Hütten zu bauen, und alle Indianer kennen dieſen Unterſchied auf das genaueſte,

naueſte, ſelbſt da, wo ein Europäer, wenn er auch noch ſo aufmerkſam iſt, nicht das Geringſte bemerken kann. Ein in die Erde geſteckter Pfahl, der etwa ſtecken geblieben, oder die Art, wie er darin ſteckt, iſt ihnen ſogleich das Zeichen, wer ſonſt ſein Lager hier aufgeſchlagen gehabt hat.

Jeder Stamm hat ſein Oberhaupt, welches der große Anführer, oder der Hauptkrieger genannt wird und ſeine Wahl beruhet einzig und allein in den Beweiſen ſeiner Tapferkeit. Er macht alsdann die Einrichtungen bey ihren Kriegeszügen und hat die Aufſicht über alles, was zu dieſem Fache gehöret. Allein dieſes Oberhaupt iſt nicht zugleich auch das Haupt des ganzen Staates; denn außer ihm giebt es noch ein zweytes, das ſeinen Vorzug dem Erbrechte zu verdanken hat, und das alle bürgerliche Sachen beſorgen muß. Bey einigen Nazionen leidet das Ausnahme; dieſe haben nur einen Anführer im Kriege, und ſeine Befehle hören ſogleich mit dem Ende des Krieges auf. Jene beyden Regenten werden nun zwar als die Hauptperſonen des Stammes angeſehen und der letzte hat gewöhnlich den Titel eines Königes; allein die Indianer kennen keine Unterwürfigkeit ſowohl in bürgerlichen, als in Kriegsſachen; und da ein jeder eine große Meynung von ſeiner eigenen Wichtigkeit hat, und ſehr eiferſüchtig auf ſeine Freyheit iſt, ſo werden alle Aufträge, die das Anſehen von einem ausdrücklichen Befehle haben, gleich mit Verachtung verworfen. Ihre Anführer ſind daher ſelten ſo unbeſcheiden, ihre Vorſchläge als Befehle anzuſehen; ein bloßer Wink von einem Anführer erregt den Augenblick einen Wetteifer unter den Geringern und die Sache wird gewiß mit aller möglichen Herzhaftigkeit ausgeführet. Durch dieſen Weg wird das Unangenehme des Befehls vermindert

und

und demohngeachtet eine faſt uneingeſchränkte Gewalt eingeführet.

Es giebt daher bey den Indianern keine in die Augen fallende Regierungsform, ſie kennen den Unterſchied zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen nicht und jeder ſcheint einer vollkommenen Unabhängigkeit zu genießen. Der Gegenſtand ihrer Regierung betrifft mehr das Aeußere, als das Innere ihres gemeinen Weſens und ihre Aufmerkſamkeit ſcheint mehr darauf gerichtet zu ſeyn, eine Einigkeit zwiſchen den Gliedern des Stammes zu befeſtigen, die ſie in den Stand ſetzen kann, die Bewegungen ihrer Feinde zu beobachten und ſich ihnen mit Nachdruck zu widerſetzen, als die innere Ordnung durch öffentliche Einrichtungen zu erhalten. Wenn der Anführer einen Vorſchlag thut, der dem gemeinen Weſen vortheilhaft zu ſeyn ſcheint, ſo hat ein jeder die Freyheit zu wählen, ob er das Seinige zur Ausführung deſſelben beytragen will oder nicht. Zwanggeſetze ſind bey ihnen völlig unbekannt. Wenn Gewaltthätigkeiten oder Mordthaten verübt werden, ſo wird das Recht, dieſe Verbrechen zu rächen, der beleidigten Familie überlaſſen, die Anführer aber unterſtehen ſich nicht zu beſtrafen, oder die Strafe zu mildern. Einige Völkerſchaften, bey denen die Würde erblich iſt, ſchränken die Nachfolge auch auf die weibliche Linie ein, und beym Tode eines Oberhauptes folgt ihm oft ſeiner Schweſter Sohn, wenn er gleich eigene Söhne hinterläßt, und wenn er keine Schweſter hat, ſo maßt ſich der nächſte Anverwandte von weiblicher Seite der Würde an. Jede Familie hat ein Recht, eins von ihren Oberhäuptern zum Gehülfen des vornehmſten Oberhauptes zu ernennen, der für das Beſte der Familie ſorgen muß, und ohne deſſen Einwilligung kein öffentliches Geſchäfte zu Stande gebracht werden kann.

kann. In ihren Rathsverſammlungen, die von den oben erwähnten Mitgliedern gehalten werden, wird jede Sache von Wichtigkeit abgehandelt, und kein Vorſchlag kann zur Ausführung gebracht werden, wenn er nicht von den Oberhäuptern allgemeinen Beyfall erhält. Sie verſammlen ſich gemeiniglich in einem beſonders dazu gewidmeten Zelte, oder einer Hütte und ſetzen ſich in einem Kreiſe auf dem Boden herum, worauf der älteſte Anführer aufſtehet und eine Rede hält; iſt dieſe geendiget, ſo ſtehet ein anderer auf und ſo ſagen alle nach der Reihe ihre Meynung, wenn es die Noth erfordert. Ihre Sprache iſt bey ſolchen Gelegenheiten ſehr ſtark und nachdrücklich. Ihre Reden ſind voller Bilder, Gleichniſſe, ſtarker Metaphern und Allegorien, die man ſelbſt in keiner orientaliſchen Sprache beſſer ausdrücken könnte. In allen förmlichen Reden herrſcht viel Heftigkeit, aber im gemeinen Leben ſprechen ſie eben ſo, wie wir Europäer. Auch den jungen Leuten iſt es erlaubt, bey den Rathsverſammlungen gegenwärtig zu ſeyn, doch dürfen ſie keine Reden halten, bis ſie förmlich dazu gelaſſen werden. So lange hören ſie mit ſehr großer Aufmerkſamkeit zu, und um zu zeigen, daß ſie die Entſchlüſſe der verſammelten Oberhäupter verſtehen und billigen, ſo rufen ſie oft: „das iſt recht, das iſt gut.“ Die gewöhnliche Art bey allen Ständen, ihren Beyfall auszudrücken, und die ſie faſt bey jeder Periode wiederholen, beſtehet in einem ſtarken Tone, der faſt wie O A H zuſammen ausgeſprochen klingt.

Einfach und ungekünſtelt ſind die Nahrungsmittel dieſer Völker. Viele indianiſche Nazionen machen keinen Gebrauch von Brod, Salz oder andern Gewürzen und einigen ſind ſie völlig unbekannt. Einige Völker, z. B. die Nadoweſſier, haben kein Brod,

und

und überhaupt nichts, was deſſen Stelle vertreten könnte. Dagegen genießen ſie das Fleiſch von allen Thieren, die ſie auf der Jagd fangen, ohne irgend eine mehlichte Subſtanz beym Zubereiten hinzu zu thun; ſie eſſen zwar Reis, aber dieſer wird gekocht und allein gegeſſen. Selbſt den Zucker, den ſie aus dem Ahornbaume ziehen, nützen ſie nicht, um irgend einen Wohlgeſchmack in ihre Speiſen zu bringen. Eben ſo kennen ſie den Gebrauch der Milch gar nicht, ohngeachtet ſie von Büffeln und Elendthieren Milch genug haben könnten. Sie glauben, ſie diene zu nichts, als den jungen Thieren zur erſten Nahrung.

Bey den Ottogamiern, Sakiern und andern öſtlichen Völkerſchaften iſt es wieder anders; dieſe haben zwar auch kein Brod, aber etwas, was deſſen Stelle vertritt. Es wächſet bey ihnen viel indiſches Korn, das nicht allein von den Indiern, ſondern auch von Europäern, die in dieſe Gegenden kommen, ſehr geſchätzt wird. Das eben erwähnte Gericht beſtehet aus unreifem Korn und unreifen Bohnen, die mit Bärenfleiſch gekocht werden, wovon das Fett dem Korn und den Bohnen ihre Trockenheit benimmt und für ſie ſehr wohlſchmeckend macht; ſie nennen dieß Gericht Succatoſch.

Ueberhaupt eſſen die Indier wenig oder gar kein rohes Fleiſch; alle ihre Speiſen werden ſehr ſtark gekocht oder gebraten und ihr Getränke iſt gewöhnlich die Brühe, worin die Speiſen gekocht wurden. Die gemeinſten Speiſen ſind Bären, Elends, Reh, Bieber. Im Frühjahre eſſen die Nadoweſſier die innere Rinde von einem Strauche, der irgendwo in ihrem Lande wächſet, ſie iſt ſehr ſpröde und läßt ſich leicht kauen, ihr Geſchmack iſt faſt wie Rüben, und die Indianer finden ſehr viel Wohlgeſchmack darin. Die gemeinen Indianer, wenn man den Ausdruck von

ihnen brauchen kann, ſind in der Zubereitung ihrer Speiſen ſehr unreinlich, aber einige von den Vornehmen halten ſehr viel auf Reinlichkeit derſelben, ſo wie in ihren Kleidungen und Zelten.

Sie eſſen gewöhnlich in großen Haufen mit einander, ſo daß ihre Mahlzeiten eigentlich als Gaſtmähler könnten angeſehen werden, doch eſſen ſie, ohne ſich an eine beſtimmte Stunde zu binden, ſondern gerade wie es ihr Hunger und ihre Bequemlichkeit erfordert. Sie tanzen meiſtens vor und nach jeder Mahlzeit und bringen durch ihre Fröhlichkeit wahrſcheinlich dem großen Geiſte, dem ſie für alles Gute verpflichtet zu ſeyn glauben, ein angenehmes Opfer. Männer und Weiber eſſen bey öffentlichen Gelegenheiten nicht zuſammen, und jedes Geſchlecht hat ſeine beſondere Gaſtmahle. Zu Hauſe hingegen, wenn keine Fremden da ſind, eſſen Männer und Frauen mit einander, nur bey einigen Nazionen ausgenommen, wo die Weiber nie mit den Männern eſſen dürfen.

Unter ihren Leibesübungen ſtehet der Tanz oben an, ſie kommen bey keiner öffentlichen Gelegenheit zuſammen, ohne ihn zu einer von ihren Beluſtigungen zu machen, und wenn ſie nicht mit Kriegen oder mit der Jagd beſchäftiget ſind, ſo vergnügen ſich die jungen Leute von beyden Geſchlechtern alle Abende damit.

In den Tänzen bey Gaſtmählern und ſonſt in allen übrigen Tänzen, ſteht jede Mannsperſon nach der Reihe auf und tanzt mit großer Leichtigkeit und Kühnheit, wobey die Thaten der Vorfahren beſungen werden. Während der Zeit giebt die Geſellſchaft, die auf den Boden in einem Kreiſe um den Tanz herum ſitzt, mit dem Tänzer den Takt durch einen Ton an, den ſie alle zugleich herausſtoßen und der faſt wie

heh, heh, heh, klingt. Dieſe Töne, wenn man ſie ſo nennen kann, ſind ſehr rauh und werden mit der größten Anſtrengung der Lungen herausgeſtoßen, daß man faſt glauben ſollte, ihre Stärke müßte bald dadurch erſchöpft werden, aber dieſes geſchiehet ſo wenig, daß ſie es die ganze Zeit über, die ſie tanzen, mit der nämlichen Heftigkeit wiederholen.

Die Frauen, hauptſächlich bey den weſtlichen Völkerſchaften, tanzen mit ſehr viel Anmuth. Sie tragen ſich gerade und laſſen ihre Arme dicht am Leibe herunter hangen. Der Anfang ihres Tanzes geſchiehet damit, daß ſie erſt etliche Schritte zur Rechten und dann wieder zur Linken zurück gehen. Dieſe Bewegung machen ſie, ohne ordentliche Schritte auf europäiſche Art zu thun, ſondern halten ihre Füße dicht an einander und bewegen die Zähen und Hacken eins um das andere. Auf dieſe Art gleiten ſie mit großer Leichtigkeit bis an eine gewiſſe Stelle und wieder zurück, und wenn auch noch ſo viele mit einander tanzen, ſo halten ſie doch ſo genau Takt, daß der Tanz nie unterbrochen wird. Während des Tanzes vermiſchen ſie ihre hellen Stimmen mit den heiſern Stimmen der Männer, die um ſie herum ſitzen, denn beyde Geſchlechter tanzen niemals zuſammen, und dieß macht nebſt ihren Trommeln keine unangenehme Harmonie.

Allein die Indianer haben verſchiedene Arten von Tänzen, die beſondern Gelegenheiten gewidmet ſind, z. B. den Pfeifen- oder Kalumettanz, den Kriegstanz, den Hochzeittanz und den Opfertanz. Die Bewegungen bey jedem ſind verſchieden, doch iſt es faſt nicht möglich, den Unterſchied genau zu beſchreiben. Jede Völkerſchaft hat ihre beſondere Art zu tanzen. Die Tſchipiwäer z. B. nehmen mehr Stellungen in den Tänzen an, als die übrigen Indianer. Bald halten

halten ſie den Kopf in die Höhe, bald bücken ſie ſich ganz auf die eine Seite, bald wieder auf die andere. Die Nadoweſſier tragen ſich gerade, treten feſter und machen ihre Bewegungen mit mehr Anſtand; aber alle machen bey ihrem Tanze das unangenehme Geräuſch, welches eben beſchrieben worden iſt.

Unter allen Tänzen iſt der Pfeifentanz der vornehmſte und der angenehmſte für den Zuſchauer, da er nicht ſo ausſchweifend iſt, wie die übrigen und die ſchönſten Figuren hat. Man tanzt ihn bloß bey gewiſſen Gelegenheiten, als, wenn feindliche Geſandten kommen, um Friedensunterhandlungen zu pflegen, oder wenn vornehme Fremde durch ihr Gebiet reiſen.

Der Kriegstanz, den ſie öfterer tanzen, wenn ſie auf den Krieg ausgehen, oder aus dem Kriege kommen, ſetzt die Zuſchauer, die nicht daran gewöhnt ſind, in Schrecken. Er wird wie die übrigen, in einem Kreiſe von Kriegern getanzt; ein Anführer fängt ihn gewöhnlich damit an, daß er von der Rechten zur Linken gehet und zugleich ſeine eigene und die Thaten der Vorfahren beſingt. Wenn er mit dieſer Erzählung fertig iſt, ſo ſchlägt er mit ſeiner Kriegskeule gegen einen Pfahl, der mitten im Kreiſe eigentlich dazu in die Erde geſchlagen iſt. Ein jeder tanzt, ſo wie die Reihe an ihn kommt, und beſingt ebenfalls die wundervollen Thaten ſeiner Familie, bis ſie endlich alle zuſammen tanzen. Jetzt fängt der Tanz wirklich an für jeden Fremden fürchterlich zu werden, da ſie faſt eine jede fürchterliche und abſcheuliche Stellung annehmen, die ſich nur denken läßt und dabey im Voraus zeigen, was ſie gegen ihre Feinde im Kriege thun wollen. Während dieſes Tanzes halten ſie ihre ſcharfen Meſſer in der Hand, und drohen damit, wenn ſie ſich herumwerfen, einander zu durchſtoßen; und dieſes würde auch ſicher geſchehen, wenn

ſie nicht mit außerordentlicher Fertigkeit dem Stoße auswichen. Durch dieſe Bewegungen ſuchen ſie die Art auszudrücken, wie ſie ihre Feinde tödten, ihnen die Haut vom Kopfe ziehen, oder ſie gefangen nehmen wollen. Um den ganzen Auftritt noch fürchterlicher zu machen, ſo erheben ſie ein eben ſo fürchterliches Geheul und Kriegsgeſchrey, als ſie in ihren Schlachten thun, ſo daß man ſie in dieſen Augenblicken für einen Haufen von Teufeln anſehen ſollte. Die übrigen Arten der Tänze werden weiter unten vorkommen; gegenwärtig will ich nur die Jagd der Indianer erwähnen.

Unter die vornehmſte Beſchäftigung der Indianer gehört eigentlich die Jagd; jeder übet ſich von Jugend auf darinne und ſie iſt unter ihnen ſo ruhmwürdig, als ſie zu ihrer Unterhaltung nothwendig iſt. Ein geſchickter und entſchloſſener Jäger wird faſt eben ſo hoch geſchätzt als ein tapferer Krieger; es wird daher auch nicht leicht irgend ein Kunſtſtück, das der menſchliche Witz erfunden hat, Thiere, die ihres Fleiſches, oder ihres Felles wegen ſchätzbar ſind, zu fangen, bey ihnen unbekannt ſeyn. So lange als ſie dieſem Geſchäfte nachgehen, verläßt ſie die ihnen angebohrne Trägheit gänzlich, und hier bezeigen ſie ſich thätig, geduldig und unermüdet. Sie wiſſen die Mittel, ihren Raub ausfündig zu machen, eben ſo gut, als ihn zu fangen. Sie können die Spur vom Wilde auf das genaueſte unterſcheiden, ungeachtet jedes andere Auge nichts davon gewahr wird, und es mit der größten Gewißheit durch unwegſame Wälder verfolgen. Die Thiere, welche ſie ihres Fleiſches, oder ihrer Felle wegen jagen, und woraus ſie entweder ihre Kleidung machen, oder wofür ſie von den Europäern andre Bedürfniſſe eintauſchen, ſind Büffel, Elendsthiere, Rehe, Muſethiere, Bären, Rennthiere, Bieber, Ottern, Marder u. ſ. w.

Die Jagd und die Parthenen, welche auf die verſchiedenen Züge ausgehen müſſen, werden in ihren allgemeinen Verſammlungen, die im Sommer gehalten werden, ſo wie alle übrige Wintergeſchäfte feſtgeſetzt. Der Hauptkrieger, deſſen Amt es mit ſich bringt, dazu die nöthigen Einrichtungen zu machen, läßt alle, die bereit ſind, ihm zu folgen, feyerlich einladen; denn die Indianer erkennen, wie ſchon oben geſagt iſt, keine Oberherrſchaft, und können ſich vom Zwange gar keinen Begriff machen. Ein jeder, der dieſe Einladung annimmt, bereitet ſich dazu dadurch vor, daß er etliche Tage faſtet.

Ihre Faſten beſtehen aber nicht, wie bey etlichen andern Völkern, darin, daß man nur die ſchmackhafteſten und koſtbarſten Speiſen nicht ißt, ſondern ſie enthalten ſich wirklich alles möglichen Eſſens und Trinkens, und ihre Geduld und Standhaftigkeit geht ſo weit, daß der heftigſte Durſt ſie nicht bewegen würde, auch nur einen Tropfen Waſſer zu koſten. Bey aller dieſer ſtrengen Enthaltung behalten ſie dennoch einen Anſchein von Zufriedenheit und Heiterkeit. Sie faſten aber vorzüglich, um deſto freyer träumen zu können und in dieſen Träumen zu erfahren, wo das meiſte Wild anzutreffen ſey, und zugleich den Zorn der böſen Geiſter abzuwenden, hingegen ſich ihre Gunſt zu erwerben; außerdem mahlen ſie alle unbedeckte Theile ihres Körpers ſchwarz.

Wenn die Faſtenzeit vergangen und der Ort der Jagd bekannt gemacht worden iſt, ſo giebt der Anführer, der die Aufſicht dabey hat, den verſchiedenen Parthenen ein großes Gaſtmahl, woran aber keiner Theil nehmen darf, bis er ſich gebadet hat. An dieſen Gaſtmahlen eſſen ſie, ungeachtet ihres langen Faſtens, ſehr mäßig, und der Anführer erzählet ihnen dabey die Thaten derer, die bey dem Geſchäfte, das

ſie jeƶt vorhaben, am meiſten geleiſtet hatten. Bald darauf treten ſie ihren Zug überall ſchwarz beſtrichen, unter dem Zujauchzen des ganzen Volkes, nach den beſtimmten Orten an. Ihre Behendigkeit und ihre Geduld bey der Verfolgung des Wildes iſt unbeſchreiblich. Keine Gebüſche, Gräben, Flüſſe oder Moräſte können ſie aufhalten. Sie gehen immer in der geradeſten Linie weiter, und es giebt wenig Thiere in den Gehölzen, die ſie nicht einholen könnten. Gehen ſie auf die Bärenjagd, ſo bemühen ſie ſich, die Lager der Bären ausfündig zu machen, und wenn ſie an einer Stelle den gewöhnlichen Aufenthalt gewiſſer Thiere zu entdecken glauben, ſo machen ſie im Verhältniß ihrer Zahl einen Kreis und ſuchen, indem ſie ſich dem Mittelpunkte nähern, ihren eigentlichen Aufenthalt zu erfahren. Auf dieſe Art ſind ſie gewiß, alle, die ſich in der Kreisfläche aufhalten, aufzujagen und mit Flinten oder Bogen zu fällen.

Zur Büffeljagd machen ſie einen Kreis oder ein Viereck, faſt auf die nämliche Art, als wenn ſie Bäre aufſuchen. Sobald jeder ſeinen Poſten eingenommen hat, ſo ſtecken ſie das Gras, das um dieſe Zeit gewöhnlich welk und trocken iſt, in Brand, und treiben darauf die Büffel, die ſich ſehr vor dem Feuer fürchten, in einen engen Raum zuſammen, wo ihnen nicht leicht einer entwiſcht. Elendthiere, Rehe und Rennthiere jagen ſie auf verſchiedene Art. Zuweilen ſuchen ſie dieſelben in Wäldern auf, in welche ſie während der rauhen Witterung ihre Zuflucht nehmen, und wo ſie leicht hinter den Bäumen geſchoſſen werden können. In den nördlichen Gegenden machen ſie ſich die Witterung auf eine andere Art zu Nuƶe, um Elendthiere zu fangen. Wenn die Sonne ſtark genug wirkt und den Schnee zerſchmelzt, auf dem ſich aber durch den Nachtfroſt eine Rinde ſeƶt, ſo bricht

bricht dieß ſchwere Thier mit ſeinem geſpaltenen Huſe leicht durch, und kann ſich nicht ohne viele Mühe wieder losmachen; deshalb wird es leicht eingeholet und erlegt. Andere Völkerſchaften jagen dieſe Thiere auf eine vielleicht leichtere und weniger gefährlichere Art. Die jagende Parthey theilt ſich in zwey Truppen und wählt ſich eine Stelle nahe beym Ufer irgend eines Fluſſes: der eine Trupp ſetzt ſich in Kanoe, indem der andere einen halben Kreis auf dem Lande macht, deſſen Arme ſich bis an das Waſſer erſtrecken. Hierauf laſſen ſie ihre Hunde los, die alles Wild, das ſich innerhalb des Kreiſes befindet, aufjagen und in den Fluß treiben, wo der größte Theil davon leicht von den in den Kanoen befindlichen Indianern geſchoſſen wird.

Die einträglichſte unter allen Jagden, vorzüglich in den nördlichen Gegenden, iſt unſtreitig die Bieberjagd, auf welche ſie ſich daher auch ganz beſonders legen. Die Jahreszeit dazu währet den ganzen Winter, vom November bis zum April, weil eben alsdann ihr Fell ſeine größte Vollkommenheit erreicht. Die Jäger bedienen ſich verſchiedener Mittel, ſie zu fangen, doch gewöhnlich geſchiehet es durch Schlingen, durch Aufhauen des Eiſes, oder indem ſie ihre Dämme durchgraben. Es iſt zwar bekannt, daß die Bieber gewöhnlich einen hinreichenden Vorrath für den Winter zuſammentragen, aber dennoch ſtreifen ſie von Zeit zu Zeit in die benachbarten Länder, um friſche Lebensmittel zu holen. Wenn nun die Jäger ihren Aufenthalt entdeckt haben, ſo ſtellen ſie ihnen eine Falle in den Weg, unter welche ſie kleine Stücken Rinde oder junge Sprößlinge legen; und ſobald der Bieber dieſe berühret, ſo fällt ein ſchwerer Klotz auf ihn herunter und zerbricht ihm den Rücken, wodurch er ſeinen Verfolgern leicht zur Beute wird. Sonſt

hauen ſie auch, wenn das Eis auf Flüſſen und Seen ſehr dick iſt, eine Oeffnung darein, daß ſich die Bieber, wenn man ſie in ihren Häuſern ſtöret, gern nähern, um friſche Luft zu ſchöpfen. Ihr Athmen macht eine ziemliche Bewegung im Waſſer, und die Jäger können ihre Annäherung daher leicht bemerken und ſie auf den Kopf ſchlagen.

Nach einer ſolchen Jagd wird das Fleiſch davon gröſtentheils unter den Stamm, wozu die Jäger gehören, ausgetheilet; aber zum Bieberfange vereinigen ſich gewöhnlich nur etliche Familien, und theilen die Beute unter ſich. Ueberhaupt ſehen ſie im erſten Falle bey der Theilung auch immer etwas auf ihre Familie, doch hört man nie, daß irgend Neid oder Zänkerey darüber entſtünden. Bey den Nadoweſſiern iſt es eine eingeführte Gewohnheit, daß, wenn jemand ein Stück Wild anſchießt, welches aber noch eine Strecke fortlaufen kann, ehe es hinfällt, er es einem andern, ſelbſt von einem andern Stamme, überlaſſen muß, wenn dieſer nahe genug iſt, ein Meſſer darein zu ſtoßen, ehe jener herbey kommt. So widerrechtlich und gewaltſam auch dieß Geſetz zu ſeyn ſcheint, ſo laſſen ſie es ſich doch willig gefallen. Die Indier, welche an den hintern Kolonien wohnen, haben dagegen die Gewohnheit, daß der, welcher ein Stück Wild zuerſt anſchießt, auch den beſten Theil davon erhält.

Zunächſt der Jagd iſt der Krieg und die erworbenen Verdienſte in demſelben das Wichtigſte; ſie fangen an, die Waffen zu tragen, wenn ſie funfzehn Jahr alt ſind, und bleiben dazu verpflichtet, bis zu ihrem ſechszigſten Jahre; bey einigen ſüdlichen Völkern hören ſie jedoch ſchon mit dem funfzigſten Jahre auf, in den Krieg zu ziehen. Bey jeder Völkerſchaft und bey jedem Stamme giebt es einen Haufen auserleſene

leſene Leute, die vorzugsweiſe Krieger genannt werden, und die immer, ſo wie es die Umſtände erfordern, zum Angriffe oder zur Vertheidigung bereit ſeyn müſſen; nur die Waffen ſind nicht bey allen Völkerſchaften einerley; einige haben Bogen und Pfeile, andere, welche mit Europäern umgehen, haben Meſſer, Aexte, Flinten, und diejenigen, welche ſich dieſe nicht anſchaffen können, führen Dolche, Wurfſpieße ꝛc.

Eroberungsſucht verleitet ſie ſelten, das Gebiet ihrer Nachbarn anzugreifen und zu verheeren. Ihre blutige Fehden rühren gewöhnlich davon her, daß ein jeder ſeine Jagdgerechtigkeit innerhalb gewiſſer Gränzen behauptet, oder das Land, das er einmal durch langen Beſitz als ſein Eigenthum anſiehet, gegen alle Eingriffe ſichern will. Doch ihr Vortheil iſt nicht der wichtigſte Bewegungsgrund zum Kriege gegen einander; ſie fühlen jede Beleidigung aufs empfindlichſte und ſuchen ſich auf alle mögliche Art zu rächen. Hierzu kommt noch der Trieb, ſich durch tapfere Thaten hervorzuthun, von welchem jeder Indier, wenn er ſich dem männlichen Alter nahet, beſeelt wird.

Wenn ihre Anführer einen Krieg für nöthig halten, ſo iſt ihre Beredtſamkeit allein hinreichend, das Blut aller in Bewegung zu ſetzen. Einer ihrer Anführer tritt auf und ſpricht: „Die Knochen eurer gebliebenen Landsleute liegen unbedeckt, ſie fordern uns auf, ihr Unrecht zu rächen, und es iſt unſere Pflicht, ihnen zu gehorchen. Ihre Geiſter ſchreyen gegen uns, und wir müſſen ſie beſänftigen. Höhere Geiſter, die Wächter unſerer Ehre, flößen uns den Entſchluß ein, die Mörder unſrer Brüder aufzuſuchen. Laßt uns gehen und die verſchlingen, durch welche ſie fielen. Sitzt daher nicht länger unthätig,

folgt dem Triebe eurer angebohrnen Tapferkeit, ſalbt euer Haar, bemahlt euer Angeſicht, füllet eure Köcher, laßt die Wälder von eurem Geſange wiederhallen, tröſtet die Geiſter der Getödteten und gelobet ihnen Rache.“ Mehr bedarf es nicht, ihren Muth zu begeiſtern; wüthend greifen ſie zu ihren Waffen, ſtimmen ihr Kriegslied an, und brennen vor Ungeduld, ihre Hände in dem Blute ihrer Feinde zu waſchen.

Sobald ein Krieg das ganze Volk betrifft und mit allgemeiner Einwilligung beſchloſſen wird, ſo ſind ihre Berathſchlagungen darüber ſehr umſtändlich und langſam. Die Aelteſten verſammeln ſich im Rathe, wobey alle Hauptkrieger und alle junge Leute zugelaſſen werden. Hier erklären ſie ihre Meynung in förmlichen Reden und überlegen die Beſchaffenheit des Unternehmens, worauf ſie ausgehen wollen, reiflich, ſtellen auch mit vieler Klugheit alle Vortheile und Nachtheile, die daraus erwachſen können, gegen einander. Ihre Prieſter und ſogar die klügſten Frauen werden dabey um Rath gefragt.

Der Hauptkrieger eines Volks führt nicht immer die Partheyen ſelbſt an, ſondern überträgt es oft einem andern, von deſſen Tapferkeit und Vorſicht er eine gute Meynung hat. Dieſer Anführer nun wird ganz ſchwarz beſtrichen, und muß, wie oben geſagt, etliche Tage faſten. Hierauf macht er ihnen die Beweggründe bekannt, die ſie nöthigen, die Waffen gegen ein gewiſſes Volk zu ergreifen, und beſchließt ſeine Rede z. B. mit folgenden Worten: „Ich bin entſchloſſen, über den Kriegsweg zu gehen und ſie zu überfallen. Wir wollen ihr Fleiſch eſſen und ihr Blut trinken, wir wollen Häute von Erſchlagenen und Gefangenen zurückbringen, und ſollten wir bey dieſem glorreichen Unternehmen umkommen, ſo werden wir nicht

nicht immer im Staube verborgen liegen, ſondern dieſer Gürtel ſoll die Belohnung deſſen ſeyn, der die Todten begraben wird.“ Er legt alsdann den Gürtel auf die Erde und der Krieger, der ihn aufnimmt, erklärt ſich dadurch zu ſeinem Gehülfen und wird als der zweyte Anführer angeſehen.

Wenn dieſe Feyerlichkeit zu Ende iſt, ſo wird dem Anführer die ſchwarze Farbe abgewaſchen und man beſalbt ihn mit Bärenfett und bemahlt ihn roth mit ſolchen Figuren, die nach ihrer Meynung dem Feinde das meiſte Schrecken verurſachen. Sobald dieß geſchehen iſt, ſo beſingt er in einem Kriegsliede ſeine Heldenthaten, und betet darauf nebſt allen ſeinen Kriegern zum großen Geiſte mit auf die Sonne gerichteten Augen. Auf dieſe Ceremonie folgen die oben beſchriebenen Tänze und das Gaſtmahl. Da die Hoffnung, ihre Wunden, die ſie empfangen könnten, gehörig behandelt zu ſehen, immer etwas zur Vermehrung ihres Muthes beytragen muß, ſo verfertigen die Prieſter, die zugleich ihre Aerzte ſind, allerhand heilende Arzeneyen. Sie ſammeln dazu mit vielen Ceremonien eine Menge Wurzeln und Kräuter, und behaupten, daß ſie ihnen eine überirdiſche Wirkung beylegen können.

Wenn das Volk es für nöthig hält, einen benachbarten Stamm um Hülfe anzuſuchen, ſo wählet es einen von ſeinen Anführern, der die Sprache des andern Volkes gut verſteht, und der überhaupt auch ſonſt ein guter Redner iſt und ſchickt durch ihn einen Gürtel Wampum, worauf die Abſicht der Geſandtſchaft durch Figuren ausgedrückt iſt, die ein jedes Volk ſehr gut verſteht, und außer dieſem Gürtel führt er noch eine bemahlte Axt bey ſich.

Sobald er das Lager oder Dorf, wohin er geſchickt wird, erreicht, ſo giebt er dem Anführer des

Stammes

Stammes Nachricht von dem Zwecke ſeiner Geſandtſchaft, und dieſer beruft gleich einen Rath zuſammen, vor welchem der Geſandte erſcheinen muß. Hier legt er die Axt auf den Boden und erklärt mit dem Gürtel in der Hand umſtändlicher die Veranlaſſung ſeines Daſeyns. Er bittet ſie in ſeiner Rede, die Axt aufzunehmen, und ſobald er aufhöret, ſo übergiebt er den Gürtel. Iſt die Verſammlung geneigt, der andern Nazion beyzuſtehen, ſo tritt einer von den Anführern hervor und nimmt die Axt auf, und alsdann nehmen ſie ſich ihrer Bundesgenoſſen mit vielem Eifer an. Wird aber weder Axt noch Gürtel angenommen, ſo ſchließt der Abgeſandte, daß das Volk ſich ſchon mit den Feinden ſeiner Nazion in ein Bündniß eingelaſſen habe, und kehret eiligſt zurück, um ſeinen Landsleuten den üblen Erfolg zu benachrichtigen.

Die Art, wie die Indianer einander den Krieg erklären, beſtehet darin, daß ſie dem Volke, welches ſie bekriegen wollen, eine am Stiel roth bemahlte Axt durch einen Sklaven überſchicken. So gefährlich dieſer Auftrag iſt und obgleich der Bote meiſtens das elendeſte Schickſal hat, ſo wird der Auftrag doch mit vieler Genauigkeit ausgerichtet. Oft erregt dieß Herausforderungszeichen eine ſolche Wuth bey dem Volke, daß ſich ſogleich ein kleiner Trupp auf den Weg macht, ohne die Erlaubniß der Obern abzuwarten, um den erſten von der angreifenden Nazion, der ihm begegnet, umzubringen. Treffen ſie einen an, ſo hauen ſie ihm den Leib auf, und ſtecken eben ſo eine Axt, als ihnen überſchickt ward, ins Herz ihres erſchlagenen Feindes. Bey den entferntern Stämmen geſchiehet dieß mit einem Spieße oder Pfeile, deſſen Ende roth gemahlt iſt. Um ihre Feinde noch mehr zu erbittern, ſo verſtümmeln ſie den Körper und zeigen

gen dadurch, daß ſie ſie nicht Männern, ſondern Weibern gleich ſchätzen.

Selten ziehen die Indier in großen Haufen zu Felde; ihr Heer führet nie Gepäck oder Kriegsvorrath mit ſich, ein jeder Krieger hat außer ſeinen Waffen bloß eine Matte, und lebt, außerhalb den Gränzen ſeiner Feinde, von dem Wilde, das er erlegt, oder von den Fiſchen, die er fängt. Ihre Zelten ſchlagen ſie immer lange vor Sonnenuntergang auf; und da ſie überhaupt eine ſehr hohe Meynung von ſich haben, ſo geben ſie ſich wenig Mühe, ſich gegen einen Ueberfall in Sicherheit zu ſtellen. Sie verlaſſen ſich ſehr auf ihre Manitus oder Hausgötter, die ſie immer mit ſich führen; und da ſie überzeugt zu ſeyn glauben, daß ſie Schildwachenſtelle vertreten, ſo ſchlafen ſie ruhig unter ihrem Schutze ein. Dieſe Manitus, wie ſie bey einigen Völkern heißen, welche die Nadoweſſier Wakon, das heißt, Geiſter nennen, ſind nichts weiter, als Otter- und Marderfelle, für die ſie eine ſehr große Hochachtung haben.

Sobald ſie ſich in dem Lande des Feindes befinden, ſind ſie äußerſt vorſichtig und behutſam. Sie zünden weiter kein Feuer an, man höret kein Geſchrey von ihnen, und ſie gehen nicht mehr auf die Jagd. Sobald ſie ihre Feinde entdecken, ſo ſchicken ſie etliche Kundſchafter aus, um ihren Zuſtand zu erfahren, und ſo wie dieſe zurückkommen, ſo wird ein Rath über die mitgebrachten Nachrichten gehalten. Ihre Angriffe thun ſie gewöhnlich gerade vor Tages Anbruch, weil ſie alsdann ihre Feinde im tiefſten Schlafe zu finden glauben. Die ganze vorhergehende Nacht liegen ſie platt auf der Erde, ohne Geräuſch zu machen, und nähern ſich kriechend auf Händen und Füßen, bis ſie auf einen Bogenſchuß an ihre Feinde gekommen ſind. Augenblicklich ſpringen alle

auf ein vom Hauptkrieger gegebenes Zeichen auf, ſchießen ihre Bogen ab und ſtürzen, ohne ihren Gegnern Zeit zu laſſen, ſich von ihrer Verwirrung zu erholen, mit ihren Aexten und Keulen über ſie her. Sie glauben, es ſey ihnen keine Ehre, ihre Feinde offenbar anzugreifen, ſie ſuchen daher ihren Ruhm bloß im Ueberfallen und Morden; ſelten greifen ſie an, ohne offenbaren Vortheil zu haben. Sobald ſie ihres Sieges gewiß ſind, ſo ſchaffen ſie erſt alle aus dem Wege, die ſie nicht ohne Mühe fortzubringen glauben und ſuchen nachher ſo viele Gefangene zu machen, als ihnen möglich iſt. Allen Todten oder ſchwer Verwundeten ziehen ſie die Haut vom Kopfe, worin ſie ſehr viel Fertigkeit zeigen. Sie wickeln das Haar ihres Feindes um die linke Hand, ſetzen ihm einen Fuß auf den Hals und ſchneiden die auf dieſe Art ausgeſpannte Haut mit ihren Meſſern in etlichen Schnitten herunter; ja ihre Geſchicklichkeit iſt ſo groß, daß ſie kaum eine Minute zu der ganzen Operation nöthig haben. Die Häute heben ſie, als Beweiſe ihrer Tapferkeit und Rache gegen ihre Feinde, auf. Sobald ſie ihren Zweck erreicht und ſo vielen Schaden geſtiftet haben, als ihnen möglich war, ſo ziehen ſie ſich, aus Furcht verfolgt zu werden, aufs eilfertigſte nach ihrem Lande zurück. Wird ihnen wirklich nachgeſetzt, ſo ſuchen ſie ihren Verfolgern durch allerhand Kunſtſtücke zu entgehen. Sie ſtreuen Sand oder Blätter über ihre Fußſtapfen, oder treten einer in den andern, oder heben ihre Füße ſo hoch und treten ſo ſanft auf, daß man gar keinen Eindruck davon auf der Erde bemerken kann. Sollten aber alle ihre Bemühungen vergeblich ſeyn, und ſie werden wirklich eingeholt, ſo bringen ſie ihre Gefangenen um, ziehen ihnen die Kopfhaut ab und zerſtreuen ſich, um deſto leichter ihr Land wieder zu erreichen. Sind die Sieger hingegen ſo glücklich, ſich zurück zu ziehen, ohne verfolgt zu

werden,

werden, ſo ſuchen ſie aufs eiligſte eine Gegend zu erreichen, wo ſie ſich völlig ſicher halten können; und damit ihre Verwundeten ſie nicht aufhalten können, ſo tragen ſie ſie auf Bahren, oder ziehen ſie auf Schlitten, wenn es gerade Winter iſt. Ihre Bahren ſind nur ganz grob aus Zweigen zuſammen geſetzt. Ihre Schlitten beſtehen aus zwey dünnen Brettern, die zuſammen ungefähr zwey Fuß breit und ſechs Fuß lang ſind. Sie ſtehen vorn in die Höhe und ſind auf den Seiten mit kleinen Leiſten beſchlagen. Die Indianer ziehen darauf große Laſten ohne große Mühe mit einem Riemen, der ihnen um die Bruſt geht. Dieſer Ziehriemen heißt Metump, und iſt in ganz Nordamerika, ſowohl in den Kolonien, als in den tiefen landeinwärts liegenden Gegenden gebräuchlich. In den letztern werden ſie aus Leder gemacht und ſehr künſtlich gearbeitet.

Die Gefangenen werden auf dem Marſche mit der größten Sorgfalt bewacht; bey Tage halten immer einige von ihren Ueberwindern ſie feſt, wenn die Reiſe zu Land gehet, zu Waſſer aber werden ſie an die Kanoe gebunden. Bey Nacht werden ſie ganz nackt auf die Erde gelegt und mit den Armen, den Beinen und dem Halſe an Haken gebunden, die in der Erde befeſtiget ſind. Außerdem binden ſie ihnen Seile um die Arme oder Füße, die ein anderer Indianer hält und welcher alſo gleich aufwachen muß, wenn ſich der Gefangene bewegt. Auf dem Wege zwingen die Indier ihre Gefangenen, den Todtengeſang zu ſingen, der gewöhnlich folgendes Inhalts iſt: „Ich gehe zum Tode, ich werde viel leiden müſſen, aber ich will die größten Quaalen, die mir meine Feinde anthun können, mit gehöriger Standhaftigkeit ertragen. Ich will wie ein tapferer Mann ſterben und zu den Helden gehen, die auf eine ähnliche

Art ſtarben.“ Dieſe Geſänge werden von Zeit zu Zeit wiederholt, bis ſie das beſtimmte Dorf oder Lager erreichen.

Wenn die Krieger ſo nahe gekommen ſind, daß man ſie hören kann, ſo ſchreyen ſie zu verſchiedenenmalen, um ihren Freunden den Erfolg ihres Zuges überhaupt kund zu thun. Ihr wiederholtes Todtengeſchrey zeigt an, wieviel von ihren Landsleuten verloren gegangen ſind, und ihr Kriegsgeſchrey bezeichnet die Menge ihrer Gefangenen. Es iſt ſchwer, beyde Arten von Geſchrey zu beſchreiben, doch klingt das Todtengeſchrey wie hu, hu, hup, und wird in einem kreiſchenden Tone ausgehalten, bis ſie nicht weiter den Athem anhalten können, und dann auf einmal mit einer plötzlichen Erhebung der Stimme abgebrochen. Das Kriegsgeſchrey iſt dieſem ähnlich, aber lauter, und wird dadurch, daß ſie die Hand vor den Mund halten, etwas verändert. Beyde aber kann man in einer beträchtlichen Entfernung hören.

So lange dieſes Geſchrey währet, bleiben alle, an die es gerichtet iſt, voller Aufmerkſamkeit ſtehen. Sobald aber dieſe Ceremonie vorbey iſt, ſo läuft alles aus dem Dorfe, um einzelne Umſtände von der Begebenheit zu erfahren; und je nachdem dieſe Nachricht freudig oder traurig iſt, wird durch ein häufiges Freuden- oder Trauergeſchrey geantwortet. So wie nun der Zug an das Dorf kommt, ſo ſuchen Weiber und Kinder Stöcke und Steine zuſammen und ſtellen ſich in zwey Glieder, durch welche die Gefangenen durchgehen müſſen. Sie ſchlagen darauf auf dieſe Elenden ſo unbarmherzig los, daß ſie kaum einige Spuren vom Leben übrig behalten; doch nehmen ſie ſich dabey in Acht, ihnen keinen tödtlichen Schlag zu geben, weil ſie ſonſt das Vergnügen verlieren würden,

ſie noch grauſamer zu quälen. Auf dieſe grauſame Behandlung werden den Gefangenen nun Hände und Füße gebunden und die Anführer halten einen Rath, worin ihr Schickſal entſchieden wird. Diejenigen, die durch die gewöhnlichen Qualen ſterben ſollen, werden dem Hauptkrieger übergeben, die hingegen, welchen man das Leben ſchenken will, werden von dem Oberhaupte der Völkerſchaft anvertrauet, ſo daß die Gefangenen bald ihr Schickſal erfahren, wo der Urtheilsſpruch allemal unwiederruflich iſt; das erſte nennen ſie „dem Hauſe des Todes,“ und das zweyte, „dem Hauſe der Gnaden beſtimmt werden.“ Alle Gefangene, die ziemlich bey Jahren ſind und ſich durch ihre kriegeriſchen Thaten berühmt gemacht haben, büßen für das Blut, das ſie vergoſſen haben, meiſtens durch Feuer. Ihr Kriegsglück ſieht man bald an den blauen Zeichen, die ſie an den Armen und auf der Bruſt haben, und die einem Indianer eben ſo verſtändlich ſind, als dem Europäer die Buchſtaben. Sie ritzen nämlich, wenn ſie die Hieroglyphen machen wollen, die Haut mit Fiſchzähnen oder ſcharfen Kieſelſteinen, die in eine Art Dinte von Fichtenruß getaucht werden. Man hält ſie, ſo wie bey den alten Pikten, für Zierrathen und zugleich für unauslöſchliche Ehrenzeichen.

So bald das Urtheil über die unglücklichen Gefangenen geſprochen iſt, ſo werden ſie auf den Hinrichteplatz geführet, der gewöhnlich in der Mitte des Dorfes oder Lagers liegt. Hier werden ſie ausgezogen und über den ganzen Körper ſchwarz bemahlt. Außerdem ſteckt man ihnen eine Krähen- oder Rabenfeder auf den Kopf und bindet ſie an einen Pfahl, um welchen Holzbündel herumliegen und nöthiget ſie, zum letztenmale ihren Todtengeſang zu ſingen. Die Krieger, denn bloß dieſe leiden gewöhnlich dieſe Strafe,

thun dieß jetzt auf eine umſtändliche Art und mit vieler Feyerlichkeit. Sie erzählen mit vernehmlicher Stimme alle ihre tapfern Thaten und rühmen ſich der Menge ihrer erlegten Feinde. Bey dieſer Erzählung ſuchen ſie ihre Peiniger auf alle mögliche Art aufzubringen und zu beleidigen; zuweilen thut es auch die Wirkung, daß man ſie geſchwinder aus dem Wege räumet, als es ſonſt geſchehen ſeyn würde. Es giebt unzählige Geſchichten von dem Muthe und der Entſchloſſenheit der Indianer, viele überſteigen allen Glauben; ſie zeigen wohl gar ihren Peinigern die Vortheile, wie ſie die Qualen ſchmerzhafter machen könnten ꝛc.

So grauſam aber auch die Indianer gegen Gefangene ihres eignen Geſchlechts ſind, ſo haben ſich doch etliche Stämme wegen ihrer Mäßigung gegen gefangene engliſche Frauen berühmt gemacht. Die Gefangenen, die dem Hauſe der Gnaden beſtimmt werden und die gewöhnlich aus jungen Leuten, Weibern und Kindern beſtehen, müſſen auf die Entſcheidung der Oberhäupter warten, die, wenn die andern hingerichtet ſind, einen zweyten Rath über ſie halten. Es wird zu dem Ende ein Herold herumgeſchickt, der allen, die irgend Jemanden von den Ihrigen auf dem letzten Zuge verloren haben, ankündigt, daß eine Vertheilung der Gefangenen vor ſich gehen ſoll. Zuerſt werden die Frauen, welche Kinder oder Männer verloren haben, befriedigt, und auf ſie folgen alle, die weitläuftiger Anverwandten beraubt wurden, oder die Luſt haben, von den jungen Leuten einige an Kindesſtatt anzunehmen. Wenn die Austheilung geſchehen iſt, die immer ohne allen Streit vor ſich geht, ſo führt ein jeder ſeinen Antheil nach Hauſe. Der Gefangene wird losgebunden, ſeine Wunden werden ausgewaſchen und verbunden, er wird gekleidet und bekommt von dem

beſten

beſten Eſſen, das im Hauſe zu haben iſt. Während daß ihre neuen Hausgenoſſen bey der Mahlzeit ſind, ſuchen die Herren ſie zu tröſten, ſie ermuntern ſie, fröhlich und gutes Muths zu ſeyn, da ſie dem Tod entgangen wären, und wenn ſie ihnen getreu dienen würden, ſo wollten ſie alles thun, was in ihrem Vermögen ſtünde, um ihnen den Verluſt ihrer Freunde und ihres Vaterlandes zu erſetzen. Wenn erwachſenen Mannsperſonen das Leben geſchenkt wird, ſo fallen ſie gewöhnlich Wittwen zu Theil, die ihre Männer im Kriege verloren haben; ſollte aber die Wittwe ihre Neigung ſchon auf einen andern, als der für ſie beſtimmt wird, geworfen haben, ſo iſt es für den Gefangenen ſehr gefährlich. Iſt dieß der Fall, ſo führen einige junge Leute den Gefangenen an einen abgelegnen Ort und ſchlagen ihn ohne alle Umſtände todt. Die Frauensperſonen fallen gemeiniglich Männern zu Theil, bey welchen ſie größtentheils ſehr gut aufgenommen werden. Auswechſelung der Gefangenen hat bey den Indianern gar nicht Statt. Alle Gefangene werden entweder umgebracht, oder in die Familien aufgenommen, oder zu Sklaven gemacht; dieſe beyden letztern werden von ihrem eigenen Volke zurückgeſtoßen, wenn ſie entfliehen ſollten, nachdem man ſie begnadiget hat.

Zur Zeit ihrer Luſtbarkeit beſtimmen ſie einen gewiſſen Tag zur Bekränzung der Krieger, denn ſie können nicht geſund oder leicht mit einem alten Titel ſchlafen, ſo lange man ihnen einen neuen oder höhern zu geben ſchuldig iſt. An dieſem lang gewünſchten Tage erſcheinen ſie alle auf dem Paradefelde ſo zierlich und fröhlich, wie Vögel im Frühling. Ihre Kriegstrommeln werden geſchlagen, ſie ſchminken ſich mit blutrother Farbe und das meiſte junge Volk tanzt und macht ſich wegen des gegenwärtigen Glücks ihrer

Nazion und der glücklichen Zurückkunft und Ausfüh-
rung ihrer Freunde und Verwandten luſtig. Jeder in Erwartung ſtehende Krieger trägt an dieſem frohen Tage rothgemahlte Rehhautmaccaſehnen, ſein Körper iſt mit Bärenöl beſtrichen und um beyde Lenden hängen glatt gemachte Otterfelle; rings um den Hals hängt ein langer Kragen von ſchönen Schwanfedern, und ſein Geſicht iſt mit den mancherley Farben des Regenbogens bemahlt.

Nun erſcheinen zwey alte Magi, mit ſo viel weiſſen Stäben und Kränzen in den Händen, als Krieger zu den neuen Ehrenſtellen erhoben werden ſollen; alsdann halten ſie einer nach dem andern eine lange Rede, mit großer Heftigkeit des Ausdruckes, worin ſie hauptſächlich ihre ſtrenge Beobachtung des Geſetzes der Reinigung rühmen, während daß ſie die beliebte Kriegslade begleiteten, wodurch der oberſte Gebieter bewogen worden ſey, ihnen den Sieg zu verleihen, und muntern ſodann die übrigen auf, in ihrem Dienſte nach Ehre zu verharren und hierinne ihren tapfern Vorfahren, die edelmüthig in der Vertheidigung ihres Vaterlandes ſtarben, nachzuahmen. Nach dem Beſchluß ihrer Reden ruft einer von den Magis dreymal mit lauter Stimme einen von den Kriegern bey ſeinem neuen Namen oder Kriegstitel auf, und hält den weißen Kranz und das Zepter oder den Stab in die Höhe. Dieſer antwortet ſodann fröhlich und läuft jauchzend dreymal um ihn herum. Einer von den alten beliebten Männern ſetzt ihm hierauf den weißen Kranz auf das Haupt und giebt ihm den Stab in die Hand, worauf er dann mit einem Freudengeſchrey wieder nach ſeiner vorigen Stellung zurückkehrt. Auf gleiche Weiſe verfahren ſie mit den übrigen Kriegern, die erhoben werden ſollen, und beſchließen ihre ſiegprangende Ceremonie mit dieſer ſtarken Ermahnung:

„Erin-

„Erinnert euch, was ihr ſeyd!“ Dieſe Ermahnung gleicht den kühnen, tugendhaften Warnungen der ehrwürdigen Römer und unverdorbenen Griechen. Dieſe Schlußanrede der Magier an die Krieger zielt auf die verſchiedenen Pflichten ihres ruhmvollen Berufes, beſtändig nach dem kriegeriſchen Ruhm zu trachten, und ihre eigene Tapferkeit und die Wohlfahrt des Landes mehr als ihr eigenes Leben zu lieben.

Der Kranz iſt von langen Schwanfedern gemacht, die rings um die Schläfe laufen, und es iſt eine Menge weißer Pflaumfedern künſtlich hineingeflochten, damit er leichter aufſitzen und ſchöner ausſehen ſoll. An den beyden Enden, die zwiſchen den Augenbraunen zuſammenlaufen, drehen dieſe geſchickten Künſtler von den längſten Schwanfedern einen kleinen Ringel zuſammen, und indem ſie denſelben mit einer großen Sorgfalt in einer gleichförmigen Lage aufwärts richten, binden ſie die Enden mit Rehdarmſaiten ſo geſchickt zuſammen, daß das ſchärfſte Auge den Verband nicht gewahr wird. Oben auf dem Scheitel iſt der Kranz ein wenig offen und ungefähr funfzehn Zoll hoch. Die Kränze, deren ſie ſich bey der Beſtellung ihrer Anführer im Kriege bedienen, ſind von Federn aus dem Schwanze des Adlers gemacht, weshalb ſie denn auch drey bis vier Zoll höher ſind als die vorigen. Dieſer Gebrauch hat ſehr viel Aehnlichkeit mit der Gewohnheit der Alten bey gleichen und der Beſchaffenheit ihrer verſchiedenen Regierungsform gemäßen Vorfällen.

Die Kriege der Indier ſind gewöhnlich erblich und dauren von Geſchlecht zu Geſchlecht faſt ununterbrochen fort. Wenn der Friede nothwendig wird, ſo ſuchen beyde Theile ſorgfältig den Anſchein zu vermeiden, als wenn ſie die erſte Veranlaſſung dazu gegeben hätten. Wenn ſie mit ihren Feinden wegen

eines Waffenſtillſtandes Unterhandlungen pflegen, ſo erſcheint der Anführer, der den Auftrag dazu erhalten hat, es ſey denn, daß ein neutraler Stamm die Vermittelung auf ſich nimmt, mit ſeinem gewöhnlichen Stolze, und giebt nicht im geringſten nach, ſelbſt wenn es mit ſeinem Vaterlande auch noch ſo ſchlecht ſteht, ſondern ſucht vielmehr ſeine Feinde zu überreden, daß ihr Vortheil es erfordere, Frieden zu machen. Oefters verurſachen Zufälle einen Frieden zwiſchen Völkerſchaften, die ſonſt nichts vereinigen konnte.

Zuweilen werden die Indier eines Krieges müde, den ſie Jahre lang gegen ein benachbartes Volk ohne ſonderliches Glück geführt haben, und ſuchen daher einen Frieden durch anderer Völker Vermittelung zu Stande zu bringen. Die Art, Unterhandlungen zu pflegen, iſt folgende. Eine Anzahl Anführer von ihren Landesleuten und dem Volke, das die Vermittelung über ſich genommen hat, reiſen nach dem Lande ihrer Feinde ab; gewöhnlich werden dazu die geſchickteſten und redlichſten Anführer erwählt. Sie tragen die Friedenspfeife vor ſich her, welche eben das bedeutet, was in Europa die weiße Fahne iſt, und ſelbſt bey den wildeſten Völkerſchaften in großer Achtung ſtehet. Die Friedenspfeife iſt ungefähr vier Fuß lang; der Kopf beſtehet aus rothem Marmor und die Röhre aus einem leichten Holze, das mit vielfarbichten Hieroglyphen ſchön bemahlt und mit Federn von den ſchönſten Vögeln gezieret iſt. Jedes Volk hat dabey eine beſondere Art Zierrath, und die Indianer können bey dem erſten Anblicke beſtimmen, welchem Stamme ſie zugehöret. Sie dienet bey allen Unterhandlungen zur Vorbereitung, und wird mit vieler Feyerlichkeit gebraucht. Wenn ſich die Oberhäupter verſammlet und geſetzt haben, ſo füllt ſie der Adjutant

des großen Kriegers mit Tabak an, welcher mit Kräutern vermiſcht iſt und hütet ſich dabey ſorgfältig, die Erde damit zu berühren. Wenn ſie geſtopft iſt, ſo nimmt er eine völlig brennende Kohle vom Feuer, das gemeiniglich mitten in der Verſammlung angezündet iſt, und legt ſie auf den Tabak. Sobald ſie gehörig brennt, ſo wirft er die Kohle weg und hält darauf die Röhre gegen den Himmel und nachher gegen die Erde. Hierauf dreht er ſich in einem Kreiſe herum, wobey er ſie immer wagerecht in der Hand hält. Durch die erſte Bewegung bietet er ſie dem großen Geiſte an, um ſeinen Beyſtand zu erhalten; durch die zweyte glauben ſie den Tücken der böſen Geiſter vorzukommen und durch die dritte den Schutz der Geiſter zu erregen, welche die Luft, die Erde und das Waſſer bewohnen. Wenn ſie ſich auf dieſe Art der Gunſt der unſichtbaren Weſen verſichert haben, welche ihrer Meynung nach die Unterhandlung befördern oder ſtören können, ſo wird die Friedenspfeife dem Erbregenten des Volks hingereicht, der etliche Züge daraus thut, und den Rauch gegen den Himmel und darauf rund um ſich herum auf die Erde bläſt. Nachher geht ſie auf die nämliche Art bey den Abgeſandten und Fremden herum, die ebenfalls dieſe Ceremonie beobachten. Von dieſen kommt ſie an den Hauptkrieger und an die übrigen Oberhäupter in ihrer Ordnung. Der Anführer, der das Ehrenamt verrichtet, hält dabey die Pfeife immer ſo leicht in der Hand, als wenn er befürchtete, dieß geheiligte Werk zu hart zu drücken, und alle übrige berühren ſie gleichfalls nur mit den Lippen. Hierauf wird ein Rath gehalten, und nach geendigten Reden und Debatten, wenn die Unterhandlung durch keine Hinderniſſe unterbrochen wird, die bemahlte Axt einzugraben befohlen, zum Zeichen, daß alle Feindſeligkeiten zwiſchen beyden Völkern aufgehört haben. Bey den rohen

Indiern, die keine Handlung mit Europäern haben, wird anſtatt der Axt eine Streitkolbe eingegraben. Sonſt wird bey ſolchen Gelegenheiten auch noch ein Gürtel Wampum übergeben, der zur Beſtätigung des Friedens dient, und der zugleich den Inhalt der Friedensbedingungen durch Zeichen auf die ſpäteſten Nachkommen erhält. Dieſer Gürtel beſtehet aus Muſcheln von den Küſten von Neuengland und Virginien, aus welchen ovale und ungefähr einen Viertelzoll lange Knöpfe gemacht werden. Dieſe Knöpfe ziehen ſie auf lederne Schnüre und verſchiedene davon machen, wenn ſie mit einem feinen ſehnigten Faden zuſammen genähet ſind, einen ſogenannten Gürtel Wampum aus. Die Muſcheln ſind gewöhnlich von zweyerley Farben, weiß und violet, doch werden dieſe weit höher geſchätzt als jene. Ueberhaupt achten ſie die Indier eben ſo ſehr, als die Europäer Gold, Silber oder Edelſteine. Die Gürtel beſtehen oft aus zehn bis zwölf, oder gar noch mehreren Schnüren, wobey es aber immer auf die Wichtigkeit der Sache, oder auf das Anſehen der Perſonen ankommt, welchen er überliefert wird. Bey gewöhnlichen Vorfällen beſchenken ſich die Oberhäupter mit einzelnen Schnüren, die ſie als einen großen Schmuck am Halſe tragen.

Eine andere Lieblingsneigung der Indier iſt das Spiel, dem ſich ſo ergeben ſind, daß ſie öfters ihre ganze Habſeligkeit dabey verlieren. Sie haben verſchiedene Arten von Spielen, worunter aber das Ballſpiel das vornehmſte iſt. Ihre Bälle ſind etwas größer, als unſre gewöhnlichen Federbälle, und werden aus Rehfellen gemacht. Man nimmt ein Stück davon, feuchtet es mit Waſſer an, um es weicher zu machen und ſtopft es ſtark mit Rehhaaren aus und nähet es mit Sehnen zu. Die Ballhölzer ſind ungefähr drey Fuß lang, und haben am Ende eine Art von

von Rakete, die wie eine flache Hand ausſieht und aus Riemen beſteht, welche aus einer Rehhaut geſchnitten werden. Mit dieſer Rakete fangen ſie den Ball auf, und ſchlagen ihn weit weg, wenn ſie nicht von der Gegenparthey, die ihn aufzufangen ſucht, daran verhindert werden. Dieſes Spiel wird gewöhnlich von einem großen Haufen geſpielt, der oft über dreyhundert ſtark iſt, und gemeiniglich ſpielen verſchiedene Partheyen gegen einander. Zuerſt werden zwey Pfähle ungefähr achtzehnhundert Fuß von einander in die Erde geſchlagen und eine jede Parthey hat ihr eigenes Quartier dahinter. Der Ball wird gerade mitten zwiſchen dieſen Quartieren ſtark in die Höhe geworfen, und jede Parthey ſucht ihn zuerſt in das ihrige zu ſchlagen. Sie ſind hierin ſo geſchickt, daß der Ball faſt immer in verſchiedenen Richtungen im Fluge bleibt, ohne während des ganzen Spiels die Erde zu berühren. Sie dürfen ihn bloß mit den Raketen und nicht mit den Händen auffangen. Sie laufen einander mit unglaublicher Geſchwindigkeit nach, und wenn eben einer im Begriff iſt, den Ball weit weg zu ſchlagen, ſo kommt ihm oft plötzlich ein Gegner zuvor und ſchlägt ihn nieder.

Eine andere Art Spiel iſt das ſogenannte Schaalen- oder Tellerſpiel, welches aber nur zwey Perſonen ſpielen können. Ein jeder hat dazu ſechs bis acht kleine Knochen, die einem Pfirſichſteine an Größe und Geſtalt gleich kommen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie viereckicht ſind. Zwey Steine davon ſind ſchwarz und zwey weiß. Dieſe Knochen werfen ſie in die Höhe und laſſen ſie in eine Schaale, oder auf einen Teller fallen, auf welchem ſie ſich herum drehen müſſen. Sie zählen ihr Spiel, nach dem die oberſte Seite weiß oder ſchwarz iſt, wer die größte Anzahl von einerley Farbe hat, rechnet dafür fünf,

und vierzig macht das ganze Spiel. Der gewinnende Theil behält ſeine Stelle und der verlierende muß ſie einem andern abtreten, den die Schiedsrichter dazu beſtimmen. Denn zuweilen ſpielen ganze Dörfer, oder ſogar ganze Stämme gegen einander. Während des Spieles ſind die Indier in großer Bewegung und erheben bey jedem entſcheidenden Wurfe ein fürchterliches Geſchrey. Sie machen allerhand verzogene Geſichter und ſchelten die böſen Geiſter, die ihren Gegnern Glück bringen. In ſolchen Spielen verlieren ſie oft ihre Kleidung, ihren ganzen Hausrath, nicht ſelten ihre Freyheit, die ſonſt kein Volk höher ſchätzen kann als ein Indier.

Die Krieger haben noch ein anderes Lieblingsſpiel, genannt Chungke, welches, wenn es eigentlich wörtlich überſetzt werden ſollte, ſo viel heißt, als: „laufende harte Arbeit.“ Neben ihrem Verſammlungshauſe iſt nämlich ein viereckichter reiner Platz ſorgfältig mit feinem Sande beſtreuet, um eine geſchwindere Bewegung desjenigen, was ſie über der Oberfläche hinwerfen, zu befördern. Nur einer oder zwey ſtehen auf einer Seite, die dieſes Spiel ſpielen. Sie haben einen Stein, der auf der Seite ungefähr zwey Finger breit iſt und zwey Spannen in der Rundung hat; jede Parthey hat eine etwa eilf Fuß lange Stange, die rund iſt und nach dem Ende ſpitzig zuläuft, aber an der Spitze platt iſt. Sie laufen ſodann neben einander bis ſechs Yärds von dem Ende des Spielplatzes, dann wirft einer von ihnen den Stein in einer ſo geraden Linie, als er kann, eine ziemliche Strecke gegen das Mittel des andern Ende des Vierecks; wenn ſie einige Yärds gelaufen ſind, ſchleudert ein jeder ſeine mit Bärenfett beſtrichene Stange, mit einer nach der Bewegung des Steines abgemeſſenen Gewalt, ſo weit, daß das Ende derſelben

ſelben hart an dem Steine zu liegen kommt. Iſt dieſes der Fall, ſo zählt die Perſon zwey und im Verhältniß der Nähe der Stangen zu dem Ziel, wird eins gezählt, wenn auch beyde Stangen durch die Ausmeſſung von dem Steine gleich weit entfernt gefunden werden. Auf dieſe Weiſe bringen die Spieler den größten Theil des Tages unter ſtrenger Sonnenhitze mit Laufen zu, und ſetzen dabey ihre ſilbernen Zierrathen, ihre Naſen- Finger- und Ohrringe, ihre Bruſt- Arm- und Handplättchen und ſogar alle ihre Kleidungen, ausgenommen diejenigen, womit ſie die Mitte ihres Leibes bedecken, aufs Spiel. Alle amerikaniſche Indier ſind dieſem Spiele ſehr ergeben; es ſcheint auch von ſehr hohem Alter zu ſeyn und aus einer Zeit herzukommen, wo ihre Voreltern eben ſo einfache Ergötzlichkeiten, als ihre Sitten waren, hatten. Die Steine, deren ſie ſich gegenwärtig zum Werfen bedienen, ſind vor undenklichen Zeiten mit erſtaunlicher Arbeit an den Felſen glatt gemacht worden; ſie werden auch von einer Familie auf die andere ſorgfältig verwahret und nicht mit den übrigen Waffen der Todten begraben.

Von der Religion der Indier läßt ſich wenig zuverläßiges ſagen, denn diejenigen, welche noch ganz im wilden Naturſtande leben, haben mit den Europäern keinen Umgang, und alſo auch keine Gelegenheit, ihre Meynungen zu entdecken; die andern, welche öfters wegen ihrer Lehrſätze von den Europäern lächerlich gemacht worden ſind, haben nunmehr ihre Meynungen verſchwiegen, oder wenn ſie ja noch etwas davon erzählen, ſo ſiehet man es ſelbſt der Erzählung an, daß ſie erſonnen ſey, um etwas zu ſagen.

Die Hauptgründe, worin ſie mit einander übereinkommen, ſind folgende. Sie erkennen einen Schöpfer, oder ein höchſtes Weſen, das alle Dinge

in

in ſeiner Gewalt hat und regieret. Dieſes Weſen führet aber nicht bey allen Völkern einerley Namen, ſondern z. B. bey den Tſchipiwäern heißt es Manitu, bey den Nadoweſſiern Wakon; überall aber wird darunter der große Geiſt verſtanden, von welchem nichts Böſes herkommt; hingegen glauben ſie auch einen böſen Geiſt, dem ſie ebenfalls eine ſehr große Gewalt zuſchreiben, und welcher der Urheber alles Böſen iſt, was ſich nur irgendwo zuträgt. So wie ſie glauben, der große Geiſt wolle und könne den Menſchen nichts Böſes zufügen, ſondern er überſchütte ſie mit allem Segen; ſo glauben ſie auch, der böſe Geiſt ſinne beſtändig darauf, wie er den Menſchen ſchaden könne, und wenn ihnen alſo etwas unglückliches begegnet, ſo wenden ſie ſich mit Bitten an ihn, um es abzuwenden, oder doch wenigſtens um es zu mildern, wenn es nicht ganz vermeidlich iſt.

Neben dieſen zween obern Weſen nehmen ſie auch noch andere gute Geiſter von niedrigerm Range an, denen ihre verſchiedenen Verrichtungen angewieſen ſind, wodurch ſie beſtändig das Glück der Menſchen beſtimmen. Sie haben jedes ihre gewiſſen Stücke der Natur unter ihrer Aufſicht, als große Seen, Flüſſe, Berge, Thiere, Vögel, Fiſche und ſogar Pflanzen und Steine, die einen beſondern Werth beſitzen. Allen dieſen Geiſtern erzeigen ſie eine Art von Verehrung. Wenn z. B. die Nadoweſſier an den Obernſee, an den Miſſiſippi, oder irgend ein anderes großes Gewäſſer kommen, ſo bringen ſie dem Geiſte, der ſich dort aufhält, ein Opfer, welches gemeiniglich in einer ehrfurchtsvollen Rede beſtehet. Wahrſcheinlich mag aber ihr Begriff eines Geiſtes von unſerm Begriffe ſehr verſchieden ſeyn, denn ſie ſcheinen ſich eine körperliche Vorſtellung von ihren Göttern zu machen und ihnen eine Menſchengeſtalt,

oder eine weit ſchönere, als die indiſche beyzulegen.

Eben ſo denken ſie von der Zukunft. Sie zweifeln keinesweges an einem künftigen Leben, aber ſie glauben auch, daß ſie ähnliche Beſchäftigungen, nur mit weit weniger Mühe und Arbeit, haben und in eine reitzende Gegend kommen werden, wo ein immerwährender Frühling herrſchen wird, ihre Nahrungsmittel im Ueberfluß und leicht zu erhalten, ihre Vergnügungen immerwährend ſeyn werden. Sie kennen keine andere Freuden, als die Ergötzlichkeiten der Sinne, und ſinnliche Freuden, glauben ſie, werden dort, eben ſo wie hier, nach Verdienſten ausgetheilet werden. Der geſchickte Jäger, der tapfere Krieger erhält einſt einen größern Antheil davon, als der Träge und Feige. Ihre Prieſter, eigentlich ihre Zauberer und Aerzte, beſtärken ſie in dieſer Meynung und verkündigen ihnen zukünftige Dinge, welche die Indier zu wiſſen äußerſt begierig ſind. Oefters ſind die Zauberer in ihrer Arzeneykunſt glücklich, und dann ſchreiben ſie dieſes Glück ſowohl den Kräutern, als auch den dabey vorgenommenen Ceremonien zu. Wenn z. B. jemand krank iſt, ſo bleibt der Arzt Tag und Nacht bey ihm, und macht mit einer Klapper, worin trockne Bohnen ſind, ein unangenehmes Geräuſch, das ſich nicht gut beſchreiben läßt. Dieſe üble Harmonie würde nach unſerer Meynung den Kranken beunruhigen und die gute Wirkung der Arzeney hindern; aber bey den Indiern glaubt man dadurch die Anſchläge des böſen Geiſtes, der die Krankheit erregt, zu vereiteln.

Von gottesdienſtlichen Gebräuchen hat man nichts erfahren; es ſcheint auch, als ob ſie davon nichts wiſſen. Beym Anfange des Neumonds ſingen und tanzen zwar einige Völkerſchaften, allein es

iſt nicht erwieſen, daß ſie deshalb den Mond göttlich verehren; ſie ſcheinen bloß ſich ſeiner Wiederkunft zu erfreuen. Einige franzöſiſche Miſſionarien und Jeſuiten glaubten ſogar, daß die Indier, wie ſie zuerſt Amerika bereiſten, wirklich einige dunkle und verwirrte Begriffe von der chriſtlichen Lehre gehabt hätten; ſie wurden nämlich, nach ihrer Ausſage, durch den Anblick des Kreutzes ſehr gerührt und bewieſen dadurch, daß ihnen die heiligen Geheimniſſe des Chriſtenthums nicht unbekannt waren. Dieſe Ungereimtheiten ſind zu auffallend, als daß ſie irgend Glauben verdienten.

Bey allen ihren Unternehmungen ſiehet man keine Ceremonie, die ſich irgend auf eine gottesdienſtliche Handlung bezöge; wie etwa bey uns z. B. bey der Ehe. Die Vielweiberey iſt ihnen erlaubt und bey allen Ständen eingeführet; die Oberhäupter haben gewöhnlich ſechs bis vierzehn Weiber in ihrem Hauſe; die geringen nehmen ſo viel Frauen, als ſie nebſt ihren künftigen Kindern ernähren zu können glauben. Es iſt gar nichts ungewöhnliches, daß ein Indianer zwey Schweſtern heyrathet, zuweilen nimmt er die ganze Familie, wenn es ihrer noch mehrere giebt, und alle leben in der größten Eintracht mit einander. Die jüngern Frauen begegnen den ältern mit Ehrerbietung, und die, welche keine Kinder haben, verrichten alle geringen Dienſte für die Fruchtbaren, ſo daß ihr Zuſtand wenig vom Stande der Dienſtbarkeit entfernt iſt; allein ſie verrichten nichts deſto weniger jeden Auftrag mit der größten Bereitwilligkeit, weil ſie hoffen, ſich dadurch die Zuneigung ihres Mannes zu erwerben, und ebenfalls das Glück zu haben, Mutter zu werden. Man findet oft, daß ein Indier ſich vieler ſeiner Frauen verſchiedene Jahre lang völlig enthält. Einige Weiber, die nicht ſo glücklich ſind,

durch ihren Gehorſam und durch ihr kluges Betragen ſich die Gunſt ihres Mannes zu erwerben, bleiben ſo gar ihr ganzes Leben hindurch Jungfrauen, wenn er ſie nicht irgend einem angeſehenen Fremden anbietet, der nur kurze Zeit ſich bey der Nazion aufhält, um ſich in dauerhafte Verbindungen einlaſſen zu können. Sie gehorchen in einem ſolchen Falle ihrem Manne ohne Widerſpruch und laſſen ſich dieſe kurze Verbindung gern gefallen. Dieſe Art Gaſtfreyheit iſt bey den Völkerſchaften, die tief im Lande wohnen, gebräuchlicher, als bey Indianern auf den Gränzen der Kolonien, die ſchon ihre Sitten mehr nach den europäiſchen gebildet haben.

Die Heyrathsceremonien ſind, ſo wie die Eheſcheidungen, faſt bey allen indiſchen Völkerſchaften die nämlichen. Bey den Völkern auf den Gränzen von Kanada ſind folgende gebräuchlich. Wenn ein junger Indier ſeine Neigung auf ein Mädchen geworfen hat, ſo bemühet er ſich erſt um ihre Gunſt, und hat er die, ſo hat er von Seiten der Eltern weiter keine Hinderniß. Wenn man über alle Punkte einig geworden, ſo wird ein Tag angeſetzt, an welchem ſich die Freunde und Bekannten von beyden Seiten in dem Zelte oder Hauſe des älteſten Anverwandten vom Bräutigam verſammlen, wo ſie ein Gaſtmahl zubereitet finden. Oft iſt die Geſellſchaft bey dieſem Feſte ſehr zahlreich. Man tanzt, ſingt und macht ſich auf jede Art luſtig, die bey ihren öffentlichen Feſten gewöhnlich iſt. Wenn dieß vorbey iſt, ſo gehen alle weg, die nur der Ceremonie wegen da waren, und bloß der Bräutigam und die Braut bleiben nebſt etlichen ihrer älteſten Anverwandten zurück. Die Braut gehet darauf weg und erſcheint wieder in Begleitung dieſer Anverwandten an einer von den Thüren des Hauſes und wird dem Bräutigam zugeführet,

führet, der bereit ſtehet, ſie zu empfangen. Sie ſtellen ſich darauf mitten in dem Zimmer auf eine Matte und halten einen ungefähr vier Fuß langen Stock an den Enden zwiſchen ſich, da unterdeſſen die alten Männer eine kurze Rede halten. Das Ehepaar erklärt darauf öffentlich die Liebe und Achtung, die beyde für einander hegen und tanzen und ſingen zuſammen, wobey ſie aber auch immer den Stock zwiſchen ſich halten. Wenn nun auch dieſe Ceremonie vorbey iſt, ſo wird der Stock in ſo viele Theile zerbrochen, als Zeugen gegenwärtig ſind, wovon ein jeder einen zu ſich nimmt und aufs ſorgfältigſte aufhebt. Die Braut wird hierauf wieder zu der Thür herausgeführt, durch welche ſie herein kam und wird von ihren jungen Gefährten, die ſie erwarteten, nach ihres Vaters Hauſe begleitet. Hier muß ſie der Bräutigam aufſuchen und die Heyrath völlig zu Stande bringen. Oft bleibt die Frau in ihres Vaters Hauſe, bis ſie niederkommt, und alsdann packt ſie ihre Kleidung zuſammen, worin gewöhnlich ihre ganze Mitgabe beſteht, und folgt ihrem Manne nach ſeiner Wohnung. Wenn durch irgend ein Mißvergnügen eine Eheſcheidung veranlaßt wird, ſo thun ſie gewöhnlich ihr Vorhaben ihren Freunden etliche Tage vorher kund, und oft zugleich die Gründe, welche ſie dazu bewegen. Die Zeugen, welche bey der Heyrath zugegen waren, kommen an dem beſtimmten Tage in dem Hauſe der Eheleute zuſammen und bringen die Stücke des Stockes mit, die ſie am Hochzeittage erhielten und werfen ſie in Gegenwart der ganzen Geſellſchaft ins Feuer. Dieß iſt die ganze Ceremonie, die zur Eheſcheidung erfordert wird, die ohne allen Zank oder Haß zwiſchen dem Paare und ſeinen Verwandten vor ſich geht, und nach einigen Monaten haben beyde Theile die Erlaubniß, wieder zu heyrathen. Die Kinder, die aus einer ſolchen Ehe her-

ſtammen, werden unter beyde Theile gleich vertheilt; und da man bey den Indiern die Kinder für einen Schatz hält, ſo fallen der Frau bey einer ungleichen Zahl die meiſten zu.

Die eben erwähnten Heyrathsgebräuche ſind bey den Indiern faſt alle einerley, nur einige machen eine kleine Ausnahme, beſonders die Nadoweſſier. Z. B. wenn bey dieſen ein junger Menſch ſich in ein Mädchen verliebt, ſo macht er ſeine Neigung ihren Eltern kund, die ihn einladen, mit in ihrem Zelte zu wohnen. Er nimmt dieß Anerbieten an und macht ſich dadurch anheiſchig, ein ganzes Jahr als einer von ihren geringen Bedienten bey ihnen zu bleiben. Während dieſer Zeit geht er auf die Jagd und bringt alles Wild, das er erlegt, der Familie, woraus der Vater erkennen kann, ob er im Stande iſt, ſeine Tochter und ihre zukünftigen Kinder gehörig zu unterhalten. Wenn dieſe Zeit verfloſſen iſt, ſo wird die Heyrath nach Landesgebrauch auf folgende Art vollzogen. Etliche von den älteſten männlichen Anverwandten des Bräutigams und der Braut begleiten das junge Paar aus ihren Zelten auf einen offenen Platz in der Mitte des Lagers, wo die Oberhäupter und Krieger zu ihrem Empfange verſammlet ſind. Von den letztern ſtellt ſich ein Haufen in zwey Reihen auf beyden Seiten des Bräutigams und der Braut, ſobald ſie ankommen. Der Vornehmſte von den Oberhäuptern macht darauf der Verſammlung die Urſachen ihrer Zuſammenkunft bekannt, und erklärt, das Paar vor ihnen, welches er beym Namen nennt, ſey gekommen, um öffentlich ihre Abſicht kund zu thun, nämlich als Mann und Frau mit einander zu leben. Er fragt darauf beyde junge Leute insbeſondere, ob ſie Verlangen trügen, ihre Vereinigung zu Stande gebracht zu ſehen. Dieſe geben mit vernehm-

licher Stimme ihre Einwilligung, worauf die Krieger ihre Pfeile über die Köpfe der Eheleute abſchießen und der Anführer ſie für Mann und Frau erklärt. Hierauf dreht ſich der Bräutigam herum, bückt ſich nieder und nimmt ſeine Frau auf den Rücken und trägt ſie unter dem Zurufe aller Zuſchauer nach ſeinem Zelte. Auf dieſe Ceremonie folgt ein ſo prächtiges Gaſtmahl, als es der neue Mann zu geben vermag, und Geſänge und Tänze beſchließen nach ihrer gewöhnlichen Weiſe das ganze Feſt.

Eheſcheidungen fallen bey den Nadoweſſiern ſehr ſelten vor. Der Ehebruch wird bey ihnen für ein großes Verbrechen gehalten und mit der größten Strenge beſtraft. Der Mann beißt bey einem ſolchen Vorfalle ſeiner Frau die Naſe ab, und ſcheidet ſich gleich von ihr. Die Kinder der Indier werden meiſtens nach ihrer Mutter benannt, ſelbſt wenn eine Frau mehrere Männer hat und von jedem Kinder bekommt. Ihr Bewegungsgrund dazu iſt der Grundſatz, daß ein Kind ſeine Seele vom Vater, den Körper aber von der Mutter erhalten habe, und daß es außerdem immer ſicherer ſey, ſie nach der Mutter zu benennen. Sie ſehen die Handlung, wo ſie dem Kinde den Namen geben, für eine große Feyerlichkeit an, und das Kind erhält ihn auch nicht eher, als nach den zurückgelegten Kindheitsjahren.

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, wodurch die Indier ſich eigentlich von einander unterſcheiden. Außer dem Namen des Thieres, wornach jede Nazion und jeder Stamm benannt wird, giebt es noch perſönliche Namen, welche die Kinder von ihrer Mutter erhalten. Auch die Oberhäupter unterſcheiden ſich durch einen Namen, der eine Beziehung auf ihre Fähigkeiten, oder die Hieroglyphen ihrer Familie hat; und dieſe erhalten ſie, wenn ſie das männliche Alter erreichen.

Dieſe-

Diejenigen, welche ſich im Kriege oder auf der Jagd hervor thun, oder ſonſt eine vorzügliche Eigenſchaft beſitzen, erhalten auch noch einen Ehrennamen, um ihre Thaten dadurch zu verewigen. So heißt z. B. ein großer Krieger „der große Vater der Schlange,“ ein anderer „ein ſchneller Läufer über die Gebirge ꝛc.“

Von den **Krankheiten** und von der Art, ihre Todten zu behandeln, geben uns die Reiſenden folgende Nachrichten. Die Indier ſind überhaupt geſund und kennen viele von den Krankheiten nicht, welche geſittete Völker quälen und Folgen ihrer Ueppigkeit ſind. Jedoch ſchwächen die Beſchwerden der Jagd und des Krieges, die ungünſtige Witterung und der öftere anhaltende Hunger und die darauf folgende Gefräßigkeit, denen ſie auf ihren langen Streifereyen ausgeſetzt ſind, ihren Körper ſehr und werden die Urſache gefährlicher Krankheiten. Ihre gewöhnlichſte Krankheit iſt jedoch das Seitenſtechen, gegen welches ſie ihr allgemeines Hülfsmittel, das Schwitzen, vorzüglich gebrauchen. Sie richten dazu ihre Schwitzſtuben auf folgende Art ein. Es werden etliche kleine Stangen in die Erde geſteckt, die ſie oben zuſammen flechten und dadurch eine Art von Kuppel machen. Hierüber legen ſie Felle oder Decken ſo geſchickt, daß keine Oeffnung bleibt, wo die Luft durchdringen könnte, ausgenommen diejenige Oeffnung, wodurch ein Menſch hineinkriechen kann, die aber auch gleich nachher verſchloſſen wird. In der Mitte dieſes engen Gerüſtes legen ſie glühende Steine, auf welche Waſſer gegoſſen wird, das durch ſeinen Dampf eine große Hitze erregt. Dieſe Hitze verurſacht in wenig Augenblicken eine ſtarke Ausdünſtung, welche ſie nach Gutbefinden vermehren. Wenn ſie ſich eine Zeitlang darin aufgehalten haben, ſo laufen ſie an das nächſte Waſſer und tauchen darin unter, doch

bleiben ſie nicht über eine halbe Minute darin, und ziehen darauf ihre Kleidung wieder an und rauchen ihre Pfeiſe in der feſten Ueberzeugung, daß das Mittel wirkſam ſeyn wird. Wenn ſie durch anſtrengende Arbeiten oder übergroße Hitze und Kälte Gliederſchmerzen leiden, ſo ſchröpfen ſie den ſchmerzhaften Theil. Die Nazionen, die keinen Handel mit Europäern haben, bedienen ſich dazu eines ſcharfen Kieſelſteines, dem ſie mit ſehr viel Geſchicklichkeit eine feine Spitze zu geben wiſſen, wo keine Lanzette ſchärfer ſeyn kann.

In Fällen, wo keine Hoffnung der Geneſung übrig iſt, erwartet der Indier den Tod in ſeiner Hütte mit eben der Gleichgültigkeit, mit welcher er ihm oft im Felde entgegen gieng. Sobald der Arzt ihm ſein Schickſal kund thut, ſo redet er die Umſtehenden mit einer Faſſung an, die bey einem ſo wichtigen Falle, der faſt jedem andern Menſchen Furcht verurſacht, die größte Bewunderung verdienet. Iſt er einer von den Oberhäuptern und hat er Familie, ſo hält er eine Art von Sterberede, worin er ſeinen Kindern allerhand nöthige Regeln giebt. Hierauf nimmt er Abſchied von ſeinen Freunden und befiehlt ein Gaſtmahl für die anzurichten, welche ihm eine Leichenrede halten wollen.

Sobald er todt iſt, ſo wird der Körper eben ſo gekleidet, als er es gewöhnlich bey Lebzeiten war, das Geſicht wird bemahlt, und man ſetzt ihn auf einer Matte oder auf einem Felle mitten in der Hütte in eine aufrechte Stellung und legt ſeine Waffen neben ihm. Hierauf ſetzen ſich ſeine Anverwandten um ihn herum, und ein jeder hält nach der Reihe eine Rede an den Verſtorbenen. War er ein berühmter Krieger, ſo erzählt man ſeine Heldenthaten ungefähr auf folgende Art, die in der Sprache der Indier ſehr dichteriſch und gefällig iſt.

„Du

„Du ſitzeſt unter uns, Bruder; dein Körper hat noch ſeine gewöhnliche Geſtalt, und iſt dem unſrigen ähnlich, ohne ſichtbare Abnahme, nur daß ihm das Vermögen zu handeln fehlt. Aber wohin iſt der Athem geflohen, der noch vor etlichen Stunden Rauch zum großen Geiſte empor blies? Warum ſchweigen jetzt die Lippen, von denen wir erſt kurz zuvor ſo nachdrückliche und gefällige Reden hörten? Warum ſind dieſe Füße ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen ſchneller waren als das Reh auf jenen Gebirgen? Warum hängen jene Arme ohnmächtig, die die höchſten Bäume hinaufkletterten und den härteſten Bogen ſpannen konnten? Ach, jeder Theil des Gebäudes, welches wir mit Bewunderung und Erſtaunen anſahen, iſt jetzt wieder eben ſo unbeſeelt, als es vor drey hundert Wintern war. Wir wollen dich jedoch nicht betrauren, als wenn du für uns auf immer verloren wäreſt, oder als wenn dein Name nie wieder gehört werden ſollte; deine Seele lebt noch in dem großen Lande der Geiſter, bey den Seelen deiner Landesleute, die vor dir dahin gegangen ſind. Wir ſind zwar zurück geblieben, um deinen Ruhm zu erhalten, aber auch wir werden dir eines Tages folgen. Beſeelt von der Achtung, die wir bey deinen Lebzeiten für dich hatten, kommen wir jetzt, um dir den letzten Liebesdienſt zu erzeigen. Damit dein Körper nicht auf der Erde liegen bleibe und den Thieren auf dem Felde oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn ſorgfältig zu den Körpern deiner Vorgänger legen, in der Hoffnung, daß dein Geiſt mit ihren Geiſtern ſpeiſen und bereit ſeyn werde, den unſrigen zu empfangen, wenn auch wir in dem groſſen Lande der Seelen ankommen.“

In ähnlichen kurzen Reden erhebt jeder Anführer das Lob ſeines abgeſchiedenen Freundes. Wenn dieß

vorbey iſt, und ſie befinden ſich gerade in einer großen Entfernung von dem Begräbnißplatze ihres Stammes, oder wenn der Todesfall ſich im Winter ereignet, ſo wickeln ſie den Körper in Häute und legen ihn auf ein hohes dazu errichtetes Gerüſte, oder auf die Zweige eines großen Baumes und laſſen ihn bis zum Frühling liegen. Alsdann tragen ſie ihn, nebſt allen übrigen Leichen ihres Stammes, auf den allgemeinen Begräbnißplatz, wo er mit noch etlichen andern Feyerlichkeiten begraben wird. Eine Trauerceremonie der Nadoweſſier iſt ſehr von allen andern Völkern unterſchieden; die Männer zerſtechen ſich zum Beweis ihres Schmerzens das Fleiſch an den Armen über den Ellbogen mit Pfeilen, und die Spuren ſolcher Trauerzeichen werden als etwas ſehr Ehrenvolles angeſehen; die Frauen zerfleiſchen ſich die Beine mit einem ſcharfen Kieſelſteine, bis das Blut häufig hervorquillt.

Die Indier beobachten überhaupt die Trauer für ihre Todten ſehr ſtrenge. Bey einigen Völkerſchaften ſchneiden ſie ſich das Haar ab, bemahlen ſich das Geſicht ſchwarz und ſitzen in einer aufrechten Stellung mit dicht zugebundenem Kopf und entſagen allem Vergnügen. Dieſe Strenge beobachten ſie etliche Monate, und einen geringern Schein von Trauer wenigſtens etliche Jahre.

Der Karakter der Indier überhaupt beſtehet, wie bey jedem rohen Volke, aus einer Miſchung von Wildheit und Sanftmuth, ſie laſſen ſich oft von Leidenſchaften und Begierden hinreißen, welche ſie mit den wildeſten Thieren ihrer Wälder gemein haben, und zeigen dagegen eben ſo oft Tugenden, welche der menſchlichen Natur Ehre machen. Sie ſind von Natur grauſam, rachſüchtig und unerbittlich, ſie durchſtreifen die unwegſamſten und unbegränzten Wälder und leben dabey bloß von den kümmerlichen

Nahrungs-

Nahrungsmitteln, die ſie darin antreffen. Das kläg-
lichſte Geſchrey ihrer Feinde rühret ſie nicht, vielmehr
finden ſie an den Qualen ihrer Feinde Freude. Auf
der andern Seite ſind ſie mäßig im Eſſen und Trin-
ken, (hier iſt die Rede von ſolchen Stämmen, die
wenig Umgang mit Europäern haben,) ſie können
Hunger, Kälte und Hitze mit der äußerſten Geduld
ertragen und ſehen die Befriedigung ihrer Begierden
bloß als einen Nebenzweck an. Gegen ihre Freunde,
und ſelbſt gegen ihre aufgenommenen Feinde, ſind ſie
gefällig und leutſelig, ſie theilen ihr letztes Eſſen mit
ihnen und wagen ihr Leben zu ihrer Freunde Rettung.
Auch als Väter und Männer kennen ſie ihre Pflicht
ſehr gut. Sie gewöhnen ſich von Jugend auf, die
größten Mühſeligkeiten zu ertragen und lernen da-
durch bald Gefahr und Tod verachten; ihre Stand-
haftigkeit, die ihnen die Natur ſchon gab, und welche
die Beyſpiele, Ermahnungen und Zufälle noch ver-
mehren, verläßt ſie keinen Augenblick ihres Lebens.
Sie ſind träge und unthätig, ſo lange ihr Vorrath
dauret, und ihre Feinde weit von ihnen ſind, aber
eben ſo unermüdet und ſtandhaft ſind ſie auf der
Jagd, oder wenn ſie gegen ihre Feinde ziehen. Sie
ſind liſtig und nehmen jeden Vortheil wahr; ſie ſind
kalt und bedächtlich in ihren Rathsverſammlungen,
und ſehr behutſam, ihre Gedanken, oder Geheim-
niſſe zu entdecken. Außerdem beſitzen ſie noch viele
vorzügliche thieriſche Eigenſchaften, den feinen Ge-
ruch eines Hundes, das ſcharfe Geſicht eines Luchſes,
die Liſt eines Fuchſes, die Schnelligkeit eines Rehes
und die unbezwingbare Wildheit eines Tiegers. In
ihrem bürgerlichen Karakter zeigen ſie eine ſolche An-
hänglichkeit für den Stamm, zu welchem ſie gehören,
als man bey andern Völkern faſt nie antrifft. Gegen
die Feinde ihres Volkes handeln ſie, als wenn ſie nur
eine Seele belebte und verbannen jeden Gedanken,

der ſie hieran verhindern könnte. In ihren Rathsverſammlungen kennt man keinen unnöthigen Widerſpruch, keinen Neid oder Ehrgeitz, wodurch ihre Maaßregeln gegen ihre Feinde vereitelt würden. Eigennutz hat keinen Einfluß auf ihre Rathſchläge, nie können Beſtechungen oder Drohungen ihre Liebe zum Vaterlande verringern. Die Ehre und Wohlfahrt ihrer Völkerſchaft lieget ihrem Herzen am nächſten und aus dieſem Triebe entſtehen faſt alle ihre Tugenden und Laſter. Durch ſie bieten ſie jeder Gefahr Trotz, erdulden die größten Schmerzen und ſterben voll Stolz über ihre eigene Standhaftigkeit, nicht als eine perſönliche Eigenſchaft, ſondern als das Kennzeichen ihres Volks. Aus eben dieſer Quelle entſpringen ihre unerſättliche Rachſucht und Grauſamkeit gegen ihre Feinde. Ihre ungebildete Seele erlaubt ihnen nicht, zu beurtheilen, ob eine Handlung gut oder übel ſey, wenn ihre Leidenſchaften ſie dazu antreiben; ſie verſtehen es nicht, ihrer Wuth Einhalt zu thun und dadurch wird ihr rühmlicher Muth zu wilder Grauſamkeit. Dieß ſind ohngefähr die Hauptzüge ihres Karakters; die kleinen Abweichungen können nicht alle angeführet werden, und ſind auch an ſich ſo verſchieden, als verſchieden die Nazionen ſelbſt ſind.

Was über die Sprache der Nordamerikaner geſagt werden kann, iſt folgendes: man kann ſie in vier Hauptſprachen abtheilen. Die erſte wird von den Irokeſiſchen Völkerſchaften in den weſtlichen Gegenden, die zweyte von den Tſchipiwäern oder Algonkinen in den nordweſtlichen, die dritte von den Nadoweſſiern in den weſtlichen und die vierte von den Tſcherokiſen und Tſchikaſaern in den ſüdlichen geredet. Eine oder die andere davon iſt die Sprache aller Indier, welche die Gegenden zwiſchen der Küſte von

Labrador

Labrador bis an Florida, und von dem atlantiſchen Meere bis an die Südſee bewohnen, ſo weit, als unſre Entdeckungen ſich bisher erſtrecken. Von allen dieſen Sprachen ſcheint die tſchipiwäiſche am meiſten ausgebreitet zu ſeyn, und ſie wird überhaupt ſo ſehr geſchätzt, daß die Oberhäupter von mehr als dreyßig Stämmen, die bey den großen Seen, oder weſtwärts davon an den Ufern des Miſſiſippi, oder ſüdwärts bis an den Ohio hinunter und nordwärts bis an Hudſonsbay wohnen, ſie faſt allein in ihren Rathsverſammlungen reden, ungeachtet jedes Volk ſeine beſondere Sprache hat. Wahrſcheinlicher Weiſe wird ſie bey allen indiſchen Völkerſchaften eingeführt werden, da keine es wagen darf, weite Reiſen zu unternehmen, oder zu Unterhandlungen mit einem entfernten Volke für tüchtig gehalten wird, ohne die tſchipiwäiſche Sprache zu verſtehen. Sie hat keine weitſchweifige unnütze Ausdrücke, die Ausſprache iſt leicht, und überhaupt wortreicher, als irgend eine indiſche Sprache. Da die Indier nichts von Komplimenten und Ceremonien wiſſen, ſo fehlen ihnen auch eine Menge Wörter, die bey uns zur Ausſchmückung unſerer Unterredungen dienen. Bey ihren einfältigen unverfeinerten Sitten haben ſie bloß Ausdrücke für ihre Bedürfniſſe und etliche Bequemlichkeiten des Lebens, deren man aber in einem Zuſtande der Natur, wie der ihrige iſt, nur wenig kennt.

Der Indier übrige Geſchicklichkeit beſtehet darin, daß ſie ſich ihre Geräthe meiſtens ſelbſt, ohne viele Werkzeuge und dennoch Abſichtsvoll, verfertigen. Z. B. Ihre Stühle hauen ſie im Ganzen aus einem Stück Pappelholz, und doch haben ſie die gehörige Form. Ihre Kaſten beſtehen aus Brettern, die an Querleiſten, vermittelſt abgeſchabter angefeuchteter Büffelshautriemen, zuſammen gebunden ſind. Ihr

Hausrath beſtehet in irdenen Töpfen, Schüſſeln, Krügen ꝛc. von verſchiedenen alten Arten. Ihre hölzernen Tiſche und Löffel, die aus Holz und Büffelhorn gemacht ſind, ſcheinen von einer neuen Erfindung und jünger zu ſeyn, denn ſie ſind zierlicher gearbeitet, das Schnitzwerk der letztern iſt ungekünſtelt, und ſtellt Dinge dar, die in dem Urſprunge ihrer eigenen Idee liegen.

Eine jede Stadt hat ein großes Gebäude, welches, in Vergleichung mit den übrigen, im eigentlichen Verſtande das Berghaus genannt werden kann. Der einzige Unterſchied zwiſchen dieſem und dem Winterhauſe oder Kaminzimmer beſtehet in ſeinem großen Umfange und in ſeiner Beſtimmung. Es iſt gemeiniglich auf einem Hügel erbauet, und in dieſem abgeſonderten Regierungshauſe halten die alten beliebten Männer und Häupter des Kriegsvolks über die öffentlichen Angelegenheiten Berathſchlagungen, oder vergnügen ſich darin mit dem übrigen Volke durch Gaſtmahle und Tänze. Es iſt inwendig mit feinen Bettſtellen zum Sitzen und Liegen ausmeublirt, die ungefähr ſieben Fuß breit und etwas länger ſind. Ein jeder nimmt ſeinen Sitz nach ſeinem bekannten Verdienſte; ein Unwürdiger darf ſich nicht der geringſten Zudringlichkeit ſchuldig machen; thut er es, ſo wird er vor der ganzen Verſammlung mit der größten Schande an ſeinen Ort gewieſen, und durch ſpöttiſches Gelächter beſtraft.

Ehedem machten die Indier ſehr artige Tapeten. Sie haben einen wilden Hanf, der auf offenem, fruchtbarem und gleichem Lande, etwa ſechs Fuß hoch wächſt. Wenn er zum Verarbeiten gut iſt, raufen, röſten, brechen und klopfen ſie ihn, und die Weiber ſpinnen ihn am Spinnrocken mit hölzernen Maſchinen, die in der Mitte etwas Thon haben, um die

Bewegung zu befördern. Wenn der groſse Faden gemacht iſt, bringen ſie ihn in einen Rahmen, der ins Gevierte etwa ſechs Fuſs hält, und anſtatt eines Weberſchiffes treiben ſie den Faden mit einem langen Rohre hindurch, indem ein langer Riemen durch das Gewebe läuft, den ſie herausziehen, wenn ſie den Faden zweymal haben durchlaufen laſſen. Nach dieſer Arbeit mahlen ſie jede Seite der Tapete mit mancherley Figuren von verſchiedenen Farben, die ihre Einbildungskraft erfindet; beſonders mit Figuren von Vögeln und wilden Thieren, die ihnen bekannt ſind, und ſogar mit Vorſtellungen aus ihren geſellſchaftlichen und kriegeriſchen Beſchäftigungen.

Die Weiber ſind die vornehmſten, und bey manchen Völkern die einzigen Manufakturiſten, weil die Männer glauben, dieſes Geſchäfte würde ſie entehren. Im Winter ſammlen die Weiber Büffelhaar, eine Sorte grober brauner gekräuſelter Wolle; wenn ſie ſie ſo fein, als ſie können, geſponnen haben, ſetzen ſie kleine ſchlechte Knöpfe von verſchiedenen Farben auf das Garn, ſo wie ſie es arbeiten. Die Choktah wirken Schrotbeutel, die in- und auswendig erhabene Arbeit haben. Sie machen auch Bettdecken von welſchen Hühnerfedern, die ſie von dem Hals und der Bruſt dieſes groſsen Vogels nehmen. Sie kehren das inwendige Ende der Federn mit einem ſtarken doppelten Faden von Hanf, oder der inwendigen Schale des Maulbeerbaumes, von der Dicke und Stärke eines groben Fadens, wo die Fibern fein genug ſind, feſt zuſammen und wirken ſie nach Art feiner Netze.

Sie machen ferner ſehr ſchöne Steinpfeifen und zwar die Cheeraken unter allen Indiern die beſten; denn ihr gebirgiges Land enthält verſchiedene Sorten und Farben von Erde, die zu dieſem Gebrauch

brauch ſehr geſchickt ſind. Dieſe Pfeifen ſind von einer ſehr weichen Beſchaffenheit, bis ſie ins Feuer gebracht und ausgebrannt werden, da ſie dann große Härte erlangen. Sie ſind oft eine völlige Spanne lang und die Köpfe ſind ungefähr halb ſo groß als an den engliſchen Pfeifen. Auf beyden Seiten des Kopfs ſchneiden ſie mit Geſchicklichkeit und Mühe, nach der Länge, verſchiedene Figuren ein, z. B. auf einer Seite einen Büffel, auf der andern ein Panther, ein Kaninchen, einen Fuchs ꝛc. Dieſe Arbeit gehet aber ſo langſam von ſtatten, daß ihre Künſtler zwey Monate lang mit ihren Meſſern an einer Pfeife arbeiten, ehe ſie fertig werden.

Auf gleiche Weiſe verfertigen ſie gute Kleiderkörbe, aus langem Sumpfrohr, ebenfalls mit Figuren und Farben gezieret; eben ſo machen ſie die ſchönſten Bogen und die glätteſten Pfeile und gute Sattel. Es iſt ſonderbar, daß alle Indier auf der rechten Seite auf das Pferd ſteigen.

Aus dem allen bisher Erzählten erhellet, daß die Indier durch gehörige Unterweiſung ſehr leicht in einen beſſern Zuſtand gebracht und ihre Geiſtesfähigkeiten in Freyheit geſetzt werden könnten, wenn nicht politiſche Hinderniſſe auf der einen und Wildheit auf der andern Seite dieſen Fortſchritt aufhielten, und wahrſcheinlicher Weiſe noch lange aufhalten würden.

V.

Von den Indianern in dem groß-britanniſchen Nordamerika.

V. Indianer in dem großbritanniſchen Nordamerika.

a) Die Kanadier.

Das große Land Kanada iſt zwar eine großbritanniſche Provinz, indeſſen ſind die allermeiſten indianiſchen Nazionen in dem Bezirk, den man Kanada giebt, vollkommen freye und unabhängige Völker, denen die Krone Großbritannien weder das Geringſte zu befehlen, noch auch in den meiſten Landen derſelben nur ein Fort oder eine Faktorie hat.

Weil Kanada erſt durch den Frieden von 1762 und 1763 von Frankreich an Großbritannien abgetreten worden iſt, ſo gehen auch die meiſten Nachrichten eigentlich auf jene Zeiten, wo die Franzoſen Kanada im Beſitz hatten. Freylich mag manches ſeit der Zeit eine andere Geſtalt angenommen haben; was aber die Sitten und den Karakter der Indier betrifft, ſo wird ſolcher ohne Zweifel in der Hauptſache wenig Veränderungen erlitten baben.

Das eigentliche Kanada ward ehedem von acht und zwanzig indianiſchen Völkern bewohnt, darunter etliche ſehr zahlreich und tapfer waren, ſich von der Jagd nährten, und die Häute von den getödteten Thieren den Franzoſen verkauften. Die alten Einwohner führten ferner beſtändig Kriege mit einander, hielten ſehr auf ihre Freyheit, und ſahen den Anbau der Franzoſen mit neidiſchen Augen an. Die Irokeſen waren unter allen die tapferſten. Von den übrigen Nazionen ſtanden einige mit den Franzoſen im Bündniſſe, einige hatten die chriſtliche Religion angenommen und wohnten mitten unter den Franzoſen, z. B. die Huronen zu Loretto und die Abenakis zu

Sylleric. Mit dieſen Nazionen, die nicht ſo unruhig und mißtrauiſch als die Irokeſen waren, trieben die Franzoſen Handel. Sie kamen entweder ſelbſt mit ihren Caſtor und andern Häuten und Pelzen nach den franzöſiſchen Plantazionen, oder die franzöſiſchen Jäger brachten die europäiſchen Waaren dahin, und nahmen die Felle wieder mit zurück.

Die urſprünglichen Eingebohrnen, oder die kanadiſchen Wilden, wohnen hin und wieder unter den Europäern, und von denſelben ſind einzelne Ueberbleibſel ausgeſtorbener Stämme zum Chriſtenthume bekehrt worden; allein ſchwerlich würden auch dieſe wenigen das Chriſtenthum angenommen haben, hätten ihnen die Miſſionarien nicht zugleich Nahrung, Kleider und beſſere Wohnungen verſchafft. Die Neubekehrten verließen daher auch häufig ihren neuen Glauben, wenn die Geiſtlichen ihnen wehrten, ihre Weiber von ſich zu ſtoßen, am Sonntage zu arbeiten, oder ihre alte herumſchweifende Lebensart fortzuſetzen.

In der Kultur ſind die Einwohner noch gar ſehr zurück, ſo wie ſelbſt in den ökonomiſchen Beſchäftigungen; zwar haben die Engländer jetzt manches Gute unter ihnen geſtiftet, und überhaupt haben die bisherigen Zeitläufte erſt Kanada zu einer Art von anfangender Bildung gebracht.

Die Wilden hingegen bleiben, was ſie ſind, und laſſen von ihrem Weſen nicht, ſo viel Mühe ſich auch die Engländer gegeben haben. Die kanadiſchen Indier ſind ſehr wohl gewachſen und von ſtarken Gliedmaßen, wiewohl man bemerkt hat, daß ihre Stärke ſich weit mehr dazu ſchickt, die Beſchwerden der Jagd, als andere anſtrengende Arbeiten zu ertragen, welche letztere ſie bald aufreiben. Ohne in der

Kind-

Kindheit im geringſten ſorgſam gewartet zu werden, ſieht man doch äußerſt ſelten nur die geringſte Verunſtaltung an ihnen. Ihre Geſichtszüge ſind regelmäſſig, ihre Miene iſt kriegeriſch, ihre Farbe röthlich-braun, ihre Haare, die ſie nur auf dem Kopfe dulden, ſind ſchwarz, ſtarr, lang und dünne, und ihre Sinneskräfte ſtehen weit über den unſrigen. Ihr Geſicht iſt ſehr ſcharf, ihr Gehör reicht weit in die Ferne, und ihr Geruch iſt ſo fein, daß ſie ſogar das Feuer weit eher riechen, als ſie es ſehen. Nimmt man hiezu ihre lebhafte Einbildungskraft, die ſo ſtark iſt, daß ſie nur einmal an einem entfernten Orte geweſen ſeyn dürfen, um ihn ohne Schwierigkeit wieder zu finden, ihr glückliches Gedächtniß ꝛc.; ſo ſiehet man ſchon hieraus, daß ſie viele Eigenſchaften beſitzen, die ſie eines großen Grades von Kultur fähig machen.

Uebrigens iſt ihr Karakter eine wunderbare Miſchung von Sanftmuth und Herzensgüte und grauſamer Wildheit. Sie ſind rachgierig, unverſöhnlich, wenn ſie beleidiget werden, ſchonen in ihrer Rache ſelbſt des Unſchuldigſten nicht, wenn er dem, an welchem ſie ſich rächen wollen, angehet, und haben die größte Freude, wenn ſie ihre Gefangenen quälen können. Dagegen ſind ſie wieder (vorzüglich diejenigen, welche weniger Umgang mit den Europäern haben,) mäßig im Eſſen und Trinken, geduldig, ſelbſt in dem größten Mangel, geſellig, gaſtfrey, leutſelig, verſchwiegen, uneigennützig, redlich im Umgange, ihrem Stamme treu, und bey allen Gefahren, ſelbſt bey dem ſchmerzhafteſten Tode, unerſchütterlich.

Die Kleidung dieſer Indier hat ſich durch den Handel mit den Europäern ſchon gegen die ehemaligen Zeiten ſehr verändert, wo ſie ſich bloß in die Felle der erlegten Thiere hüllten. Viele tragen jetzt ſchon Hemden,

Hemden, Kamiſöler u. dgl. Doch haben in den ſüdlichen Gegenden die Männer im Sommer nur eine Binde um den Leib. Die Weiber haben eine Art ledernes Kleid, das vom Halſe bis an die Knie gehet, und zuweilen mit, zuweilen auch ohne Kapuze iſt. Das Zerritzen und Mahlen des Geſichts ſowohl, als des übrigen Körpers, iſt ein Putz, durch welchen ſie ſich ein eben ſo ſchönes Anſehen zu verſchaffen glauben, als wir durch unſere Friſur und andere eben ſo unnatürliche Verſchönerungen. Man zeichnet nämlich zuerſt die Figuren auf die Haut, welche man haben will, ritzt dann mit Fiſchgräten oder Nadeln die Züge, bis das Blut hervorkommt, und reibt hierauf wohlgepülverte Farben hinein, welche ſo feſt in die Haut dringen, daß ſie niemals ausgehen. Die Geſichter mahlen ſie bald mit dieſer, bald mit jener Farbe, und dazu ſchmücken ſie ihre Haare mit Federn, Thierhaaren, Ohr- und Naſenringen, auf der Bruſt aber tragen ſie Muſcheln, Klauen, Köpfe von Raubvögeln und Hörner von kleinen Rehböcken. Die Haare aufzuputzen iſt nur bey dem weiblichen Geſchlechte üblich. Die Weiber ſehen nur darauf, daß ihre Haare immer lang bleiben. Auch ſchmieren ſie dieſelben, pudern ſie mit Baumrindenpulver, mit rother Farbe, oder wickeln ſie in eine Schlangenhaut, die als ein Haarzopf ihnen bis auf den Gürtel reicht. Im Geſicht zeichnen ſie ſich nur einige Linien mit rother oder anderer Farbe.

Die Flecken oder Dörfer der Indier ſind ein Haufen Hütten, die ohne ordentliche Gaſſen zerſtreut durch einander liegen, aber mit gutem Pfahlwerk, Erdſchanzen u. dgl. befeſtigt ſind. Ihr Hausrath iſt einfach und geringe. Nur wenige haben irdene Töpfe; Schüſſeln und Schalen machen ſie aus Auswüchſen der Bäume; Meſſer und Feuerſtähle haben nun alle,

und handeln ſie, wenn ſie ſelbſt mit den Europäern kein Verkehr haben, von ihren Nachbarn gegen Sklaven ein. Sie leben gewöhnlich mäßig von Hülſenfrüchten und Wurzeln, zehren aber auch, wenn ſie eine gute Jagd gethan haben, ohne auf Vorrath zu denken, in kurzer Zeit alles Fleiſch auf.

Die Vielweiberey iſt bey ihnen nicht allgemein, und von verbotenen Graden haben die kanadiſchen Wilden ſo große Vorurtheile, daß gar keine Blutsverwandtſchaft Statt finden darf, wenn die Ehe erlaubt ſeyn ſoll. Vor der Ehe werden Ausſchweifungen nicht übel gedeutet, aber ſobald ein Mädchen Frau wird, iſt ihre Keuſchheit unverletzlich. Ihre Ehen ſind nicht ſonderlich fruchtbar, denn ſelten geben ſie mehr als drey oder vier Kinder, welche die Weiber ohne große Schmerzen, und ohne fremde Beyhülfe gebähren. Die Erziehung iſt rauh und hart, die Kinder aber werden frühzeitig in dem Gebrauche der Waffen unterwieſen, und in die Verſammlungen des Volks geführt, wodurch ſie zum Nachdenken und zur Ernſthaftigkeit gewöhnt werden.

Die Mannsperſonen führen ſonſt eine ſehr unthätige Lebensart, und überlaſſen ihren Weibern alle harte und beſchwerliche Arbeit, die daher den Feldbau, die Anſchaffung des Holzes, und alles, was zum Hausweſen gehört, beſorgen müſſen.

Von ihren Religionsbegriffen hat man noch keine deutlichen Kenntniſſe, doch mögen wohl die meiſten Wilden in Nordamerika darinnen, wie in vielen andern Sitten und Gewohnheiten, ſo ziemlich überein kommen, daß ſie ein höchſtes Weſen, welches ſie den großen Geiſt nennen, und neben dieſem auch noch viele geringere Geiſter, denen ſie ebenfalls eine Art gottesdienſtlicher Verehrung erweiſen, annehmen.

Jeder hat ſeinen eigenen Schutzgeiſt, zu dem er in Gefahren oder bey gefährlichen Unternehmungen ſeine Zuflucht nimmt. Ueberhaupt iſt nichts in der Natur, was nicht von irgend einem Geiſte regiert oder beſchützt wird, und ſogar, wo ſie den Grund einer Sache nicht begreifen, ſagen ſie: „es iſt ein Geiſt.“

Von der Unſterblichkeit der Seele ſind ſie vollkommen überzeugt. Wenn die Seele, ſagen ſie, vom Körper abgeſondert wäre, bliebe ſie noch lange Zeit bey demſelben, und dann komme ſie in ein Land, das ſie übrigens weiter nicht kennen. Dieſes Land ſoll weit gegen Weſten liegen, und ehe die Seele dahin kommt, hat ſie ſehr viel Schwierigkeiten zu überſtehen. Die Glückſeligkeit, welche gute Jäger und tapfere Krieger dort zu erwarten haben, beſteht in einem Ueberfluſſe von Lebensmitteln, ergiebiger Jagd u. ſ. w. Von ihren Träumen haben ſie ſehr hohe Begriffe, und jeder Traum wird für eine Mittheilung des Willens des großen Geiſtes gehalten, daher es ein Verbrechen ſeyn würde, wenn jemand, einem eine Sache zu geben, ſich weigern wolle, und von welcher ihm geträumt habe, daß er ſie habe.

Ihre Prieſter, welche ſich des Umganges mit den Geiſtern rühmen, ſind auch ihre Aerzte, und können es auch leicht ohne alle Kenntniſſe ſeyn, weil hier die Eingebohrnen faſt von keinen Krankheiten wiſſen. Doch haben ſie den Europäern verſchiedene zu verdanken, mit denen ſie vorher gar nicht heimgeſucht waren. Die ganze Heilkunſt aber beſtehet in Bewegung, Diät, Schwitzen, und im Gebrauch einfacher, aus Kräutern und Wurzeln gezogener Arzeneymittel. Hat der Kranke keine Hoffnung der Geneſung, ſo ſieht er gleichwohl dem Tode mit großer Gleichgültigkeit entgegen. Iſt jemand geſtorben, ſo wird er angekleidet, die Anverwandten ſetzen ſich um die Leiche,

und einer nach dem andern hält eine Lobrede auf ihn. Man giebt ihm Waffen, Speiſe, Farbe zum Bemahlen mit in die Erde, und betrauert ihn Jahre lang. Das Todtenfeſt, das ſie jährlich zum Andenken ihrer Verſtorbenen feyern, deren Gebeine dabey geſammelt, in den Flecken zurückgebracht und nach vielen Tagen erſt wieder verſcharrt werden, iſt eins ihrer heiligſten Feſte. Sie begehen es mit Klagen und Heulen, aber auch mit Schmauſen, Geſängen und Tänzen. Tänze ſind eine ihrer liebſten Leibesübungen, und ſie haben, nach Verſchiedenheit der Stämme und der Gelegenheit ſehr viel Arten derſelben. Der Kalumetstanz iſt einer der berühmteſten. Dieſen Tanz dürfen nur Krieger tanzen; er iſt einförmig und ohne viele Handlung, wird auch nur bey feyerlichen Gelegenheiten getanzt. Die Muſik, nach welcher ſie tanzen, iſt eine Trommel, eine Pfeife und eine Art von Dudelſack.

Alle Wilden in dieſem Theile von Amerika ſind leidenſchaftliche Spieler. Ihre Spiele ſind von verſchiedener Art; allen aber ſind ſie ſo ſehr ergeben, daß ſie alles, was ſie haben, zuweilen ihre und ihrer Kinder Freyheit verſpielen. Ihre Regierungsform, ingleichen die Art, ihre Kriege zu berathſchlagen, anzufangen und zu endigen, iſt ganz die nämliche, wie oben in der allgemeinen Beſchreibung von den Wilden überhaupt geſagt worden iſt, und müßte hier nochmals wiederholt werden. Faſt alle nordamerikaniſche Völker haben eine Art von ariſtokratiſcher Regierung, die in ihrer Form zwar verſchieden, im Weſentlichen aber immer die nämliche iſt.

Die Völker, von welchen hier die Rede iſt und die zum brittiſchen Nordamerika gehören, ſind namentlich folgende: Die **Abenakis**, **Algonkins**, **Aſſiniboils**, **Huronen**, **Miſſiſagier**, **Nipiſſongin**-

 dier,

dier, Otagamis, Otſchagras, Roundocks, Sechs Nazionen, (wiewohl der größte Theil ihrer Beſitzungen hinter den vereinigten Provinzen liegt; in dem eigentlichen Kanada leben nur einige ſchwache Stämme von ihnen,) Sinſen, Utawawas und andere weniger beträchtliche.

Den größten Theil der europäiſchen Einwohner machen immer noch die Ueberbleibſel der Franzoſen aus, die ſich Kanadier nennen, und entweder von zurückgebliebenen Fiſchern und Kaufleuten oder Soldaten, denen, nach Verlauf ihrer Dienſtzeit, Felder zum Anbau eingeräumt worden, oder endlich von ſolchen Unglücklichen abſtammen, die unter der vorigen Regierung nach Kanada verbannt waren. Im Verhältniß der Größe des Landes iſt Kanada immer noch wenig bevölkert.

So lange ſie unter franzöſiſcher Herrſchaft ſtanden, wird von den Kanadiern nicht das beſte Urtheil gefället. Diejenigen, hieß es, welche ſich mit der Landwirthſchaft beſchäftigten, wendeten im Winter gerade nur ſo viel Zeit darauf, als unumgänglich nöthig war. Die übrige Zeit brachten ſie müßig im Wirthshauſe oder mit Schlittenfahren zu. Wenn ſie im Frühjahr das Land bearbeiten mußten, thaten ſie dieß, ohne den geringſten Fleiß anzuwenden, und eilten, ſo ſehr ſie konnten, um wieder in träger Muße ſitzen zu können. Die Bewohner der Städte brachten Winter und Sommer in unaufhörlicher Zerſtreuung und ſtetem Müßiggange zu, und die Regierung, welche ganz militäriſch, und zufrieden war, wenn man ihr blinden Gehorſam leiſtete, that nichts, um die Kanadier aus dieſem langſamen Verderben zu reißen. So blieb Kanada in einem ſehr ohnmächtigen Zuſtande, bis es unter der Herrſchaft der Engländer in eine weit beſſere Verfaſſung gekommen iſt,

und

und täglich noch mehr kommen wird, da es jetzt eine der wichtigſten engliſchen Kolonien geworden iſt.

Die heutigen Kanadier werden als gute Menſchen geſchildert, die das meiſte von der franzöſiſchen Flüchtigkeit und Leichtſinnigkeit verloren haben. Sie ſind nicht zuvorkommend, nicht leicht zu einem nur etwas hohen Grade von Vertraulichkeit und Offenherzigkeit zu bringen; wer aber einmal ihr Zutrauen erworben hat, kann ſie ſowohl zu guten, als böſen Handlungen verleiten.

Sie haben geſunden, natürlichen Verſtand, ſind höflich, ohne in lächerliche Komplimente zu verfallen, geſprächig, ohne durch Geſchwätzigkeit zur Laſt zu werden, und in ihrem äußern Betragen immer ernſthaft und ſtille. Mühſeligkeiten und Beſchwerden tragen ſie mit der größten Gelaſſenheit, und ſind im Stande, einige Tage zu hungern, ohne ſich im geringſten darüber zu beklagen. Grobheiten, oder andere unanſtändige Begegnungen leiden ſie durchaus nicht und können dadurch am geſchwindeſten aufgebracht werden. In ihrer Wirthſchaft ſind ſie ſehr ordentlich und genau, und wenig Nazionen können ſich ſo ſparſam behelfen. Sie leben den ganzen Sommer von weißem Brod, Milch, Zugemüße und Mehl, das Vieh ſparen ſie aber auf den Winter.

In der Mitte des Decembers iſt hier ein allgemeines Schlachtfeſt, wo in einer Zeit von acht bis zehn Tagen alle fette Ochſen, Schweine, Hämmel, Hühner und alles, was von zahmen Vieh eßbar iſt, geſchlachtet werden. Man haut dann die Theile der vierfüßigen Thiere in Stücken, rupft die Federn aus dem zahmen Geflügel, läßt alles recht durchfrieren, und eben ſo macht man es mit den Fiſchen und dem Wildpret; ja ſogar Kuhmilch gießt man in große

 Gefäße

Gefäße und läßt ſie frieren, worauf dann ein Stück nach dem andern abgehauen und gekocht wird.

Ihre Sparſamkeit ſiehet man ihrem Hausgeräthe an, das zum Theil hundert Jahre alt ſeyn muß, und, ſo lange es nur einigermaßen noch brauchbar iſt, mit keinem neuen vertauſcht wird. Deſto mehr lieben ſie das Geld, und wenn ſie es auch nicht nöthig haben, geben ſie doch, wo möglich, nicht die geringſte Kleinigkeit umſonſt weg. Mißtrauiſch ſind ſie gar nicht, ihre Scheuern ſind unverſchloſſen und ihr Vieh läuft hin, wo es Luſt hat. Tabak lieben alle und beſonders nehmen die Frauen viel Schnupftabak.

Kleiderpracht kennet man in ganz Kanada nicht. Was der Kanadier an ſeinem Leibe trägt, macht er ſich faſt alles ſelbſt. Sein Anzug beſtehet in Schuhen, nach Art der Wilden, ohne Abſätze, Riemen und Bänder; in dicken geſtrickten braunen Strümpfen, welche unter den Knien mit einem rothen Wollenbande feſtgeknüpft werden; in Hoſen von grobem Tuche, oder ſelbſt bereitetem wilden Ochſenleder, und in einem Leibkleid, welches über einander ſchlägt, zugebunden wird, ohne Falten iſt, und gewöhnlich aus ſelbſt gemachtem ſprenklichten wollenen Zeuge gemacht wird. Hinten am Rocke ſitzt eine Kappe, welche ſie bey rauher Witterung über den Kopf ziehen. Statt der Hüte haben ſie dicke, gewalkte, rothe Mützen, welche inwendig weiß ſind. Soll der Anzug galant ſeyn, ſo trägt man eine Jacke von einer Art weißem Fries, mit blauem oder rothem Bande beſetzt, welche ſehr warm und bequem iſt. Im Sommer haben ſie dergleichen Jacken, welche von Zitz, Kattun oder Leinwand gemacht ſind. Diejenigen, die in den Städten wohnen, kleiden ſich engliſch oder franzöſiſch, aber ohne Gold und Silber. Das unnatürliche Haarfriſiren, und das noch unnatürlichere

Perücken-

Perückentragen iſt ganz unbekannt. Der Kanadier macht ſich einen Zopf von weißem Bande, die Frauen ſchlagen die Haare auf, und tragen eine Art Hauben, welche mit bunten ſeidenen Bändern gebunden werden.

Jeder Habitant, (d. i. jeder Kanadier, der auf dem Lande wohnt,) hat ſein Pferd, ſeine Kaleſche und ſeinen Schlitten. Die Kaleſchen haben die Geſtalt von unſern Kariolen, ſind aber auf zwey Perſonen eingerichtet. Jeder Habitant iſt Fiſcher und Jäger, weil Jagd und Fiſcherey völlig frey ſind.

Die Häuſer ſind alle einander gleich, die Größe ausgenommen, welche verſchieden iſt. Wo Steine ſind, führet man ſie auswendig von Steinen auf, wo aber keine ſind, bauet man lieber von Holz, als daß man nur eine Stunde weit darnach gehen ſollte. Ein gemauertes und ein hölzernes Haus ſind übrigens in Anſehung der innern Einrichtung einander völlig gleich. Ueberflüßige Hausgeräthe haben die Kanadier nicht; zwey Tannentiſche und höchſtens acht mit Riedgras geflochtene Stühle, worauf auch wohl Küſſen liegen, und einige Tannenſchränke, iſt alles, was man in ihren Zimmern findet. Kaffee- und Theeſervice von gelber engliſcher Erde hat faſt ein jeder. Vor keiner Thüre iſt ein Schloß.

Faſt in jeder Paroiſſe wohnt auch ein Seigneur. Wie die Franzoſen nämlich ſich in Kanada niederließſen, wurden gewiſſe Diſtrikte von der Krone an Leute von Adel oder verdiente Officiers gegeben. Ein ſolcher Strich Land erſtreckte ſich auf drey bis vier Stunden in die Länge und Breite: die Beſitzer theilten davon einzelne Stücke an Leute aus, die ſich da anbauen wollten, und daraus ſind die Paroiſſen mit ihren Habitants entſtanden. Noch jährlich entſtehen in jeder Paroiſſe neue Habitations, da überall noch Waldun-

gen genug übrig ſind, welche in urbares Land verwandelt werden können.

Indeſſen wird der Ackerbau noch bey weitem nicht ſo fleißig als in Europa getrieben, zum Theil, weil die Einwohner ſich noch zu viel mit Jagd und Fiſchfang beſchäftigen, zum Theil, weil es ihnen an Handwerkern fehlt, und ſie daher genöthiget ſind, ſich alles ſelbſt zu machen. Manufakturen blühen noch gar nicht in Kanada; im Jahr 1775 war im ganzen Lande noch kein Leinweber, wohl aber beſteht bey Trois Rivieres ein Eiſenwerk ſeit 1713, welches die ganze Provinz mit Eiſengeräthſchaften verſiehet.

In Abſicht der Religion iſt die katholiſche herrſchend in Kanada, und die Katholiken haben hier allein in allen engliſchen Staaten Antheil an der Regierung. Das Oberhaupt der katholiſchen Geiſtlichkeit iſt der Biſchof zu Quebek, welcher von der Regierung in Großbritannien beſtätiget wird.

Nach der Eroberung hatte Kanada nicht ſogleich eine ordentliche Regierungsform; im Jahr 1774 aber, nachdem man verſchiedene Wege eingeſchlagen hatte, die nicht immer einen glücklichen Erfolg gehabt hatten, wurde endlich die berühmte Quebekakte zu Stande gebracht, durch welche die kanadiſche Staatsverwaltung auf einen feſten Fuß geſetzt wurde. Der Hauptinhalt derſelben gehet dahin, daß alle kanadiſche Unterthanen, nach den in Kanada bisher üblichen, d. h. franzöſiſchen Geſetzen, und nach den Verordnungen, welche künftig durch den Statthalter und geſetzgebenden Rath abgefaßt würden, gerichtet werden ſollten. Das Oberhaupt der kanadiſchen Regierung iſt alſo der Gouverneur, welcher zu Quebek ſeinen Sitz hat; neben dieſem aber iſt ein Gouverneurlieutenant,

lieutenant, unter deſſen Aufſicht Civil-Polizey- und Finanzſachen ſtehen.

Die Abgaben bedeuten wenig oder gar nichts, und vor dem Jahr 1774 mußte von England aus beſtändig Geld geſchickt werden, wenn die nöthigen Ausgaben beſtritten werden ſollten; ſeit dem genannten Jahre aber, da Kanada verſchiedene Abgaben bezahlet, iſt die engliſche Unterſtützung weggefallen.

b) Die Neuſkotländer. Neufoundländer. Inſulaner am Kap Breton; auf den Sommerinſeln u. dgl.

Neuſkotland und **Neufoundland**, ingleichen faſt alle die hierher gehörigen **Inſulaner**, ſowohl am **Kap Breton**, als auch auf den **Sommerinſeln** und andern, weichen ſo wenig von einander ab und ſtehen faſt alle unter engliſcher Herrſchaft, die wilden Indier ausgenommen, die hie und da zerſtreut herum wandern, daß von jeder Nazion im Einzeln nichts weiter geſagt werden kann, als was von den Nordamerikanern überhaupt ſchon geſagt worden iſt.

Die Anzahl der Einwohner in **Neuſkotland** war bisher der Größe des Landes und der Güte ſeines Bodens bey weitem nicht angemeſſen, und nur erſt ſeit die andern engliſchen nordamerikaniſchen Kolonien ſich die Unabhängigkeit erworben haben, macht Bevölkerung, Kultur, Handel und Wandel beträchtliche Fortſchritte. Aller Wohlſtand aber, der hier angetroffen wird, kommt von den engliſchen Kolonien, denn Indianer findet man hier gar nicht, daher die Gegenden, welche von den Koloniſten nicht angebauet ſind, völlig wüſte liegen.

Die urſprünglichen Einwohner von **Neufoundland** ſollen von allen amerikaniſchen Wilden ſowohl, als von den Eskimos verſchieden ſeyn, indeſſen werden ſie unter dem Namen der letztern begriffen. Man kennet ſie übrigens ſehr wenig und weiß nur ſo viel,

daß ſie in völliger Freyheit leben, und kaum einigen Umgang mit den Europäern haben, welche die Küſten bewohnen.

Bey der Entdeckung von Cap Breton fanden ſich auf dieſer Inſel Einwohner, welche entweder da, oder auf dem benachbarten feſten Lande gebohren waren. Man kennt ſie ſehr wenig. Der Sage nach ſind ſie von den nördlichen Amerikanern ſehr unterſchieden und gleichen den Peruanern; allein dieſe Aehnlichkeit iſt noch ſehr unbeſtimmt angegeben. Die Franzoſen, wie ihnen durch den Utrechter Frieden der Beſitz dieſer Inſel zugeſtanden ward, gaben ſich alle Mühe, ſie in eine blühende und nutzbare Kolonie umzuſchaffen. Sie hofften, daß die Akadier hierher kommen würden; allein ſie betrogen ſich in ihrer Erwartung, und ſo mußten ſie Pflanzer aus Europa hierher ſchicken, wodurch aber doch Kap Breton in kurzem eine Bevölkerung von viertauſend Seelen bekam. Unter der Herrſchaft der Engländer, welche die franzöſiſchen Einwohner vertrieben, hat der hieſige Wohlſtand beträchtlich abgenommen und die ganze Bevölkerung beträgt jetzt nicht über ſechshundert Menſchen, die ſich von der Jagd und dem Fiſchfang ernähren und einen geringen Handel mit England treiben.

Von den übrigen Inſulanern, z. B. denen, die auf den Sommerinſeln wohnen, welche letztern in Geſtalt eines halben Mondes, an der Zahl wohl vierhundert, ſehr dicht beyſammen liegen, kann nichts neues geſagt werden, ſondern ſie gleichen in allem den Nordamerikanern.

VI. Von

VI.

Von den Indianern in den ſpaniſchen Landen in Nordamerika.

Die Indianer machen hier die unterdrückteſte Klaſſe von Leuten aus, und zwar in einem Lande, das ihren Voreltern zugehört hat. Durch die Verordnung Karls V im Jahr 1542, wurden die großen Forderungen der Eroberer der neuen Welt endlich aufgehoben, die deren Eingebohrne für Sklaven anſahen, deren Dienſte ihnen nun von Rechtswegen ganz eigenthümlich zugehörten. Von derſelben Zeit an hat man die Indianer für freye Leute gehalten, die zu den Rechten der Unterthanen berechtiget wären. Bey ihrer Aufnahme in dieſen Stand wurde es für gerecht und billig gehalten, daß auch ſie das Ihrige zum Unterhalte und zur Aufnahme der Geſellſchaft, die ſie zu Mitgliedern angenommen hatte, beytragen ſollten. Da man aber von den freywilligen Arbeiten ſolcher Leute, die keinen ordentlichen Fleiß kannten und der Arbeit abgeneigt waren, keinen erheblichen Nutzen erwarten konnte, ſo fand der ſpaniſche Hof ſich genöthiget, etwas, das er ſeines Erachtens billiger Weiſe von ihnen fordern konnte, feſt zu ſetzen und zu ſichern. So mäßig aber auch dieſer Tribut ſcheinen mag, ſo ſind doch die Indianer in vielen amerikaniſchen Ländern ſo ſehr arm, daß deſſen Einforderung ihnen unerträglich ſchwer fällt. Jeder Amerikaner iſt entweder ein unmittelbarer Unterthan der Krone, oder er hängt von einem Unterthanen ab, dem der Bezirk, worin er wohnt, auf gewiſſe Zeit ertheilt worden iſt. Als Spanien anfangs Amerika in Beſitz nahm, wurde der größte Theil der Ländereyen

VI. Indianer in den ſpaniſchen Landen in Nordamerika.

reyen deſſelben unter die Eroberer, oder ſeine erſten Koloniſten ausgetheilt und der Krone nur ein kleiner Antheil vorbehalten. So wie dieſe nur auf zweyer Menſchen Leben verwilligten Lehen nach und nach wieder dem Landesherrn heimfielen, ſtund es in ſeiner Macht, entweder neue Eigner mit dergleichen Verwilligung zu begünſtigen, oder ſeine eigene Einkünfte durch einträgliche Vereinigungen ſolcher Ländereyen mit den Krongütern zu vermehren. Die Zahl der Indianer, die jetzt unmittelbar von der Krone abhängen, iſt weit größer, als ſie während des erſten Jahrhunderts nach der Eroberung war, und dieſer Zweig der königlichen Einkünfte nimmt noch immer zu.

Der aus den Dienſten der Indianer entſtehende Nutzen fällt, nach eben dieſer Regel, die bey der Bezahlung des Tributs beobachtet wird, entweder der Krone, oder dem Eigenthumsherren zu. Allein die Dienſte, welche man nun, den Geſetzen zu Folge, fordern kann, ſind von den ſklaviſchen Arbeiten, die anfangs den Indianern auferlegt wurden, ſehr verſchieden. Die Beſchaffenheit der Arbeit, die ſie verrichten müſſen, iſt beſtimmt, und ihnen ein billiger Lohn dafür ausgeſetzt. Die ordentlicher Weiſe von den Indianern geforderten Dienſte können unter zwey Klaſſen abgetheilet werden: ſie werden entweder zu ganz unentbehrlichen Arbeiten, ohne welche die Geſellſchaft nicht füglich beſtehen kann, gebraucht, oder zum Bergbau gezwungen, der den ſpaniſchen Kolonien ihren vornehmſten und wichtigſten Werth giebt. Vermöge jener erſtern müſſen ſie den Maiz und andere nöthige Getraidearten bauen, Vieh hüten, öffentliche Gebäude aufführen, Brücken und Landſtraſſen bauen helfen; hingegen kann man ſie nicht zum Wein- Oelbaum- Zuckerrohr- oder irgend einem andern

dern Bau zwingen, der nur zur Vergnügung der Ueppigkeit oder zum Handelsgewinnſt gereicht. Zu Folge der letztern müſſen die Indianer die verdrieß-lichere Arbeit thun, Erz aus dem Eingeweide der Erde graben, und es durch wiederholte und eben ſo ungeſunde als mühſame Prozeſſe läutern.

Die Art, womit die Indianer zu dieſen beyden Dienſten angehalten werden, iſt einerley und durch Verordnungen beſtimmt, welche darauf abzielen, ſie ihnen ſo viel als möglich zu erleichtern. Man ruft ſie der Reihe nach in Abtheilungen dazu, die man Mitas heißt, und niemand kann dazu gezwungen werden, wenn die Reihe nicht an ihm iſt. Kein Indianer, der über dreyßig engliſche Meilen weit von einer Mita wohnt, iſt unter der zum Bau derſelben gebrauchten Mita oder Abtheilung mit begriffen. Auch werden die Einwohner des flachen Landes nicht gezwungen, aus jenem warmen Klima auf die kalten hohen Erzgebirge zu ziehen, noch dadurch dem unvermeidlichen Tode ausgeſetzt. Die Indier, welche in den vornehmſten Städten wohnen, ſtehen endlich ganz unter den ſpaniſchen Geſetzen und Obrigkeiten; in ihren eigenen Dörfern hingegen werden ſie von Caciquen regiert, worunter einige Nachkömmlinge ihrer ehemaligen Herren ſind, und andere von den ſpaniſchen Unterkönigen ernannt werden.

Dieß iſt der Umriß der Rechts- und Polizeyverfaſſung, womit die Indianer nun in den ſpaniſchen Kolonien regieret werden. Allein der vielen Verordnungen der ſpaniſchen Monarchen ungeachtet, müſſen die Indianer immer noch oft vom Geitze der Privatleute und von den Erpreſſungen der Obrigkeiten, die ſie ſchützen ſollten, leiden. Man legt ihnen übermäßige Arbeiten auf und verlängert den Termin derſelben,

ſelben, und ſie ſeufzen unter allen den Mißhandlungen und Plackereyen, denen ein abhängiges Volk unterworfen iſt.

a) Die Floridaner.

Von den Indianern in Florida, einer der Krone Spanien unterworfenen Provinz, muß man ſich folgenden Begriff machen. Man würde eine ſehr irrige Meynung von den Einwohnern dieſes Landes bekommen, wenn man nicht bedenken wollte, daß ihr Karakter und ihre Sitten vieles von ihrem ehemaligen Zuſtande verloren und durch den Umgang mit fremden Nazionen ſehr umgeſchaffen worden wären. Es iſt daher nöthig, daß man die Sitten derſelben (wenigſtens in vielen Gegenden) auf zweyerley Art betrachtet, nämlich wie ſie waren, ehe ſie die Europäer kennen lernten, und wie ſie jetzt ſind, nachdem ſie durch einen langen Umgang mit beſagten Europäern manches von ihrer alten Lebensart und ihren alten Gebräuchen abgelegt, und manches andere dafür angenommen haben. So viel iſt gewiß, daß die verſchiedenen Völkerſchaften und Stämme der Amerikaner eben ſowohl als die übrigen Bewohner anderer Welttheile, in vielen Stücken, von außen und innen, ſehr weit von einander unterſchieden ſind. Man kann alſo mit wenig Gewißheit ein zuverläßiges Bild von ihrem Karakter aufſtellen, außer wenn man bey jedem beſondern Umſtand eine Vergleichung zwiſchen den Nazionen anſtellt, oder auch noch über dieſes derſelben körperliche und ſittliche Eigenſchaften gegen der ältern oder jetzigen Bewohner der übrigen Welttheile Eigenſchaften und Gebräuche hält. Einige Hauptzüge laſſen ſich jedoch ſehr deutlich angeben, und zwar diejenigen, die der Menſch im Stande der Wildheit durchgehends gemein hat; und die Abweichungen hängen alſo bey ihnen nur vom Klima, von der Beſchaffenheit des Landes, von günſtigen oder ungünſtigen Umſtänden ab.

Die

Die Indianer von Florida ſind ihrer körperlichen Bildung nach ſtarke und ſehr wohl gewachſene Menſchen. Ihre Farbe iſt gleich den Oliven und beyde Geſchlechter gehen nackend, wenn man das Rehfell, welches ſie um die Lenden tragen, ausnimmt. Ihr Haar iſt ſchwarz und lang; ſie wiſſen es aber auf eine eigene Art über dem Kopf zuſammen zu binden, welches ſie auch ſehr gut kleidet, und öfters wird es noch mit einem gewiſſen Safte, den ſie aus einer Pflanze ziehen, beſtrichen. Auch das weibliche Geſchlecht iſt wohl gebildet, und beſitzt dabey eine bewundernswürdige Geſchwindigkeit, die Bäume auf und nieder zu ſteigen, ingleichen mit ihren Kindern auf dem Rücken, über die breiteſten Flüſſe zu ſchwimmen. Die Waffen der Männer beſtehen aus Bogen und Pfeilen, wozu ſie die Schnur des Bogens von den Spannadern der Hirſche nehmen, die Spitzen ihrer Pfeile entweder mit ſcharfen Steinen oder Fiſchzähnen tödtlich machen, und dabey mit ſehr großer Geſchicklichkeit zu nutzen wiſſen.

Man kann leicht denken, daß ihre Religion dem Stande der rohen Natur, in dem ſie leben, angemeſſen iſt, und außer der Anbetung von Sonne und Mond, haben ſie wahrſcheinlich keine andere Religionsbegriffe, wenigſtens haben es die Europäer nicht erfahren können. Sie bezeigten zwar bey der Ankunft der Engländer einen außerordentlichen Widerwillen gegen alle Chriſten, allein dieſer Widerwille war nichts weniger als Abneigung gegen das Chriſtenthum, ſondern gegen der Chriſten verübte Grauſamkeiten, wovon ſie von den Spaniern, an den Eingebohrnen der benachbarten Inſel Kuba und an andern Orten, nur zu traurige Beyſpiele geſehen hatten; denn nach der Zeit ſind viele freywillig von dem Glauben ihrer Väter abgefallen, und zum chriſtlichen

Glauben

Glauben übergetreten, ob aus wirklicher Ueberzeugung, oder aus Furcht, wollen wir nicht entſcheiden.

Eintracht und Genügſamkeit ſind die Tugenden, die ihr Leben angenehm machen. Sie kennen kein Eigenthumsrecht, außer in ſolchen Dingen, die bloß zum äußerlichen Gebrauch gehören, vielmehr ſind ſie freygebig gegen einander, helfen im Mangel einander aus, und ſtehen einander in Gefahren bey, ohne im geringſten auf eine Belohnung Rechnung zu machen. Der öffentliche Schatz iſt der Vorrath ihres Getraides und niemand iſt von deſſen Anſpruche ausgeſchloſſen. Zwar bauen ſie nicht ſo viel, als ihnen der Boden liefern würde, ſondern nur ſo viel, als ſie nach Ausrechnung auf ein halbes Jahr hinreichend bedürfen; dieſe Erndte wird aber alsdann ſo verhältnißmäßig nach der Anzahl der Familien und der darin befindlichen Perſonen eingetheilt, daß niemand Noth leiden darf. Das andere halbe Jahr verlaſſen ſie ihre Wohnplätze und ziehen ſich in die tiefſten Wälder, wo ſie ſich Hütten von Palmbäumen bauen und von Wurzeln, Fiſchen und wilden Vögeln, auch von dem Fleiſche des Alligator leben. Das Fleiſch dieſer jungen Thiere ſoll ihnen beſonders angenehm ſchmecken, ob es gleich einen unerträglichen Biſamgeruch von ſich giebt, und die ganze Zubereitung in weiter nichts beſtehet, als daß ſie es im Rauche auf einem von Stecken gemachten Roſte braten. Man kann ihnen nicht nachſagen, daß ſie in irgend einer ihrer Speiſen oder Getränke übermäßig wären; vielmehr iſt ihr einziges Getränke reines Waſſer, und nur diejenigen trifft der Vorwurf von der Ausgelaſſenheit im Gebrauch hitziger Getränke, denen es die Europäer erſt gelernt haben und die vielleicht darin das einzige Mittel finden, ihr drückendes Joch weniger zu fühlen. Eben ſo enthaltſam ſind ſie in dem Eheſtande; denn gemeiniglich

hat

hat ein Mann nur eine Frau, und es iſt bloß ein Vorrecht der Oberhäupter, mehrere zu nehmen; jedoch folgen nur die Kinder von einer Frau dem Vater in ſeiner Würde nach. Dieſe Völkerſchaft hat ihre Regierungsform auf eine ſonderbare Weiſe eingerichtet, nämlich ſie wählen viele zu ihren Oberhäuptern, welche Caciquen genannt werden, die aber ſelten einig unter einander ſind, und faſt immer im Kriege mit einander leben. Dieſe Kriege ſind aber nichts als Ueberfälle und Liſten, an denen die Nazion weiter keinen Antheil nimmt, wobey aber, wenn ſie ernſtlicher werden, große Grauſamkeiten entſtehen und wobey ſie höchſtens nur der Weiber und Kinder ſchonen, um ſie ihren Stämmen einzuverleiben. Man hat gefunden, daß ſie alle ihre Unternehmungen mit großer Bedachtſamkeit anfangen, und niemals eher etwas unternehmen, bis ſie nicht zuvor alles reiflich überlegt, und durch die Berathſchlagung ihrer zwölf bis vierzehn tapfern Männer, welche einen kleinen Rath vorſtellen, einen feſten Entſchluß gefaßt haben. Sie verſammlen ſich deshalb täglich bey der Hütte des Oberhauptes, welches einen höhern Sitz als die übrigen einnimmt, und beobachten auch bey dem Eingange in dieſe Wohnungen genau, wie ſie einander im Alter folgen; es legt alsdann ein jeder ſeine Hand auf den Kopf und wiederholt ſein ha, he ya, wobey die übrigen alle mit ha ha einſtimmen und ſogleich ihren Platz einnehmen. In wichtigen Fällen werden auch die Prieſter mit in die Verſammlung gerufen; worauf der Cacique ein Getränke herum trägt, welches unſerm Thee ähnlich iſt und ebenfalls aus Blättern eines gewiſſen Baumes gekocht wird.

In Abſicht ihrer übrigen Gebräuche haben ſie wie alle andere Völker mancherley Ceremonien bey ihren Heyrathen, Leichenbeſtattungen und dergleichen. Die größte Feyerlichkeit wird allemal bey Beerdigung

eines Caciquen angeſtellet, welche unter andern darin beſtehet, daß ſie den Becher des Verſtorbenen, aus dem er zu trinken pflegte, auf ſein Grab ſetzen, ſehr viel Pfeile in die Erde um das Grab herum ſtecken, ihn drey Tage lang mit Faſten und lautem Wehklagen betrauren und viele ſich zum Zeichen ihrer Betrübniß die Haare abſchneiden. Sogar des Verſtorbenen Waffen, Hausgeräthe, nebſt ſeiner Hütte wird verbrannt, und alsdann werden einige alte Weiber beſtellt, welche ein halbes Jahr hindurch alle Morgen, Mittag und Abend auf dem Grabe ein fürchterliches Geheule hervorbringen müſſen.

Wenn man alſo das obige von dem Karakter dieſer Nazion in ein einziges Hauptgemälde zuſammen bringen ſollte, ſo muß man ohngefähr folgendes Urtheil über ſie fällen. Ihr Karakter iſt eine Miſchung von Wildheit und Sanftmuth. Sie ſind grauſam, rachgierig, unerbittlich, und finden Freude an den Qualen ihrer Gefangenen; hingegen ſind ſie wiederum mäßig im Eſſen und Trinken, geduldig im Mangel, geſellig und leutſelig, gute Eltern und Eheleute, auch ſtandhaft bis in den Tod. Dagegen ſind ſie auch faul, ſo lange ſie Vorrath und keinen Feind zu fürchten haben, liſtig, verſchwiegen, ihrem Stamme ergeben, gegen die Feinde einerley Sinnes, friedfertig in ihren Verſammlungen, ohne Ehrgeitz und Eigennutz, weder durch Beſtechung, noch durch Drohungen zu gewinnen, kurz, allen Leidenſchaften ergeben. Ihre Beyſpiele haben daher auf ihre Kinder den ſtärkſten Einfluß und die Nachkommenſchaft kann alſo nicht anders denken, als ihre Voreltern gedacht und gehandelt haben. Ihre Söhne werden ſehr früh im Gebrauch der Waffen unterrichtet und die Eltern erzählen ihnen oft die großen Thaten ihrer Voreltern, um ſie ebenfalls zu tapfern und heldenmäßigen Handlungen aufzumuntern. Man nimmt

ſie ſehr jung mit in die öffentlichen Verſammlungen, und macht ſie mit den wichtigſten Dingen und Unterredungen bekannt. Dieſes gewöhnet ſie zur Verſchwiegenheit, giebt ihnen ein geſetztes und männliches Weſen, flößt eine Nacheiferung ein, und macht ſie kühn und unternehmend. Ueberhaupt gehen ſie in der Erziehung ihrer Kinder einen ganz eigenen Weg. Zuförderſt ſäugt jede Mutter ihr Kind meiſt zwey ganze Jahr und trägt es ſo lange auf dem Rücken, bis ihr dieſe Laſt unerträglich wird. Von Strafen der Kinder halten ſie gar nichts, denn ſie ſagen, wenn das Kind jung iſt, hat es noch nicht Verſtand genug, ſonſt würde es nichts unrechtes thun; werden die Kinder älter, ſo ſtrafen ſie dieſelben wieder deshalb nicht, weil ſie ſchon ſelbſt urtheilen könnten, und alſo Herren ihrer Handlungen wären. Wenn aber die Tochter etwas Böſes thut, dann weint die Mutter; frägt die Tochter nach der Urſache, ſo erzählt ihr die Mutter dieſelbe, und dieſe Erinnerung ſoll gemeiniglich die ſchönſte Wirkung hervorbringen und die beſten Eindrücke hinterlaſſen.

Wenn man aus obiger Beſchreibung einen Hauptbegriff geſammlet hat, und nun in politiſcher Rückſicht dazu nimmt, daß man die Hauptgattungen der jetzigen Indianer ſorgfältig unterſcheiden muß, als nämlich erſtens in diejenigen, welche in einer gänzlichen Unabhängigkeit, ohne Zuſammenhang mit allen Europäern, und abgeſondert von denſelben in ihren eigenen Bezirken leben; zweytens in die, ſo wirklich und wahre Unterthanen eines europäiſchen Souverains ſind, ſie mögen nun unter deſſen übrigen europäiſchen Unterthanen vermiſcht, oder von denſelben abgeſondert, unter oder neben ihnen in eigenen Orten, oder ſonſt in Gemeinſchaft leben; ſo wird man hinlänglich in den Stand geſetzt, die Nazion

von einander zu unterſcheiden, und auf dieſe Weiſe iſt das Bild der Floridaner ſattſam entworfen.

b) Die Louiſianer. Die Erinnerung muß hier nochmals wiederholt werden, nämlich, daß man die Kenntniß von den wahren und unverfälſchten Sitten und Gebräuchen der Wilden nicht in den Pflanzſtädten der Europäer ſuchen muß. Die ſüdlichen und übrigen Stämme, die einen beſtändigen Umgang mit den Franzoſen oder Engländern hatten, können ihre Sitten und Gewohnheiten unmöglich in ihrer völligen Reinheit erhalten haben. Sie konnten es nicht verhindern, die Laſter und ſelbſt die Sprache derer anzunehmen, deren Beyſpiel ihnen täglich vorſpielte. Bey Stämmen der Art trifft man folglich bloß ein verwirrtes Gemiſch von Gebräuchen und Grundſätzen an; den wahren Hauptkarakter der Nazion findet man hingegen im Innern des Landes, den freylich nur wenig Europäer zu beobachten Gelegenheit gehabt haben.

Die körperlichen Hauptzüge, worin faſt alle Stämme mit einander überein kommen, beſtehen darin: man findet ſie meiſt ſchlank, etwas groß und gut gewachſen. Ihre Haut hat eine röthliche Kupferfarbe, ihre Augen ſind groß und ſchwarz wie ihre Haare, ihre Zähne ſind weiß und geſund, dabey ſtehen ihnen die Wangenknochen etwas hervor, mehr aber bey dem weiblichen Geſchlechte, denn die Weiber ſind hier auch nicht völlig ſo groß als die Europäerinnen; doch iſt ihr Wuchs und ihre Geſundheit vortrefflich. Man kann nicht genau beſtimmen, ob die Indier die Farbe ihrer Haut der Natur, der Kunſt, oder dem Klima zuzuſchreiben haben; das erſte ſcheint wohl das wahrſcheinlichſte.

Es unterſcheidet ſich das männliche Geſchlecht bey allen Stämmen durch den Anzug nur ſehr wenig, ausgenommen diejenigen, die mit den Europäern handeln und ihr Pelzwerk gegen Decken,

Hemden

Hemden und andere Zeuge vertauſchen, deren ſie ſich ſowohl zum Putz, als zur nothwendigen Bekleidung bedienen. Im letztern Fall binden ſie ungefähr drey Viertelellen breites Tuch mit einem Gürtel um die Mitte des Körpers, und die, ſo Hemden tragen, binden ſie jedoch nirgends zu, weil ſie eine jede Art von Zwang verabſcheuen. Sie werfen ihre Decke leicht über die Schultern, und halten die obere Seite davon bey den beyden Zipfeln; in der einen Hand halten ſie ein Meſſer und eine Pfeife, einen Tabaksbeutel in der andern, und ſo gehen ſie in ihren Dörfern oder Lägern umher, doch leidet dieſe Bedeckung beym Tanze Ausnahme.

Auch giebt es einige unter ihnen, die für andern gefallen und ſchöner ſeyn wollen, als die übrigen. Dieſe reißen ſich alles Haar aus dem Kopfe, einen kleinen Zopf oben auf dem Scheitel ausgenommen, der die Größe eines Guldens bedeckt, und den ſie ziemlich auswachſen laſſen. An dieſen Zopf hängen ſie Federn von verſchiedenen Farben und kleine Stäbe von Elfenbein oder Silber. Die Jünglinge wetteifern im Putz für ihren Gefährten, indem ſie den äußerſten Rand von beyden Ohren ſpalten, und um dieſen abgeſteckten Knorpel wickeln ſie von oben bis unten Meſſingdrath, bis das Gewicht davon den getrennten Rand in einen Bogen zieht, der fünf bis ſechs Zoll im Durchmeſſer hat und bis auf die Schultern herab hängt. Es iſt dagegen etwas gewöhnliches, daß ſie ihr Geſicht ſchwarz oder roth bemahlen, doch anders bemahlen ſie ſich zur Zierde, anders wenn ſie in den Krieg gehen. Auch iſt es eine allgemeine Gewohnheit, ſich die Naſe zu durchbohren und verſchiedene Arten Gehänge darin zu tragen, ſelbſt Seemuſcheln nicht ausgenommen.

Die Verhältniſſe der Stämme (denn ganze Völker kann man ſie nicht nennen, weil ihrer oft nicht viel ſind,) ſind freylich nicht mehr dieſelben, als damals, da Frankreich und England Anſprüche darauf machten und Nutzen von ihnen zogen. Damals ſuchte Frankreich vorzüglich alle ſeine Kräfte anzuwenden, um den Kolonien in Louiſiana neues Leben zu geben. Es koſtete dem Königreiche ungeheuere Summen und den Miſſionarien Blut und Leben, ehe ſie es nur zu etwas Erheblichem bringen konnten, und ſelbſt die Handlung, als der wichtigſte Gegenſtand aller dieſer Unternehmungen, trug ſelten mehr ein, als die darauf verwendeten Unkoſten verlangten; indeſſen hatten ſie ſich doch einen bleibenden Ort erworben und ihre Einrichtung ſehr gut getroffen. Gegenwärtig ſucht Spanien die Vortheile daraus zu ziehen, die ehedem Frankreich zur Abſicht hatte; allein man kann nicht ſagen, ob der Nutzen ſehr groß iſt.

Die einzelnen Stämme in Louiſiana ſind namentlich, **Akankas, Allibamons, Chilkaſah, Colapiſſas, Oſages, Tioux, Tonicas, Toppingas und Torimas, Sakier, Ottigamier,** einige Stämme der **Nadoweſſier, Tſchipiwaer, Winnebager, Chactawer, Choktah, illiriſche Indier, Kappas, Ottowäer, Punas, Sioux, weiße Indier.**

Dieß ſind ohngefähr die Hauptnazionen in hieſiger Landesgegend. Etwas gegen Nordweſten von den Quellen des Meſſorie und S. Peterfluſſes ſoll, wie die Indianer erzählen, noch ein Volk wohnen, das etwas kleiner von Perſon und weißer von Farbe ſey als die benachbarten Stämme. Sie ſollen den Ackerbau treiben, auch gewiſſermaßen einige Begriffe von Künſten haben; allein es iſt bis jetzt noch nichts Zuverläßiges von ihnen bekannt geworden.

VII. Von

VII.

Von den Einwohnern der dreyzehn vereinigten Staaten in Nordamerika.

VII. Einwohner der dreyzehn vereinigten Staaten in Nordamerika.

Die urſprünglichen Einwohner des Landes ſind Indianer, und zwar namentlich Irokeſen, Tſchikaſams, Tſchirokeſen, Tſchaktaus, Kreekindianer ꝛc. Seit die Engländer Beſitz in dieſem Lande nahmen und ſich an den Küſten niederzulaſſen anfiengen, entſtanden die eigentlichen Kolonien, deren Einwohner Engländer, Niederländer, Franzoſen, Deutſche, mit einem Worte, Europäer von allen Nazionen waren. Dieſe Einwohner haben ſich dergeſtalt vermehret, daß, nach einigen Beobachtungen, ſich ihre Anzahl alle fünf und zwanzig Jahr verdoppelt haben ſoll, welches aber wohl nicht ganz buchſtäblich richtig ſeyn dürfte.

Außer den eigentlichen Pflanzern aber giebt es noch weiße Sklaven, welche entweder Verbrechen halber zur Sklaverey verbannt worden ſind, oder Unglückliche, welche ein irdiſches Paradies, wo man alles ohne Mühe und Arbeit bekommen könnte, in Amerika zu finden glaubten, und wenn ſie hinkommen, um nicht Hungers zu ſterben, ſich auf eine gewiſſe Anzahl Jahre als Sklaven verkaufen müſſen.

Gegenwärtig iſt hier eine demokratiſche Regierungsform eingeführt, indem die dreyzehn von einander unabhängigen Republiken durch den Generalkongreß unter einander verbunden ſind. Die höchſte Gewalt iſt bey dem Gouverneur, dem Senat, (Oberhaus) und

und der Aſſemblee (dem Unterhaus). In Georgien und Penſylvanien hat das Unterhaus allein die Landesregierung.

1) Neuhampſhire. Die urſprünglichen Einwohner von **Neuhampſhire** haben den Europäern weichen müſſen, nur gegen Kanada zu wohnen noch einige Indianer, welche wenig von den ſchon bey jenem Lande beſchriebenen verſchieden ſind. Sie gehören zu dem Volke der Abenakis, die auch von engliſchen Schriftſtellern Seguntaquaks genannt werden, und ehedem weit zahlreicher waren als jetzt. Ueberhaupt wohnen hinter den dreyzehn vereinigten Staaten eine Menge indianiſcher Völkerſchaften, die aber alle ſo wenig zahlreich ſind, daß ſie kaum den Schatten ihrer ehemaligen Volksmenge darſtellen.

Was die europäiſchen Einwohner betrifft, ſo wird die Anzahl derſelben von Einigen auf 82000, von Andern nur auf 70000 geſchätzt, wozu ohngefähr 1500 Neger kommen. Manufakturen ſind hier nur wenige, und der wichtigſte Handel wird mit Holz, Pelzwerk, Fiſchen und etwas Vieh getrieben. Die Sitten ſind hier noch ziemlich ungebildet, welches eine Folge der hier, ſo wie in ganz Neuengland, herrſchenden Religionsmeynungen iſt. In ganz Neuengland nämlich, alſo auch in Neuhampſhire hat die Parthey der Congregationaliſten die Oberhand, welche, einige Kleinigkeiten abgerechnet, mit den Presbyterianern ein gleiches Religionsſyſtem haben. Zur engliſchen Kirche bekennen ſich nur einige wenige Einwohner, die noch dazu öfters Gegenſtände einer ſehr gehäſſigen Verfolgungsſucht ſind, weil die Kleriſey einen ſehr wichtigen Antheil an allen bürgerlichen Geſchäften hat, was man nie vergeſſen muß, wenn man die Geſchichte der Kolonien gehörig verſtehen will. Daher kommen auch jene Geſetze, daß auf

Bilder=

Bilderanbetung und Hexerey die Todesſtrafe, auf Ketzerey die Landesverweiſung geſetzt iſt; daß kein Einwohner über eine Stunde in der Schenke ſitzen und an Sonntagen des Abends in öffentlichen Häuſern keine Geſellſchaft gehalten werden darf ꝛc.

Die alten und vornehmſten Einwohner der zweyten Provinz, **Maſſachuſetsbay**, waren die **Maſſachuſets**, welche da wohnten, wo gegenwärtig die Grafſchaften Suffolk und Middleſex ſind, zur Zeit der erſten Niederlaſſungen aber ſchon durch Peſt und Blattern ſehr abgenommen hatten, und gegenwärtig nur noch in dem Namen der Provinz exiſtiren. Was man noch von dieſem einſt ſo zahlreichen Volke weiß, iſt folgendes. 2) Maſſachuſetsbay.

Sie brachten ihre Lebenszeit mit Jagen und Fiſchen zu und lebten alſo in keiner großen Geſelligkeit zuſammen. Die Männer ließen ihre Weiber arbeiten; jede Nazion oder Völkerſchaft hatte ihr eigenes Oberhaupt (Sachem); es läßt ſich aber nicht genau beſtimmen, wie weit die Macht deſſelben gegangen. Von einer militäriſchen Diſciplin wußten ſie nichts, jeder focht und zog ſich zurück, wie es ihm beliebte. Ihre Waffen beſtunden in Bogen und Pfeilen, bloß die Oberhäupter führten Spieße. Dieſe Indianer hatten feſte Körper, waren ſtark und hurtig, und konnten auf ihren Reiſen die größten Unbequemlichkeiten, ohne viele Beſchwerde zu empfinden, ausſtehen. Vor der Ankunft der Europäer kleideten ſie ſich in Thierfelle, fiengen aber nachher an Tuch zu tragen und legten die Felle in einigen Jahren ganz ab. Körper und Haare ſchmierten ſie oft mit Fett ein, auch mahlten ſie ſich den ganzen Leib dunkelroth, und wer am fürchterlichſten ausſah, ward für den tapferſten gehalten. Ihre Kopfbedeckung war gewöhnlich eine Schlangenhaut, die Weiber aber ſchmückten

ſich mit Halsbändern, Ohrringen u. ſ. w. Im Winter nährten ſie ſich von allerley Thieren, Vögeln und Fiſchen; im Sommer aber von Seefiſchen, Beeren, Kräutern, Bohnen und Schoten. Tabak war durchgängig Mode, und Waſſer ihr einziges Getränke; Hausgeräthe hatten ſie wenig, ein Fell diente zum Bette, die Erde ſtatt der Stühle und einige, ſowohl irdene als hölzerne Gefäße waren zu ihren Bedürfniſſen hinlänglich. Man zeigt noch einige ihrer Beile und Meiſel; die erſtern hatten eine Aehnlichkeit mit unſern eiſernen Beilen. Von wildem indianiſchen Hanf verfertigten ſie eine Art von Schnüren, und aus dieſen Netze von dreyßig bis vierzig Fuß lang, in welchen ſie Störe fiengen. Sie hatten zwey Arten von Booten, die eine aus Fichten- oder Kaſtanienſtämmen, welche ſie inwendig hohl ausbrannten, und alsdann mit Auſterſchalen glatt ſchabten, die äußern Seiten aber mit ſteinernen Beilen behieben; ſie waren gewöhnlich inwendig zwey Fuß breit und zwanzig Fuß lang. Die andere Art war von Birkenrinde gemacht, und zerbrach zwar leicht, wenn ſie damit auf Felſen ſtießen, gegen die Wellen aber hielten ſie gut aus.

Dieſes Volk ſoll eins der ſchlechteſten von allen nordamerikaniſchen Nazionen in Abſicht des Karakters geweſen ſeyn, ohngeachtet ſie ſich gegen die Engländer ſehr freundlich betrugen, die ihnen aber nichts auf Credit geben durften, wenn ſie nicht der Gefahr ausgeſetzt ſeyn wollten, Käufer und Waare nie wieder zu ſehen. Was ihre Religion anbetrifft, ſo haben ſie einige Begriffe von einem zukünftigen Leben und einem Paradieſe nach Mohämmeds Grundſätzen, wo ſie in Kornfeldern und Wieſen leben, ſich in ſanften Flüſſen baden, ohne Mühe fiſchen und jagen werden: am Eingange liegt ein Ungeheuer, wie der

Cerberus,

Cerberus, der die Unwürdigen nicht ruhig hineingehen läßt. Deswegen begraben auch noch die Indianer in dieſer Provinz die Waffen zugleich mit dem Körper des Verſtorbenen, damit er ſich gegen das Ungeheuer wehren könne.

Zu den übrigen indianiſchen Einwohnern dieſer Provinz gehören die Narraganſets, unter allen nordamerikaniſchen Völkern das abergläubiſchſte Volk. Daher ſtanden auch ihre Prieſter oder Puaus ehedem (denn gegenwärtig ſind die meiſten zum Chriſtenthume gebracht,) bey ihnen in ſehr großem Anſehen. Alle dieſe Indianer befanden ſich, als die Engländer hierher kamen, im äußerſten Stande der Rohheit. Sie hatten das ſchönſte Schiffbauholz, blieben aber bey ihren Kähnen von Stämmen. Wie roh und einfältig ſie waren, läßt ſich unter andern auch daraus abnehmen, daß ſie, wenn das Holz um ihre Wohnplätze verbrannt war, lieber einpackten und weiter wanderten, als daſſelbe etwas weiter her holten. Ihre Wohnungen waren kleine, ſchlechte Gebäude von jungen niederwärts gebogenen Bäumen; oben waren ſie mit Baumrinde bedeckt, und rings herum hiengen dicke Decken von Schilf. Die Thüren waren niedrig, die Rauchfänge ſehr weit, und ihre Betten nichts anders als Matten, die um das Feuer her ausgebreitet wurden. Ihre Nahrung war eben ſo ungekünſtelt; ſie aßen das Fleiſch von allerley Arten Wildpret, aber alles halb gahr. Dennoch genoſſen ſie eine dauerhafte Geſundheit, ohngeachtet ſie derſelben ſehr wenig ſchonten. Ihre Sprache war nachdrucksvoll, aber roh und ungebildet. Dieſe Indianer, damals weit zahlreicher als gegenwärtig, wo nur einzelne Familien derſelben, nur ganz kleine Stämme im Lande ſind, lebten in ungeſtörter Ruhe im Lande, als die Engländer ſich hier niederließen.

Von der Zeit an beſſerten ſich die Sitten, obgleich auch die Einwirkung der ſtrengen religiöſen Grundſätze noch ſehr ſichtbar iſt. Denn ohngeachtet der geſellige Umgang weit freyer als ehedem iſt, ohngeachtet das hieſige, zwar nicht ſchöne, aber doch regelmäßig gebildete, ſanfte Frauenzimmer einen leichtern, gefälligern Ton angenommen hat; ſo merkt ein Fremder, der aus einem Orte kommt, wo Ungezwungenheit herrſcht, doch ſehr bald, daß dieſe Veränderung nicht alt iſt. Der Pöbel iſt beynahe noch ganz ſo, wie er, zu Folge der Geſchichte, ehedem war, und wie ihn der neuere Vorfall bey der Theeaffäre in Boſton, welche das Signal zur Empörung gab, gezeigt hat. Manche ihrer Sitten, ſagt indeſſen ein philoſophiſcher Reiſender, welche beym erſten Anblick nichts als Wirkungen eines rauhen Karakters zu ſeyn ſcheinen, werden bey genauer Unterſuchung als Wirkungen der einfältigen Natur und Unſchuld befunden werden. Dahin gehört eine ſonderbare Art von Brautwerbung, welche unter dem hieſigen gemeinen Volke üblich iſt, und der Aufenthalt genannt wird. Wenn eine Mannsperſon in ein junges Mädchen verliebt iſt und ſie zu heyrathen wünſcht, ſo ſchlägt er es ihren Eltern vor, und wenn dieſe nichts dagegen haben, erlauben ſie ihm, bey ihrer Tochter ſich eine Nacht aufzuhalten, und ihr ſeine Liebe zu erklären. Werden beyde Theile eins, ſo werden ſie ſchnell verheyrathet, wo nicht, ſo gehen ſie von einander, und ſprechen ſich vielleicht niemals wieder. So anſtößig uns auch dieſe Sitte ſeyn mag, ſo beſteht ſie doch neben den äußerſt ſtrengen Religionsbegriffen, zu denen ſich die Independenten, oder vielmehr Congregationaliſten, (denn jenes iſt der alte Name) bekennen. Die ganze übrige Regierungsverfaſſung war nach engliſchen Geſetzen eingerichtet.

So war der Zuſtand von Maſſachuſetsbay vor dem Ausbruche des amerikaniſchen Krieges; hier loderte die Flamme des Krieges zuerſt, hier war der größte Eifer, ſich vom Mutterlande loszureißen; aber da nun dieſer Endzweck erreicht iſt, ſoll, ſichern Nachrichten nach, ſich die Provinz bey weitem nicht mehr in dem glücklichen Zuſtande befinden, als da ſie noch unter der Herrſchaft Großbritanniens war.

3) Rhodeisland.

So klein dieſe Provinz auch iſt, ſo ſtarke Bevölkerung verdankt ſie der allgemeinen Duldung, welche die hieſige Regierung allen Religionspartheyen widerfahren läßt, und der Gelindigkeit, mit welcher die hieſigen Einwohner beherrſcht werden. Der Karakter der Einwohner wird zwar mit ſehr gehäſſigen Farben von den Reiſenden geſchildert. Ihre Obrigkeiten ſind ganz abhängig vom Volke, (heißt es) oft ohne die genaue Rückſicht auf Rechtſchaffenheit und Ehrlichkeit, welche allezeit unveränderlich die Menſchen leiten und regieren ſollten. Das Volk iſt liſtig, betrügeriſch und eigennützig, aber es zeigt nichts von jenem Sekteneifer, den man bey Leuten erwarten ſollte, deren Vorfahren Schwärmer waren. Vielmehr herrſcht hier eine allgemeine Gewiſſensfreyheit; jeder darf denken, wie und was er will, und daher findet man auch faſt alle europäiſche Religionsſekten hier, vorzüglich aber Quaker, Wiedertäufer, Presbyterianer, auch eine kleine Anzahl Juden.

3) Konnektikut.

Die Anzahl der Einwohner in **Konnektikut** erſtreckt ſich über zweymal hunderttauſend, worunter nur wenig Indianer ſind. Sie treiben Landwirthſchaft, ſpinnen Tabak, machen grobe wollne und leinene Zeuge, und handeln.

5) Neuyork.

In der Provinz **Neuyork** wird die Anzahl der Einwohner auf 206000 geſchätzt, worunter viele hollän=

holländiſche und deutſche Familien, auch Juden befindlich ſind. Die ſtärkere Bevölkerung, welche der Umfang des Landes leicht zulaſſen würde, iſt durch das Zuſammentreffen mehrerer Umſtände verhindert worden. Dahin gehören die häufigen Kriege mit Franzoſen und Indianern, und die Ueberſchiffung ſo vieler Uebelthäter nach Neuyork, wodurch mancher ordentliche Koloniſt abgeſchreckt worden iſt, ſich hieher zu begeben. Die Sitten der Einwohner ſind daher auch äußerſt verſchieden. Mehr als die Hälfte ſtammen von den Holländern ab, welche ehedem Herren des Landes waren, treiben die Handlung und ſind fleißige, mäßige und arbeitſame Leute, wie denn auch die hieſigen Kaufleute, ihrer Betriebſamkeit halber, mit den Bienen verglichen werden. Wo Engländer wohnen, findet man die Sitten und Gebräuche von Altengland, ſo wie bey den Kolonien, welche von Deutſchen abſtammen, noch viel Deutſches zu ſpüren iſt. Ueberhaupt treiben die Einwohner von Neuyork einen wichtigen Handel mit den Erzeugniſſen ihres Landes, denn ihre Manufakturen ſind nur von geringer Bedeutung, weil man bey der, mit den noch anzubauenden Ländern in gar keinem Verhältniß ſtehenden, Volksmenge bloß auf die allernothwendigſten denken muß. Man macht bloß einige Tücher, Leinwand, Hüte, Schuhe, raffinirt den aus den weſtindiſchen Inſeln eingeführten Zucker, und deſtillirt Rum. Auch werden jährlich gegen zwanzig Schiffe zum Verkauf gebauet; ihr ganzer Gewinn aber ſoll kaum zu Bezahlung der europäiſchen Waaren hinreichend ſeyn. Noch weniger als Manufakturen blühen hier Wiſſenſchaften und Künſte; doch ſcheint es ſeit einigen Jahren, als ob ſie mehr Verehrer bekommen wollten. Die herrſchende Religion iſt die der engliſchen Kirche, deren Geiſtliche Miſſionarien der engliſchen Societät zu Beförderung des

Glaubens ſind. Es giebt auch Presbyterianer, Lutheraner, Katholiken, Wiedertäufer, Quaker und andere Religionspartheyen.

Von den Indianern, welche noch zu Neuyork gerechnet werden und hinter den engliſchen Niederlaſſungen an den großen Seen wohnen, befinden ſich hier die ſchon oben angeführten fünf Nazionen.

Die Anzahl der Einwohner in Neujerſey wird auf 130000 geſchätzt, wovon alle Mannsperſonen vom ſechszehnten bis zum ſechszigſten Jahre unter der Miliz dienen müſſen. Sie leben faſt alle als Landleute und würden ganz glücklich ſeyn können, wenn ſie nicht in beſtändige Prozeſſe verwickelt wären. Sonſt ſind die Einwohner gaſtfrey, gutherzig und edeldenkender als andere. Künſte und Wiſſenſchaften ſind hier in völliger Kindheit, das Kollegium zu Princetown aber kann in dieſer Abſicht mit der Zeit beträchtlichen Nutzen ſtiften. Eine herrſchende Kirche giebt es hier nicht, ſondern die Einwohner ſind von verſchiedenen Sekten, die ohne Religionshaß ganz friedlich neben einander wohnen. Die Regierungsform iſt wie in Neuyork, von welchem Neujerſey ehedem einen Theil ausmachte. 6) Neujerſey.

In Penſylvanien ſind gegen 3500000 Einwohner, und überhaupt ſind ſie alle wohlgebildet, und die Frauenzimmer ſehen ſehr gut aus. Sie werden eher Mütter als in Europa, hören aber auch um ſo viel früher auf, Kinder zu gebähren. Beyde Geſchlechter gehen ohne Pracht, aber außerordentlich reinlich gekleidet und richten ſich nach den engliſchen Moden; nur lieben die Mannsperſonen die Perücken ſo vorzüglich, daß man wenig Köpfe mit natürlichem Haar antrifft. Sie ſpeiſen in ihrer Art ſo gut, als ſie ſich kleiden, und ſelbſt die, welche am wenigſten begü- 7) Penſylvanien.

begütert ſind, haben doch wenigſtens gutes Brod, Fleiſch, Bier und Zuckerbranntwein. In ganz Penſylvanien iſt nicht ein einziger Armer, denn diejenigen, welche durch Geburt oder Glück nicht hinlänglich bedacht worden, werden von der allgemeinen Kaſſe unterhalten. Die meiſten Familien leben hier abgeſondert von einander; jeder Beſitzer hat mitten in ſeiner weitläuftigen Pflanzung, die mit lebendigen Hecken umgeben iſt, ſein Wohnhaus, ſo daß manchmal ein einziges Kirchſpiel zwölf bis funfzehn Meilen im Umkreis hat. Bey einer ſo großen Entfernung der Kirchen haben die öffentlichen Religionsgebräuche nicht viel Einfluß. Die Kinder werden erſt einige Monate, ja wohl erſt ein bis zwey Jahr nach ihrer Geburt zur Taufe gebracht. In Abſicht der Religion ſind die Quaker die vornehmſten, dann kommen die Anabaptiſten, deren es verſchiedene Arten hier giebt, Presbyterianer, Katholiken und Herrnhuter. Noch eine merkwürdige Sekte ſind die Dunkers, welche in der Stadt Ephrata oder Dunkerſtadt wohnhaft ſind. Vor ohngefähr dreyßig Jahren ließ ſich ein Deutſcher in dieſer damals noch unwirthbaren Gegend nieder, und lebte mehrere Jahre als ein Einſiedler hier. Durch ſein Beyſpiel gereitzt, geſellten ſich mehrere Deutſche zu ihm, und bald vermehrte ſich die kleine Societät durch viele Perſonen beyderley Geſchlechts, welche am Abhang eines Hügels eine kleine dreyeckichte Stadt erbauten, in deren Mitte ein großer Küchengarten gelegen iſt. Die Häuſer dieſes ſonderbaren Wohnortes ſind alle von Holz und jede Perſon hat ihr eigenes Zimmer, worinnen ſie ihre Andacht ungeſtört verrichten kann. Alles in dieſen Häuſern iſt ſimpel und reinlich. Die Weiber wohnen in einem ganz abgeſonderten Theile der Stadt und haben keinen Umgang mit den Männern. Die Anzahl der Einwohner iſt ohngefähr dreyhundert, die aber, welche

welche heyrathen wollen, müſſen die Societät verlaſſen und erhalten das Nothwendige, um ſich wo anders niederzulaſſen. Sie bemühen ſich, auf alles Verzicht zu thun, was nur im Geringſten entbehrlich genannt werden kann. Im Winter tragen ſie einen langen weißen Rock, wie die Mönche, der mit einem Gürtel um den Leib befeſtigt iſt. Hinten hängt eine Kapuze, die ſie bey Regenwetter, oder wenn es kalt iſt, über den Kopf ziehen, weil ſie keine Hüte tragen. Außerdem haben ſie Weſte und Hoſen von dem nämlichen Zeuge, ein grobes Hemde und Schuhe. Im Sommer ſind ihre Kleider von Leinwand, immer aber von gleicher Form und Farbe. Die Kleidung des Frauenzimmers iſt nur darinnen von der männlichen unterſchieden, daß ſie ſtatt der Hoſen Röcke haben. Die Mannsperſonen ſchneiden die Haare kurz, die Bärte aber laſſen ſie wachſen. Ihre Koſt iſt größtentheils aus dem Pflanzenreiche genommen, und wer ſie ſiehet, glaubt Leichname zu erblicken. Statt der Betten ſchlafen ſie auf Bänken, und ein Kloß iſt ihr Kopfküſſen. Die Grundſätze ihrer Religion ſind folgende. Sie taufen durch Untertauchen, behaupten den freyen Willen, alle Ausübung der Gewalt halten ſie für unrechtmäßig, ſogar Selbſtvertheidigung im Nothfall. Sie glauben, daß Chriſtus den Todten das Evangelium predigt, und daß ſeit ſeiner Auferſtehung die Seelen der Gerechten denen das Evangelium predigen, die bey ihrem Leben keine Gelegenheit hatten, davon zu hören. Sonſt leben ſie in der größten Eintracht mit einander, ſind gaſtfrey und arbeitſam im höchſten Grade.

Da hier der Hauptſitz der **Quaker** iſt, ſo wird es nicht unſchicklich ſeyn, einen etwas vollſtändigen Begriff von dieſer Sekte zu geben. Dieſe menſchen-

freundliche, friedliebende Sekte entſtand in England, mitten unter den Unruhen des Krieges. Ihr Stifter war Georg Fox, ein Mann von geringem Herkommen, aber ein ſchwärmeriſcher Kopf, der überall die Einſamkeit ſuchte und ſich vor völlig begeiſtert hielt. Wie er ſo weit gekommen war, ſuchte er ſich Jünger und Anhänger, die er auch, in den damaligen Umſtänden, wo alles nach Wunderdingen geitzte, fand. Die Einfachheit ihrer Kleidung reitzte die allgemeine Neugier. Sie verbannten alle Treſſen, alle Arten von Stickereyen, duldeten keine Falte in ihren Röcken, keinen Knopf an den Hüten, kurz, ſie vermieden alles, was ihnen nicht durchaus nothwendig zu ſeyn ſchien. Alle äußerliche Ehrenbezeugungen waren ihnen verhaßt, ſo daß ſie auch alle Höflichkeiten vermeiden, deren erſte Quelle die Menſchenfurcht iſt. Selbſt vor Magiſtratsperſonen zogen ſie ihren Hut nicht, und der König ward, gleich dem ärmſten Bettler, Du von ihnen genannt.

Die Strenge ihrer Sittenlehre adelte, ſo zu ſagen, ihre auffallenden Gebräuche. Die Waffen zu ergreifen, war in ihren Augen ein Verbrechen und ihr Evangelium war dem ächten Sinne der chriſtlichen Religion gemäß, Duldung und allgemeiner Frieden. Vor einem Gerichte zu ſchwören, auch der Wahrheit halber, hielten ſie für eine Entheiligung des göttlichen Namens. Die Verachtung aller geſellſchaftlichen Höflichkeitsbezeugungen brachte ſie bald dahin, daß ſie auch die Kirchenceremonien als unnütze Höflichkeiten gegen ein Weſen anſahen, das zu groß, zu erhaben ſey, als daß ihm Menſchen einen Dienſt erweiſen könnten. Jeder ihrer Brüder hatte das Recht, der Gemeinde ſeine Ideen mitzutheilen, ſelbſt die Frauen waren oft mit der Gabe zu reden begnadigt, welche ſie die Gabe der Prophezeyhung nannten

ten und der Enthuſiasmus, der theils aus ihren Reden, theils aus dem Nachdenken entſtund, in das ſie oft lange verſenkt waren, erſchütterte bey ihnen das Nervenſyſtem oft ſo gewaltig, daß ſie nicht ſelten in die ſtärkſten Verzuckungen fielen. Deshalb nannte man ſie Quaker, welches im Engliſchen ſo viel als Zitterer ſagen will. Es wäre genug geweſen, wenn man ſie bloß lächerlich gemacht hätte, ſo aber verdarb man alles, daß man ſie zu verfolgen anfieng. Ihre Standhaftigkeit aber erregte zuerſt Mitleid und bald darauf Bewunderung. Selbſt Kromwell beſaß Politik genug, ſie in ſeine Parthey zu ziehen, ohne daß er damit etwas ausrichten konnte.

So waren die Quaker beſchaffen, als Wilhelm Pen den Entſchluß faßte, ihnen in Amerika eine Freyſtätte zu gründen. Gleich nach ſeiner Ankunft that er eine Handlung der Billigkeit, welche ihm die Liebe der Eingebohrnen im vollen Maaße erwarb. Statt nämlich ſeinen Beſitzſtand bloß auf das Eigenthumsrecht zu gründen, das ihm die engliſche Regierung gegeben hatte, entſchloß er ſich, das ganze Land von den Eingebohrnen, als den rechtmäßigen Beſitzern, förmlich zu kaufen, welches den Grund zu einem dauerhaften Frieden zwiſchen ihm und dieſen Völkerſchaften legte, die von Europäern noch nie ein ſo großmüthiges, gerechtes Betragen erfahren hatten, ſo daß ſie noch, wenn ſie ihre Achtung gegen einen Engländer ausdrücken wollen, zu ſagen pflegen: „Wir ehren und lieben dich, als ob du der gute Mann Pen ſelbſt wäreſt.“ Pen blieb vom J. 1681 bis 83 im Lande, in welcher Zeit er ſeine, ſchon in England mit Beyhülfe des Rechtsgelehrten Jones gemachte, Regierungsform wirklich einführte.

8. 9) Delaware und Maryland.

Der Staat von Delaware iſt der kleinſte unter allen und Penſylvanien in allem ähnlich. Maryland

aber iſt ziemlich ſtark bevölkert, man ſchätzt die Anzahl ſeiner Einwohner auf 220700, worunter ſich ſehr viele Sklaven befinden, wo mancher Pflanzer ihrer fünfhundert bis tauſend hat.

10) Virginien. Die Volksmenge von **Virginien** wird auf 600000 geſchätzt, ungerechnet die Ureinwohner oder ſogenannten Wilden, deren Anzahl aber beträchtlich abgenommen hat, ſo daß Stämme, die ſonſt aus einigen Tauſenden beſtanden, jetzt nur noch zehn bis zwölf Individuen ausmachen. Die Virginier ſind ein frohes, gutmüthiges Völkchen, geſellſchaftlich, dem Vergnügen ergeben und ſelten zu mühſamen Unternehmungen aufgelegt. Durch die Macht, welche ſie über ihre Sklaven haben, werden ſie ſtolz und herrſchſüchtig und ihre Unbekanntſchaft mit den Wiſſenſchaften kommt dazu, um ſie hart gegen Indianer und Negern zu machen, die in ihren Augen kaum für menſchliche Geſchöpfe gelten. Sie ſind eiferſüchtig auf ihre Freyheiten und ſchon 1759 ſagt ein engliſcher Schriftſteller, daß viele von ihnen die Kolonien als unabhängige Staaten anſahen, die mit England nur durch gemeinſchaftliche Abkunft verbunden waren. Ihr weibliches Geſchlecht iſt nicht häßlich und an moraliſchen Eigenſchaften den Männern weit vorzuziehen.

11) Nordkarolina. Die Einwohner in **Nordkarolina**, deren Anzahl man auf 200000 rechnet, ſind lang und wohl gewachſen. Die Pflanzer leben bey dem Reichthum ihres Bodens auf die allergemächlichſte Art. Armuth iſt hier völlig unbekannt, und wer durch Krankheiten und dergleichen Unfälle außer Stand geſetzt iſt, zu arbeiten, bekommt jährlich funfzig Pfund. Ihre Häuſer bauen ſie auf zweyerley Art. Die reichſten Pflanzer nehmen gewöhnlich Ziegelſteine und Auſternkalk,

ſternkalk, geringere Leute aber bauen bloß von Holz und überziehen die äußere Seite mit Dielen.

Ohne die Neger, wird die Anzahl der Einwohner in **Südkarolina** auf 170000 geſchätzet. In Abſicht der Sitten und Lebensart unterſcheiden ſie ſich nur wenig von denen in Nordkarolina, wenigſtens haben ſie ziemlich gleiche Tugenden und Fehler. Ihre Hauptbeſchäftigung iſt die Zubereitung der Indigofarbe. 12) Südkarolina.

Die Einwohner in **Georgien**, welche nicht viel über 40000 ſteigen, unterſcheiden ſich wenig von denen in Karolina. Sie beſchäftigen ſich vorzüglich mit dem Landbau, und der Zubereitung ihrer Produkte. Den Seidenbau treiben vorzüglich die Salzburger in Ebenezer, welche einzige Stadt jährlich auf zehntauſend Pfund liefert. Die Religion iſt, wie in allen übrigen Staaten, theils biſchöflich, theils bekennen ſie ſich zu den diſſentirenden Sekten, welche in England bekannt ſind. Den größten Theil von Georgien bewohnen die **Creeks** und **Choctaws**. 13) Georgien.

VIII.

Von den Mexikanern.

VIII. Die Mexikaner.

Den älteſten ſpaniſchen Geſchichtſchreibern zu Folge war **Mexiko** anfänglich von Wilden bewohnt geweſen, welche ihre Wohnungen in den Gebirgen aufgeſchlagen und weder Ackerbau, noch Gottesdienſt, noch ordentliche Einrichtung gehabt haben, ſondern von der Jagd lebten, und auch die Weiber beſchäftigten ſich auf dieſelbe Weiſe, während daß ſie ihre Kinder an die Bäume banden; und wirklich giebt es ihrer noch heut zu Tage, die ſich auf dieſelbe Weiſe ernähren.

Man muß niemals vergeſſen, daß Mexiko und ſeine Einwohner das jetzt nicht mehr iſt, was es vor der Eroberung der Spanier war, und ob ſie auch in einigen Stücken ihren urſprünglichen Sitten und ihrem Karakter treu geblieben ſind, ſo hat doch die ſpaniſche Herrſchaft ſehr viel davon abgeändert; daher kommt es, daß die Geſchichtſchreiber, oder Reiſenden, welche nicht zu einer Zeit lebten, in ihren Beſchreibungen ſehr oft von einander abgehen. Die erſten Eroberer ſagen, die Volksmenge wäre unzählig geweſen; wieviel ihrer aber auch ſeyn mochte, ſo zog doch die Eroberung der Hauptſtadt die Unterwerfung der Provinzen nach ſich und manche erhielten dadurch Zuwachs, ſo wie andere abnahmen.

Die älteſten Berichte geben die Mexikaner für Leute von mittelmäßiger Größe und mehr dicker als hagerer Leibesgeſtalt aus. Sie geben ihrem Geſicht eine Farbe, als Löwenhaare zu haben pflegen; große Augen, eine breite Stirne, ſehr weite Naſenlöcher, dicke,

dicke, glatte und auf mancherley Weiſe geſtutzte Haare, keinen, oder doch ſehr wenig Bart, weil ſie die Haare entweder ausraufen, oder die Haut mit einer Salbe ſchmieren, welche das Wachsthum derſelben verhindert. Es war eine allgemeine Gewohnheit, ſich am ganzen Leibe zu bemahlen, ingleichen den Kopf, die Augen und Beine, entweder mit Vogelfedern oder Fiſchſchuppen, oder mit Tieger- und andern Thierhäuten zu bedecken. Einige Knochen oder kleine goldene Zierrathen, nachdem der Rang war, hiengen an ihrer Naſe und ihren Ohren. Das weibliche Geſchlecht war weder an Leibesgröße, noch an Farbe von den Männern unterſchieden; nur ließen dieſe ihr Haar lang wachſen und ſuchten es mit allerhand Salben und Pulver ſo ſchwarz als möglich zu färben. Gemeiniglich ſchlungen ſie daſſelbe um den Kopf und knüpften vorn an der Stirne einen Knoten; nur die unverheyratheten machten hiervon eine Ausnahme, und trugen das Haar ungebunden und herumfliegend.

Die gemeinen Mexikaner giengen am ganzen Leibe nackend, nur die Soldaten hiengen, um ein deſto fürchterlicheres Anſehen zu haben, die völlig unbereitete Haut irgend eines Thieres um ſich, und zogen ſogar den Kopf deſſelben über den ihrigen. Zu dieſem Putz kam noch ein Halsgehänge von Menſchenherzen, Naſen und Ohren, nebſt einem daran hängenden Todtenkopf, welches ihnen ein ſo gräßliches Anſehen gab, daß ihre Feinde wirklich beym erſten Anblick den Muth verloren. Auf dem Kopf hatten ſie nichts als Federn, die mit dünnen Riemen feſtgemacht waren, und an den Füßen eine Art dünne Sohlen, ebenfalls durch Riemen befeſtiget. Sonſt giengen ſie alle, bis auf den Kaiſer, nackend, und alle Vornehmen hatten kein anderes Gewand um ſich,

als einen Mantel, oder vielmehr nur ein viereckichtes Stück baumwollenen Zeug, das über der rechten Achſel zuſammen geknüpft war. Die gemeinen Frauen giengen gleichfalls faſt nackend; hatten aber ein Hemde mit Aermeln, welches bis auf die Knie reichte, doch an der Bruſt offen war; übrigens kannten ſie keinen andern Putz, als ihre Haare.

Ihre Fürſten und Großen wohnten zwar in einem weitläuftigen, von Steinen erbaueten Hauſe; aber bey aller Größe fehlte ihnen nicht allein alle Bequemlichkeit, ſondern ſogar das Nothwendigſte, d. h. ſie hatten nicht einmal ein Fenſter und der gemeine Mann wohnte in einer Hütte von Erde. Ihr Hausgeräthe war eben ſo elend, ſtatt des Bettes Stroh, ſtatt eines Stuhles geflochtene Palmblätter und einige irdene Gefäße.

In den Wiſſenſchaften war man eben ſo weit zurück als in den Künſten. Es war nicht möglich, daß ein Volk, deſſen Aufklärung nicht alt war, und das von ſeinen Nachbarn keine Anweiſung hatte erhalten können, nur einigermaßen beſſere Kenntniſſe haben konnte. Alles, was man aus ſeinen gottesdienſtlichen und Staatsverrichtungen ſchließen konnte, war, daß es einige ſchwache Fortſchritte in der Sternkunde gemacht hatte. Wie viele Jahrhunderte hatte es zu ſeiner Aufklärung nöthig gehabt, da es keine Schreibekunſt kannte und Hieroglyphen das einzige Mittel zu Aufbewahrung wichtiger Begebenheiten war. Sie hatten Gemählde, auf Baumrinden, auf Thierhäute, auf baumwollene Zeuge gezeichnet, welche zu Erhaltung des Andenkens an Geſetze, Glaubenslehren und Staatsveränderungen dienten. Ihre Anzahl, ihre Farbe, die Stellung, die Figuren, alles wechſelte nach den Gegenſtänden, die ſie vorſtellen ſollten, ab. Ihre Sprache iſt eben ſo arm an Worten, als ihre Erfin-

Erfindungskunſt an Ideen, deshalb findet man auch von der Sprache dieſer Nazion keine hinlängliche Erklärung, ja, man ſoll ſelbſt von einer Provinz zur andern eine ſo unregelmäßige Ausſprache beobachtet haben, daß man ſagen könnte, es wären eben ſo viel Sprachen als Provinzen.

Ihre Lieblingsvergnügungen beſtanden im Tanzen und Spielen; nur giengen ſie im Tanzen von der Weiſe anderer Völker gänzlich ab. Gemeiniglich tanzten ſie nach der Mahlzeit, wobey man eine große Matte auf die Erde breitete, auf welche man zwey große Trommeln ſtellte. Dieſe Inſtrumente, begleitet von Singſtimmen, machten die ganze Muſik aus und der Inhalt ihrer Geſänge war gemeiniglich das Leben und die Thaten ihrer alten Könige. Vor dem Kaiſer tanzte Niemand als die Vornehmen des Reiches, welche dabey koſtbar geſchmückt waren und Roſenſträucher oder mit Gold durchwebte Federfächer in der Hand hatten. Einige bedeckten ihr Haupt mit einem Adler- oder Tiegerkopfe, noch andere trugen koſtbare Federn auf den Armen und Schultern. Bey öffentlichen oder Stadtluſtbarkeiten ſtieg die Anzahl der Tänze auf tauſende, und jeder Vornehme miſchte ſich ohne Bedenken mit in dieſe Luſtbarkeiten. Allein ihre Tänze waren auch weiter nichts, als Luftſpringe und ein wechſelſeitiges Händeaufheben, zuweilen einige allein, zuweilen alle zuſammen; jene ſangen, dieſe antworteten.

Eine andere Art des Tanzes, welchen ſie Mitate nennen, geſchah in den Tempelhöfen, und hatte ſo viel Feyerliches, daß die Kaiſer ſelbſt ohne alles Bedenken an dieſem Tanze Antheil nahmen. Man ſchloß nämlich zwey große Kreiſe und ſtellte die Inſtrumente in die Mitte. Der innere Kreis beſtand aus den Großen des Landes und aus den Aelteſten.

Zu dem zweyten Kreiſe gehörten die Angeſehenſten unter den gemeinen Leuten, die ſich mit Federn und anderm Geſchmeide nach Möglichkeit putzten. Einige ſtanden auf Bildern, welche Menſchen, Thiere oder Säulen vorſtellten; in dieſer Stellung ſangen und tanzten ſie mit großer Richtigkeit und Anmuth, ohne weder in ihren Bewegungen, noch im Tone aus der Ordnung zu kommen. Einige ſtiegen auf Säulen und machten dabey mit den Händen und Füßen allerley Wendungen. Noch andere legten ihre Hände unter die Fußſohlen, bogen ſich rund zuſammen, bewegten ſich mit erſtaunlicher Hurtigkeit, ſchwangen ſich in die Luft und fielen auf den Boden herab.

Die wenigſten Ceremonien werden bey ihrer ehelichen Verbindung vorgenommen. Das Alter zum Verheyrathen iſt bey dem männlichen Geſchlechte gemeiniglich das zwanzigſte Jahr und bey dem weiblichen das funfzehnte. Die Ceremonie ſelbſt wird durch den Prieſter vollzogen. Er nimmt beyde Perſonen bey der Hand und fragt ſie um ihre Entſchließung, wobey die Erlaubniß der Eltern, wie auch des Hauptmanns des Stadtviertheils, wo ſie wohnen, mit in Betracht kommt. Die Mutter empfiehlt hierbey der Tochter eine gute Aufführung in ihrem Hausweſen, und ein Gleiches thut der Vater des jungen Mannes, ſeine Frau zu lieben.

Ihre Sitten, Gebräuche, Geſetze und dergleichen ſind nicht in jeder Landſchaft ein und dieſelben und zwar aus dem Grunde, weil immer eine Landſchaft nach der andern dem Reiche einverleibt wurde. Das einzige Stück, in welchem eine völlige Gleichheit herrſchte, war der Gottesdienſt, wiewohl die Urſache davon vielmehr in der Staatsklugheit der Kaiſer, als in der Neigung der Unterthanen zu ſuchen war. Der Aberglaube, der ihrer Religion Form und Geſtalt gab,

gab, war nicht ſowohl ein Geſchöpf der Prieſter, ſondern ein Kind der Unwiſſenheit.

Es iſt wahr, die Mexikaner hatten nichts barbariſchers als ihren Aberglauben, und ihre Prieſter machten von dieſer Leichtgläubigkeit manchen Mißbrauch. Sie erkannten zwar ein höchſtes Weſen, ein zukünftiges Leben mit ſeinen Strafen und Belohnungen; aber dieſe Lehren waren wieder mit Sätzen vermiſcht, die dieſelben unglaublich machten. Ihren Lehrſätzen zu Folge, erwartete man z. B. das Ende der Welt allemal am Ende eines jeden Jahrhunderts, und dieß Jahr war im Reiche eine Zeit der Trauer und Troſtloſigkeit. Sie riefen auch niedere Mächte wie andere Nazionen an, und zwar unter den Namen Genius, Kamis, Manitu, Engel, Fetiſche u. ſ. w. Jede dieſer Gottheiten hatte ihren Tempel, ihre Bilder, ihre Verrichtungen, ihre beſondere Gewalt, alle aber thaten nach ihrer Meynung Wunder. Sie hatten auch ein heiliges Waſſer, womit man Beſprengungen machte und wovon zuweilen der Kaiſer trinken mußte. Wallfahrten, Umgänge, Geſchenke, welche den Prieſtern gegeben wurden, waren als gute Werke anerkannt, und ihre Ausſöhnungen beſtanden in Bußübungen, Faſten und Kaſteyungen.

Unter andern hatten ſie eine verabſcheuende Lehre, welche verlangte, daß alle Jahre ein Sklave erwählt werden mußte, welchen man im Tempel einſchloß, ihn anbetete, ihm räucherte, zu ihm Gebete richtete und zuletzt mit feyerlichen Gebräuchen erwürgte. Ein anderer Aberglaube war, die Prieſter kneteten an gewiſſen Tagen eine Statur von Teig, die ſie backen ließen. Dieſe ſetzten ſie auf den Altar, wo ſie zum Gott ward. Hierbey verſammlete ſich gemeiniglich eine große Anzahl Volks; die Prieſter ſchnitten die

Statur

Statur vor, und gaben einem jeden der Umſtehenden ein Stück zu eſſen, worauf ſich jeder für heilig hielt.

Dieſe Gewohnheit hätte keinen Schaden angerichtet, aber ſie opferten auch Kriegsgefangene im Tempel des Gottes der Schlachten. Man ſagt, die Prieſter äßen hernach dieſe Gefangenen und ſchickten Stücke davon an den Kaiſer und an die vornehmſten Herren des Reiches. Hatte das Land einige Zeit Friede gehabt, ſo ließen die Prieſter dem Kaiſer ſagen: „die Götter ſtürben Hungers;“ und ſogleich fieng man bloß in der Abſicht, Gefangene zu machen, den Krieg an. Dieſe Religion war in allem Betracht ſchrecklich und grauſam; alle ihre Ceremonien waren traurig und blutig, ſie hielten den Menſchen unaufhörlich in Furcht, ſie machten die Menſchen unmenſchlich und die Prieſter allmächtig.

Ihr vornehmſter Götze wurde unter dem Namen Vitzilipuztli verehret. Es war ein hölzernes Bild in menſchlicher Geſtalt und ſaß auf einer himmelblauen Kugel, welche wiederum auf einer Baare ruhete. An jeder Ecke der Baare kroch eine hölzerne Schlange heraus. Das Bild war auf der Stirne blau bemahlt, und noch ein anderer Strich von gleicher Farbe gieng ihm von einem Ohr bis zum andern über die Naſe weg. Der Kopf war mit großen und an der Spitze ſehr ſchön vergoldeten Federn bekrönt. In der linken Hand hatte er einen weißen runden Schild, mit fünf kreuzweiſe geſtellten Fichtenäpfeln, und darüber eine Art von einer goldenen Krone mit vier Pfeilen, welches alles, nach der Mexikaner Vorgeben, vom Himmel herabgekommen war; in der rechten Hand hielt er eine blaue Schlange. Er war der Kriegesgott und ihm folgten dann die andern.

Die Tempel der Mexikaner laſſen ſich ſchwer beſchreiben; alle Geſchichtſchreiber ſtimmen damit überein,

ein, ſie hätten etwas ganz beſonderes an ſich gehabt, dergleichen man im Heidenthum nirgends findet. In der Hauptſtadt ſtanden ihrer ſehr viele und alle hatten Thürme, die man vermittelſt einer Treppe beſtieg. Darinnen waren viel Altäre mit geſchnitzten und gemahlten Götzen, ingleichen mit Kapellen, worin die Vornehmen begraben wurden; das Aeußere des Tempels machte den allgemeinen Gottesacker aus.

Auch feyerten ſie ihren Götzen zu Ehren Feſte, und das vornehmſte, welches dem Vitzilipuztli gewidmet war, fiel im Maymonat. Man machte einen Götzen aus Teig, ſchmückte ihn prächtig, trug ihn in Proceſſion herum, und beſonders hatten die jungen Mädchen dabey die meiſte Ehre und die meiſten Verrichtungen. Außer dieſem hatten ſie noch andere Feſte, als z. B. alle vier Jahr ein Ablaßfeſt, und alle Jahre ein Feſt der Kaufleute. Nebſt den ſechs Prieſtern an dem großen Tempel, welche ihr Amt an ihre Kinder vererbten, hatte jeder Tempel und jeder Theil der Stadt ſeine eigenen Prieſter, welche zu dieſem Amte entweder durch die Wahl berufen wurden, oder ſich durch ein Gelübde von Jugend auf dazu widmeten. Ihre Verrichtung war, daß ſie vor den Göttern räucherten; dieß geſchah des Tages viermal, wobey allemal im Tempel eine laute Muſik erſcholl.

Die Prieſter miſchten ſich überhaupt in alles, auch was nicht in ihr Amt gehörte. Ihre eigentliche Beſorgungen betrafen nur den Tempel und unter andern auch die Ceremonien bey Beerdigungen, welches aber nicht immer auf einerley Weiſe, ſondern allemal nach dem Range oder Vermögen des Verſtorbenen geſchah. Einige ließen ſich auf die Gebirge begraben, andere in ihre eigenen Gärten, noch andere wurden verbrannt und die Aſche in die Tempel

geſetzt.

geſetzt. War der Verſtorbene ein Cacique, ſo wurden gegen zwanzig Menſchen, auch wohl noch mehrere, im Augenblicke, da er ſtarb, ums Leben gebracht, wenigſtens ſeine Leibeigenen, oder ſeine Bedienten, weil man glaubte, er müſſe in jener Welt auch Bedienungen haben. Starb der Kaiſer, dann waren die Zubereitungen außerordentlich. Man gab ihm einen ſehr koſtbaren Stein in den Mund, breitete koſtbare Decken über ihn, ohne die andern Koſtbarkeiten zu gedenken, die ſie ihm mitgaben. Erſt wurde der Oberhofbeamte, welcher die Sorge für die Lampen und das Räuchwerk im Pallaſte gehabt hatte, geopfert, damit der Monarch ſeine Reiſe nicht im Finſtern verrichten ſollte. Hierauf wurde die Leiche mit allem Schmuck auf einem großen Scheiterhaufen verbrannt, die Anweſenden warfen gleichfalls ihre Koſtbarkeiten hinein, und dann folgte die Anzahl der Schlachtopfer, die, um es recht feyerlich zu machen, wenigſtens auf zweyhundert ſteigen mußte, denen man das Herz aus dem Leibe riß, es ins Feuer warf, und dann ihre Körper begrub. Endlich wurde die Aſche geſammlet und die Prieſter trugen ſie auf einen Berg zu ſeinen Vorgängern.

So ſah es in den älteſten Zeiten um den Karakter, die Sitten und den Religionszuſtand der Mexikaner aus; allein nun iſt die Frage: „was iſt aber Mexiko unter der ſpaniſchen Herrſchaft geworden? zu welchem Grade der Vollkommenheit hat es ſich empor geſchwungen? und was hat es für Vortheile von ſeiner Unterjochung?“ Die neueſten Nachrichten ſchildern uns den Zuſtand der Mexikaner auf folgende Weiſe. Die Indianer ſind meiſtens lang, gut proportionirt und beſonders leicht zu Fuße. Ihr Geſicht iſt ſtark olivenfarbig, rund, mehrentheils mit angenehmen Geſichtszügen, großen funkelnden

Augen,

Augen, und frey herumflatternden, oder kurz abgeſchnittenen, oder geflochtenen und um den Kopf gewundenen Haaren. Einige ihrer Nazionen haben auch etwas beſonderes: ſie halten z. B. die platten Naſen für die größte Zierde und bilden der Kinder ihre ſo auf verſchiedene Weiſe. Viele mahlen auf ihre Leiber Figuren von allerhand Vögeln und Thieren, mahlen ſich im Kriege das Geſicht roth und ſalben den Leib mit Oel und Fett gegen den Biß der Muskiten, gegen die unmäßige Sonnenhitze, und um ihre Glieder biegſam zu machen.

Die meiſten tragen Kleider, die aber von den ſpaniſchen ganz unterſchieden ſind. Nur in Veragua ſoll eine Nazion, außer an Feſttagen und bey gewiſſen Feyerlichkeiten, nackend gehen, und bloß die Schaam bedecken.

Die Indianer ſind mehrentheils ſehr große Liebhaber von Ohrgehängen, auch Arm- und Halsbändern, ſodann von Kronen oder Binden um den Kopf, von Gold, Silber oder Rohr, mit aufrecht ſtehenden ſchönen Federn und allerley Schnüren, die vom Hals auf die Bruſt hängen.

In ihren Städten beobachten ſie wenig Regelmäßigkeit, ihre Häuſer ſtehen auch weder nahe an einander, noch in einer Reihe, ſondern hin und her zerſtreuet.

Ihre Hütten beſtehen aus Pfoſten ſieben bis acht Fuß hoch, zwey bis drey von einander, die Zwiſchenräume ausgefüllt, mit Leimen überworfen und mit Stroh oder Palmblättern gedeckt. Das ganze Gebäude iſt vier und zwanzig Fuß lang und zwölf Fuß breit. Alles beſtehet in einer einzigen Stube, in deren Mitte der Heerd und über ſelbigem ein Rauchloch

loch iſt. Ihre Betten ſind Hängematten; und hölzerne Blöcke ſind ihre Tiſche und Stühle.

Ihr Hausgeräth beſteht aus irdenen Gefäßen und Caboſſen von ungeheurer Größe, worin ſie ihr Getränk aufbewahren. Ihre Waffen und Werkzeuge aber hängen ſie in der Mitte rings herum.

Auf einer Höhe haben ſie ein gemeinſames Wachhaus oder Fort von Holz, wohin ſie ſich bey Annäherung eines Feindes, oder bey Nazionalverſammlungen begeben.

Die Indianer, welche noch frey leben, ſind ein gutes, edelmüthiges und leutſeliges Volk, das von den Laſtern der ſpaniſchen Städte unbefleckt iſt. Sie bringen ihre Zeit mit Jagen, Fiſchen und dem Feldbau hin, ſäen und pflanzen aber nur ſo viel, als ſie ſelbſt brauchen. Die Männer bereiten das Erdreich und die Weiber beſorgen das Pflanzen, die Haushaltung, ſpinnen, weben und ſind den Männern gehorſam, auch ehrerbietig gegen ſie; dieſe hingegen liebreicher gegen ihre Weiber. Dieß ſagen die Engländer und Franzoſen; nicht aber die Spanier.

Ohne ihre Waffen gehen ſie nie von einer Thüre zur andern, wenn ſie gleich neben an iſt.

Die Söhne werden von Jugend auf zum Schießen mit Pfeilen angehalten und bringen es ſehr weit darin.

Ihre vornehmſte Nahrung beſtehet aus indianiſchem Korn, das geröſtet, gemahlen und zu dünnen Kuchen verbacken wird, oder in Früchten, Wurzeln, wilden Schweinen, Hirſchen u. ſ. w. auch zuweilen aus Fiſchen. Beyde Geſchlechter rauchen gern Tabak.

Alles Fleiſch ſchneiden ſie in kleine Stücken, und kochen es mit andern Früchten, auch mit ſehr vielem Pfeffer,

Pfeffer, ſieben bis acht Stunden lang im Waſſer zu einem Brey. Dieſen gießen ſie in eine Schale, und während dem Eſſen tunken ſie ihre Finger oft in die bey jedem auf der Erde ſtehende Flaſche mit Waſſer. Selten halten ſie des Tages mehr als eine einzige ſolche Mahlzeit, wobey ſie ſich niederſetzen, ſonſt aber eſſen ſie Plantanen und andere Früchte roh, oder geröſtet den ganzen Tag. Meſſer, Gabeln und Löffel haben ſie nicht. Chocolade eſſen und trinken ſie, ſie iſt aber bey ihnen ſehr ſelten. So lange die Männer eſſen, warten ihnen die Weiber auf; wenn dieſe aufſtehen, dann eſſen die Weiber.

Ihr gewöhnlichſtes Getränke iſt Waſſer, das man über indianiſches Kornmehl gießt, und ſogleich trinkt. Ferner haben ſie zweyerley Arten von Mislaw, ſo aus friſchen oder getrockneten Plantanen bereitet wird. Auch lieben ſie den Aufguß auf den Ananas und faſt alle Arten von Früchten, wozu ſie bey ihren Gaſtmahlen Honig thun.

Sie gehen oft in Geſellſchaft auf acht oder vierzehn Tage auf die Jagd. Jeder nimmt ſeine Werkzeuge, auch einen oder zwey Hunde mit ſich; einige Weiber tragen die Lebensmittel und einiges Geſchirr, auch Geflügel. Wo die Sonne untergehet, bleiben ſie über Nacht, doch gern in der Nähe eines Fluſſes; ſie hängen ſodann ihre Betten an die Bäume auf, und decken ſich mit Plantanenblättern. Was ſie von dem geſchoſſenen Wild aufbehalten wollen, röſten ſie auf einem hölzernen Roſt, bis es ganz dürr iſt, da es ſich ſodann lange halten kann. Die Weiber ſchleppen es nach Hauſe; iſt aber deſſen viel, ſo helfen ihnen auch die Männer. Wenn nun dieſer Vorrath ganz aufgezehret iſt, ſo gehen ſie wieder auf einen neuen aus.

Die Indianer unternehmen faſt keine Sache von Wichtigkeit ohne ein Gaſtmahl. Wenn ein Krieg angefangen werden ſoll, eſſen und trinken die Anführer reichlich, ehe ſie ſich berathſchlagen; eben ſo gehet vor einer großen Jagd ein großes Trinkfeſt vorher. Bey Hochzeiten und andern freudigen Begebenheiten trinken ſie zwey bis drey Tage unaufhörlich, bis alles verzehrt iſt; und weil ſie dabey zänkiſch ſind, ſo verwahrt der Herr des Hauſes ihre Waffen. Nachher ſchlafen ſie, bis ſie wieder nüchtern ſind, und gehen alsdann nach Hauſe.

Die Mexikaner ſind heut zu Tage nicht ſo unglücklich. Unſere Früchte, unſere Kornarten und unſere vierfüßigen Thiere haben ihre Nahrung geſunder und reichlicher als vormals gemacht. Ihre Häuſer ſind beſſer gebaut, beſſer angelegt, beſſer mit Geräthſchaften verſehen. Schuhe, Beinkleider, ein Hemd, ein wollenes oder baumwollenes Kleid, eine Krauſe (Halsbinde), einen Hut, daraus beſtehet ihre Kleidung. Sie ſind haushälteriſcher und auch arbeitſamer geworden. Freylich leben ſie nicht durchgängig in dieſem Wohlſtande; vielmehr ſind in der Nachbarſchaft der Bergwerke, der Städte und der Landſchaften, wo die Tyranney ſelten ſchlummert, diejenigen, denen er zu Theil geworden, nur gar zu ſelten, aber oft findet man ſie deſto freudiger in abgelegenen Gegenden, wo die Spanier nicht zahlreich, und, ſo zu ſagen, Mexikaner geworden ſind.

Die Einwohner der Provinz Chiapa thun ſich vor allen Mexikanern hervor. Sie haben ihren Vorzug dem Vortheile zu verdanken, daß ſie den las Caſas zum geiſtlichen Hirten gehabt, der gleich in der erſten Zeit ſie vor der Unterdrückung ſchützte. Sie übertreffen ihre Landsleute an Größe, an Verſtand, an Stärke. Ihre Sprache hat etwas beſonders ſanf-

tes

tes und zierliches. Ihr Land iſt zwar nicht beſſer als anderer ihres, aber viel reicher an allen Produkten. Man findet unter ihnen Mahler und Tonkünſtler, und ſie zeigen Geſchicklichkeit zu allen Künſten. In der Verfertigung jener alten Werke, nämlich der Gemählde oder Zeuge von Federn, die man niemals an andern Orten nachgemacht hat, ſind ſie beſonders geſchickt.

Noch geſchickter ſollen die Moſquetoindianer in der Provinz Honduras ſeyn. Sie bewohnen die Seeküſte und die Ufer der Flüſſe. Sie haben von den Engländern den Gebrauch des Feuergewehrs gelernt und ſind jetzt gute Krieger. Noch giebt es auch in dem Königreiche Mexiko unbezwungene alte Einwohner, welche von den Spaniern Indios bravos genannt werden; allein von alten Denkmälern, als Gebäuden, Tempeln u. dgl. iſt jetzt nichts beträchtliches im Lande ſelbſt mehr übrig.

Die jetzigen Indianer, welche in Mexiko unter den Spaniern wohnen, ſind von den Sitten ihrer alten Vorfahren ganz heruntergeſunken, feig, verrätheriſch und dumm, welches auch bey der Art, wie ſie von den Spaniern behandelt worden ſind, und meiſtens noch behandelt werden, nicht zu bewundern iſt.

Die Gründe, weshalb Mexiko zu keinem beträchtlichen Wohlſtand empor gekommen iſt, ſind unter andern wohl dieſe. Die Trägheit der Völker iſt eine der vorzüglichſten Urſachen, die den Wohlſtand dieſer berühmten Gegend aufgehalten hat; doch iſt ſie nicht die einzige: auch die Schwierigkeit der Communication muß zu dieſer Trägheit hinzugeſetzt werden. Der Umlauf wird durch alle die Beſchränkungen, die eine ungerechte und ſtrenge Verwaltung

hat erſinnen können, aufgehalten. Es giebt aufs höchſte zwey Flüſſe, die ſchwache Kähne tragen können, und keiner derſelben hat dieſe nützliche Eigenſchaft zu allen Jahrszeiten. Man ſiehet keine Spur von einer Straße außer bey großen Städten, ſonſt muß man überall die Lebensbedürfniſſe fahren, oder die Waaren auf Mauleſeln mit führen. In den meiſten Provinzen beſtimmt die Polizey, was der Reiſende für die Herberge, die Pferde, die Wegweiſer und für die Leibesnahrung bezahlen muß. Indeſſen ſteht zu erwarten, daß, wenn der Hof von Madrid fortfährt, das auszuführen, was er ſich vorgeſetzt hat, ſo kann Mexiko mit der Zeit ſeinem Wohlſtande immer näher gebracht werden, ob es gleich ſehr langſame Schritte ſind, die zu dieſem Zwecke führen.

Die Kalifornier.

Kalifornien iſt ein weitläuftiges Land, ſchlecht, aber von vielen Nazionen bewohnt, deren eine bisweilen dreyßig und mehr Stunden weit von der andern entfernt iſt; daher in ſo großer Entlegenheit und unter ſo vielen Völkerſchaften leicht einiger Unterſchied anzutreffen wäre, obwohl, im Allgemeinen genommen, in ganz Kalifornien wenig Unterſchied gefunden werden kann.

Man ſagt, Kalifornien ſey ein armſeliges Land, und dieſe Unfruchtbarkeit ſowohl, als der daraus nothwendig erfolgende Abgang des Feldbaues, aller Handwerker und Arbeiter ziehe einen immerwährenden Müſſiggang und ein unaufhörliches Herumſchweifen der Kalifornier, wie auch den Abgang geziemender Kleidung und nöthiger Behauſung nach ſich. Ob man ſie alſo wohl für die armſeligſten und bedauernswürdigſten Menſchen halten könnte, ſo macht ihnen doch die Gewohnheit alles leicht und erträglich; ſie ſchlafen auf der harten Erde und in der freyen Luft eben ſo ſanft und wohl, als wir in Betten; ſie erfahren

ren das ganze Jahr, ja ihre ganze Lebenszeit über nichts, das ſie betrüben oder bekümmern könnte, nichts, das ihnen das Leben unerträglich machte; niemand plagt ſie, nichts verderbt ihre Erndte, weil ſie keine zu hoffen haben, ſie beſitzen nichts eigenes, alſo giebt es auch keinen Streit darüber, und ſie verlangen nichts, als was ihr armes Vaterland freywillig hervorbringt.

Die Kalifornier ſind dem Aeußerlichen nach dunkelkaſtanienbraun, einige mehr ſchwarz, andere mehr lohfarbig, oder kupferroth, zwar nicht von der Geburt an, weil ſie weiß gebohren werden, aber bald hernach. Die Haare ſind ganz ſchwarz und ſtark; ſie haben keine Bärte und ſchlechte Augenbraunen; ſie ſind wohlgeſtaltet und proportionirt; die Kinder lernen vor einem Jahre laufen; ſie ſind verſchiedener Natur, aber wenige merklich dick. Wäre ihr Land volkreich, ſo müßten ſie Hungers ſterben, ob ihrer aber gleich wenige ſind, ſo nehmen ſie doch jährlich ab. Im Jahr 1767 wurden in allen funfzehn Miſſionen nur 12000 Menſchen gezählt; und doch ſind dieſe in ungemein viele Völkerſchaften, Zünfte, Nazionen und Zungen eingetheilet. Es mag eine Miſſion nur aus tauſend Köpfen beſtehen, ſo hat ſie doch viele Nazionen.

Außer den Kirchen und Wohnungen für die Miſſionarien, auch einigen Baraken für die denſelben dienenden Soldaten und Indianer, iſt in ganz Kalifornien nichts, das einer Stadt, einem Dorfe, oder einer menſchlichen Wohnung ähnlich ſähe; denn die Kalifornier bringen ihr ganzes Leben in freyem Felde zu, machen nur, wenn der Wind ſcharf iſt, ein bis zwey Spannen hoch, Reiſer im halben Mond herum, ſind heute da, morgen anderswo, wo ſie etwas zu eſſen oder Waſſer finden; bleiben über Nacht, wo dieſelbe ſie überfällt, können nicht einmal

im Schatten ſeyn, weil es wenig Bäume giebt, auch nur ſelten ſich in Felslöchern und Klüften gegen das Ungewitter ſchützen, ſelbſt in kranken Tagen.

Die Weibsperſonen flechten aus Aloe Faden und machen Schnürchen daraus, womit ſie einen Theil des Leibes bedecken. Zu gewiſſen Zeiten bemahlen ſie den Leib roth oder gelb. Die Miſſionarien theilten den Getauften einige Kleidungsſtücke aus, deren ſie ſich aber außer der Kirche wenig bedienten. Die Stoffe dazu werden aus Mexiko gebracht, weil man wenig Schafe halten kann und dieſe von den Dornen viele Wolle verlieren. Statt der Schuhe bedienen ſie ſich zweyer Stückchen Hirſchfelle, wenn ſie dergleichen haben können, die ſie unten feſt machen.

Ihre Hausgeräthe ſind Bogen, Pfeile, ein Stein ſtatt eines Meſſers, ein Bein oder ſpitziges Holz, Wurzeln auszugraben, eine Schildkrötenſchale, ſtatt eines Korbes oder einer Kinderwiege, ein großer Darm oder eine große Blaſe zum Waſſer, und höchſtens ein Säckchen von Aloegarn, oder von dem Balg einer wilden Katze, ihr Hausgeräthe darin zu tragen. Die ganze Beſchäftigung der Männer beſtehet in Pfeilſchießen, und die der Weibsleute, obgedachte Schnürchen zu machen. Außerdem ſuchen ſie ihre Nahrung, verzehren ſie, ſchlafen, ſchwatzen und gehen müßig.

Ihre Nahrung beſtehet in einigen Wurzeln, die ſie gebraten oder roh eſſen, in gewiſſen wilden Saamen und Hülſenfrüchten, in allerley Thieren, Vögeln und ſogar Inſekten. Manche binden ein Stückchen Fleiſch an ein Schnürchen, ſchlucken es vielmal hinab und wieder herauf, um den Geſchmack davon zu behalten, oder ſuchen aus ihrem eigenen Kothe die unverdauten kleinen Saamenkörner der Pitahajas

heraus

heraus und eſſen ſie nochmals. Sie wiſſen von keinem andern Trank als dem Waſſer; von Kochen, Sieden oder Braten auf unſere Art wiſſen ſie ebenfalls nichts, ſondern werfen alles, unausgeweidet und ungeſalzen, ins Feuer oder auf Kohlen und eſſen es eine Zeit hernach.

Mit dem vierzehnten Jahre heyrathen die Mädchen gemeiniglich ſchon. Die Ungetauften nehmen Weiber, ſo viel ſie wollen, ſehen auch auf keine Blutsverwandtſchaft; Mann und Weib wohnen mehrere Wochen nicht beyſammen und keines fragt nach dem andern, oder deſſen Kindern, wenn ſie einmal erwachſen ſind. Der Ehebruch iſt nichts ſeltenes, die Eiferſucht aber iſt ihnen unbekannt. Die Mütter gebähren ohne Gehülfen und achten der Schmerzen ſo wenig, daß die Mutter ihr Kind noch denſelben Tag, wohl etliche Stunden weit, ſelbſt zur Taufe bringt; alsdann hängt ſie ſolches um den Hals, ſchleppt es mit ſich herum, bis es Wurzeln graben, Mäuſe fangen, oder Schlangen tödten kann.

Ueberhaupt ſind die Kalifornier dumm, ungeſchickt, grob, unreinlich, unverſchämt, undankbar, große Schwätzer, und an Geiſtesfähigkeiten Kinder bis ins Grab; ſie ſind ſorglos, ohne Nachdenken und ohne Ueberlegung, nur auf Befriedigung des natürlichen Triebes bedacht. Sie arbeiten nie, wenn ſie nicht durch Hunger dazu gezwungen ſind, pflanzen und ſäen deswegen auch nichts, halten kein Vieh, ob ſie gleich nun deſſen Leder zu bereiten wiſſen. Gold und Silber kann man allenfalls ſicher vor ihnen liegen laſſen, nur nicht was man eſſen kann. Sie ſind ſchnelle Läufer, und können wohl zwanzig Stunden in einem Tage zurück legen. Dabey haben ſie überhaupt weder einige Polizey, noch Regierungsform, wiſſen weder was ein Jahr, noch Monat oder Woche

iſt. Der Todtſchlag allein wird von den Spaniern mit dem Tode beſtraft, alles andere mit Schlägen. Sie haben weder Tempel noch Ceremonien, noch irgend einen Gottesdienſt; kurz ihr Karakter, ihre Sitten und ihr Religionszuſtand iſt von allen Reiſenden mit ſo ſchwarzen Farben geſchildert, daß, wenn auch manches davon übertrieben zu ſeyn ſcheinet, das einſtimmige Urtheil aller dahin aus läuft, daß die Kalifornier noch ein ſehr elendes und hülfloſes Leben führen.

Man hatte der Eroberung von Kalifornien gänzlich entſagt, als die Jeſuiten im J. 1697 verlangten, daß ihnen erlaubt ſeyn möchte, ſie zu unternehmen. Sobald ſie die Einwilligung der Regierung erhalten hatten, fiengen ſie an, an der Ausführung eines Geſetzgebungsplanes zu arbeiten, den ſie nach genauen Kenntniſſen der Beſchaffenheit des Bodens, der Gemüthsart der Einwohner und des Einfluſſes des Klima entworfen hatten. Sie kamen zu den Wilden, die ſie geſittet machen wollten, mit Seltenheiten, die zu ihrer Beluſtigung dienten, mit Getraide, wovon ſie ſich nähren und mit Kleidungsſtücken, die ihnen gefallen konnten. Der Haß dieſer Völker gegen den ſpaniſchen Namen widerſtand dieſen Zeichen von Wohlwollen nicht; ſie erwiederten ſolche, ſo gut ihre wenige Empfindlichkeit und ihre Unabhängigkeit es erlaubten. Dieſe Fehler wurden durch ihre geiſtlichen Geſetzgeber, die ihrem Vorhaben mit dem ihrer Geſellſchaft eigenen Eifer und Hartnäckigkeit nachgiengen, zum Theil gebeſſert. Sie wurden Zimmerleute, Maurer, Leinweber, Ackersleute, und dadurch brachten ſie es ſo weit, dieſen wilden Völkern die Kenntniß und einigermaßen den Geſchmack der erſten Künſte beyzubringen. Im Jahr 1745 machten ſie drey und vierzig von einan-

der durch den unfruchtbaren Boden und den Mangel am Waſſer getrennte Dörfer aus. So waren die Sachen beſchaffen, als im Jahr 1767 der Hof von Madrid die Jeſuiten aus Kalifornien jagte, ſo wie er ſie aus ſeinen andern Provinzen vertrieb. Dieſe Bekehrer hatten den Plan entworfen, ihre Arbeiten über die beyden Ufer des Meeres bis an die Gebirgskette, welche Kalifornien mit Neuſpanien verbindet, zu erſtrecken. Sie wollten das Reich in Aufnahme bringen, deſſen Unterthanen ſie bis auf einen Grad der Macht brachten, der ihnen die Schiffahrt der Ruſſen, und die Entdeckung der von den Engländern ſeit ſo langer Zeit in Nordweſt geſuchten Straße, mit ruhigem Blick anzuſehen erlaubte.

IX.

Von den Weſtindiern, oder von den Einwohnern der großen und kleinen antilliſchen Inſeln.

1) Die Einwohner auf den großen antilliſchen Inſeln.

Die Inſel S. Domingo wurde ehedem, als Chriſtoph Columbus daſelbſt anlandete, Hayti genannt. Er gab ihr den Namen Hiſpaniola, oder klein Spanien, weil er zwiſchen ihr und dieſem Reiche einige Aehnlichkeit zu ſpüren glaubte, ſowohl wegen der an den Küſten ſtehenden Bäume und Pflanzen, als wegen der in dem benachbarten Meere befindlichen Fiſche.

Die Spanier waren nicht weniger über die Größe dieſer Inſel, als über die Menge ihrer Einwohner verwundert. Ihr Umfang beträgt ohngefähr dreyhundert und funfzig Stunden und ihre Lage iſt vortheilhaft; mitten unter einer Menge anderer Inſeln gelegen, ſollte man glauben, gäbe ſie den übrigen Geſetze. Sie war dazumal in fünf Königreiche und in etliche weniger wichtige Herrſchaften, derer Beſitzer Caciquen hießen, eingetheilt. Dieſer Titel, den die Caſtilianer in S. Domingo üblich fanden, bedeutete einen Fürſten oder Herrn. Sie haben ihn hernach, unter eben dieſer Bedeutung, für alle Monarchen und einzelne Souveraine in ihren neueroberten Ländern beybehalten, mit Ausnahme der Kaiſer von Mexiko und der Incas von Peru. Die Anzahl der Einwohner von Hayti belief ſich ohngefähr auf zwey Millionen, und in denen Kriegen, die ſie hernach mit den Caſtilianern führten, ſollen ſie Armeen

meen von hundert tauſend Mann, von einem einzigen Oberhaupt angeführt, ins Feld geſtellt haben.

Die mehreſten dieſer Eiländer waren von mittler Geſtalt und ziemlich wohlgebauet. Sie hatten eine bräunliche Farbe, häßliche und grobe Geſichtszüge, ſehr offene Naſenlöcher, lange Haare auf dem Kopfe, ſonſt aber keine auf dem übrigen Leibe. Sie machten ſich auch, und ſolches hielten ſie für eine Schönheit, eine Art von Köpfen, die ihnen faſt keine Stirne übrig ließ. Die Kinder waren nicht ſo bald auf die Welt gekommen, als die Mütter ihnen den Kopf zwiſchen zwey Brettern zuſammen drückten; vermittelſt dieſer Gewohnheit wurde die Hirnſchale eingebogen und machte ſie ſo hart, daß die Spanier oftmals ihre Säbel zerbrachen, wenn ſie dieſen Unglücklichen in den Kopf hauen wollten. Die Männer giengen nackend und waren nicht ſonderlich beſorgt, die Mitte des Leibes zu bedecken. Die Weiber hatten in Gewohnheit, eine Art von Rock zu tragen, der nicht weiter als bis auf die Knie reichte, die Mädchen aber waren völlig unbedeckt.

Das Leben dieſer Indianer gieng in einer vollkommenen Schläfrigkeit hin, und wenn die Nothdurft ſie ja zuweilen aus ihrer Unthätigkeit riß, ſo geſchah es der Jagd oder der Fiſcherey wegen. Zu erſterer von dieſen Uebungen brauchten ſie eine Art kleiner Hunde, deren Geſchicklichkeit die Spanier ſehr gerühmt haben. Das meiſtemal aber begnügten ſich dieſe Wilden, die vier Ecken einer Wieſe in Brand zu ſtecken, da denn das von der Sonne vertrocknete Gras ſich leicht entzündete und in einem Augenblick fanden ſie die Wieſe voll halb gebratenen Wildprets.

Dieſe Völker aßen wenig, und ihre gewöhnliche Speiſe waren Wurzeln, oder Muſcheln. Die eine

Hälfte

Hälfte des Tages wendeten ſie an zu tanzen, die andere zu ſchlafen. Sie waren gutherzig, einfältig und menſchlich, ohne Anſpruch auf Verſtand oder Gedächtniß zu machen, ſo wie auch ohne Bosheit und Galle. Sie wußten nichts, hatten aber auch keine Luſt etwas zu lernen. Etliche Lieder dieneten ihnen anſtatt der Bücher und faſſeten ihre ganze hiſtoriſche Kenntniß in ſich. Wenn zu dieſen Liedern getanzt wurde, ſo ordnete einer der Tänzer den Geſang und die Schritte an, die Männer auf der einen Seite, die Weiber auf der andern, oder beyde unter einander. Jedes nahm ein Rohr in Geſtalt eines Y, deſſen beyde Enden ſie in die Naſenlöcher ſteckten und zogen den Rauch von Tabaksblättern, welche auf ein gedämpftes Kohlenfeuer gelegt wurden, durch die Naſe. Eine Art von Trunkenheit erfolgte gar bald darauf, und man blieb an dem Orte eingeſchlafen liegen, wo man hingefallen war. Was man alsdann träumte, ſah man als Eingebungen vom Himmel an.

Dieſe Eiländer kannten, und auf viele von ihnen paſſet es noch jetzt, kennen keine Gränzen in der Liederlichkeit ihrer Lebensart und waren faſt alle mit der ſchrecklichen und ekelhaften Krankheit behaftet, welche die Caſtilianer hernach von ihnen bekommen haben.

Die Ausſchweifungen der Unkeuſchheit auf der Inſel Hayti waren durch kein Geſetz eingeſchränkt, welches die Anzahl von Weibern beſtimmt hätte. Jedermann kannte keine andere Maaßregeln, als ſein Vermögen, auch war nur der allernächſte Grad der Blutsfreundſchaft der einzige, den die Natur in Betrachtung brachte. Unter den vielen Weibern eines Mannes war eine einzige, welche einen gewiſſen Vorzug, aber ohne die geringſte Herrſchaft über die übrigen, hatte. Bey dem Tode des Mannes

ließen

ließen ſie ſich zuweilen lebendig begraben, aber dieſe Beyſpiele waren ſelten und willkührlich.

Obſchon die Einwohner von Hayti den Werth des Goldes nicht ſo wie wir kannten, weil ſie ihm nicht eben dieſelbe Geltung gaben, ſo unterließen ſie doch nicht, es ſorgfältig aufzuſuchen. Es ſcheint ſogar, ſie haben es als etwas Heiliges angeſehen, denn ſie giengen und ſuchten es niemals, ohne ſich vorher durch Faſten und Enthalten zubereitet zu haben. Columbus hatte dieſes Beyſpiel bey den Spaniern auch einführen wollen und zwang ſie, zu beichten und zu communiciren, ehe ſie in die Bergwerke giengen, allein ſie fanden keinen Geſchmack an dieſem Gebrauche.

Die Regierungsform dieſer Indianer war deſpotiſch, ungeachtet die Regenten ihre Gewalt nicht mißbrauchten. Ihr ſtrengſtes Geſetz betraf den Diebſtahl; der Schuldige wurde geſpießet, ohne daß jemand für ihn bitten durfte. Dieſe Schärfe hatte das größte Zutrauen im täglichen Verkehre zuwege gebracht.

Die Prieſter auf dieſer ſpaniſchen Inſel gaben zugleich Aerzte ab, und ließen bey ihrer Art, die Kranken zu heilen, viele Betrügereyen mitwirken. Nach allerhand gemachten Ceremonien ſaugten ſie den verwundeten Ort aus, ſtellten ſich, als ob ſie einen Dorn, den ſie in dem Munde verborgen hatten, herauszögen und gaben ihn als die Urſache des Uebels an. Viele waren boshaft genug, die Krankheiten jemanden zuzuſchreiben und verſetzten den, den ſie dieſes Schuld gaben, dadurch in die Nothwendigkeit, ſich unter ihren Schutz zu begeben.

Die Religion der Inſulaner war nichts als ein übel zuſammenhängendes Gewebe des gröbſten Aberglaubens.

glaubens. Sie ſtellten ihre Götter unter allerhand Figuren vor, welche etwas Lächerliches und zugleich Abſcheuliches hatten. Die erträglichſten waren noch gewiſſe Thiere, als Kröten, Schildkröten, Schlangen und Crocodille. Wenn dieſe Mannigfaltigkeit von Bildern die Einwohner überredete, daß es vielerley Götter gäbe, ſo war es nicht weniger natürlich, daß ihre außerordentliche Häßlichkeit Gelegenheit gab, ſie als furchtbare Weſen anzuſehen; ihre Verehrung beſtund daher auch nur in der Bemühung, ſie zu beſänftigen. Da man nichts von Tempeln wußte, ſo war der Gebrauch eingeführt, ſie in allen Ecken der Häuſer aufzuſtellen, den Hausrath damit auszuzieren, und ihr Bildniß an unterſchiedlichen Theilen des Leibes einzudrücken. Es war nicht zu verwundern, daß, weil dieſe Völker ſie beſtändig vor Augen hatten, ſie ihnen öfters im Traume vorkamen. Dieß hatte die Spanier bewogen zu glauben, der Teufel erſcheine ihnen und gäbe Orakelſprüche von ſich. Eine dieſer Prophezeyhungen ſagte, daß Fremde einmal aus Orient kommen und ihr Land verheeren würden. Aus dieſer Sage hatte man ein Lied gemacht und ſolches an gewiſſen Tagen bey Trauerceremonien abgeſungen.

Die, welche den Urſprung dieſes allgemeinen Wahnes der Völker in Amerika unterſucht haben, halten dafür, er ſey in der durchgängig verbreiteten Sage von der Ankunft eines Gottes auf Erden gegen das Ende der Zeiten zu finden. Dieſe Lehre, welche hier, wie faſt in allen andern Theilen der Welt, war verfälſcht worden, verwandelte ſich in eine ungewiſſe Erwartung, welche hernach die Quelle alles Unglücks dieſer bedauernswürdigen Völker geworden iſt.

Damals,

Damals, als Columbus dieſe neuen Entdeckungen für Spanien gemacht hatte, geſchah es, daß der Papſt, um allen zwiſchen dem ſpaniſchen und portugieſiſchen Höfen etwa zu befürchtenden Streitigkeiten zuvor zu kommen, die berühmte Theilung, die Gränzſcheidungslinie genannt, vornahm, vermöge welcher er ihre beyderſeitigen Gränzen beſtimmte, und ihnen gern Länder einräumte, davon ſie nicht einmal Kenntniß, geſchweige den Beſitz, hatten. Demnach wurde der größte Prozeß von der Welt auf einer Landcharte durch einen einzigen Federſtrich entſchieden. Dieſe eingebildete Linie, die von einem Pol zu dem andern gezogen war, zerſchnitt den Raum zwiſchen den azoriſchen Inſeln, und denen von Cap verde, in zwey gleiche Theile. Was gegen Abend lag, wurde Spanien zugeeignet; Portugal hingegen blieb in dem Beſitz aller Länder, die man auch künftig noch gegen Morgen erobern würde. Wahr iſt es, daß in der Folge die Reiſe des **Magellan** die päpſtliche Linie verrückt hat; die marianiſchen, philippiniſchen und moluckiſchen Inſeln liegen den portugieſiſchen Beſitzungen gegen Morgen. Es hat daher eine andere Linie müſſen gezogen werden, die man die geänderte Gränzſcheidungslinie genennt hat. Alle dieſe Linien kamen hernach abermals in Unordnung, als die Portugieſen in Braſilien anlandeten; ſie wurden nicht beſſer von den Franzoſen, Engländern, Holländern und Dänen geachtet, welche ſich theils in Oſtindien, theils in Amerika niederließen.

Noch gegenwärtig iſt die Inſel S. Domingo zwiſchen zwey Nazionen getheilet, und man ſagt, die Einwohner der franzöſiſchen Städte, und vornehmlich der Hauptſtadt, ſind reich, höflich, geſprächig, freygebig, mitleidig, offenherzig, aufrichtig und von guter Geſellſchaft. Einige leben ſo koſtbar, daß ſie

keinem

keinem unſerer vornehmſten Herren etwas nachgeben; aber ſo wichtig auch ihr Vermögen iſt, ſo wiſſen ſie ſich doch wegen des guten Gebrauchs, den ſie davon machen, und wegen der Gaſtfreyheit, die ſie gegen die neu Angekommenen ausüben, und welche, als Unbekannte, ſich genöthiget finden, ſie um ihren Beyſtand zu erſuchen, vor allem Neide ſicher zu ſtellen.

Ganz anders iſt der Zuſtand und das Schickſal der Schwarzen und Sklaven auf dieſer und andern Inſeln. Nichts iſt bejammernswürdiger als der Zuſtand dieſer Unglückſeligen, welche ihre Freyheit, ihre mühſame Arbeit und ihr Leben, der Bedürfniß, den Leidenſchaften und der Ueppigkeit ihrer Tyrannen aufopfern müſſen. Wenn ſie, um der Barbarey ihrer grauſamen Herren zu entgehen, ſich einfallen laſſen, davon zu laufen, ſo verurtheilet ſie ein noch grauſameres Geſetz, ein Bein zu verlieren; iſt dieſes nun durch ein hölzernes erſetzt, ſo müſſen ſie die Zuckermühlen mit den Händen drehen.

Bey dem wenigen Mitleiden, das man für dieſe Unglücklichen empfindet, ſollte man meynen, dieſe Elenden wären nicht Menſchen, ſondern Thiere. Einige Muſcheln ſind ihre Nahrung, Lumpen ihre Begleitung; ihr Hausgeräthe beſteht in etlichen töpfernen Schüſſeln; ihre Häuſer ſind elende Hütten, und ihre Lagerſtätte eben ſo elend, worauf der Körper eher zerbrochen wird, als daß er ausruhet. Die Arbeit iſt unaufhörlich, der Schlaf ſehr kurz, keine Art von Belohnung für die größten Dienſte; hundert Pritſchenſchläge bey dem geringſten Verſehen. Dieß iſt das Schickſol von Menſchen, welche unglücklich genug ſind, andern zu dienen, ohne den geringſten Vortheil für ſich zu haben, welche beſtändig beſchäftiget ſind, die Begierden anderer zu ſättigen und neuen Bedürfniſſen Genüge zu leiſten. Man hat

öfters

öfters Beyſpiele, mit was für Uebermaße von Unmenſchlichkeit man mit menſchlichen Creaturen umgeht. Oft iſt ihr Leib mit Blute bedeckt, ihr Rücken aufgeriſſen, ihr Fleiſch Stückweiſe heruntergefallen.

Freylich leidet jede Regel Ausnahme und auch das Verhalten dieſer Unglücklichen iſt verſchieden, je nachdem ſie grauſamen oder menſchlichgeſinnten Gebietern zu Theil werden. Die Schwarzen werden aber auf verſchiedene Weiſe zu Sklaven gemacht und in beſondere Klaſſen eingetheilt. Es ſind entweder Uebelthäter, welche den Tod verdienet haben, oder Kriegsgefangene, oder bereits geweſene Sklaven der Fürſten im Lande, oder aber heimlich weggenommene Schwarze. Um dieſe vier Klaſſen zu unterſcheiden, muß man wiſſen, daß bey ihnen die mehrſten Verbrechen durch Geldbuße beſtraft werden und in Ermangelung der Bezahlung wird der Schuldige zur Sklaverey verurtheilet. Schuldner, die nicht bezahlen können, ſind eben dergleichen Schickſale unterworfen, wofern ſie nicht ein Freund loskauft. Ehe noch der Handel mit den Afrikanern errichtet war, tödteten dieſe einen Theil ihrer Kriegsgefangenen, aus Furcht, ſie möchten zu zahlreich und wegen Empörung beſchwerlich werden; jetzt aber machen ſie alle ihre Gefangenen zu Sklaven. Andere, um dem Hunger und Elende zu entgehen, übergeben ſich und ihre ganze Familie denjenigen Königen und Fürſten der Schwarzen, die ſie zu erhalten im Stande ſind. Einige verkaufen ihre Kinder, ohne daß ſie die Noth dazu treibt, vielmals überläßt eine Mutter ihre Tochter an einen Fremden, um nur gewiſſe Muſcheln, daraus ſie ſich ein Halsband und Armbänder macht, zu erhalten. Es giebt Schwarze, die ſelbſt auf einander lauern, wenn europäiſche Schiffe bey ihnen vor Anker liegen. Sie bringen alsdann diejenigen, die

ſie gefangen haben, zum Verkaufe an die Schiffe, wo ſie wider Willen eingeſchiffet werden. Man hat ſo unmenſchliche Söhne geſehen, die ihren Vater gebunden und für etliche Flaſchen Branntewein hingegeben haben.

Man darf nicht glauben, daß dieſe Unglücklichen ihr Schickſal nicht fühlen, ſie ſehen vielmehr die Dienſtbarkeit als das allerſchrecklichſte an und ſuchen alle Gelegenheit, ſich davon los zu machen; nur die Gewalt oder Furcht können ſie in ihren Ketten erhalten. Das erſte Mißtrauen dieſer Unglücklichen gründet ſich auf die Einbildung, die ſie ſich machen, daß man ſie kauft, um ſie zu eſſen. Man erkläret ihnen daher gleich anfänglich, daß ſie für ihr Leben nichts zu befürchten haben, daß ſie beſtimmt ſind, das Land ruhig anzubauen oder andere Dinge vorzunehmen, welche ihre Kräfte nicht überſteigen, daß, wenn jemand übel mit ihnen umgehen ſollte, ſie ſich bey dem Dollmetſcher beſchweren können und Recht erhalten würden ꝛc.

So wie die Schwarzen in das Schiff treten, feſſelt man zwey und zwey zuſammen, die Weiber und Kinder aber haben Freyheit herumzugehen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, ſo lange dieſe Unglücklichen ihr Vaterland noch ſehen, ſie entweder in eine große Traurigkeit verfallen, oder gar zur Verzweiflung gebracht werden.

Um ihnen die Art und Weiſe, wie in den Pflanzörtern gearbeitet wird, leichter beyzubringen, pflegt man ſie in die Hütten der älteſten Sklaven zu vertheilen. Dieſe nehmen ſie gern auf und rechnen es ſich zur Ehre, wenn der ihnen anvertrauete Schwarze eher unterrichtet iſt und ſich beſſer befindet, als der von ſeinem Nachbar. Doch dürfen ſie weder an ih-

rem Tiſche eſſen, noch in ihrer Kammer ſchlafen; ſcheint nun der neue Sklave darüber ſich zu verwundern, ſo antworten ſie ihm, daß, da er kein Chriſt ſey, er zu gering wäre, ſich mit ihnen in Vergleichung zu ſtellen. Dieſes Bezeigen giebt ihnen einen hohen Begriff von der chriſtlichen Religion und flößet ihnen die größte Begierde ein, ſie anzunehmen.

Bey allem dem Eifer der Schwarzen, die Taufe zu empfangen, iſt es nicht wohl möglich, ihnen ſolche eher, als nach einem zwey- oder dreyjährigen Unterrichte, zu verwilligen. Die Regel, nach welcher die Miſſionarien ſich in dieſem Stücke richten, iſt nicht einerley. So bald ein Miſſionair erfährt, daß etliche neue Schwarze in ſeinem Bezirke angekommen ſind, geht er zu ihnen, läßt ihnen ſogleich, bey Führung der Hand, das Zeichen des Kreutzes machen, und verrichtet allerhand Gebete über ſie. Man kann ſich kaum vorſtellen, wie weit der Reſpekt und die Unterthänigkeit geht, welche dieſe Würde ihnen zuführet, denn die neubekehrten Schwarzen ſehen ſie als ihre Väter an und dieſe Verehrung dauert Zeitlebens.

Freylich machen zuweilen die angebohrnen Fehler der Schwarzen ihr Schickſal härter, als es vielleicht ſonſt ſeyn würde. Sie haben z. B. eine beſondere Neigung zum Stehlen, und ſcheinen alle ihre Gliedmaßen dazu einzurichten. Ein Schwarzer, der ein Stück Geld auf der Erde liegen ſieht, und es wegnehmen will, ohne daß man es merkt, faſſet es mit den Fußzehen, hebet es von hinten in die Höhe, bis an den Gurt, nimmt es in die Hand, und iſt er unbekleidet, ſo dienet ihm ſein Mund, das Geſtohlne zu verbergen. Niemals wird ein Schwarzer aus ſeiner Gelaſſenheit kommen, würde er auch über der That angetroffen.

Sie ſind geſchickt, liſtig, und in ihren Kunſtgriffen öfters ſehr ſinnreich; doch haben ſie auch einige gute Eigenſchaften. Einige ſind von Natur ſanftmüthig, ſie wiſſen nichts von Mißgunſt, Verleumdung und haben eine große Ehrfurcht vor dem Alter. Gegen einander ſelbſt haben ſie eine ſo aufrichtige Zuneigung, daß ſie einander nicht allein in ihren Bedürfniſſen beyſtehen, ſondern wenn auch einer unter ihnen einen Fehler begeht, ſo kommen ſie vielmal alle mit einander, um eine Fürbitte einzulegen, oder ſie bieten ſich ſelbſt an, einen Theil der Strafe über ſich zu nehmen. Sie empfinden die Wohlthaten, die man ihnen erweiſet, und ſind erkenntlich; allein ſie wollen auch, daß man mit guter Art gegen ſie verbindlich ſey. Wenn ſie ſich einige Gewogenheit zu erbitten haben, wiſſen ſie auf die geſchickteſte Art ihre guten Eigenſchaften, ihren Dienſteifer, ihren Fleiß, ihre vielen Kinder, und die an ſie gewendete Erziehung anzuführen; hierbey wiederholen ſie alle Gutthaten, welche man ihnen bereits erwieſen hat, mit demüthiger Dankſagung, und endlich bitten ſie um das, was ſie verlangen. Schlägt man ihre Bitte ab, ſo muß man einige Urſachen anführen und ſie mit Glimpfe zurück ſchicken; dieß iſt das beſte Mittel, ſie zu beſänftigen, ſie begreifen ſich aber überhaupt ſehr leicht.

Man hat den Gebrauch, die Schwarzen, wenn man ſie kauft, zu zeichnen; und dieß nennet man, einen Schwarzen ſtempeln. Hierzu bedienet man ſich eines ſehr dünnen ſilbernen Bleches, das einen verzogenen Namen vorſtellet. Dieſes Blech wird heiß gemacht, man beſtreicht den Ort, wo es ſoll aufgeſetzt werden, mit etwas Fett und legt in Oel getränktes Papier darüber, worauf alsdann der Namenszug gedrücket wird. Das Fleiſch giebt ſich da-

von

von in die Höhe, und ſobald das Brennen ſeine Wirkung gethan hat, bleibt das Zeichen und vergeht niemals. Auf den kleinen antilliſchen Inſeln iſt dieſer Gebrauch nicht eingeführt, weil die Sklaven daſelbſt mehr Gelegenheit haben zu entfliehen.

Ungeachtet die Anzahl der Schwarzen die übrigen Einwohner um ein Großes überſteigt, ſo leben die Koloniſten doch unter ihnen in vollkommener Sicherheit. Die Urſache davon iſt, die Sklaven kommen aus verſchiedenen Provinzen von Afrika, wo die Sprachen unterſchieden ſind und ſie folglich einander nicht leicht verſtehen. Iſt aber auch die Sprache einerley, ſo haben ſie doch einen ſo großen Haß wider einander, daß ſie lieber unter den Händen der Weißen ſterben, als ſich mit den Schwarzen einer andern Provinz zuſammen ſchlagen und einander helfen würden, um das Joch ihrer Herren abzuſchütteln. Ueberdieß dürfen ſie weder ein Gewehr angreifen, noch aus dem Bezirke des Pflanzortes gehen, wohin ſie gehören. Es iſt ihnen ſogar bey Peitſchenſtrafe verboten, einen Stock zu tragen und in gewiſſen Fällen werden diejenigen am Leben geſtraft, die ſich bey Nachtzeit zuſammen rotten. Das Geringſte, das ihnen alsdann geſchehen kann, iſt Staupenſchlag und Brandmarkung; kurz, man hält ſie in einer ſo ſcharfen Zucht, daß ſie nicht einmal den Schein eines Verlangens von ſich geben, ihre Freyheit zu ſuchen.

Die Schwarzen, welche als Bediente in den Häuſern gebraucht werden, ſtehen bloß unter ihren Herren, nicht aber unter dem allgemeinen Aufſeher. Etwas ſonderbares iſt, daß, unerachtet ihre Umſtände weit vortheilhafter ſind, das heißt, ſie beſſer gekleidet, geſpeiſet und glimpflicher gehalten werden als die andern, die meiſten doch lieber wollen Feldarbeit thun, oder Handwerke lernen. Sie ſind ſo

ſtolz, wenn ſie Tiſchler oder Mäurer, oder dergleichen ſind, daß ſie niemals ohne ihren Maaßſtab und ohne ihr Schurzfell gehen. Einige unter ihnen ſind ſehr geſchickt und den Herren ſehr nutzbar. Die Sklaven, welche in den Zuckerſiedereyen gebraucht werden, heißen Läuterer, und es koſtet viele Mühe, ehe ſie eine genaue Kenntniß ihrer Kunſt erlangen. Ihre Arbeit iſt um ſo viel mühſamer, da ſie der Hitze der Keſſel und Oefen unaufhörlich ausgeſetzt ſind. Die Zimmerleute beſorgen die Unterhaltung der Mühlen. Die Wagner und Böttger ſind ebenfalls ſehr nöthig, ingleichen die Schmiede haben vollauf Arbeit. Die übrigen werden gebraucht, die Felder zu bauen, die Pflanzungen zu unterhalten und das Zuckerrohr abzuſchneiden, welches die Schiebkärner nach der Mühle bringen, wo es die ſchwarzen Sklaven zwiſchen den Walzen zerquetſchen.

Die Eigenthumsherren ſind gehalten, ihren Sklaven alle Wochen eine gewiſſe Anzahl Lebensmittel, und alle Jahre neue Kleider zu ſchaffen. Wenn ihre Herren zu hart ſind und ihnen ihr Auskommen verweigern, können ſie ſich bey dem Rathe, oder bey dem Polizeymeiſter beklagen; dieſe aber ſind verbunden, ſie zu hören, und ihnen Recht zu verſchaffen. Ihre hauptſächlichſte Koſt beſteht in Mehle von Manioc, in allerhand Wurzeln, in Mais, Bananas und eingeſalzenem Fleiſche. Fiſche, Krabben, Fröſche, große Eidexen, Ratten und andere dergleichen Thiere helfen ihre Gerichte vermehren. Ein Ochs, ein Schwein und alle andere Thiere, welche von ohngefähr geſtorben ſind, machen für dieſe Leute ein Gaſtmahl aus. Auch verfertigen die Schwarzen allerhand Getränke aus Obſt, Wurzeln, Citronen, grobem Syrup und Waſſer. An Feſttagen erlauben ihnen ihre Herren, einander zu Gaſte zu bitten. Jede

Nazion hält ſich zuſammen und bey Hochzeiten beſonders vergeſſen ſie auf Augenblicke ihr Elend und überlaſſen ſich dem Vergnügen.

Der Vorgeſetzte, welcher auch auf die Wohnungen der Sklaven Achtung zu geben hat, muß Ordnung, Gleichheit und Einförmigkeit in ſelbigen beobachten laſſen. Die Hütten ſind alle von einerley Größe und ſtehen in einer Reihe. Sie haben eine Thür und Fenſter, ſind mit Rohr oder Schilf bedecket und mit Leimen überzogen. Die Sklaven ausgenommen, welche als Laquaien dienen, gehen die übrigen alle in bloßen Füßen und ohne Strümpfe. Ihre tägliche Kleidung beſteht in Beinkleidern von Leinwand und in einem Küttel. Feſttags tragen diejenigen, welche gut angezogen ſeyn wollen, ein Hemde und eine Art von weitem Rocke, von gefärbter Leinwand, oder von einem andern leichten Zeuge, Candale genennt, der bis auf die Knie geht. Dieſer iſt oben am Gurte gefaltet und hat bey den Hüften zwey Einſchnitte, die mit Bändern zugeknüpfet werden. Dazu tragen ſie ein kurzes Wams, ohne Schöſe, welches drey Finger breit Raum läßt bis an die Candale, damit das Hemde dazwiſchen beſſer herausſtehen könne. Wenn ſie reich genug ſind, daß ſie ſich ſilberne, oder bunte ſteinerne Knöpfe ſchaffen können, ſo machen ſie ſolche an den Hals, und ehe die Weiber verheyrathet ſind, tragen ſie zwey Ohrengehänge, alsdann aber nur ein einziges. Die Weiber der Schwarzen, wenn ſie nämlich gut angezogen heißen, tragen zwey Röcke; der unterſte iſt buntfarbig, der oberſte von weißer Leinwand oder von Neſſeltuche. Dazu ziehen ſie ein Corſet an mit kurzen Schöſen und mit einem Bandlatze; ihr übriger Putz beſteht in Spitzen, Ringen, Arm- und Halsbändern. Dergleichen reinlichen Anzug ſieht man

aber nur unter denjenigen Schwarzen, die ſich durch ihre Arbeit und Sparſamkeit etwas erwerben. Dieſes iſt kürzlich das Schickſal der Sklaven, welches allemal von der Güte oder Härte der Nazion, unter welche ſie gerathen, abhängt, und je nachdem ihr eigenes Verhalten ihnen die Laſt erſchwert oder erleichtert.

2) Die Einwohner auf den kleinen antilliſchen Inſeln.

Es iſt bekannt, daß heutiges Tages die kleinen antilliſchen Inſeln unter die Engländer, Franzoſen, Holländer, Dänen, Schweden ꝛc. vertheilt ſind, auf welchen die neuen Eroberer eine berühmte indiſche Nazion antrafen, die Caraiben genannt, welche noch gegenwärtig ſehr zahlreich iſt.

Man weiß ihren Urſprung nicht eigentlich anzugeben, als daß ſie aus irgend einem Theil von Amerika ausgegangen ſeyn müſſen, weil ſich hinter Georgien und Karolina gleichfalls noch eine Völkerſchaft gleiches Namens befindet. Ferner gründet man ſich auf die Aehnlichkeit ihrer Geſtalt und ihrer Gebräuche in allen denen Inſeln, die ſie bewohnt haben, ſo wie in denen, die ſie noch beſitzen. Sie ſind gemeiniglich von einem hohen Wuchſe, und wohl gebauet. Ihr Haupthaar iſt ſchwarz, und ſie tragen viel Sorgfalt, es ſauber zu erhalten. Den Bart reißen ſie aus, ſobald er zum Vorſchein kommt. Beyde Geſchlechter gehen nackend, bemahlen den Leib roth, bedecken den Kopf mit einer Art von Mütze, und umgürten ihn zuweilen nur mit einer Krone von Federn. Sie ſtechen in ihre Naſen Löcher, um kleine Glaskugeln oder bunte Steine daran zu hängen. Die Männer tragen Armbänder an den fleiſchichten Theilen des Armes und die Weiber an den Knöcheln und über den Ellbogen. Eben ſo haben ſie Corallenſchnüre nicht nur um den Hals, ſondern auch unter den Waden, wo ſie vielmal umgewickelt ſind, und

eine Art von Strumpfband ausmachen. Der Vordertheil des Leibes iſt mit einem ſehr kleinen Stückchen Zeuge bedeckt, welches durch einen Gürtel gehalten wird, und keine Bekleidung genannt werden kann. Diejenigen unter den Männern, welche nicht mit den Europäern umgehen, haben Knochen um den Hals hängen, welche man für die Knochen ihrer erſchlagenen Feinde hält. Ihr reichſter Schmuck aber beſtehet in breiten Platten von einem ſehr feinen und ſchönpolirten Kupfer, in Geſtalt eines halben Mondes gemacht, und ſauber in ein koſtbares Holz eingefaſſet, welches von ihnen Caracoli genannt wird und als ein Ehren- und Unterſcheidungszeichen anzuſehen iſt.

Sie haben übrigens vielerley Sprachen, von denen einige nicht unangenehm ſind. Ihr natürliches Gefühl ſcheint zu einem ſteten ſchwermüthigen Nachdenken geſtimmt zu ſeyn; dennoch lieben ſie ſich unter einander, und ihre Empfindlichkeit für andere gehet ſo weit, daß man einige für Schmerz hat ſterben ſehen, wenn ſie hörten, daß ihre Gefährten in die Sklaverey gerathen wären, oder ihnen von den Europäern übel begegnet worden ſey. Es bleibt ihnen ein untröſtliches Andenken, daß ſie aus einem Theil ihrer Inſel verjagt worden ſind, und können es noch nicht unterlaſſen, den Siegern Vorwürfe darüber zu machen. Der Diebſtahl ſcheint ihnen zur andern Natur geworden zu ſeyn, doch nicht ſowohl unter ſich ſelbſt, denn ihre Häuſer ſind niemals verſchloſſen, als gegen Fremde.

Sonderbar ſind ihre Häuſer, die ſie Carbete nennen. Sie ſind etwa ſechszig Fuß lang und vier bis fünf und zwanzig Fuß breit, faſt in der Geſtalt einer Halle. Die kleinen Pfähle erheben ſich neun Fuß hoch aus der Erde, und die großen nach Verhältniß; die Sparren ruhen auf beyden Seiten an der Erde,

 die

die Latten ſind vom Schilfe und die Decke, welche eben ſo tief herunter gehet, als die Sparren, iſt meiſtens von Palmblättern. Einer von den Armen des Gebäudes iſt ganz mit Schilfe verſchloſſen und mit Blättern bedeckt, eine Oeffnung ausgenommen, welche nach der Küche führte; das andere Ende war faſt ganz offen. Etliche Schritte von dieſem Gebäude ſtehen andere, die um die Hälfte kleiner ſind, und entweder die Küche, oder das Schlafgemach, oder die Speiſekammer ausmachen.

Ihre Geräthe beſtehen in Hamaken, Körben, Bogen, Pfeilen. Die erſten ſind ſo künſtlich aus Wolle gearbeitet und gemahlet, daß ſie den caraibiſchen Weibern, als ihren Verfertigern, alle Ehre machen; auch die Körbe ſind künſtlich gearbeitet. Sie machen dieſe kleinen Werke nicht allein zu ihrem häuslichen Gebrauche, ſondern auch zum Verkaufe, um ſich dafür Meſſer, Beile, Corallenſchnüre, europäiſche Zeuge und beſonders Branntewein einzutauſchen. Nächſt dieſem bringen ſie den Europäern auch Papagayen, Schweine, Ananas, Bananen und verſchiedene Arten von Muſchelwerke. Man kann nicht ſagen, ob die Nachrichten von dem Betragen der Wilden gegen die Europäer, (vorzüglich im Handel) allemal ihre Richtigkeit haben mögen, und ob alſo auch hier das Sprüchwort richtig iſt, einen Caraiben anſehen, heißt, ihn ſchlagen; ihn ſchlagen aber heißt, ihn umbringen, oder ſich der Gefahr ausſetzen, umgebracht zu werden; denn ſelbſt im Handel, ſetzt man hinzu, thun ſie nur, wenn und was ſie wollen. Gegen die Negern haben ſie eine große Abneigung, und dieſe wieder gegen ſie, weil ſich immer eine Nazion für beſſer anſiehet als die andere.

Alles, was man verſucht hat, ſie zu unterjochen und zum Chriſtenthum zu bringen, iſt meiſt ohne

Wirkung

Wirkung geblieben; die Jeſuiten und Jacobinen haben lange Zeit in ihren Inſeln eifrige Miſſionen gehabt, die aber weiter nichts ausgerichtet haben, als einige Kinder getauft.

Ihre Regierungsform iſt eben ſo barbariſch als ihre Religion und ihre übrigen Gebräuche. Sie haben in jeder Inſel viele Hauptleute, welche gemeiniglich die Häupter der zahlreichſten Familien ſind, und deren Gewalt nur den Krieg hindurch erkannt wird. Der Name Cacique, welchen die erſten Spanier von den Caraiben angenommen und in alle ihre Kolonien gebracht haben, iſt nur ein leerer Titel, womit weder Gewalt noch Vorzug verknüpft iſt. Uebrigens kommen ſie in andern Sitten und Gebräuchen denjenigen Indianern gleich, die bey Florida und Louiſiana geſchildert worden ſind.

X. Von

X.

Von den Südamerikanern in Terra Firma.

X. Einwohner in Terra Firma.

Man verſtehet, wie bekannt, unter dem Königreich Terra Firma, oder Neugranada, das erſte Land von Südamerika, nebſt der Landenge von Darien, wo unter den Flüſſen der Darien und Oronoko die vornehmſten ſind.

Das Innere dieſer Landenge enthält wenig indianiſche Einwohner. Die größte Anzahl derſelben ſiehet man an der Seite des Nordmeers, vornehmlich am Ufer der Flüſſe. Die an der Seeküſte, welche nicht durch die Waffen aufgerieben worden, haben ſich lieber in die weiter gegen Mittag gelegenen Länder begeben, als ſich dem ſpaniſchen Joch unterwerfen wollen. Indeſſen giebt es doch kein Stück von der Landenge, worauf man nicht hin und wieder zerſtreuete Indianer findet; und da ihre Gebräuche wenig von denen in den übrigen Provinzen von Terra Firma unterſchieden ſind, ſo kann die folgende Beſchreibung für alle gelten.

Was das Aeußerliche, ihren Körperbau und die geſunde Beſchaffenheit ihrer Glieder anbetrifft, ſo ſind ſie von einer ſehr geſunden Natur und gut geſtaltet, ſtark von Knochen und einer breiten Bruſt; und weil man niemals ungeſtaltete Menſchen unter ihnen geſehen hat, ſo iſt man auf den Gedanken gekommen, ſie ſetzten ihre ungeſtalteten Kinder weg; allein dieſe Beſchuldigung iſt noch durch keine Erfahrung beſtätiget. Sie haben in ihren ſtarken Gliedern unglaublich viel Geſchmeidigkeit, Biegſamkeit und können

können ſehr ſchnell laufen. Das weibliche Geſchlecht iſt klein und dick, und dennoch von einer ſehr ſchönen Geſichtsbildung. Ueberhaupt haben beyde Geſchlechter ein rundes gefallendes Geſicht, lebhafte Augen, eine ſtumpfe und eingedrückte Naſe, eine hohe Stirne, weiße und wohlgeordnete Zähne, dünne Lippen, einen kleinen Mund und viel Ausdruck im Geſichte.

Ihr Haar iſt ſchwarz, ſehr ſtark und ſo lang, daß es ihnen gemeiniglich bis mitten auf den Rücken herunter geht. Die Frauen binden es ſich mit einer Schnur hinten im Genicke; die Männer aber laſſen es lang herunterhangen. Beyde Geſchlechter haben, um ſich zu kämmen, ein Werkzeug von Holz, welches aus vielen kleinen Stäben beſtehet, fünf bis ſechs Zoll lang und auf beyden Seiten ſpitzig iſt. Sie binden zehn bis zwölf in der Mitte zuſammen, und indem ſie die äußerſten Enden mit den Fingern von einander ſperren, ſo dienen ſie ihnen alle zuſammen. Man urtheilet aus dem Vergnügen, welches ſie haben, ſich zu kämmen, aus der Zeit, die ſie dazu anwenden, (denn ſie wiederholen ſolches des Tages ſehr vielmal) daß es einer ihrer liebſten Zeitvertreibe iſt. Den Bart und alles andere Haar aber, außer den Augenwimpern und Augenrahmen, reißen ſie ſich aus. Dieſe Verrichtung iſt das Werk der Weiber; ſie nehmen die Haare zwiſchen zwey kleine Stäbchen, und wiſſen ſehr geſchickt damit umzugehen. Die Männer laſſen ſich auch bey einigen Gelegenheiten, wie z. B. bey einem Siege über einen Feind, den ſie mit ihrer eigenen Hand erlegt haben, die Haare abſchneiden und ſetzen noch ein anderes Ehrenzeichen hinzu, nämlich, daß ſie ſich den ganzen Leib ſchwarz bemahlen; denn ein ſchwarz gemahlter Menſch ohne Haare iſt das höchſte Zeichen eines Helden und einer verehrungswerthen Perſon. Allein dieſer ehrenvolle

Stand

Stand dauert nur von dem Tage des Sieges bis auf den erſten Neumond, und der Sieger würde ſich verunehren, wenn er nicht ſogleich ſeine Schwärze abwüſche und ſein Haar wachſen ließe.

Ihre natürliche Geſichtsfarbe iſt wie helles Kupfer, oder trockene Orangen, ihre Augenrahmen haben die Schwärze des Achats, ſie färben ſie nicht, reiben ſie aber wie ihre Haare mit einer Art Oel, welche ſie ſehr glänzend macht. Man trifft auch eine kleine Anzahl weißer Indianer hier an, allein ihre Anzahl iſt freylich mit den übrigen in keine Vergleichung zu ſetzen. Ueber dieſes iſt ihre Haut auch nicht von einer ſo ſchönen Weiße als die unſrige, ſondern ſie iſt vielmehr milchweiß; was das Seltſamſte iſt, ſo haben ſie über den ganzen Leib ein Milchhaar von eben der Weiße und ſo fein, daß man die Haut noch dafür ſehen kann. Die Männer würden einen weiſſen Bart haben, wenn ſie ihn wachſen ließen, er wird aber ebenfalls ausgeriſſen, nur des Milchhaares ſchonen ſie. Eben ſo ſind die Haare um die Augen und auf dem Kopfe weiß, und letzteres ſcheint wie gekräuſelte Wolle. Dieſe Indianer ſind nicht ſo groß, als die andern, ſie können zur Nachtzeit und bey Mondſchein eben ſo hell und weit ſehen, als am Tage, und ihre Augen ſind überhaupt weit weniger geſchickt, das Sonnenlicht zu vertragen. Auch ſind dieſe Indianer lange nicht ſo ſtark vom Körper, und nicht ſo gut zum Arbeiten geſchickt; doch ſobald die Nacht anbricht, entſagen ſie aller Trägheit und ſtreichen in den Gehölzen umher. Dieſe beyden Arten Indianer ſollen einander mehr verachten, als lieben; allein man hat doch öfters gefunden, daß ſie ſehr friedlich zuſammen gelebt haben.

Es iſt eine Nazionalgewohnheit bey den ſämmtlichen Indianern in dieſem Lande, daß ſie ſich den

Leib mit allerhand Figuren bemahlen, und in dieſe Gewohnheit einen ſehr hohen Werth ſetzen, ja ſie warten nicht einmal, bis ihre Kinder laufen können, um ſie mit dieſen Zierrathen auszuſchmücken. Sie laſſen ſich auf alle Theile, beſonders im Geſichte, die Figuren von Vögeln, Menſchen und Bäumen zeichnen, und dieſen Dienſt verrichten ihnen die Weiber. Die Farben, ſo ſie hiezu nöthig haben, ſind roth, gelb und blau, die mit Oel abgerieben werden, wovon ſie ſtets einen großen Vorrath haben. Dieſe Mahlerey erhält ſich einige Wochen lang und darf nur allemal wieder aufgefriſcht werden, wenn ſie anfängt auszugehen.

Sobald ſie in den Krieg abgehen ſollen, ſo machen ſie ſich das Geſicht roth, die Schultern und die Bruſt ſchwarz, und den übrigen Leib gelb, oder mahlen ihn mit einer andern Farbe. Einige aber, nur in geringer Anzahl, machen dieſe Züge unauslöſchlich, indem ſie ſich die Haut mit einer Dornenſpitze zerſtechen laſſen, damit die Farbe deſto beſſer in die zerſtochenen Theile dringen möge. Sie tragen ordentlicher Weiſe keine Art von Kleidern; die Weiber haben nur allein um die Mitte des Leibes ein Stück Zeug oder Tuch, welches ihnen bis auf die Knie gehet; die Männer aber ſind ganz nackend und haben nur ein Palmblatt auf dem Unterleibe. Dieſe zur Gewohnheit gewordene Blöße hindert nicht, daß ſie die Kleider nicht achteten. Ein Indianer, welcher ein altes abgelegtes Kleid erhält, glaubt vortrefflich geputzt zu ſeyn. Die an der Nordküſte tragen eine Art baumwollener Röcke, doch werden ſie nur bey feyerlichen Gelegenheiten angezogen und ihre Weiber tragen ſie ihnen in Körben an den Ort der Verſammlung nach. Sie ſchmücken ſich ſorgfältig damit und gehen in dieſem Anzuge zuſammen um den Wohnplatz ſpatzieren, oft

oft zu vielen Hunderten, von ihren Häuptern geführt.

Eine andere Zierrath der Männer iſt eine goldene oder ſilberne Platte, die ſie über dem Mund tragen. Dieſe Platten ſind von eyrunder Geſtalt und gehen ſo weit hinunter, daß ſie die Unterlippe bedecken. Sie ſind oben ausgeſchnitten, welches eine Art von einem halben Mond machet, deſſen beyde Spitzen nach der Naſe zu gehen. In der Mitte ſind ſie ſo dick als ein Gulden, und an den Enden viel dünner, doch wird dieſer Schmuck nur an den Feſt- und Ehrentagen gebraucht; die Platten, die ſie zu andern Zeiten tragen, ſind viel kleiner und bedecken die Lippen nicht.

Anſtatt dieſer Platte hat das weibliche Geſchlecht einen Ring; welcher bey ihnen eben ſo hängt, und deſſen Größe nach Verhältniß des Ranges ihrer Männer iſt. Die ſtärkſten ſind ſo dick wie ein Gänſekiel, und ihre Geſtalt iſt vollkommen rund. Man macht ſie an der Naſe feſt, die ſich unter der Laſt unvermerkt niederziehet. Daher geſchiehet es auch, daß ihnen in einem hohen Alter die Naſe bis auf den Mund herabkommt. Dieſe Platten und Ringe werden weggenommen, wenn ſie eſſen, man legt ſie aber hernach gleich wieder an, und ob ſie auch ſchon die Lippen unaufhörlich beunruhigen, ſo iſt es doch gleichwohl ſonderbar, daß ihre Sprache nicht dadurch gehindert wird. Die Oberhäupter tragen an jedem Ohr einen Ring bey feyerlichen Gelegenheiten, und zwey große Goldbleche, eins auf der Bruſt, das andere auf dem Rücken. Dieſe Bleche, welche achtzehn Zoll lang ſind, und die Geſtalt eines Herzes haben, ſind oben durchbohrt und hängen mit Fäden an dem Ringe eines jeden Ohres.

Außer dieſen beſondern Zierrathen haben ſie noch einige, welche bey beyden Geſchlechtern gemein ſind.

Dieſes

Dieſes ſind Schnüre oder Ketten von Zähnen und Muſchelſchaalen, die ſie ſich um den Hals hängen und ihnen bis auf die Bruſt gehen. Die Ketten von Zähnen, die man für Tiegerzähne hält, ſind mit vieler Kunſt gemacht, und ſo wohl geordnet, daß man ſie für ein einziges Stück Knochen halten ſollte, auch ſiehet man ſie nur bey den vornehmſten Indianern. Die gemeinen tragen Schnüre von Muſchelſchaalen, wovon ſie zuweilen drey bis vier hundert um den Hals binden, ohne Ordnung und eine über die andere. Man ſiehet niemals mehr als zwey Schnüre davon an den Kindern, doch iſt dieſer Schmuck auch nur an den Feſttagen üblich. Zu den Schnüren um den Hals fügen die Weiber auch noch Armbänder von eben der Materie, und dieſer ganze Putz, womit ſie zuweilen recht beſchwert ſind, giebt dennoch eine ziemliche Anmuth.

Einfach und dürftig iſt ihre ganze Lage, und damit ſtimmt auch die elende einfache Art ihrer Wohnungen überein. Sie ſind gemeiniglich weit von einander entfernt, beſonders in den neuen Wohnungen, und pflegen meiſtens an den Ufern der Flüſſe anzubauen. An einigen Orten finden ſich zwar ihrer genug, um kleine Städtchen vorzuſtellen; allein hiervon mögen ſie nichts wiſſen und ihre Lage iſt auch auſſer aller Ordnung; ſie ſind zerſtreuet, ohne die geringſten Gaſſen oder Abtheilungen. Sie verändern ihre Gegend, wenn ſie dafür halten, daß diejenigen, wo ſie wohnen, den Spaniern gar zu bekannt ſeyn könnten. Allein ihre Wanderungen verurſachen ihnen nicht viel Unbequemlichkeit, ſie brechen ihre Hütten mit eben der leichten Mühe ab, als ſie dieſelben an einem andern Ort wieder aufſetzen. Sie graben nur einige Löcher in die Erde, ſtecken ſieben bis acht Fuß hohe Pfähle hinein und flechten Stäbe

dazwiſchen, die ſie mit Erde bedecken. Die Dächer werden von kleinen Sparren gemacht, die eben ſo gut geordnet und mit Blättern bedeckt ſind; dieß iſt aber auch die ganze Regelmäßigkeit in ihren Hütten.

Diejenigen Wohnplätze, welche nahe beyſammen ſtehen, haben eine Art gemeinſchaftlicher Sicherheit oder Schanze, ungefähr hundert und dreyßig Fuß lang und fünf und zwanzig Fuß breit, deren Mauern nicht über zehn Fuß hoch ſind. Sie ſind auf allen Seiten mit einer großen Anzahl Löcher durchbrochen, durch welche man den Feind herannahen ſehen und Pfeile auf ihn abſchießen kann; eine andere Art der Vertheidigung kennen ſie nicht. Findet ſich etwa irgendwo ein enger Weg, welcher dienen kann, den Eingang zu einem Wohnplatze zu verſchließen, ſo legen ſie einen Schlagbaum vor, und an einigen Orten, wie z. B. bey der Burg, wenn ſie anders dieſen Namen verdienet, pflanzen ſie ſo viele Bäume dicht an einander, daß es ſehr ſchwer iſt, durch dieſen Verhau zu dringen. Eine Familie, welche erwählt wird, in der Feſtung zu wohnen, muß auch die Reinlichkeit darin zu erhalten ſuchen, weil ſie gleichfalls zu den Rathsverſammlungen dienet.

Große Ländereyen anzulegen, leidet ihre Lebensart nicht, und deshalb wird auch nur um jedes Haus das Land gebauet. Wenn alſo eine Geſellſchaft den Wohnort verändern will, ſo iſt es ihre erſte Sorge, daß ein jeder Indianer ſein Feld umhackt, die Bäume fällt, welche auch etliche Jahre liegen bleiben, bis ſie trocken ſind, um verbrannt zu werden. Die Saatzeit iſt im Monat April, und im Herbſt ſammlet man ein. Die Aehren werden mit der Hand ausgeriſſen, das Getraide läßt man trocknen, alsdann zerreibt man es zu Pulver und zwar durch Hülfe ſehr kleiner Steine.

Hier=

Hiervon bereiten ſie ihren Trank, wovon das vornehmſte Getränk Chicacopa heißt; ein anderes wird Misla genannt und beſtehet aus friſch geſammelten Plantanen, deren Saft mit Waſſer vermiſcht wird. Eine andere Art von Misla wird aus getrockneten und in Kuchen gebackenen Plantanen gemacht. Weil ſich dieſe Frucht nicht lange halten kann, wenn ſie in ihrer Reife gebrochen wird, ſo läßt man ſie bey einem gelinden Feuer auf ſolchen hölzernen Maſchinen, wie unſere Darren, trocknen, und macht Kuchen daraus, wovon man einen Vorrath aufhebt; dieſes dienet den Einwohnern auf der Landenge anſtatt des Brodes.

Die Männer, die hier nicht ſo träge ſind, als in den mittäglichen Gegenden, pflanzen und ſäubern die Bäume, hauen ſie um, und verrichten, mit einem Worte, alle ſchwere Handarbeit; allein die Arbeit der Weiber iſt deswegen nicht weniger beſchwerlich. Sie bereiten das Getränk nebſt den Speiſen. Auf den Reiſen tragen ſie die Lebensmittel und das Hausgeräthe, nur daß ſie hier nicht, wie bey andern Wilden, als Sklavinnen gehalten werden, ſondern die Liebe ihrer Männer genießen.

Es iſt eine ſonderbare Gewohnheit bey ihnen, daß ſie ihre Kinder auf eine abgöttiſche Art verehren. Die einzige Erziehung der Knaben iſt, daß ſie ſchwimmen, den Bogen ſpannen und den Spieß werfen lernen; von dem zehnten und zwölften Jahre an begleiten ſie ihre Väter auf der Jagd und auf ihren Reiſen. Die Mädchen hingegen bleiben daheime in den Wohnplätzen. Beyde Geſchlechter gehen bis in das dreyzehnte Jahr unbekleidet. Die Mutter übernimmt jedoch die Erziehung der Mädchen auf das ſorgfältigſte und führet ſie bey allen ihren Arbeiten dazu an. Sie ziehen Schnüre aus der Rinde und

machen Grasfäden, ſie pflücken die Baumwolle und ſpinnen ſie für ihre Mütter, welche ſehr gute Zeuge daraus verfertigen. Ihre Arbeit verdient um ſo mehr Beyfall, je unvollkommener die Werkzeuge ſind, mit denen ſie ſolche verfertigen müſſen. Ihr Werkzeug zum Wirken iſt eine hölzerne Rolle, drey Fuß lang, die ſich auf zwey Pfoſten herumdreht. Um dieſe Rolle wickeln ſie baumwollene Fäden von der Größe, die ſie dem Zeuge geben wollen, denn ſie machen niemals welche, um ſie zu zerſchneiden. Den Eintrag winden ſie um ein kleines Stäbchen Holz, welches auf jeder Seite eingekerbt iſt; und da ſie mit der einen Hand alle Fäden des Aufzuges nehmen, ſo verrichten ſie mit der andern die Arbeit. Damit aber die Fäden dicht werden, ſo ſchlagen ſie das Gewirke jedesmal mit einem langen, dünnen und runden Stücke Holz, welches zwiſchen den Schnüren des Aufzuges kreuzweis durchgehet. Die Mädchen flechten auch die Baumwolle, um Franſen daraus zu machen und bereiten die Röhre, woraus die Körbe gemacht werden. Die Mannsperſonen machen die Arbeit alsdann fertig. Sie färben anfänglich die Röhre mit verſchiedenen Farben, darauf mengen ſie ſolche unter einander, um ſie zu flechten, und machen mit vieler Geſchicklichkeit und Sauberkeit nicht allein Körbe, ſondern auch ſo gar ſo dichte Schaalen daraus, daß ſie, ohne mit einem Lacke oder Firniſſe überzogen zu ſeyn, allerhand Getränke halten können. Dieſe Schaalen dienen ihnen zum Trinken, wie ihre Calebaſchen. Die Körbe, die ſie machen, ſind ſo ſtark, daß man ſie nicht zerdrücken kann.

Wenn die Mädchen zu ihrem mannbaren Alter kommen, ſo bleiben ſie in ihrer Familie eingeſchloſſen, bis man ſie zur Ehe begehret, und ihr Geſicht wird mit einem kleinen baumwollenen Schleyer bedeckt,

den

den ſie ſogar für ihren Vätern tragen. Die Anzahl der Weiber iſt bey ihnen durch kein Geſetz beſtimmt. Iſt aber die Vielweiberey den Indianern auf der Landenge erlaubt, ſo wird der Ehebruch mit vieler Schärfe beſtraft; wenn indeſſen die Frau ſchwört, daß ſie unſchuldig iſt, ſo erhält ſie Gnade, im andern Falle wird ſie lebendig verbrannt. Sie haben noch andere Geſetze von eben der Strenge. Ein Dieb z. B. wird ohne Gnade verurtheilt. Die Strafen derer, die ſich irgend eines großen Verbrechens ſchuldig machen, ſind allemal grauſam und der Denkart dieſer Völker angemeſſen.

Vor ihrer Verheyrathung geht eine ſehr ſeltſame Ceremonie vorher. Der Vater, oder in ſeiner Abweſenheit der nächſte Anverwandte des Mädchens, muß ſie ſieben Nächte allein in ſeiner einzigen Verwahrung haben, um ihr vermuthlich dadurch zu zeigen, daß er ſie ungern verlaſſe; darauf übergiebt er ſie ihrem Manne. Alle Indianer des Orts werden zu dem Feſte eingeladen. Die Männer bringen Hacken und Beile zur Arbeit, und die Weiber jedes ein halbes Maaß Maiz, die Knaben bringen Früchte und Wurzeln, die Mädchen Wildpret und Eyer; denn niemand kommt ohne ein Geſchenk. Ein jeder legt das Seine vor die Hochzeitthür, und entfernt ſich dann bis zu Ende dieſes Aufzuges. Alsdann gehen die Männer zuerſt in die Hütte und der Verheyrathete empfängt einen nach dem andern mit Ueberreichung einer voll eingeſchenkten Schaale ſtarken Getränkes. Hierauf werden die Knaben und Mädchen auf eben die Art hineingeführet. Wenn nun alle Gäſte verſammlet ſind, ſo ſiehet man die Väter von beyden Verheyratheten zum Vorſchein kommen. Der Vater des jungen Mannes hält eine lange Rede, nach welcher er anfängt, mit tauſenderley Verdrehungen

zu tanzen, bis er ermüdet iſt. Hierauf ſetzt er ſich aufs Knie, und ſtellet ſeinem Sohn die Braut zu, deren Vater auch auf den Knien ſitzt und ſie bey der Hand hat. Hierauf erhebt ſich ſolcher und tanzt nunmehr auch ſeiner Seits. Nach dieſem Tanze umarmen ſich die beyden Brautleute einander und der junge Mann giebt die Tochter ihrem Vater wieder. Sogleich laufen die Männer mit ihren Aexten und Hacken nach einem kleinen Stücke Landes, welches den beyden Eheleuten zur Pflanzung angewieſen iſt und fangen an es zu bearbeiten. Sie fällen die Bäume um, behacken und graben das Erdreich. Die Weiber und Kinder ſäen Maiz oder anderes Getraide nach Beſchaffenheit der Jahreszeit, alle zuſammen aber bauen daſelbſt eine Hütte, welche die Wohnung der neuen Eheleute ſeyn ſoll. Nachdem ſie dieſelbe in den beſten Zuſtand geſetzt haben, ſo iſt ein jeder bedacht, Chicacopa zu machen; man macht ſehr viel davon und trinkt unmäßig. Hier nimmt der Bräutigam die Aexte, Beile und Gewehre und hängt ſie an den alleroberſten Sparren der Hütte. Dieſes Feſt dauert ſo lange, als etwas zu trinken da iſt, und dieſes währet gemeiniglich drey bis vier Tage.

Eine der vornehmſten Beſchäftigungen der Männer iſt, Pfeile, Bogen und Lanzen zu machen. Auch muſikaliſche Inſtrumente ſind ihre Arbeit, beſonders eine Art Flöte aus hohlem Bambus, welches Inſtrument ſie ſehr lieben, das aber einen ſeltſamen Ton von ſich giebt. Nach dem Klange dieſer Flöte ſieht man ſie tanzen. Sie ſtellen ſich in die Runde, die Hände ausgeſtreckt auf ihre Schultern, und drehen ſich auf allen Seiten mit einer überaus großen Bewegung. Die Geſchickteſten machen ſich aus dem Kreiſe hinweg, um allerhand Sprünge und andere geſchmeidige Wendungen und Drehungen zu machen.

machen. Bey einer zahlreichen Verſammlung dauert der Tanz einen ganzen Tag. Alsdann laufen ſie alle zuſammen in den Fluß, um ſich darin abzukühlen.

Ihre Lieblingsübung iſt die Jagd, und ihre Begierde zu ſchießen iſt ſo groß, daß ſie ſelten einen Vogel fliegen ſehen können, ohne einen Pfeil nach ihm abzudrücken und ſelten verfehlen. Sie entfernen ſich niemals von ihren Hütten, ohne mit ihrem Bogen und einer Lanze oder Axt bewaffnet zu ſeyn. Außer ihren beſondern Jagden, die ſie anfangen, ſobald ihr Vorrath von Fleiſch ausgegangen iſt, gehen ſie oftmals feyerlich auf die Jagd, wobey ſie ſich in groſſer Anzahl verſammeln. Dieſe Jagden dauern zuweilen zwanzig Tage, nach der Menge des Wildes, welches ſie antreffen. Auch die Weiber gehen mit, doch nur um den Männern aufzuwarten und den Vorrath von Lebensmitteln zu tragen. Die gemeine Gewohnheit in Anſehung des Wildes, welches die Jäger erlegen, iſt, daß ſie dasjenige auf der Stelle verzehren, was ſonſt von der Hitze verderben könnte; was aber aufbehalten werden kann, wird mitgenommen. Jede Nacht nehmen ſie da ihr Lager, wo ſie ſich beym Untergang der Sonne befinden; ſie hängen ihre Hamacken zwiſchen zween Bäumen auf, und machen ein Feuer, welches die ganze Nacht unterhalten wird.

Eine jede Hütte iſt mit einem großen Stücke Holz verſehen, welches ihnen zum Tiſche dienet, und mit kleinen Klötzen anſtatt der Stühle. Bey Feſten richten ſie eine lange Tafel an, ſie legen große Plantanenblätter darauf, die die Stelle des Tuches vertreten, und jeder hat neben ſich auf der Erde zur Rechten eine Calebaſche voll Waſſer ſtehen. Ihre Art zu eſſen beſtehet darin, ſie ſtrecken die Daumen und Zeigefinger

vor und fahren damit in die Schüſſel, und bey jedem Biſſen, den ſie eſſen, tunken ſie dieſe beyden Finger ins Waſſer. Sie eſſen nicht das wenigſte Brod zu ihrem Fleiſche, haben aber einen kleinen Vorrath Salz, womit ſie ſich zu wiederholten malen die Zunge reiben, um ſich den Geſchmack zu erwecken.

Auf ihren Reiſen dient ihnen die Sonne zum Wegweiſer; verhindert ſie aber der trübe Himmel daran, ſo nehmen ſie zu den Bäumen ihre Zuflucht, deren Rinde ſie beobachten, und die dickſte Seite zeigt ihnen allemal die Gegend des Mittages. Sie gehen gemeiniglich viel lieber durch Gehölze, Sümpfe und Flüſſe als auf gebahnten Wegen, entweder aus Furcht, ſie möchten Spanier antreffen, oder auch nur bloß der Jagd wegen. Männer und Weiber, ja ſogar die Kinder ſchwimmen über die Flüſſe, ſie bedienen ſich aber auch Conos oder Flößen, wenn ſie den Fluß hinunter fahren. Fragt ſie jemand, wo der Weg hingehet, ſo haben ſie eine ſonderbare Art zu antworten. Wenn ſie hören, wo man hin will, ſo laſſen ſie den Reiſenden das Geſicht nach eben der Seite hinwenden, und um zu bemerken, wenn er ankommen wird, ſo laſſen ſie ihn die Augen auf einen Theil des Bogens richten, welchen die Sonne an ihrer Halbkugel beſchreibt. Nachdem er nun niedriger oder höher gegen Morgen, wie gegen Abend, von der Mittagslinie iſt, nachdem melden ſie nicht allein den Tag, wenn man ankommen kann, ſondern auch ob es den Morgen, oder Mittag iſt und ſelbſt die Stunde von dem einen oder dem andern.

Die Stunden, Tage und Wochen unterſcheiden ſie nur durch Zeichen, die ſie ſelbſt denjenigen zu verſtehen geben können, die ihre Sprache nicht kennen,

und die verfloſſene Zeit bezeichnen ſie nur durch Monde. Ihre Art zu zählen geſchiehet durch Einheiten und Zehner bis auf Hundert, aber weiter hinaus gehen ſie nicht. Eben ſo arm iſt ihre Sprache, und ſo ſchwer zu erlernen, ja ſie nur nachzuſagen, und man muß faſt unter ihnen gebohren ſeyn, um ſie zu verſtehen.

Von dem Religionszuſtande dieſer Völker ſagen die Reiſenden wenig; entweder man hat ihre Geheimniſſe nicht erfahren können, oder die Sprache iſt das Hinderniß geweſen. Einige ſagen, es ſcheine, als beteten ſie die Sonne an, oder hielten ſie wenigſtens für das größte Weſen und für ihre Gottheit, denn Tempel oder Gottesdienſt ſind hier nicht zu finden. Die Miſſionen, welche man hierher geſchickt hat, Chriſten aus ihnen zu machen, haben bis jetzt noch wenig Folgen gehabt. Nach einigen Nachrichten ſoll die vornehmſte Religion der Einwohner auf der Landenge und der benachbarten Völker in der Furcht vor einem böſen, oder ihnen Schaden bringenden Weſen beſtehen. Wahrſcheinlich ſind alle ihre Begriffe und alle ihre Abſichten auf den Gebrauch ihrer natürlichen Kräfte eingeſchränkt, und der Gedanke von einem künftigen Leben, von Anbetung oder Verehrung, ſcheint in ihre Seelen noch gar keinen Eingang genommen zu haben. Die Beſchuldigung, daß ſie ehedem, oder wohl noch jetzt, das Fleiſch von Menſchen verzehrten, iſt eine ſehr unausgemachte Sache und kommt vielleicht von einer falſchen Erzählung der Opfer ihrer Feinde her, die bey vielen wilden Völkern eine angenommene Gewohnheit iſt; jetzt hat wenigſtens kein Reiſender dieſen Gebrauch erwähnet, und wenn ſie dieſe Sitte wirklich jemals gehabt haben, ſo rühret dieſe Nachricht von einem Manne her, welcher Augenzeuge ge-

weſen ſeyn will, und deſſen Schilderung, wenn ſie gegründet iſt, eine ſehr intereſſante Beſchreibung liefert. Garcilaſſo de la Vega ſagt: ſie kennen weder Gott, noch Geſetze, ſie wiſſen nicht, was Tugend iſt, haben auch keinen Götzen, nichts was ihnen nahe kommt. Erhalten ſie im Kriege einen Gefangenen, ſo zerſtücken ſie ihn und geben die Glieder ihren Freunden oder Dienern, um ſie zu eſſen, oder wieder zu verkaufen. Dieſe Ehre widerfährt aber nur gemeinen Perſonen; vornehme werden viel feyerlicher getödtet und gegeſſen. Zur Ehre der Menſchheit kann man kaum dieſer Nachricht Glauben beymeſſen, und die ganze Erzählung iſt ſo gräßlich vorgetragen und oft ſo ſehr widernatürlich, daß man nicht begreifen kann, wie Menſchen, an denen man doch ſo viele Gefühle des Mitleids und der Menſchlichkeit wahrnimmt, gerade hier wie Thiere handeln ſollten, zumal da dieſe Sitte von zu wenig Reiſenden als wahr angegeben worden iſt.

Die Einwohner der Städte machen eine ſehr große Vermiſchung aus; es ſind Weiße, Negern, Europäer, Kreolen, Mulatten, Terceronen (von Mulatten und Weißen), Quinteronen (von Weißen und Quarteronen); Mulatten und Weiße zeugen dieſe letztern. Die Kinder, welche von Weißen und Quinteronen gebohren werden, heißen ſchon Spanier und werden angeſehen, als ob ſie gar nicht zu einem Geſchlechte gehörten. Ein jeder hält ſein Geſchlecht ſo hoch und bildet ſich ſo viel darauf ein, daß ſie ſogleich beleidiget werden, wenn ihnen jemand aus Verſehen eine andere Abſtammung zumuthet. Von dem Geſchlechte der Mulatten an, dieſe mit eingeſchloſſen, gehen die übrigen alle in ſpaniſcher Tracht, ob ſie ſchon alle ſehr leichte Kleider und Röcke tragen, weil es die Luft des Landes nicht anders geſtattet.

Dieſelben treiben allerley Handwerke in der Stadt, welches von den Weißen nicht geſchiehet, denn dieſe widmen ſich bloß der Handlung. Unter allen Geſchlechtern iſt das Geſchlecht der Schwarzen, in Betrachtung der Anzahl, nicht das ſchwächſte; ſie werden in zwey Gattungen eingetheilet, und ſind entweder Freye oder Leibeigene. Beyde ſind entweder Kreolen oder Bozalen; ein Theil von dieſen letztern wird zu Beſorgung der Güter oder des Hausweſens gebraucht.

XI.

Von den Einwohnern in Guiana.

XI. Die Einwohner in Guiana oder Caribania.

Dieſes große Land gränzt gegen Mitternacht an den Fluß Oronoque; gegen Mittag an den Amazonenfluß; gegen Abend an den Rio Negro, auch der ſchwarze Fluß genannt, und gegen Morgen an den Ocean. Zuweilen führet dieſes Land auch den Namen Caribania, vielleicht deshalb, weil ſeine Einwohner größtentheils Caraiben ſind.

Es ſind rohe und ungeſittete Völker, die noch ſehr an den Stand der Natur gränzen und von ihrer angebohrnen Wildheit noch wenig oder nichts abgelegt haben. Man nennt ſie mit dem allgemeinen Namen Indier; ſie gehen meiſtens nackend, leben ohne Geſetze, ohne Obrigkeit, und ohne Wunſch, ihren Zuſtand zu veredeln; nur diejenigen machen eine Ausnahme, welche in dem Gebiete der Spanier leben und durch deren Umgang die Vorzüge einer beſſern Lebensart haben einſehen und ſchätzen lernen.

Die Verſchiedenheit ihrer Namen und ihre Abſtammung erfordert, daß man ſie nicht für einerley Volk anſiehet; man theilt ſie gemeiniglich in Tairas, oder Indianer, welche die Mündung oder den Strand der Flüſſe bewohnen; dieſe ſind uns auch am meiſten bekannt, und man ſchätzt ihre Anzahl auf zehn bis funfzehn tauſend; ferner in Itouranes, welche Wald- und Bergbewohner ſind und tief im Lande ihre Wohnplätze haben. Die Anzahl dieſer letztern läßt ſich nicht genau beſtimmen; theils weil man mit einigen wenigen Umgang hat, und theils, weil einige uns gänzlich unbekannt ſind.

Eben

Eben ſo unzählbar ſind ihre Stämme, in die ſie zertheilt ſind, und die Unterſcheidungszeichen, nach denen wir ſie kennen, kommen meiſt allemal von den Flüſſen, oder von Ländern, an und in welchen ſie wohnen. Die zahlreichſten, kriegeriſchſten und größten in der ganzen Gegend ſind die **Caraiben** und wahrſcheinlich ſind ſie auch die erſten Bewohner von **Guiana**, ſo wie ſie in dem ganzen Lande, hauptſächlich tief in demſelben, verbreitet ſind.

Die Indianer, welche die Ufer des Fluſſes Oronoque bewohnen, werden in verſchiedene Nazionen eingetheilet; allein es iſt faſt nicht möglich, ihren Urſprung zu erforſchen, da man auch nicht die geringſte Spur oder das geringſte Denkmal bey ihnen findet, welches einiges Licht über ihre Abſtammung geben könnte; ſie wiſſen entweder ſelbſt nicht mehr, wer ihre Voreltern geweſen ſind, oder man müßte glauben, ſie hätten ſich einſtimmig verabredet, auf jede Befragung allemal die ausſchweifendſten und abergläubiſchſten Antworten zu geben.

Am Ufer des Fluſſes Carony wohnet eine Nazion, die **Guajanas** genannt, wo ſich eine cataloniſche Capuzinercommiſſion, unter dem Namen des heiligen Antonius, niedergelaſſen hat. Man findet hier verſchiedene Haushaltungen von dieſer Nazion, die ſich hier niedergelaſſen haben.

Höher hinauf an dem Fluſſe Oronoque, gegen Süden, findet man die **Mapoyas**, einen Stamm, deſſen Aeußeres die geſündeſten und ſtärkſten Menſchen ankündiget; in ihrer Nähe wohnen die **Quirrubas**. An der einen Seite des Fluſſes ſind die **Abanas** und **Andaques**.

Diejenigen, welche die niedrigen, kleinen Inſeln in den vielen Mündungen des Fluſſes Oronoque

Oronoque bewohnen, heißen Guaranos oder Warouwen.

Die Caberes und die Achaguas ſind wohlgebildete und gut gewachſene Menſchen, auch die Salivas ſind groß und anſehnlich, dabey gutherzig und gelehrig, luſtig und aufgeweckt; ſelbſt wenn ſie ſich berauſcht haben, fangen ſie niemals Streit an, ſondern ſind ſo friedliebend, daß ſie ſich den Caraiben unterworfen haben.

In der Gegend des Fluſſes Meta, welcher in den Oronoque fällt, findet man die Chiricoas und Guajibas; allein dieſe ſind unſtät und flüchtig und in immerwährende Kriege mit einander verwickelt; ſie verkaufen ihre Gefangene, halten ſich nur kurze Zeit an einem Orte auf, und ſind alle Augenblicke in Furcht, von ihren Feinden aufgeſucht zu werden.

Die Saruras wohnen zwiſchen den Flüſſen Meta und Sinaruco. Von dieſen kommt man zu den Othomanquen, einem ſehr rohen Volke, welches von großer Geſtalt iſt, auch, gegen die Gewohnheit der Indier, lange Bärte trägt. Weiter hin wohnen die Paos, zwiſchen den Flüſſen Sinaruco und Apure.

Auf dieſe folgen die Guamos, welche ebenfalls lange Bärte tragen und ganz nackend gehen. Endlich die Palemquos, welche in den Ebenen zwiſchen dem Fluſſe Apue und der Meerenge Camiſetta wohnen.

Die Aromayons und Noragues wohnen am Fluſſe Aprouack. Die Pirious, Nocouanis, Mauriauſe, Tocayennes, Tarcupos, Couſanis, Armagoutous und Maprouanis ſind zahlreiche Völker, welche ſich an den Flüſſen und Canälen, die in den Oyapoko fallen, ausgebreitet haben.

Die

Die **Akoquovas** bohren Löcher in die Wangen und ſtecken Papageyen- und andere Vogelfedern hinein. Sie wohnen an dem Fluſſe Camopi. Die **Mayets**, **Marocoupis**, **Maykas**, **Kanararious** und **Arikorats**, welche letztern die erſten Einwohner von Cayenne waren, ſind meiſtens ausgerottet. Die **Makapes** und **Oyanpis** haben ihre Wohnplätze tiefer im Lande, ſo wie auch die **Ayauaniques**, **Caicoucianes** und **Maikichouons**.

Unter dieſen Nazionen, vorzüglich unter denen, welche am Amazonenfluſſe wohnen, giebt es einige, beſonders die **Manoas**, welche ſich ſehr furchtbar gemacht haben und zum Kriege ſehr geneigt ſind; ihren Widerſtand haben ſie beſonders den Portugieſen lange Zeit erfahren laſſen, jetzt aber leben ſie mit ihnen in Frieden. Auch wohnen daſelbſt die **Arowakken**, **Arouakaanes**, **Coumaous**, **Maykianes**, **Amacidous**, **Oroubas**, **Ameneyous**, **Apiaouas**, **Akouchiens** und **Tapouyranas**; letztere halten einen platten Vor- und Hinterkopf für eine Schönheit, daher ſuchen ihn die Mütter gleich von der Geburt an zwiſchen zwey Brettern, die ſie feſt zuſammenbinden, alſo zu bilden; doch ſind ſie nicht das einzige Volk in Amerika, welches dieſe ſonderbare Gewohnheit an ſich hat.

Die Farbe der Einwohner dieſes Landes iſt gewöhnlich dunkelbraun, und fällt ein wenig ins Röthliche. Einige ſind zwar eher ſchwärzlich, aber doch haben ſie nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit den Negern, deren Farbe ſie ſehr verabſcheuen. Diejenigen Nazionen, die in der Nähe des Oronoque wohnen, ſind bräunlicher als die Einwohner der innern Waldungen und Berge. Alle aber ſehen, ſobald ſie als Chriſten aufhören nackend zu gehen, und ſich etwas reinlicher als zuvor halten, weit weißer als vorher

aus. Auch ſchätzen ſie die weiße Farbe ſehr hoch und verachten dagegen die ſchwarze.

Die Weiber ſowohl als die Männer ſind von der gewöhnlichen Größe der Europäer. Die Ottomachier aber ſind durchgängig größer und ſtark gebauet. Die Weiber, die keine Schnürbrüſte und andere modiſche Kleidungsſtücke tragen, geben den Männern wenig an Größe und Stärke nach, auch ſelbſt ihre Stimme iſt grob und männlich, und nur die Weiber der Saliven, welche am mittlern Oronoko wohnen, haben eine ſanfte Stimme. Uebrigens ſind ſie mehrentheils ſehr gut gebauet. Was ihre Geſichtsbildung anbetrifft, ſo iſt ſolche etwas finſter, aber keinesweges häßlich. Ihre Augen ſind ſchwarz und lebhaft. Sie ſcheinen auch die Schönheit hauptſächlich in den Augen zu ſuchen, indem ſie keinen Ausdruck haben, wenn ſie ſagen wollen, eine Perſon iſt ſchön, als die Worte: „ſie hat ſchöne ſanfte Augen.“ Uebrigens ſind alle ihre Geſichtszüge regelmäßig, und nur wenige haben etwas platte Naſen.

Von einem unbärtigen Volke, wie die Bewohner des Oronoko ſind, läßt ſich keine große Stärke erwarten. In der That giebts auch vielleicht kein ſchwächeres Volk, als dieſe Indier. Ein gewiſſer Schriftſteller ſagt: „ſie ſind Blumen ähnlich, die verwelken, ſobald ſie gepflückt werden, äußerſt empfindlich bey allen Veränderungen der Luft, vielen Krankheiten unterworfen und gewöhnlich die Beute eines frühen Todes.“

Bey aller körperlichen Schwäche ſind ſie dennoch mit ihren Gliedern ſehr behende. Sowohl Weiber als Männer ſchwimmen vortrefflich, am ſonderbarſten iſt es, wenn ſie gerade über einen Fluß ſchwimmen; ſie liegen dabey in einer nachläßigen Stellung

auf dem Rücken und wiſſen ſich ihrer Hände und Füße ſo geſchickt zu bedienen, daß ſie auch nicht im mindeſten vom Strome fortgetrieben werden. Sie ſteigen mit der größten Behendigkeit auf die höchſten Bäume und ſelbſt die Weiber pflegen die Früchte aus den oberſten Wipfeln herunter zu holen.

Alle wilde Nazionen am Oronoko gehen ganz nackend einher, und die Hitze des Klima iſt ſo groß, daß man ſich eben nicht darüber wundern kann. Sobald ſie zum Chriſtenthum gebracht werden, bedienen ſie ſich der Kleider, anfänglich nur wenn ſie in die Kirche gehen, nach und nach aber gewöhnen ſie ſich ſo ſehr daran, daß ſie nie ohne dieſelben erſcheinen. Nur die ganz Wilden gehen, wie geſagt, ohne Kleider und außer aller Bedeckung als einen kleinen Schurz. Bey den Weibern iſt dieſer höchſtens zwey Spannen lang und eine Spanne breit, die Männer aber haben einen etwas größern, ungefähr wie unſere Handtücher. Hauptſächlich ſind die Schürzen der Caraiben lang und groß, und ſie pflegen ſolche aus Staate bis ganz nach hinten zu ziehen. Dieß ſind die einzigen Kleidungsſtücke der geſittetern Wilden, denn es giebt einige Nazionen, die ſo ſchamlos ſind, daß ſie ganz nackend gehen.

Obgleich ihre Sitten noch roh ſind, daß ſie nicht einmal den Gebrauch der Kleider kennen, ſo ſind ſie doch nicht gegen den Putz gleichgültig und vorzüglich ſuchen ſich die Weiber hervorzuthun, um ſich in den Augen ihrer Männer zu verſchönern. Einige, als z. B. die Weiber der **Saliven, Caraiben** und **Tamanachier** ſetzen daher einen großen Werth auf lange Haare, ſie ſalben ſolche fleißig mit Schildkröten- oder Palmöl, um ihnen einen ſchönen Glanz zu geben. In den Ohren werden von einigen kleine länglichte ſilberne Platten getragen, und diejenigen, welche dieß

nicht können, begnügen ſich mit fingerlangen Hölzchen, oder dünnen Stücken Rohr. Eben dergleichen tragen ſie in dem durchbohrten Naſenknorpel. Auch haben alle ohne Ausnahme eine kleine Oeffnung in der Unterlippe, in welche ſie Stecknadeln ſtecken. Um den Hals tragen die Weiber eine unzählige Menge Schnüren von Glaskorallen, oder auch länglichte Stückchen von gebrannter Thonerde, oder kleine wohlriechende Wurzeln.

Diejenigen, welche recht gefallen wollen, hängen einige kleine Perlen um den Hals, die ſich mit gelben und grünen Korallen vermiſchen. Auf die rothen ſetzen ſie keinen Werth, weil dieſe auf ihrer kupferfarbigen Haut nicht gut abſtechen. In ihren Tänzen und an öffentlichen Feſten behängen ſie den ganzen Leib mit dergleichen buntfarbichten Korallenſchnüren, von denen ſie einige um den Arm über und unter den Ellenbogen wickeln, andere um die Beine unter den Knien, und um die Knöchel, und noch andere um die Binde, die ſie um den Leib tragen. Einige, welche den Caraiben gern nachahmen, die in Abſicht auf die Moden den Ton geben, tragen um die Knöchel der Füße eine Art enger, vier bis fünf Finger breiter Strümpfe, die ſehr feſt aus Palmfibern gewirkt ſind. Dieſe ziehen ſie nie aus, bis ſie ſich ganz abgenutzt haben; und da ſie ſehr feſt an den Beinen ſitzen, werden ſolche von dem beſtändigen Drucke ganz dick und unförmlich, und dieß halten ſie dennoch für eine Schönheit. Auch der Schurz iſt nicht ohne Zierrathen, einige von groben, alle aber ſind mit bunten Fäden ausgenähet. Die Schürzen der **Arruacher** ſind ein Gewebe oder Netz von bunten Korallen und werden von allen Indianern ſehr geſchätzt.

Beynahe bey allen Nazionen der Wilden ſcheeren ſich die Männer das Haupt, doch laſſen einige ein

paar

paar Büſchel oder zuweilen gar nur etliche Haare zur Zierrath ſtehen. Der Grund, warum ſie ſich ſcheeren, iſt, um den Kopf deſto leichter rein zu halten, und damit ihre Feinde ſie im Kriege nicht bey den Haaren faſſen und auf dieſe Art leicht überwinden können. Alle Nazionen am Oronoko, die ſich das Haupt ſcheeren, ſind tapfer und kriegeriſch und halten diejenigen für feig und muthlos, welche lange Haare tragen. Keine dieſer wilden Völkerſchaften bedienet ſich der Hüte, oder anderer Bedeckung des Kopfes, aber alle ſchmücken ſich mit Federn. Einige tragen ſie wie einen Kranz um die Stirne, andere hingegen wie eine Mütze. Alle wilde Nazionen durchbohren ſich die Ohren in der Kindheit und hängen alsdann allerhand Sachen hinein. Ihren Hals ſchmücken einige mit Halsbändern, viele tragen auch um die Hände einige grobe baumwollene Fäden mit einer Art Franzen gezieret, andere Armbänder aber haben die Männer nie, auch haben ſie keine Ohrgehenke oder Ringe.

Sowohl Männer als Weiber bemahlen ſich den ganzen Leib mit Farben, die ſie als eine Art von Kleidung betrachten. Es giebt zwey verſchiedene Arten, ſich zu bemahlen; die eine iſt alltäglich und beſtehet bloß darin, daß ſie den ganzen Leib mit einer einzeln Farbe ohne alle Verzierung beſchmieren; die andere Art iſt nur bey Feſten und Feyerlichkeiten üblich, denn alsdann mahlen ſie die eine Hälfte des Geſichtes roth, die andere gelb, der Leib und die Füße ſind ebenfalls roth und die Beine färben ſie ſchwarz, oder auch umgekehrt. Einige Indianer haben auch noch aus Thon gebackene Stempel, mit denen ſie auf die Bruſt und die Lenden allerhand wunderliche Zierrathen drücken; dieß iſt aber eigentlich eine Mode der Caraiben und wird nicht von allen nachgeahmt.

Man kann leicht erachten, daß ein ſo weichlicher, zarter indianiſcher Körper, der beſtändig allem Ungemach der Witterung ausgeſetzt iſt, auch vielen ſchweren Krankheiten unterworfen ſeyn muß; dieß iſt auch wirklich der Fall mit den Bewohnern des Oronoko und ſelten ſind ſie von Krankheiten frey; ihre Krankheiten ſind aber von den unſrigen ganz verſchieden und beſtehen hauptſächlich in bösartigen Fiebern, Blattern, Ausſchlag ꝛc. Ihre Kenntniſſe von Pflanzen und Kräutern iſt dabey ſehr geringe; unglücklicher Weiſe aber ſind ihnen ihre ſchädliche Wirkungen eben ſo bekannt als die heilſamen, und es geſchiehet nur zu oft, daß ſie aus Haß, oder um irgend eine andre Leidenſchaft zu befriedigen, von den ſchädlichen Gebrauch machen, und auf dieſem Wege haben ſich ihre Piaci, oder Aerzte, ein großes Anſehen unter ihnen erworben.

Dieſe Piacis wählen zu ihren Lehrlingen, denen ſie ihre Kunſt beybringen wollen, immer diejenigen Knaben, die am lebhafteſten, verſchlagenſten und boshafteſten ſind und ſich deshalb zu Erlernung ihrer heimlichen Ränke am beſten ſchicken. Dieſe unterrichten ſie ſchon in der früheſten Jugend in den dickſten Wäldern, weit von dem Anblicke aller Menſchen entfernt, und nach Verlauf einiger Jahre kommen dieſe Jünglinge als gelehrte Aerzte zum Vorſchein. Ihre neue Würde iſt durch keinen äußern Schmuck kenntlich und ſie unterſcheiden ſich von den übrigen Indiern bloß durch einen finſtern Blick, ein einſames Leben, lange Haare und ein ſtrenges Betragen.

Sie haben in den Volksverſammlungen und bey den Tänzen den Vorſitz und Vorrang und ſind mit ihrer Maraca in der Hand, welche ſie unaufhörlich rütteln, die Anführer bey den Chören der Männer und Weiber. Keiner darf es wagen, ſich der Meynung

nung des Piaci zu widerſetzen, und wenn dieſer Luſt hat, lenkt er die ganze Nazion nach ſeinem Willen. Was die Krankheiten anbetrifft, ſo pflegen ſie dem Patienten mit der Maraca beſtändig vor den Ohren zu klappern, wobey ſie Verſe herſagen, von denen niemand außer ihnen etwas verſtehet. Außerdem berühren ſie mit ihrem Mund bald den Kopf, bald die Bruſt, bald den Arm, oder einen andern ſchmerzhaften Theil der Kranken, und geben vor, daß ſie aus dieſen Theilen Steine und Dornen herausziehen, die ſie aber zu dem Ende heimlich im Munde führen.

So gleichgültig ſich die Wilden gewöhnlich gegen ihre Kranken bezeigen, ſollte man nicht vermuthen, daß ihnen der Tod ſehr empfindlich seyn könnte; und doch iſt es ganz das Gegentheil. Kaum iſt einer ihrer Anverwandten geſtorben, ſo brechen alle Umſtehende in die bitterſten Klagen und Thränen aus. So natürlich dieſer Schmerz iſt, ſo drücken ſie ihn doch gewöhnlich in Klageliedern aus. So weint die eine Frau und ſingt zugleich, daß ſie die Stütze ihres Hauſes verloren habe, eine andere erwähnt die Fiſche, Hirſche und wilden Schweine, die ihr Mann bey ſeinen Lebzeiten erlegte, noch andere rühmen die übrigen guten Eigenſchaften des Verſtorbenen und alle zerfließen dabey in Thränen. Die Ottomachier verbrennen alles Geräthe, was dem Verſtorbenen zugehörte und die Tamanachier treiben dieß noch weiter und reißen alle Bananen, türkiſchen Waizen, Jucawurzeln oder jede andre Feldfrüchte, die dem Todten nur einigermaßen zugehört haben, mit den Wurzeln aus.

Ihre Art, die Todten zu begraben, iſt ſehr einfach. Die Hangematte, die ihm bey Lebzeiten gedienet hat, wird nach dem Tode ſein Sarg, und mit den Stricken, an denen ſie hieng, wickeln ſie ihn feſt

feſt ein. Alsdann machen ſie in der Hütte ein Loch und ſcharren ihn mit ſeinem Hausrath und Waffen hinein, wobey ſie die darüber geſchüttete Erde ſorgfältig mit den Füßen treten, und dieſe Begräbnißart iſt unter den heidniſchen Völkern am Oronoko die gewöhnlichſte. Es giebt hier aber auch einige Nazionen, die ihre Todten in Höhlen legen und große Steine vor die Oeffnung wälzen, um ſie gegen die wilden Thiere zu ſichern. Nachdem nun die Zeit das Fleiſch von den Knochen abgelöſet hat, heben ſie letztere in irdenen Gefäßen oder Körben von Palmrinde auf, und ſetzen dieſe in irgend eine Grotte, oder ſelbſt in ihre Hütten. Die Trauer wird bey allen dieſen Nazionen heilig beobachtet, doch nicht bey allen in gleichem Grade.

Was den Karakter der Nazionen am Oronoko anbetrifft, ſo muß man ſagen, er beſtehet in einer Miſchung von Gutem und Böſem. Ihre Geduld z. B. in jeder Art Schmerz iſt unbeſchreiblich, eben ſo iſt ihre Genügſamkeit ſehr groß; ob es ihnen gleich oft an den nöthigſten Erforderniſſen des Lebens mangelt, bringen ſie doch den ganzen Tag im Schatten ihrer Wälder, oder liegend in ihren Hangematten, höchſtzufrieden mit Singen oder Schlafen zu. Ueberhaupt ſind ſie von einer kindiſchen Gemüthsart, biegſam, gutherzig, und ſehr geneigt, die Sitten und Lehren anderer anzunehmen. So wie man ſie unrechtmäßig der Undankbarkeit beſchuldiget, hat man ihnen auch den Vorwurf der Gefräßigkeit gemacht; ſie ſind aber in der That ſehr genügſam und eſſen viele Monate nichts als Früchte; kommt noch dann und wann eine Schildkröte hinzu, ſo halten ſie dieſes für ein großes Feſt.

Doch auch der bloße Anblick der Völker am Oronoko verkündiget ihre feindſeligen, immer zum Kriegen

gen geneigten Geſinnungen. Ihre Geſichtsbildung iſt finſter, ihr Gang ſtolz und ihr Blick wild und ſchnell; dabey ſind ſie ſtets bewaffnet, welches ihr Aeußeres noch furchtbarer macht. An der rechten Hand hängt an baumwollenen Stricken eine Keule, die ſie Macana nennen, wo jeder Schlag auf des Gegners Kopf tödtlich iſt. Ueberdem tragen ſie entweder unter dem Arm oder auf dem Rücken ein Bündel Pfeile und einen Bogen, ſelten aber ſiehet man ſie ohne ein großes Meſſer am Gürtel. Seit ihrem Umgange mit den Europäern und vorzüglich mit den Holländern iſt dieß noch ärger geworden; dieſe haben ihre Waffen noch durch Flinten, Bögen und andere, den Wilden vormals unbekannte, Werkzeuge des Krieges vermehrt. Die Caraiben, welche ſie von den Holländern gegen kleine Pferde eintauſchen, beſitzen ſie am häufigſten und verbreiten ſie wieder, entweder um Pferde dafür zu kaufen, oder aus Freundſchaft, unter die Bergbewohner.

Dieſe fürchterlichen Zurüſtungen dienen nicht bloß zum eiteln Gepränge, ſondern die Barbarey dieſer Nazionen iſt ſo groß, daß ſie bey der geringſten Gelegenheit zu den Waffen greifen. Sobald ſich nur ein Fremder in ihren Wäldern ſehen läßt, löſen ſie auf ihn einen Regen von Pfeilen. Selbſt gegen einander hegen ſie Mißtrauen, und ein Indianer von dem flachen Lande iſt, wenn er eine fremde Sprache redet, nicht unter den Bergbewohnern ſicher. Wenn die erſtern mit den letztern einen Tauſch treffen wollen, zeigen ſie ſchon in der Weite eines Flintenſchuſſes eine Axt oder dergleichen. Doch auch dieſes beruhiget ſie noch nicht über die Abſicht des Fremden. Sie geben genau Acht, ob er allein oder in Begleitung von andern, mit oder ohne Feuergewehr kommt. Wenn ſie dieß alles erforſcht haben, kommen ſie end-

lich nahe, doch nie ohne Gewehr, und ſelten erlauben ſie, daß mehr als zwey auf einmal zu ihnen kommen dürfen. Nichts flößt ihnen ſo leicht Vertrauen ein, als eine gute Bewirthung und eine gemeinſchaftliche Sprache. Denn es kommt ihnen nicht wahrſcheinlich vor, daß ein Feind ſich ſo viele Mühe geben ſollte, ihre Sprache zu erlernen; daher iſt es auch eine gewöhnliche Redensart unter ihnen: „wer unſere Sprache redet, iſt nicht von einer andern Nazion, ſondern ein Verwandter.“ Uebrigens ſcheint ihre kriegeriſche Gemüthsart nicht ſowohl aus angebohrner Wildheit und Grauſamkeit, als aus Mißtrauen zu entſpringen, das nur durch unermüdete Geduld überwunden wird; ſelbſt nachdem einige bekehrt werden, gehen ſie nie unbewaffnet, nicht einmal wenn ſie einen freundſchaftlichen Beſuch ablegen, und viele Jahre gehen hin, ehe ſie dieſe Gewohnheit ganz ablegen.

Die Weiber der Wilden ſind hingegen von einem äußerſt ſanften und leutſeligen Karakter. Der Ehebruch iſt ihnen ein Abſcheu und ihre ſanfte Gemüthsart iſt bey ihrem beſtändigen Umgange mit ſo wilden Männern kein geringes Verdienſt.

Unwiſſenheit und Mangel an allen Kenntniſſen, die den menſchlichen Geiſt aufklären und vor Irrthümern bewahren, erzeugen gewöhnlich den größten Aberglauben und Anhänglichkeit an die lächerlichſten Fabeln. Da dieſes in unſern Ländern eben der Fall iſt, ſo darf man ſich nicht wundern, daß die Wilden am Oronoko, deren Unwiſſenheit ungleich größer als die des gemeinſten Bauers unter uns iſt, den Kopf voll von dergleichen Albernheiten haben. Eine der ausgezeichnetſten Eigenſchaften der Wilden iſt eine unbeſchreibliche Neugierde und Aufmerkſamkeit auf alle neue Gegenſtände. Sobald ein Fremder in der Niederlaſſung erſcheint, ſtürzt alles nach dem Hauſe

des

des Miſſionairs, um den Ankömmling zu betrachten. Sie beobachten ganz genau ſeine Worte, Bewegungen und Mienen, und wenn ſie in ihre Behauſung zurückkehren, äffen ihm alle nach, und zwar ſo geſchickt, daß ein jeder es für den Fremden ſelbſt halten würde. Bey ihren Reiſen bemerken ſie alles, was ihnen vorkommt, und wenn der Weg ſich mit noch ſo vielen Krümmungen durch den dickſten Wald ſchlingt, wiſſen ſie ihn Jahrelang nachher noch wieder zu finden. Eben ſo genau wiſſen ſie auch zu bezeichnen, wo dieſer oder jener Ort liegt, und auf welchem Wege man hinreiſen müſſe.

Uebrigens iſt der größte und wichtigſte Gegenſtand ihrer Neugierde das Papier. Für dieſes und Bücher, überhaupt für alles Geſchriebene und Gedruckte haben ſie nur ein Wort, und nennen es Careta, welches eine Verſtümmelung des Spaniſchen iſt. Sie haben für Geſchriebenes eine außerordentliche Ehrfurcht und betrachten es als etwas übernatürliches. Wenn man ihnen daher einen Brief zu beſtellen giebt, wickeln ſie ihn als etwas Heiliges mit großer Sorgfalt in ein Tuch oder in Blätter ein, und übergeben ihn treulich. Sobald der Brief an ſeinen beſtimmten Ort gelangt, laufen ſie zuſammen, als ob etwas vom Himmel gefallen wäre.

Hier, wie auf den Antillen, und faſt in dem ganzen mittäglichen Amerika, rechnet man dreyerley Einwohner, weiße, ſchwarze und Landeseingebohrne; letztere unterſcheiden ſich von den übrigen Wilden wenig, beſonders von den Caraiben, derer Namen ſie führen, und mit denen ſie einerley Urſprung zu haben ſcheinen. Es ſind die nämlichen Geſichtszüge, eben dieſelbe Farbe, Geſtalt, Zierrathen und Putz. In Anſehung der Sitten ſind es eben die Laſter und eben die Tugenden; gleiche Ehrfurcht für alte Leute, gleiche

Einfalt, Schläfrigkeit, Grauſamkeit wider die Gefangenen, gleiche Liebe zur Freyheit, eben die Abneigung wider das Chriſtenthum. Sie haben auch einerley Zeitvertreibe, Ceremonien, Waffen, Speiſen, Wohnung, Beſchäftigungen ꝛc.

Bewundernswürdig iſt es, daß z. B. die Guaraunier am Oronoko daſelbſt leben können, da ihr Land durch den Fluß ganzer ſechs Monate lang ohne Aufhören, die übrige Zeit aber im Jahre, zweymal des Tages, überſchwemmt wird. Sie ſind gutherzig, geſprächig und den Spaniern ungemein zugethan. Sobald ſie eines ihrer Schiffe gewahr werden, laufen ſie mit den größten Freudensbezeugungen an das Ufer, und von dem Augenblicke an ſind alle Tage bey ihnen durch neue Luſtbarkeiten bezeichnet.

Außer denen Guarauniern, die an der Mündung des Oronoko wohnen, findet man, wie oben geſagt, mancherley andere Völker; allein es iſt ſchwer, den Urſprung aller dieſer Nazionen zu beſtimmen. Es giebt einige unter ihnen, die ſich beſſer dünken als die andern, und die in der That wegen ihrer Geſtalt, Anſehen, Größe und Gelindigkeit der Sprache, einen Vorzug vor dem größern Haufen haben.

Eben ſo iſt in ihren Sitten und Gewohnheiten ein merklicher Unterſchied; z. B. die Salivas geben ſich einen nicht weniger lächerlichen Urſprung. Die Väter geben ihren Kindern keine Unterweiſung, und dieſe leiſten ihnen keinen Gehorſam. So lange ſie klein ſind, werden ſie außerordentlich zärtlich geliebet; ſobald ſie aber heranwachſen, ſcheinen beyde einander nicht gekannt zu haben. Wenn dieſe Völker ihre Töchter verheyrathen, legen ſie ihnen ſechs Wochen vorher ein ſo ſtrenges Faſten auf, daß ſie den Hochzeittag ſehr elend ausſehen. Die Nacht vor der Verheyrathung

heyrathung wird lediglich hingebracht, daß man ſie bemahlt und mit Federn beſteckt. Sobald nun die Sonne aufgeht, kommt ein Trupp Muſikanten und Tänzer, welche ſpielen und etlichemal um das Haus herum tanzen. Man giebt ihnen hernach eine Schüſſel mit Fleiſche, die ſie nehmen und damit in das Holz laufen, ſie auf die Erde werfen und zu ſchreyen anfangen: da Teufel, nimm dieß und laß uns heute in Ruhe. Sie kommen hernach mit Blumen bekränzet zurück und halten in der einen Hand einen Strauß, in der andern eine Klingel. Alsdann ſetzt man ſich um eine Tafel mit Fiſchen und Schildkröten beladen; man ißt, man trinkt, man ſingt, man tanzt bis an den andern Morgen.

Dieſe Völker, wenn ſie auch in einer Gegend beyſammen wohnen, haben doch nicht alle einerley Gebräuche; bey einigen theilet z. B. das Oberhaupt eines jeden Flecken die Beſchäftigung unter den Einwohnern aus. Vom frühen Morgen an ſchickt er einen Theil auf die Fiſcherey, einen andern auf die Jagd, und noch einen andern, das Feld zu bearbeiten; denn alle Güter ſind gemeinſchaftlich. Die Weiber haben ihre häuslichen Verrichtungen, gegen Mittag aber gehen ſie und ſchlagen den Ball. Man muß ſich wundern, mit welcher Geſchicklichkeit ſie den Ball ſchlagen. Wenn ſie durch dieſe Uebung und von der Sonne ſehr erhitzt ſind, machen ſie ſich Schnitte in die Schenkel, Beine und Arme, und gehen nach genug vergoſſenem Blute in den Fluß, wo ſie ſich in dem Sande wälzen. Während ſolcher Zeit nehmen Männer und Weiber eine Hand voll Erde, und lecken und ſaugen ſie mit großem Vergnügen, weil dieſe Erde das Fett der Schildkröten, oder der Caiman, an ſich zieht, welches ihnen Nahrung giebt, und worauf ſie außerordentlich begierig ſind.

Um

Um vier Uhr kommen diejenigen, welche auf der Fiſcherey geweſen ſind, zurück, und jeder geht in ſeine Hütte. Die Weiber und Kinder nehmen die Fiſche oder das Wildpret und tragen es zu dem Hauptmann, der es unter alle Familien gleich vertheilet. Alsdann wird gegeſſen, man badet ſich aufs neue und tanzet hernach bis zum Schlafengehen. Die Männer faſſen einander bey der Hand an und machen einen Kreis, die Weiber einen zweyten und die Kinder ſchließen beyde erſte in einen dritten ein.

Wenn ich die Gebräuche dieſer verſchiedenen Nazionen angeführet habe, ſo habe ich bloß von denen geredet, die nicht zum Chriſtenthum bekehret ſind; denn man darf ſich nicht einbilden, daß, wenn ſie unterrichtet und getauft worden ſind, ſie ihre alten Gewohnheiten deswegen ganz ablegen. Ein Miſſionair, der die Wilden zahm machen und bekehren will, muß ſich vorher genau erkundigen nach den Sitten und Neigungen derer, zu welchen er ſeine Reiſe anzuſtellen Vorhabens iſt, und es iſt allerdings ein ſchweres Geſchäfte, wo es ihnen nur bey wenigen gelingt, ſie klüger und beſſer zu machen.

So roh und wild auch alle dieſe Nazionen ſind und ſo wenig ſie in dem Punkte der Religion übereinſtimmen, ſo nehmen ſie doch alle ein höheres Weſen für den Schöpfer der Welt an. Freylich iſt dieſe Grundwahrheit unter den verſchiedenen Völkern mit unzähligen Fabeln verſtellt; allein der Hauptſatz bleibt doch immer. Die Indianer glauben das Daſeyn eines Weſens, von dem alle Dinge abhängen. Dieſem Gott geben die Tamanachier z. B. einen Bruder Namens **Vocci**, und ſagen, daß beyde zuſammen die Welt erſchaffen hätten. Die **Maipuris**, **Guipunavis**, **Caveris** und andere Nazionen, welche unter ſich einerley Sprache haben, nennen das

höchſte

höchſte Weſen Purrunaminari, und ſo verändern noch andere Nazionen nur bloß den Namen ihres Gottes, in der Hauptſache kommen ſie alle überein.

Einige Nazionen ſcheinen etwas aufgeklärter zu denken als andere. Einige beſtimmen der Seele, wenn ſie im Leben gut geweſen iſt, nach dem Tode des Leibes einen angenehmen Ort zum Aufenthalte, aber ohne dieſen näher zu beſchreiben; iſt ſie aber böſe geweſen, ſo kommt ſie in einen Brunnen, in dem ein beſtändiges Feuer brennt. Die Piacis oder Zauberer geben vor, daß ſie dieſem Ort der Strafen entgehen könnten, wenn ſie gewiſſe, ihrem Gott angenehme, Lieder ſingen; alsdann fliegen ſie, ihrer Meynung nach, ohne Gefahr darüber weg und landen in dem Paradieſe.

Die **Jaruis** nehmen zum Aufenthalte der Guten einen Ort an, wo ſie die vortrefflichſten Speiſen genießen werden, die Böſen aber kommen in Gegenden, wo nichts als herbe und wilde Früchte wachſen. Die **Ottomachier** glauben, ohne ſich darum zu bekümmern, ob ſie gut oder böſe geweſen, daß die Seelen, ſobald ſie den Leib verlaſſen, ſich gegen Weſten begeben, und hier iſt ein Ort, wo ſie ohne Beſchwerde und Arbeit in Ruhe leben. Vorher begegnet ihnen aber ein großer Vogel, der **Tugbitighi** heißt, und ein Feind des ganzen Menſchengeſchlechts iſt. Dieſer mißgönnt ihnen das weſtliche Paradieß; er greift daher die Todten an und frißt ſie auf. Auch haben ſie einen böſen Geiſt, den ſie Jolochiamo nennen, und den ſie ſehr fürchten. Einige Nazionen haben, um die Seelen der Verſtorbenen und den böſen Geiſt zu bezeichnen, nur ein Wort, welches viel Verwirrung veranlaßt.

Alle dieſe verſchiedene Meynungen beweiſen deutlich, daß die Indier in Abſicht auf ihren Urſprung

äußerſt

äußerſt unwiſſend ſind; und ob man auch nicht mit Gewißheit entſcheiden kann, auf welche Art Amerika bevölkert worden iſt, ſo läßt ſich doch aus der Vergleichung der verſchiedenen Sprachen nicht leicht beſtimmen, von welchen uns bekannten Nazionen ſie abſtammen. Eben ſo unzählbar ſind ihre Stämme, in die ſie zertheilt ſind, und die Unterſcheidungszeichen, nach denen wir ſie kennen, kommen meiſt allemal von den Flüſſen, oder von Ländern, an und in welchen ſie wohnen.

Zum Schluß will ich nur noch etwas weniges von den Einwohnern in Surinam, einer holländiſchen Provinz, gedenken. Die erſten Einwohner dieſer Kolonie ſind ohnſtreitig Indier geweſen, wie diejenigen ſind, welche jetzt noch auf den benachbarten Inſeln, Cajenne und Berbice, wohnen; ſie ſind im Lande hin und wieder zerſtreuet und machen verſchiedene Dorfſchaften aus. Auch habe ich die verſchiedenen Nazionen ſchon geſchildert, und hier bleibe ich nur bey denen ſtehen, die zu dem Gebiete und der Landſchaft Surinam gehören. Die erſten ſind die Caraiben, welchen Namen man allen Indianern der Kolonie beylegt, und welche faſt alle nackend gehen. Es hat übrigens eine jede Nazion ihre beſondere Arten, ſich zu putzen, oder vielmehr, ſich zu verunſtalten. Einige machen ſich Mützen, oder andere Arten des Putzes, von den ſchönſten Federn. Ihre Waffen beſtehen in Bogen, Pfeilen, Keulen und einem bloßen Meſſer. Nicht als ob ihnen der Gebrauch des Feuergewehres gänzlich unbekannt ſey; denn es giebt einige unter ihnen, die ſehr gut damit umzugehen wiſſen, deren ſind aber nur wenige, die meiſten unter ihnen würden bey dem Gebrauche derſelben Gefahr laufen, ſie in ihren Händen zu zerſprengen, weil ſie die Gewalt des Pulvers, folglich auch die Art,

wie

wie man laden muß, gar nicht kennen. Ihre Bogen ſind ſechs Fuß lang und von einem ſehr ſchönen, ſchmeidigen und dichten Holz gemacht, welches Letterholz genannt wird. Sie beſitzen eine große Geſchicklichkeit, ihre vergifteten Pfeile abzuſchießen, und eben ſo geſchickt bedienen ſie ſich ihrer langen Keulen.

Die hieſigen Nazionen verändern oft ihren Wohnplatz, und man weiß nicht, ob Unbeſtändigkeit oder Vorſicht die Urſache iſt. Auch irret man, wenn man glaubt, ſie wüßten nichts von Zucht oder politiſcher Einrichtung unter ſich, vielmehr iſt es gerade das Gegentheil. Jedes Dorf beſtehet aus verſchiedenen Familien, deren Anzahl ſich etwa auf dreyßig, ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechts, erſtrecket, die alle unter einem Oberhaupte ſtehen, welches in ihrer Sprache Grandmann genennet wird, und welches ſie als ihren Kriegesoberſten anſehen, unter deſſen Befehlen ſie ſich alle verſammeln.

Von der Religion dieſer Völker kann man nichts ſagen; ſie ſcheinen wenig Begriffe davon zu haben, und es hält allemal ſchwer, ſie zum chriſtlichen Glauben zu bringen. Ihre Heyrathsgebräuche ſind ebenfalls ſehr einfach; denn es iſt genug, daß derjenige, ſo ein Mädchen heyrathen will, ihr ſeine ganze Jagd und ſeinen Fiſchfang, welchen er in einem Tage gemacht, hinbringt; nimmt ſie dieſes Geſchenk an, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſie ihn heyrathen will, alsdann bereitet ſie ihm das Abendeſſen und bringt es ihm in ſeine Hütte; von hier begiebt ſie ſich wieder nach Hauſe, und den folgenden Tag kommt ſie wieder, um die Heyrath feſt zu ſetzen. Der künftige Ehemann ſtellet während der Zeit mit ſeinen Verwandten und Freunden große Jagden und Fiſchfänge an. Dennoch ſind hernach die Weiber die Sklavinnen ihrer Männer, welche eine uneingeſchränkte Gewalt über ſie haben;

haben; doch iſt die Vielweiberey bey ihnen unbekannt. Die einzige Achtung, die ſie für ihre Weiber haben, iſt, daß ſie ihnen, wenn ſie von ihren Feldzügen zurückkommen, die Schädelhäute der von ihnen erlegten Feinde zum Zeichen ihres Sieges mitbringen, damit dieſe ſich damit ſchmücken und ihre Siege bekannt machen können. Die Frau darf übrigens niemals mit dem Manne eſſen, ſondern ſie muß ihm bey Tiſche aufwarten, und alsdann gehet ſie hin, um mit ihren Kindern zu eſſen. Sie haben durchgängig nicht viel Ceremonien, es ſey bey Freude oder bey Leid; im letztern Fall aber wird durch das Abſterben eines Indianers deſſen ganze Verwandtſchaft in Trauer geſetzt. Ihre Begräbniſſe geſchehen auch ohne alle Ceremonien, aber mit vielen Merkmalen der Traurigkeit, weil ſie dabey ohne Unterlaß ſchreyen und heulen. Das erſte bey der Beerdigung iſt, daß man den todten Körper wäſcht, alsdann mit einem Oel beſtreicht, hierauf mit einem Strick die Arme zwiſchen den Knien dergeſtalt bindet, daß der Kopf auf den beyden Händen ruhen kann, welche zum zweytenmal zuſammen gebunden werden; ſodann wird er in einen Sack von neuer Leinwand geſteckt und in ſeiner Hütte begraben. Neben ihm werden alle ſeine Kriegsrüſtungen gelegt, weil man glaubt, daß er ſie ſämmtlich in jener Welt nöthig haben wird.

Die Nazion, von der hier die Rede iſt, hat unter andern auch eine große Liebe zum Reiſen; und da die Kolonie Surinam von vielen Flüſſen durchſtrömt wird, auch an viele Inſeln gränzt, ſo können dieſe Völker nicht anders zuſammenkommen, um mit einander Unterhandlung zu pflegen, d. h. ihre Waaren gegen einander abzuſetzen, als daß ſie ihre Reiſen auf Kähnen verrichten. Ihre Waaren aber ſind Hange-

matten, Körbe, Waffen, Balſam und Schildkröten. Machen ſie eine ſehr große Reiſe, ſo führen ſie einigen Vorrath an Fleiſch und gedörrten Fiſchen, die ſie mit Pfeffer eſſen, ingleichen Kuchen von Kaſſave ſtatt des Brodes mit ſich.

Von den gemeinſchaftlichen Gebräuchen der zu Paramaribo wohnenden Europäer muß man nicht erwarten, daß ſie wie die Caraiben leben, obgleich diejenigen, welche ſich zuerſt aus unſerm Welttheile in jenem Lande niedergelaſſen haben, ſich der Einfalt dieſer Völker, um ſie zu gewinnen, gleich geſtellet haben. Es iſt ein Irrthum, wenn man ſich einbildet, daß man dort gar nicht zu leben wiſſe. Die Bürger ſind wie die Pflanzer (dieſen Namen legt man allen denjenigen bey, welche Plantagen beſitzen) auch ſelbſt, wenn ſie in Geſellſchaft gehen, erſcheinen ſie in einer weißen Weſte, mit einer weißen baumwollenen Mütze auf dem Kopfe und einen Hut darüber. Indeſſen, ob ſie gleich alle Sitten der großen Welt, ſo wie ihre Verderbniſſe angenommen, oder vielmehr beybehalten haben, ſo reich ihre Tafeln beſetzt ſind u. ſ. w.; ſo wenig Einfluß hat dieſes Beyſpiel auf die Landeseingebohrnen; dieſe ziehen ihre natürlichen Bedürfniſſe jederzeit den unnatürlichen und gekünſtelten vor.

Hierher gehören auch die ſchwarzen Sklaven; ihre Anzahl iſt ſehr groß und ihr Gehorſam oder Ungehorſam hat einen überaus großen Einfluß auf die Ruhe und das Glück der Einwohner. Anfänglich hatte jeder Privatmann mit dieſen ungeſitteten Völkern für ſeine eigene Rechnung, dem längſt eingeführten Gebrauch gemäß, gehandelt. Nachdem aber die Kolonie mehr und mehr angewachſen iſt, hat man für rathſamer gefunden, eine Geſellſchaft zu errichten, durch welche dieſer Handel getrieben wer-

den ſollte, und jetzt iſt es die Geſellſchaft von Amſterdam, die verſchiedene Comtoirs auf der Küſte von Guinea hält, um dieſen Handel durch Tauſch zu treiben.

Außer dieſen hat man auch noch Marrons oder Waldnegern, worunter man diejenigen verſtehet, welche, um entweder nicht arbeiten zu wollen, oder um der Strafe zu entfliehen, weggelaufen ſind. Ihre Anzahl vermehrt ſich täglich; ſie haben ſogar Dorfſchaften in den Wäldern und in den Gebirgen errichtet, aus denen ſie, ehe man Unterhandlungen mit ihnen getroffen, nur des Nachts hervorkamen, um in den benachbarten Pflanzungen Lebensmittel zu rauben.

XII.

Von den Amazonen.

Man kennet das Land der Amazonen eigentlich nicht hinlänglich, und man muß die Einwohner deſſelben nur an den Ufern des Fluſſes gleiches Namens, ſo wie an den Gränzen von Peru und Braſilien aufſuchen, wo ſich im erſten die Spanier, im zweyten die Portugieſen Beſitzungen anmaßen. XII. Die Amazonen.

Der ganze große Raum, welchen der Amazonenfluß einnimmt, war ſonſt mit einer unendlichen Menge Wilden bevölkert, die in verſchiedene Provinzen abgetheilet waren, und eben ſo viel beſondere Nazionen ausmachten. Das Land war ſo bevölkert und die Einwohner ſo nahe beyſammen, daß man aus dem letzten Dorfe einer Völkerſchaft in vielen andern Dörfern einer andern Holz hacken hörte. Dieſe große Nähe diente nicht dazu, daß ſie in Friede unter einander leben wollten, ſondern ſie waren beſtändig im Kriege mit einander, tödteten ſich unter einander, oder führten einander als Sklaven fort. Ob ſie gleich unter ſich tapfer genug waren, ſo hielten ſie doch wider die Europäer nicht Stand; die meiſten nahmen die Flucht, warfen ſich in ihre Canote, die ſehr leicht ſind, erreichten in wenig Augenblicken das Land, nahmen ihre Fahrzeuge auf den Rücken und flüchteten gegen einen von den Seen, die der Fluß in großer Anzahl bildet.

Ihre Waffen waren Wurfſpieße von einer mittelmäßigen Länge, Spieße von einem ſehr harten Holze, deren Spitze ſehr ſcharf war, und die ſie mit vieler Stärke und Geſchicklichkeit warfen. Sie hatten

ten auch eine Art von Lanzen, die ſie Eſtolica nannten, und welche flach, eine halbe Ruthe lang und drey Finger breit waren, an deren Ende ſich ein Knochen, in der Geſtalt eines Zahnes, fand, welcher einen Pfeil von ſechs Fuß lang hielt, deſſen Spitze mit einem andern Knochen oder einem ſehr ſpitzigen und wie eine Barbe geſchnittenen Stücke Holz bewaffnet war. Sie nahmen dieſes Inſtrument in die rechte Hand, richteten ihren Pfeil mit der linken Hand oben in dem Knochen und ſchoſſen ihn mit ſo vieler Heftigkeit und Richtigkeit, daß ſie ihr Ziel auf funfzig Schritt weit nicht fehlten. Was ihre Vertheidigungswaffen betraf; ſo hatten ſie Schilde von geſpaltenem Rohre und ſo dicht geflochten, daß ſie, ungeachtet ihrer Leichtigkeit, doch ſtark waren. Einige Völkerſchaften bedienten ſich der Bogen und Pfeile, deren Spitzen ſie mit ſo giftigen Säften vergifteten, daß die Wunde davon allezeit den Tod beförderte.

Eben ſo einfach waren die Werkzeuge, ihre Canote und Gebäude zu erbauen; ſie beſtanden bloß aus Aexten und Beilen. Die Natur hat ſie gelehret, die härteſten Schildkrötenſchalen in Blätter von vier bis fünf Finger breit zu theilen, welche ſie auf einem Steine wetzten, nachdem ſie ſolche im Rauche getrocknet hatten. Sie ſteckten ſie in einen hölzernen Griff, das leichte und zarte Holz damit zu behauen, woraus ſie nicht allein Canoe, ſondern auch Tiſche, Schränke, und Stühle machten. Zum Baumfällen, oder das härteſte Holz zu hauen, hatten ſie Aexte mit ſcharfen Steinen, welche ſie durch ſtarkes Aneinanderreiben wetzten. Ihre Scheeren, ihre Hobel und ihre Bohrer waren von Eberzähnen und Thierhörnern, welche in hölzerne Hefte eingefaſſet waren. Obgleich alle ihre Provinzen von Natur verſchiedene Arten von Baumwolle hervorbrachten, ſo bedienten ſie ſich derſelben

ſelben doch nicht zu ihrer Kleidung. Sie giengen faſt alle und ohne Unterſchied des Geſchlechtes mit eben ſo weniger Schaam nackend, als ob ſie bekleidet wären.

Die Religion von allen dieſen Völkern iſt faſt einerley. Sie haben Götzen, die von ihren Händen gemacht ſind, denen ſie verſchiedene Verrichtungen zuſchreiben. Die einen ſtehen dem Waſſer, die andern dem Getraide und den Früchten vor. Sie rühmen ſich, dieſe Gottheiten wären vom Himmel gekommen, um bey ihnen zu wohnen und ihnen Gutes zu thun, ſie erweiſen ihnen aber nicht den geringſten Dienſt. Sie werden in einem Winkel oder in einem Futterale verwahret, bis die Gelegenheit kommt, wo man ihren Beyſtand bedarf. Wenn ſie alſo in den Krieg gehen wollen, ſo ſetzen ſie den Götzen, von dem ſie den Sieg erwarten, vorn auf ihre Canote, oder wenn ſie zum Fiſchen ausfahren, ſo ſtellen ſie denjenigen auf, welcher den Waſſern vorſtehet. Indeſſen erkennen ſie doch, daß es wohl mächtigere Götter geben könne.

Alle die Indianer haben, wie die Einwohner der andern Theile von Amerika, eben ſo viel Vertrauen, als Ehrerbietung gegen ihre Wahrſager, die ihnen anſtatt der Aerzte und Prieſter dienen. Was die Todten betrifft; ſo laſſen einige die Körper durch ein langſames Feuer trocknen, und verwahren ſie in ihren Hütten, damit ſie ſtets das Andenken desjenigen, was ihnen lieb geweſen iſt, vor den Augen haben. Andere verbrennen ſie in großen Gruben, mit allem, was ſie in ihrem Leben beſeſſen haben. Die Leichenbegängniſſe dauern viele Tage, welche unter Schmauſen und Weinen getheilet werden.

Gegen Süden, das iſt, an der andern Seite des Fluſſes, findet man vier andere Völkerſchaften,

 die

die Voixiraner, Ruruſnier, Ryuitoer und Zapotaer.

Die Völkerſchaft der Omaguaer iſt weit geſitteter und vernünftiger als die andern.

An dem Fluſſe Putumayo, welcher dreyßig andere Flüſſe aufnimmt, ehe er ſich mit dem Amazonenfluſſe vereiniget, wohnen an deſſen Ufern noch andere Nazionen, z. B. die Rurimoer, Guraicaer, Porinaer, Ziaer, Ahyver und Cavoer. Funfzig Meilen weiter unten an dem Ufer des Rotau wohnen die Topanaer, Gavainer, Ozuanaer, Morvaer, Naunaer, Cenomanaer und Marivaner, von denen man glaubt, alle dieſe Völker haben einen großen Ueberfluß an Gold, weil ſie große Platten davon in den Naſen und Ohren tragen.

Der letzte Wohnplatz der Aguaer, wenn man mit dem Strom des Amazonenfluſſes hinunter gehet, iſt ein ſehr bevölkerter Flecken und die Hauptbefeſtigung dieſer Nazion an eben der Seite. An der Nordſeite haben ſie die Curier und Quirabaer zu Feinden, und an der Südſeite die Cachiguraaer und die Jncurier.

Acht und zwanzig Seemeilen tiefer, an eben der Seite, fängt die große und mächtige Völkerſchaft der Curuzicarier an; ſie nimmt über achtzig Meilen das Ufer des Fluſſes ein. Die Furcht hat einen groſſen Theil der Einwohner vertrieben, aber die Portugieſen fanden in ihren Hütten alle Merkmale einer guten Wirthſchaft und einer ungemeinen Reinlichkeit, welches bey Völkern der Art um ſo mehr zu bewundern iſt. Man ſah darin, nebſt einer Menge Lebensmittel, ſehr ſauberes und gut gearbeitetes Geräth, beſonders diejenigen Geräthe, die zu den Speiſen dienten. Auch an Golde iſt kein Mangel,

gel, aber weil die Indianer die Begierde der Portugieſen gar bald merkten, ſo verbargen ſie die Platten ſorgfältig.

Auf dieſe Nazion folgt die Völkerſchaft der **Yorimaurer**, die kriegeriſchſte unter allen. Sie iſt eben ſo zahlreich, als irgend eine andere an den Ufern des Fluſſes. Die meiſten ſind beſſer gebildet und von einem ſchönen Wuchſe; ſie gehen nackend wie die andern. An ihrem bloßen Anſehen aber erkennet man, daß ſie Herzhaftigkeit beſitzen.

Nicht weit von ihnen wohnen die **Cuchigaraer**, die **Cumayarier**, **Caupanaer** und **Zurinaer**, welche alle eine ſeltene Geſchicklichkeit zur Handarbeit haben. Sie machten ohne andere Werkzeuge, als die andern Indianer, Stühle in Geſtalt der Thiere, Menſchenbildſäulen und andere Bilder mit vieler Geſchicklichkeit.

Zwey und dreyßig Meilen nach den **Cuchigaraern** iſt das Land mit vielen Seen durchſchnitten, welche ſehr bevölkerte Inſeln bilden. Die Einwohner führen überhaupt den Namen **Carabuyavaer**; ſie werden aber unter einander durch beſondere Namen unterſchieden. Sie haben Bogen und Pfeile, Streitäxte, Hellebarden, Sicheln und Meſſer, welche ſie ihrer Ausſage nach von den Indianern, die am Meere wohnen, eintauſchen.

Die **Topinambuer** auf dem Amazonenfluſſe ſind eine von andern ſo unterſchiedene Völkerſchaft, daß man ſie faſt mit den erſten Völkern in Europa vergleichen könnte. Man eignet ihnen alle gute und liebenswürdige Tugenden zu, einen ſcharfen und denkenden Verſtand und überhaupt nichts von der ausgelaſſenen Wildheit anderer Nazionen. Auch ſtehen einige kleine Völkerſchaften unter ihrem

rem Schutz, z. B. die Guayazier, Apotoer, Tagarier ꝛc.

Alle Eylande, welche der Amazonenfluß bildet, ſind ſehr bevölkert; die Völker aber gleichen einander hier ſo wenig, und ihre Sprachen ſind ſo ſehr von einander unterſchieden, auch ihre Gebräuche gehen dergeſtalt von einander ab, daß es allen Raum überſteigen würde, wenn hier von jeder insbeſondere gehandelt werden ſollte.

XIII.

Von den Braſilianern.

XIII. Die Braſilianer.

Die meiſten Reiſenden ſchildern den Karakter und die Sitten der Braſilianer nicht von der vortheilhafteſten Seite; bey genauer Vergleichung findet man jedoch manches Uebertriebene und manche Spur wahrer Güte. Ob ſie gleich keine andere Geſetze haben, als ihre hergebrachten Gebräuche, wovon einige freylich offenbar den Grundſätzen der Gerechtigkeit zuwider ſind, ſo merkt man doch bey dieſem Verderben einige Züge einer beſſern Ordnung, auf die ſie eben ſo viel halten, als auf ihre barbariſchen Uebungen. Der Ehebruch z. B. iſt bey allen dieſen Völkern eine häßliche That, das heißt, ungeachtet ihrer Freyheit, viele Weiber zu nehmen und ſie nach Gefallen wieder zu verſtoßen, darf doch keine Mannsperſon Umgang mit einer andern Frau führen, als die er unter dieſem Namen nimmt, und die Weiber ſind verbunden, ihren Männern treu zu ſeyn. Die Sorge für ihre Kinder, beſonders die mütterliche Liebe, iſt eine ſehr lobenswerthe Tugend an ihnen. Sie ſuchen ihre Kinder gleich von den erſten Tagen ihres Lebens an hart zu gewöhnen; ihre erſte Nahrung iſt nicht allein Milch, ſondern auch ein wenig gekauetes Mehl. Die Mütter bleibt nur etliche Tage im Bette, dann trägt ſie ihr Kind am Halſe hangend in einer dazu gemachten baumwollenen Binde, und nimmt auch gleich ihre Hausarbeit wieder vor. Jedes Kindes Beſtimmung iſt die Jagd, die Fiſcherey und der Krieg.

Wenn die Urtheile der Reiſenden wahr ſind, ſo ſind die Braſilianer dasjenige Volk, welches keine

Art von Gottheit kennet, auch keine anbetet; ja ihre Sprache hat ſogar nichts, was den Namen Gottes ausdrücket. Selbſt in ihren Fabeln findet man nichts, welches ſich im geringſten auf ihren Urſprung oder auf die Entſtehung der Welt beziehet. Sie haben nur einige verwirrte Geſchichte von einer großen Waſſerfluth, wodurch das ganze menſchliche Geſchlecht umgekommen, ein Bruder und eine Schweſter ausgenommen, welche die Welt zu bevölkern von neuem anfiengen. Indeſſen verbinden ſie doch einige Vorſtellung von Macht mit dem Donner, welchen ſie Tüpan nennen, weil ſie ſich nicht allein vor ihm fürchten, ſondern auch glauben, daß ſie den Ackerbau von ihm gelernt haben. Es kommt ihnen nicht in den Sinn, daß auf dieſes Leben ein anderes folgen könne, und folglich haben ſie auch eben ſo wenig einen Namen, den Himmel oder die Hölle zu bezeichnen. Sie glauben aber doch, daß nach ihrem Tode etwas von ihnen übrig bleibt, weil man ſie ſagen hört, viele von ihnen wären in Geiſter verwandelt worden, und machten ſich eine Luſt, beſtändig auf angenehmen und mit allerhand Bäumen bepflanzten Gefilden zu tanzen.

Sie haben alſo auch keine Prieſter, ſondern nur Wahrſager, an welche ſie ſich bey Krankheiten wenden. Dieſe Betrüger finden Mittel und Wege genug, ſie durch Blendwerke, durch außerordentliche Geberden und Bewegungen, zu hintergehen. Sie fügen Verſprechungen und Vorherſagungen hinzu, welche zuweilen gewaltige Veränderungen bey einer Völkerſchaft durch die bloße Wirkung der Hoffnung oder Furcht verurſachen.

Die Braſilianer nehmen viele Weiber, aber ſie verlaſſen ſie auch eben ſo leicht wieder, als ſie ſolche nahmen. Indeſſen dürfen ſich doch dieſe Männer

nicht

nicht eher verheyrathen, als bis ſie einen Feind ihrer Völkerſchaft gefangen oder erlegt haben. Man muß bey der Eintheilung, die man von allen natürlichen Einwohnern Braſiliens macht, nur die Margajaer, die Uetacaer, die Maguher, die Tapüier und die Tupinambuer unterſcheiden. Uebrigens weiß man gar wohl, wie ſehr ſich dieſe indiſche Nazionen von einander unterſcheiden, wie ſehr ſie von einander abgehen.

Die Uetacaer z. B. ſind beſtändig mit ihren Nachbarn im Kriege verwickelt, und nehmen auch keine Fremden auf, mit ihnen zu handeln. Wenn ſie glauben überwunden zu werden, ſo fliehen ſie mit Schnelligkeit in die Wälder, oder auf die Berge. Ihr ſchmutziges und ekelhaftes Anſehen, ihr wilder Blick und ihre abſcheuliche Geſichtsbildung machen ſie zu einer verhaßten Nazion. Ueber dieſes ſind ſie von den andern Braſilianern durch ihre Haupthaare unterſchieden, welche ſie bis mitten auf den Rücken herabhängen laſſen, und wovon ſie nur einen kleinen Kreis auf der Stirne abſchneiden. Ihre Sprache iſt auch ihren nächſten Nachbarn ihrer nicht ähnlich. Die überaus große Wildheit dieſer Indianer hat es noch bis jetzt verhindert, ſie zu einer ordentlichen Handlung zu vermögen. Man handelt mit ihnen nur von weitem, und ſtets mit Feuergewehr in der Hand, um durch die Furcht eine unordentliche Begierde zu unterdrücken, die bey Erblickung des weiſſen Fleiſches der Europäer in ihnen erwachen ſoll. Der Tauſch geſchiehet in einer Weite von hundert Schritten, das iſt, man bringt auf beyden Seiten an einen gleichen Ort die Waaren, welche den Gegenſtand der Handlung ausmachen. Man zeiget ſie einander von weitem, ohne ein Wort zu ſagen und ein jeder läßt oder nimmt das Seinige, was ihm beliebet.

liebet. Doch gehet es dabey redlich genug zu, es ſcheint aber, daß das Mißtrauen gegenſeitig iſt, und daß, wenn die Portugieſen befürchten, von ihnen angefallen zu werden, die Indianer ſich eben ſo ſehr vor der Sklaverey der Portugieſen fürchten.

Außer einigen nicht ſehr zahlreichen Völkerſchaften, die man wegen ihres kleinen Wuchſes Pigmäen nennet, kommt die ordentliche Geſtalt der Braſilianer der unſrigen gleich; ſie ſind aber viel dauerhafter und den Krankheiten weniger unterworfen als die Europäer. Seit der Niederlaſſung der Portugieſen haben die Einwohner angefangen, ſich in der Mitte des Leibes zu gürten, und an ihren Feſten von dem Gürtel bis unten ein blaues oder geſtreiftes Tuch zu tragen, woran ſie kleine Knochen oder Schellen hängen; die Häupter des Stammes hängen zwar auch einen Mantel über die Schultern, allein man ſiehet es ihnen an, daß ihnen jede Art der Bedeckung zuwider iſt, und daß ſie lieber nackend gehen.

Sie können keine Haare leiden, außer auf dem Kopfe. Die Scheeren und Zangen, welche ihnen dienen, ſich ſolche hinweg zu ſchaffen, ſind einer von den größten Gegenſtänden der Handlung. Was man von der Gewohnheit geſagt hat, ſich die Unterlippe zu durchbohren, geſchiehet nicht in ihrem reiferen Alter, ſondern gleich von ihrer Kindheit an; in dieſem zarten Alter aber tragen ſie nur einen kleinen Knochen, ſo weiß wie Elfenbein. In dem männlichen Alter ſtecken ſie einen Stein hinein, der zuweilen eines Fingers lang iſt, und den ſie, ohne das geringſte Band, darin feſt zu halten wiſſen. Einige ſtecken ſich auch ſogar dergleichen Knochen in die Backen. Eine andere Art von Schönheit iſt, eine platte Naſe zu haben; deshalb iſt es die erſte Sorgfalt der Väter bey der Geburt des Kindes, dafür zu

ſorgen. Die ſchwarze Farbe, womit ſie den ganzen Leib bemahlen, außer dem Geſichte, hindert nicht, daß ſie nicht an einigen Orten auch noch Flecken von verſchiedenen Farben aufſchmieren. Ihre Beine und Schenkel behalten aber ſtets einerley Schwärze, welches macht, daß ſie in einiger Entfernung ſchwarze Beinkleider zu haben ſcheinen. Am Halſe tragen ſie Halsbänder aus Knochen von einer blendenden Weiße und von Geſtalt eines halben Mondes, welche oben an ein baumwollenes Band eingereihet ſind; zur Abwechſelung aber hängen ſie zuweilen kleine Kügelchen von einem ſehr glänzenden ſchwarzen Holze darunter, woraus ſie eine Art von Halsband machen. Weil ſie eine Menge Hühner haben, die ſie aus Europa bekommen, ſo ſuchen ſie die weißen darunter aus, und rupfen ihnen die Pflaumfedern ab, welche ſie roth färben und ſich mit einem klebrichen Gummi auf den Leib ſtreichen.

In ihren Kriegen und an hohen Feſttagen kleben ſie ſich mit Wachſe auf die Stirne und auf die Backen kleine Federn von einem ſchwarzen Vogel. Bey Gaſtereyen verändern ſie dieſen Putz mit allerhand andern Federn von verſchiedenen Farben. Ihre Keulen ſind von hartem, rothem Braſilienholz. Auf ihre Schultern nehmen ſie Straußfedern, und fügen ſie ſo zuſammen, daß alle Kiele auf der einen Seite dicht zuſammen ſtehen und das übrige ſich in der Runde wie ein kleiner Pavillon oder eine Roſe ausbreitet. Dieſes bildet einen großen Federbuſch, welchen ſie Araroya nennen, den ſie auf ihren Hüften mit einem baumwollenen Strick nach dem Leibe zu enge und auswärts breit binden, ſo daß man ſagen könnte, ſie trügen einen Hühnerkorb. Wenn ſie tanzen wollen, ſo nehmen ſie Früchte, die ſie Ahuai nennen, von der Größe der Caſtanien; ſie höhlen

ſolche aus, füllen ſie voll kleine Steine und heften ſich ſolche an die Beine. In den Händen haben ſie hohle und auch mit Steinen angefüllte Calebaſſen, oder einen Stock eines Fußes lang, woran ſie die Calebaſſen hängen.

Das weibliche Geſchlecht hat, außer daß es gedachtermaßen wie die Männer, ganz nackend geht, noch das mit ihnen gemein, daß es ſich alles Haar ausreißt. Das Kopfhaar ſcheeren die Weiber nicht wie die Männer vorn ab, ſondern laſſen es lang wachſen, ſchneiden es aber in zwey gleiche Theile, binden ſie zuweilen mit einem rothgefärbten baumwollenen Bande auf und laſſen ſie über die Schultern hangen, gemeiniglich aber gehen ſie mit fliegenden Haaren. Ueber dieſes laſſen ſie ſich auch nicht die Lippen und Backen durchſtechen und tragen folglich keine Steine. Hingegen ſind die Ohren weit durchſtochen und die Ohrringe beſtehen aus großen Seemuſcheln; ſie ſind weiß, rund und eben ſo lang, als ein mittelmäßiges Licht; und da ihnen ſolches auf die Schultern hänget, ſo macht dieſes ihre Ohren ſehr ungeſtaltet. Das Geſicht putzen ſie auf folgende Art. Nachdem die Nachbarin oder Geſpielin mit einem kleinen Pinſel in der Hand, einen kleinen Kreis gerade mitten auf der Backe derjenigen angefangen hat, die ſich mahlen läßt, indem ſie ſolchen rund herum wie eine Rolle und Schneckengeſtalt drehet, ſo wird ſie nicht allein fortfahren, bis ſie ihr mit blauer, gelber und rother Farbe das ganze Geſicht verſtellet hat, ſondern macht auch noch an der Stelle der Augenlieder und ausgeriſſenen Augenrahmen den Hauptſtrich mit dem Pinſel. Eine ſolche Mahlerey erhöhet nach ihren Begriffen die Schönheit, bringt aber, eigentlicher zu reden, Ungeſtalten hervor. Alsdann haben ſie große Armbänder von vielen Stücken weißer Knochen, die

wie große Fiſchſchuppen zerſchnitten ſind, welche ſie ſehr gut zuſammen zu fügen und mit unter einander gemiſchtem Wachſe und Gummi zu befeſtigen verſtehen. Sie ſind etwa anderthalb Fuß lang und können nicht beſſer, als mit denen Armſchienen verglichen werden, die man bey dem Ballſchlagen anleget. Sie tragen auch die weißen Halsbänder, die man in ihrer Sprache Bure nennet, nicht um den Hals wie die Männer, ſondern um die Arme gewunden, und hieraus ſiehet man, zu was für einem Gebrauch ſie die kleinen, gelben, blauen, grünen und andern farbichten Glasknöpfe ſo artig finden, die man ihnen angereihet zum Tauſche bringet.

Es hat ſehr viele Mühe gekoſtet, die Weiber dahin zu bringen, daß ſie ſich bekleidet haben. Zum Vorwande führten ſie ihren Gebrauch an, daß ſie ſich in allen Waſſern, die ſie antreffen, baden müßten, es ſey alſo zu beſchwerlich, ſich ſo oft aus- und anzuziehen. Wenn man ſie zwang, ein Hemde anzuziehen, ſo nahmen ſie es, aus Furcht, es ſchmutzig zu machen, bis über die Achſeln herauf. Diejenigen, welche von den Europäern zu Gefangenen gemacht oder gekauft wurden, in den Feſtungen zu arbeiten, ermangelten nie, ſobald es Nacht war, ſich auszuziehen; kurz, wenn es in ihrer Wahl geſtanden, und man ſie nicht durch Schläge gezwungen hätte, ſich zu bekleiden, ſo würden ſie lieber die Hitze der Sonne ausgeſtanden und ſich die Arme und Schultern durch das Erde- und Steintragen verletzt haben, als etwas auf ſich leiden wollen.

Die Nahrung der Braſilianer beſtehet ordentlicher Weiſe in zweyerley Wurzeln, der Aipy und Manioc. Dieſe Pflanzen werden gebauet und dürfen nicht über drey Monate in der Erde ſeyn, da ſie einen halben Fuß hoch und dick wie ein Arm werden. Man

läßt ſie am Feuer auf Hurden trocknen, und indem man ſie mit ſcharfen Steinen ſchabt, ſo bekommt man Mehl daraus. Es iſt eine beſondere Gewohnheit der Indianer in Braſilien, daß ſie zu verſchiedenen Stunden eſſen und trinken, das iſt, daß ſie nicht eſſen, wenn ſie trinken, und nicht trinken, wenn ſie eſſen. Zu eben der Zeit laſſen ſie auch alle ihre Sorgen und Geſchäfte ruhen, nachher aber reden ſie wieder mit Hitze davon, wie ſie ihre Feinde angreifen, ſie fangen, ſie mäſten, hinrichten und (wie einige behaupten) verzehren wollen.

Aus Eigennutz und Ehrfurcht führen ſie niemals Krieg; ſie ſind nur bedacht, den Tod ihrer Anverwandten oder Freunde zu rächen, die von andern Wilden genommen worden. Die Rache iſt eine ſo ſüße und lebhafte Leidenſchaft bey allen dieſen Völkern, daß ſie einander niemals Herberge geben. Diejenigen, welche einige Verbindung mit den Europäern haben, kommen nach und nach von dieſer Wildheit zurück. Sie ſchlagen die Augen mit einer Art von Beſchämung nieder, wenn man ihnen deshalb einen Vorwurf macht, und bezeigen dadurch, daß noch nicht alles Gefühl in ihnen erſtickt ſey.

Bey ihren Kriegen ſind wenig Feyerlichkeiten. Sie haben weder Könige noch Fürſten und kennen keinen Unterſchied des Standes. Sie ehren aber ihre Alten und ziehen ſie bey jeder Gelegenheit zu Rathe, weil ſie den vernünftigen Grundſatz kennen: das Alter hat viel Erfahrung; und ob ſie auch nicht mehr im Stande ſind, durch ihre Kräfte zu nützen, ſo ſind ſie doch vermögend, junge Krieger mit Rath zu unterſtützen. Ein jeder Aldeja, welchen Namen ſie vier oder fünf Cabanen geben, die in einem und demſelben Bezirke liegen, hat zu Führern vielmehr, als zu Oberhäuptern, eine gewiſſe Anzahl von dieſen Alten, die

die zugleich Redner der Geſellſchaft ſind, vornehmlich wenn es darauf ankommt, die jungen Leute zu ermahnen, daß ſie die Waffen ergreifen ſollen. Sie geben das Zeichen zum Aufbruche, und hören bey ihrem Marſche nicht auf, die Ausdrücke des Haſſes und der Rache laut erſchallen zu laſſen. Auf dieſes Geſchrey ſchlagen die Wilden in die Hände, klopfen ſich auf die Schultern und verſprechen ihr Leben nicht zu ſchonen. Zuweilen halten ſie ſtille, um hitzige Reden zu hören, welche ganze Stunden dauern. Hierauf bewaffnen ſie ſich, ein jeder mit ſeinem Tacape, welches eine Art Keule aus Braſilienholz iſt; ſie hat ſechs Fuß in der Länge, einen in der Breite und einen Zoll in der Dicke. Ihre Bogen ſind aus demſelben Holze, deren ſie ſich mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit bedienen. Die Sehnen ſind von Grasfäden und ſo ſtark, daß ein Pferd daran ziehen könnte. Ihre Pfeile ſind ſehr lang und beſtehen aus drey Stücken; das mittelſte iſt von Schilfe, und die beyden andern von ſchwarzem Holze; dieſe Stücke ſind ſehr gut in einander gefügt und mit Baumrinden verbunden. Sie haben nur zwey Federn, die mit baumwollenen Fäden ſehr ſauber angebunden ſind. An das Ende derſelben ſtecken ſie bey einigen ſpitzige Knochen, bey andern einen halben Fuß lang dürre und harte Röhre, nach der Art der Lanzette und eben ſo ſpitzig, zuweilen auch die Spitze eines Rochenſchwanzes, der ſehr ſpitzig iſt. Auch haben ſie, ſeitdem die Franzoſen und Portugieſen dieſes Land beſucht haben, nach ihrer Art angefangen, wo nicht ein Pfeileiſen, doch wenigſtens eine Nadelſpitze daran zu ſtecken. Ihre Schilde ſind von Haut, breit und rund. Mit dieſer Rüſtung und mit Federn geſchmückt, ziehen ſie etliche Tauſend an der Zahl, die aus vielen Aldejaen gebildet worden, nebſt einigen Weibern, welche ihren Vorrath an Lebensmitteln tragen, zu Felde. Man erwählet die Heerführer

von denjenigen, welche die meiſten Feinde gefangen oder getödtet haben. Die Loſung zum Kriege iſt eine Art von Horn, welches ſie Inubia nennen, und Pfeifen von Knochen, welche gemeiniglich von den Gebeinen ihrer Schlachtopfer ſind. Zuweilen geſchehen ihre Kriegszüge zur See; ihre Canoe aber, welche von Baumrinden ſind, können den großen Wellen nicht widerſtehen, und daher entfernen ſie ſich auch nicht weit vom Ufer. Wenn ſie in das Land kommen, welches ſie verwüſten wollen, ſo dringen die Herzhaftigſten zuerſt durch die Gebüſche und die übrigen bleiben zurück bey den Weibern. Ihr erſter Angriff geſchiehet niemals offenbar, ſondern ſie verbergen ſich in einiger Entfernung von den feindlichen Wohnplätzen, um Gelegenheit zu ſuchen, ſie zu überfallen. Sie verziehen ſo lange, bis es dunkel iſt, alsdann legen ſie Feuer an, und machen ſich die Verwirrung zu Nutze. Sie üben alle Arten der Grauſamkeit aus, die ſich von geſitteten Menſchen nicht denken läßt, die Hauptabſicht aber gehet allemal dahin, Gefangene zu machen.

Nimmt man einige Völkerſchaften aus, deren Wildheit ſehr groß iſt, ſo ſind doch die meiſten Braſilianer ſehr leutſelig gegen die Fremden. Wenn man z. B. mehr als einmal in ein und daſſelbe Dorf gehen muß, ſo muß man ſich den Muſſacat, das iſt, den Hausvater aufſuchen, bey dem man beſtändig einkehren will, weil derjenige, bey dem man zuerſt geweſen, ſich für ſehr beleidiget halten würde, wenn man ihn verließe und einen andern wählte. Bey der Ankunft des Reiſenden, welcher ſich an ſeiner Thüre zeiget, nöthiget er ihn, ſich in ein baumwollenes Bette zu ſetzen, welches in der Luft hängt, wo er ihn eine Zeitlang läßt, ohne ihm ein Wort zu ſagen. Dieſes geſchiehet, damit er Zeit habe, ſeine Weiber

der zu verſammeln, die ſich auf die Erde um ſein Bette herum niederkauern und beyde Hände für ihr Geſicht halten. Bald darauf vergießen ſie Thränen der Freude, und ſagen ihrem Gaſte unter beſtändigem Weinen allerhand Schmeicheleyen. Will der Fremde eine gute Meynung von ſich geben, ſo muß er ſich dadurch gerührt zeigen. Nach dieſer erſten Begrüßung kommt der Muſſacat, welcher ſich unterdeſſen in einen Winkel der Cabane begeben und ſich ſtellet, als ob er einen Pfeil, oder ſonſt etwas machte und nicht wüßte, was vorgienge, wiederum zurück zu dem Bette und fraget den Fremden, wie er ſich befindet, ingleichen was für eine Urſache ihn hierher führet; und dieſe Fragen müſſen alle beantwortet werden. Hierauf läßt er, wenn man zu Fuße gekommen iſt, Waſſer bringen, womit ſeine Weiber dem Mair, dieß iſt der Name, den ſie den Europäern geben, die Füße und Beine waſchen. Hierauf fragt er, ob man zu trinken oder zu eſſen nöthig habe. Wünſcht der Fremde das eine oder das andere, ſo läßt er gleich alles, was er von Wildprete, Flügelwerk, Fiſchen und andern Speiſen im Hauſe hat, auch eben ſo reichlich das Landesgetränke auftragen.

Will man die Nacht an eben dem Orte zubringen, ſo läßt der Muſſacat nicht allein ein ſchönes weißes Bett aufhängen, ſondern er läßt auch, ob es gleich in Braſilien wenig frieret, um das Bette herum drey oder vier kleine Feuer anmachen, welche, während des Schlafes, mit einer Art von kleinen Fächern unterhalten werden. Früh kommt der Hausvater und fragt, wie der Fremde geſchlafen habe, und hiebey empfängt der Hausvater gemeiniglich einige Kleinigkeiten zum Geſchenke.

Bey ihren Krankheiten warten die Braſilianer einander mit eben ſolcher zärtlichen Sorgfalt, ſo daß,

wenn einer eine Wunde hat, ſich ſogleich ein Nachbar anbietet, ſie ihm auszuſaugen, und alle Freundſchaftsdienſte werden mit gleichem Eifer erwiedert. Nebſt den Kräutern in ihren Wäldern und auf ihren Gebirgen haben ſie keine Arzeneymittel als Faſten. Ihre Leichenbegängniſſe beſtehen weniger in Ceremonien, als in Thränen und Klagen, welche dabey das Lob der Verſtorbenen enthalten. Sie begraben ihre Todten aufgerichtet; und iſt es ein Vornehmer, ſo giebt man ihm alle ſeine Federn, Waffen und Halsbänder mit.

Die meiſten Völkerſchaften in dieſem großen Lande haben zwar ihre eigene Sprache, allein die Sprache der Topinambuer iſt doch die herrſchende. Die allgemeine Beſchäftigung der Weiber, nebſt den andern ſchon genannten Beſorgungen beſtehen darin, daß ſie Baumwolle ſpinnen, um Hangematten und Seile daraus zu machen. Auch verfertigen ſie irdene Gefäße, die ſie zu ihrem Hausweſen nöthig haben; und ob ſie gleich von außen grob und rauh ſind, ſo iſt doch das Inwendige nicht allein glatt, ſondern auch mit einem weißen Saft überzogen, welcher beym Trocknen hart wird und dem Geſchirr ein gutes Anſehen giebt.

XIV. Von

XIV.

Von den Peruanern.

Wir haben bereits in allen den vorhergehenden Län- dern des ſüdlichen Amerika den Karakter und die Fähigkeiten dieſer Völker nicht in dem beſten Lichte angetroffen; ihre natürliche Wildheit, ihre Liebe zur Unabhängigkeit und die ſchwachen Begriffe von Religion und Menſchlichkeit, ſind allemal das Hinderniß geweſen, das ihnen an der Erreichung beſſerer Begriffe im Wege geſtanden hat. XIV. Die Peruaner.

Die Peruaner hingegen gehen von ihren Nachbarn in allen dieſen Stücken ab; und wo ſie ſich noch nicht auf der Stufe der Cultur befinden, da ſind wenigſtens nicht jene Hinderniſſe daran Schuld. Die erſten Entdecker dieſes Königreiches ſagen, es fehlte den alten Peruanern gar nicht an Fähigkeiten, allerhand Künſte und Wiſſenſchaften zu faſſen, ſobald man ihnen nur den gehörigen Unterricht darin ertheilte, und man hat es ſchon zuweilen, noch unter der ſpaniſchen Regierung, an ihrer Jugend wahrgenommen, wie weit ſie durch Unterricht gebracht werden konnten, und wie willig ſie ſich jeder Art von Belehrung unterzogen. Dieſe Lehrbegierde und ihr unermüdeter Fleiß erſetzt ihnen auch noch, was ihnen an natürlichen Fähigkeiten abgehet.

Die Kinder der Vornehmern waren ſchon in alten Zeiten zu den Wiſſenſchaften angeführet worden; ja man unterſagte es ſogar dem gemeinen Manne, aus Furcht, ſie möchten zu ſtolz werden. Man glaubt, der Ynca Roca ſey der erſte geweſen, welcher zu Cuzco Schulen anlegte, damit die Amautae, oder ihre

Lehrer und Weltweiſen, darinnen die königlichen Prinzen, die Söhne der andern Yncae vom königlichen Geblüte und der Großen des Reiches in allerhand Wiſſenſchaften unterrichteten, welches ſie durch einen mündlichen Vortrag und durch tägliche Gewohnheit und Uebung mit denſelben thun mußten.

Dieſe Amautae waren alte und erfahrne Yncae, welche, ihrer vorzüglichen Einſicht, Geſchicklichkeit und Klugheit wegen, zu ſolchen Lehrern erwählt wurden und die größte Hochachtung genoſſen. Ihre Pflicht war, daß ſie die jungen Leute die Ceremonien und Grundſätze ihrer Religion lehrten; daß ſie ihnen die Urſache und den Grund ihrer Geſetze anzeigten und den richtigen Verſtand derſelben erklärten; daß ſie die Kinder in der Staatskunſt und dem Kriegsweſen unterrichteten; daß ſie ihre Sitten verfeinerten; daß ſie ihnen die Geſchichte und Zeitrechnung vermittelſt ihrer Knotenrechnung beybrachten; daß ſie dieſelben zierlich reden lehrten; kurz, nichts von demjenigen unterließen, was nöthig war, ihr Hausweſen zu regieren und ihre Kinder zu erziehen. Sie bemüheten ſich auch, ihren Kindern und Zöglingen das Wenige zu zeigen, was ſie von der Dichtkunſt, von der Muſik, Weltweisheit, Sternkunde und Mathematik wußten. Selbſt die Könige giengen zuweilen mit hin, um dieſe Vorleſungen anzuhören, und ſchämten ſich nicht, die Lehrſtelle zu vertreten.

Dieſes that ſonderlich Pachacutec, welcher die von ſeinem Urgroßvater geſtifteten Schulen vergröſſerte und mit vielen Freyheiten begnadigte. Damit er ſeinen Endzweck ausführen konnte, ſo beſtellete er zum Beſten der Prinzen und des Adels geſchickte Perſonen, welche ſie in der cuzcoiſchen Sprache die Sitten und Geſetze lehrten, und brachte es auch dahin, daß man endlich in der Folge der Zeit im ganzen

Lande

Lande nur einerley Sprache redete. Dieſe Sprache breitete ſich auch bald in die benachbarten Länder aus, ſie war nicht gar zu reich an Worten, und deshalb mußte aus Mangel oft einerley Wort vielerley Bedeutungen geben.

Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die allgemeine Sprache von den Dichtern und Weltweiſen unter den Peruanern ſehr ausgebreitet wurde, denn ſie hatten beyderley Arten von Gelehrten und oftmals in einer Perſon. Die Dichter führten den Namen Haravei oder Erfinder, und waren in Verfertigung der Luſt- und Trauerſpiele nicht ungeübt, welche ſie vor ihren Königen und den Herren des Hofes an hohen Feſttagen aufführten. Diejenigen, welche die Perſonen darinnen vorſtelleten, waren keine gemeine Leute, ſondern Söhne der Curacae, welche mit den Hauptleuten oft ſelbſt von der Parthey waren. In dieſen Trauerſpielen (wenn ſie anders dieſen Namen verdienen, weil ſie mehr Heldenſpiele genannt werden könnten,) bemüheten ſie ſich, die Größe und Pracht, die Thaten und Siege der Könige oder anderer berühmten Leute vorzuſtellen. In ihren Luſtſpielen handelten ſie von der Landwirthſchaft, von häuslichen und aus dem gemeinen Leben genommenen Dingen. So waren ſie in ihrer Art wirklich Dichter; ihre Verſe hatten Sylbenmaaß und waren gemeiniglich ſo kurz, daß ſie ſehr leicht behalten werden konnten; Liebe war gemeiniglich der Inhalt aller. Zuweilen hatten ſie auch eine Art geiſtlicher Lieder, oder phyſikaliſche Gedichte, weil es ein Stück aus der peruaniſchen Götterlehre iſt, wenn die Dichter vom Bliz, Donner, Regen, Schnee und dergleichen philoſophirten.

So viel kann man wenigſtens abnehmen, daß ſie in den eigentlichen Wiſſenſchaften eben nicht ſehr geübt geweſen ſind, und daß ſie ihre Einſichten und

Kenntniſſe davon würden haben auf die Nachkommen bringen können, wie die älteſten Weiſen anderer Völker gethan haben, wenn ſie den Gebrauch der Buchſtaben gehabt hätten. Ihre Weiſen beſchäftigten ſich nur unter allen Wiſſenſchaften vornehmlich mit der Sittenlehre, es ſey nun, daß ſie deren Sätze vortrugen, oder deren Vorſchriften in Ausübung brachten. Sie begnügten ſich aber nicht bloß damit, daß ſie wußten, wie die Unterthanen einander nach dem Geſetze der Natur behandeln ſollten, wie ſie dem Könige den Gehorſam leiſten, ihm dienen und verehren müßten, ſondern ſie lehreten zu gleicher Zeit auch, welches die Pflichten der Obern gegen ihre Untern, des Königes gegen ſeine Unterthanen überhaupt und insbeſondere wären, und auf welche Art ſie die Curacae regieren und ihre guten Dienſte erkennen ſollten. Die Ausübung folgte ſogleich der Lehre nach, daß ſie endlich dieſe Wiſſenſchaft zu dem höchſten Gipfel der Vollkommenheit brachten, wohin ſie von ihnen zu bringen möglich war. Mit den übrigen Wiſſenſchaften gieng es nicht ſo, weil ſie viel erhabener als die Sittenlehre ſind. Die abſtrakten Speculationen waren ihr Werk nicht, und ſie waren mehr dahin bedacht, nichts Böſes zu thun, als etwas Gutes auszuüben.

Weil ſie aus Erfahrung gelernt hatten, daß die Thiere wüchſen und Empfindung hätten, ſo eigneten ſie ihnen auch eine ſogenannte wachſende, aber keine vernünftige Seele zu. Sie glaubten, daß ſolche bey dem Menſchen von ſeinem Leibe ganz unterſchieden ſey und ihre Empfindungen und Verrichtungen für ſich hätte. So glaubten ſie auch, wenn der Menſch ſchliefe, ſo gienge ſeine Seele, welche keines Schlafes fähig wäre, aus dem Körper, und in der Welt indeſſen herum, wo ſie oftmals mit längſt verſtorbenen

Menſchen-

Menſchenſeelen zuſammen káme und diejenigen Dinge ſähe, wovon man ſagte, daß ſie uns geträumet hätten, deshalb auch Träume ſehr viel bey ihnen galten.

Von den Geſetzen und Bewegungen in der Natur wußten ſie gar nichts, ſie hiengen nur einzig und allein demjenigen nach, was das Leben betraf, und gaben ſich keine Mühe, die Geheimniſſe der Natur aufzuſuchen, weil ſie nichts dazu nöthigte oder verband. Hatten ſie auch gleich einige Kenntniſſe von den beſondern Eigenſchaften und Tugenden gewiſſer Pflanzen, deren ſie ſich zur Heilart verſchiedener Krankheiten bedienten, ſo waren doch ſolche kaum der Anzeige werth. Indeſſen ſtanden doch die Wurzel- und Kräutermänner, welche ſolche kannten und ſie andern eröffneten, in ſehr großer Achtung. Sie waren zugleich Aerzte, aber nur Aerzte bey Vornehmen; die gemeinen Leute heilten ſich unter einander ſelbſt durch den Gebrauch ſolcher Hausmittel, die ſie von ihren Eltern erlernt hatten.

Weil die Sonne, der Mond und die Sterne mehr in die Augen fielen und auf mancherley Art ihre Neugier erweckten, ſo beſaßen die Amautae auch etwas mehr Einſicht von der Sternſeherkunſt, als von der Naturlehre. Die Sonne, welche ſich ihnen bald näherte, bald von ihnen entfernte, bald hoch bald niedrig war; der Unterſchied der Tage, deren einige länger, andere kürzer, noch andere mit den Nächten gleich waren; der Mond in ſeinen verſchiedenen Geſtalten, der bald zu- bald abnahm, bald voll, bald gar nicht da war; die verſchiedenen Bewegungen der Venus, die bald vor der Sonne vorhergieng, bald ihr nachfolgte: alles dieſes bewog ſie, Wahrnehmungen anzuſtellen, die aber nie weiter giengen, als ſie ſahen. Sie unterſchieden daher auch die drey Geſtirne mit beſondern Namen und nannten die

Sonne Yuti, den Mond Cuilla, die Venus Chasca, d. h. der Haarichte, vermuthlich wegen ihrer Strahlen; alle andere Sterne aber begriffen ſie unter dem allgemeinen Namen Coyllur. Auch hatten ſie wohl bemerkt, daß die Sonne bey ihrem Auf- und Untergange nicht allezeit an einerley Orte blieb, nach einer gewiſſen Zeit aber wieder an ihren alten Ort kam und alſo einen andern Lauf vollendete; dieſen Umlauf bezeichneten ſie deshalb mit dem Namen Huata, welcher ein Jahr andeutete.

Im Allgemeinen zählte man die Jahre nach den Erndten, und man erkannte überhaupt der Sonnen Stilleſtand im Sommer und Winter als etwas Groſſes. Es befanden ſich zu Cuzco ſechszehn Thürme, achte gegen Oſten und achte gegen Weſten, die viere und viere in einer Reihe ſtanden. Die beyden mittelſten waren viel kleiner als die andern und etwa drey Stockwerk hoch. Der Raum, welcher ſich zwiſchen den kleinen Thürmen befand, wo die Sonne bey ihrem Auf- und Untergehen durchgieng, war der Punkt des Sonnenſtillſtandes. Auf ſolche Weiſe hatten ſie Abtheilungen, doch aber nur grobe Abtheilungen, und ſetzten ſolche auch nicht auf gewiſſe Tage in dem Monate feſt. Sie erkannten über dieſes auch die Tag- und Nachtgleichen und ſtellten zu der Zeit große Feyerlichkeiten an. Bey der Tag- und Nachtgleiche im März erndteten die Einwohner zu Cuzco ihren Mais und waren ſehr luſtig unter einander. Bey der Tag- und Nachtgleiche im Herbſtmonde aber feyerten ſie eins von ihren vornehmſten Feſten. Um die Tag- und Nachtgleiche recht genau zu finden, hatten ſie ſehr koſtbare und mit vieler Kunſt gearbeitete Säulen mitten auf dem Platze errichtet, welcher vor dem Sonnentempel war. Ihre Prieſter verſammelten ſich daſelbſt alle Tage gegen die Zeit,

da Tag und Nacht gleich wurden, und beobachteten den Schatten dieſer Säulen genau. Die Plätze, worauf ſie geſetzt waren, bildeten einen Zirkel, und ſie zogen aus ſeinem Mittelpunkte eine Linie von Oſten gegen Weſten. Eine lange Erfahrung hatte ſie gelehrt, an welchem Orte ſie ihren Punkt ſuchen mußten, und aus dem Schatten, welchen die Säule auf die Linie machte, urtheilten ſie von der Entfernung oder Annäherung der Tag- und Nachtgleiche. War vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange der Schatten um die Säule, und ganz und gar keiner gegen Mittag, von welcher Seite man ſie anſah, ſo nahmen ſie dieſen Tag für die Tag- und Nachtgleiche an. Sogleich ſchmückten ſie dieſe Säulen mit Blumen und wohlriechenden Kräutern, ſetzten hiernächſt den Stuhl oder den Thron der Sonne darauf, wo ſie ſich dieſen Tag, wie ſie ſagten, mit allem ihrem Lichte ſetzen wollte, weil ſie ſich gerade über dieſen Säulen aufhielt. Sie beteten ſie auch an dieſem Tage mit großen Freudensbezeugungen an und machten ihr prächtige Geſchenke von Gold, Silber, Edelſteinen und andern koſtbaren Sachen.

Das Jahr theilten ſie in zwölf Monate, Quilla genannt; ein jeder hatte ſeinen beſondern Namen, ſo wie der Mond und deſſen Viertel, welche die Wochen machten. Von der Verfinſterung der Sonne und des Mondes aber konnten ſie ſich keinen Begriff machen, und erdichteten daher allerhand lächerliche Urſachen. Wenn die Sonne ſich verfinſterte, ſagten ſie, ſie wäre wegen eines begangenen Fehlers erzürnet, und verſtellte deshalb ihr Angeſicht, wahrſagten daher auch, es würde dem ganzen Volke bald ein Unglück begegnen. Wurde der Mond verfinſtert, ſo hielten ſie ihn für krank und beſorgten, er würde unfehlbar ſterben, wenn er ganz verfinſtert würde; alsdann

dann würde er vom Himmel fallen, ſie alle erſchlagen und das Ende der Welt verurſachen.

So lächerlich dieſe Einbildung auch ſeyn mochte, ſo kam ſie doch noch lange nicht demjenigen Wahne bey, welchen ſie von den Flecken in dem Monde hegten, von deren Urſprung ſie ein widerſinniges Mährchen hatten. Dem Regenbogen erwieſen ſie ſowohl wegen ſeiner ſchönen Farben, als weil er von der Sonne erzeuget wurde, viel Ehre und die Yncakönige nahmen ihn daher zu ihrem Sinnbilde.

Von der Kunſt, die Erde zu meſſen, verſtanden ſie nicht mehr, als ſie brauchten, ihre Felder und Ländereyen zu meſſen und ſolche unter ſich zu vertheilen. Sie thaten dieſes aber nicht durch Aufnehmung derſelben, ſondern durch gewiſſe Maaßſtäbe. Ihre Kenntniſſe in dieſer Kunſt giengen gleichfalls nicht über die Gränzen ihres Landes; jedoch wußten ſie Grundriſſe von ihren Städten und Modelle von ihren Provinzen zu machen, welche ſehr artig waren. Das ganze Werk war von Erde, Kieſelſteinen und kleinen Stäben gemacht. Die Marktplätze, die Gaſſen, die Quergaſſen und ſogar die Flüſſe, welche durch die Stadt giengen, waren darin mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit vorgeſtellet. Auch ſah man darinnen noch die umliegenden Fluren, Triften, Berge, Hügel, Ebenen, Flüſſe und Bäche, alles aber ſo natürlich, daß es der beſte Erdbeſchreiber nicht richtiger hätte angeben können.

Schon oben iſt ihre ſonderbare Art zu rechnen erwähnet worden; ſie beſtand nämlich in Knoten, wozu ſie Fäden von verſchiedener Farbe wählten. Eine jede Farbe, ſie mochte einfach oder vermiſcht ſeyn, hatte ihre beſondere Bedeutung. Die Schnüre, welche von drey oder vier zuſammengebundenen Fäden

waren,

waren, ſo dick, wie ein mittelmäßiger Bindfaden und drey Viertelelle lang, waren ordentlich nach der Länge an einen andern Faden gereihet, welches eine Art von Franze machte. Man urtheilete aus der Farbe, was ein jeder Faden bedeuten ſollte, als z. B. Gelb bedeutete Gold, Weiß das Silber und Roth die Kriegsleute. Wenn ſie nun dieſe Dinge anzeigen wollten, deren Farben nicht zu bemerken waren, ſo ſetzten ſie jedes nach ſeinem Range und fiengen von dem vornehmſten an bis auf das geringſte. Zum Beyſpiel, wenn von Getraide oder Hülſenfrüchten die Rede war, ſo nahmen ſie zuerſt den Waizen, darauf den Rocken, Gerſte, Erbſen, Bohnen u. ſ. w. Eben ſo ſetzten ſie, wenn ſie von den Waffen Rechnung abzulegen oder Bericht zu erſtatten hatten, diejenigen zuerſt, die ſie für die edelſten hielten, als, die Lanzen, und alsdann die Pfeile, Bogen, Wurfſpieße, Keulen, Streitäxte, Schleudern u. dergl. Wollten ſie ein Verzeichniß von den Unterthanen geben, ſo fiengen ſie mit den Einwohnern einer jeden Stadt an, darauf kamen ſie auf die aus jeder Provinz. Sie ſetzten auf den erſten Faden die Greiſe von ſechszig Jahren und darüber, auf den andern die von funfzig, und ſo weiter von zehn Jahren zu zehn Jahren hinunter bis auf die kleinſten Kinder, und man hat gefunden, daß ſie auf dieſe Weiſe nicht nur alle ihre Rechnungen zu machen wußten, ſondern auch ſelten oder nie Irrungen dadurch entſtanden. Es gab unter ihnen einige, welche ausdrücklich dazu beſtellt waren, dieſe Knoten zu verwahren; man nannte ſie Rechnungsführer, und man nahm nur diejenigen dazu, deren Redlichkeit und Einſicht man vor andern vorzüglich erkannt hatte. Die Anzahl dieſer Rechnungsmeiſter mußte der Zahl der Einwohner aller Städte und Provinzen gemäß ſeyn. So klein eine Stadt war, ſo mußte ſie dennoch wenigſtens ihrer

viere haben, und ſo ſtieg es weiter hinauf bis zu zwanzigen und auch wohl dreyßigen.

Alle Schatzungen, welche der Ynca jährlich erhielt, wurden nach Knoten berechnet, und es fehlte kein Haus, welches nicht nach ſeiner Art und Eigenſchaft dabey angegeben war. Man ſah da die Rolle der Kriegesleute, dererjenigen, welche das Jahr über geblieben waren, der Gebohrnen und Verſtorbenen, mit einem Worte, man begriff alles, was nur durch Zahlen gerechnet werden kann, ſo daß man auch die Anzahl der Treffen und Gefechte, der Geſandtſchaften von Seiten der Yncae und der Erklärungen, welche die Könige gethan hatten, damit bemerkte. Um nun auch den Inhalt der letztern zu erklären, hatte man gewiſſe Merkmale, ſolche Dinge damit zu bezeichnen. Mündliche Ueberlieferungen und kleine Gedichte vertraten übrigens die Stelle der Buchſtaben und Schriften. Auf dieſe Weiſe wußten ſie genau, was dieſes oder jenes Geſetz verlangte, und welche Strafe darauf folgte. Sie wußten beſtimmt, wenn ihre Opfer und Feſttage einfielen ꝛc.

Man ſollte glauben, daß, da ſie Dichter und Sänger hatten, ſie hätten auch in der Tonkunſt mehr geübt ſeyn müſſen. Die Collaer hatten gewiſſe Inſtrumente, die aus vier oder fünf zuſammengeſetzten Schilfröhren beſtanden, deren jedes um einen Ton höher war als das andere, nach Art der Orgeln. Wenn man dieſes Inſtrument ſpielte, ſo entſtund daraus eine Harmonie von vier verſchiedenen Tönen; ſie kannten aber die Verminderung der Töne nicht, und hatten lauter ganze Töne und von einem einzigen Maaße; doch wußten ſie ihre Lieder recht artig darauf zu ſpielen.

So wie der Zuſtand der Künſte und Wiſſenſchaften nur erſt in ſeiner Kindheit war; ſo waren es auch die

die gemeinen Künſte und Handarbeiten; ihre Geſchicklichkeit war in den meiſten ſehr gering, ob man ſich gleich über einige ihrer Werke ſehr verwundern muß und faſt nicht begreifen kann, wie ſie ſolche haben ins Werk richten können. Es gab z. B. eine große Anzahl Perſonen, die an den Schmelzöfen arbeiteten, und dennoch verſtunden ſie ſich nicht darauf, wie ſie das Eiſen, oder die andern Metalle recht bearbeiten und brauchbar machen ſollten. Statt der Werkzeuge zu ihren ordentlichen Arbeiten machten ſie ſich Werkzeuge aus gewiſſen ſehr harten, gelblichen und grünen Steinen, die ſie dadurch glatt machten, daß ſie ſolche an einander rieben, und die ſie wegen ihrer Seltenheit ſehr hoch ſchätzten. Sie wußten auch keine Hämmer und keine Stiele daran zu machen, und bedienten ſich an deren Stelle gewiſſer Werkzeuge, die aus einer Zuſammenſetzung von Meſſing und Kupfer gemacht waren. Dieſe Werkzeuge ſind insgemein viereckicht, einige nehmen die ganze Hand ein, und werden zu dem ſtärkſten Schlagen und Klopfen genommen; auf dieſe folgen kleinere, zu feinern Sachen. Wenn ſie das Metall flüßig machen wollten, ſo brachten ſie es nur vermittelſt ihres eignen Athems zu Stande, den ſie durch kupferne Röhren, ohngefähr eine halbe Elle lang, blieſen, und deren ſie mehr oder weniger nöthig hatten, nachdem der Guß groß oder klein war. Auf dieſe Weiſe waren ihrer wohl zehn bis zwölf Tage lang viele beyſammen, und ſtanden um das Feuer herum, welches ſie aus vollem Munde, mit ihren Röhren anblieſen. Obgleich ihre Art zu arbeiten ſehr grob war und die Inſtrumente dazu äußerſt ſchlecht und mangelhaft ausfielen; ſo machten ſie dennoch wunderſame Arbeiten, und beſonders in Gold, wovon einige Stücke ſo fein und andere ſo künſtlich an einander gefüget und befeſtiget waren, daß auch europäiſche Künſtler das Geheimniß,

heimniß, wie ſolche hätten können verfertiget werden, nicht anzuzeigen vermochten. Da ſie über dieſes aus Erfahrung wußten, daß der Dampf von den Erzten der Geſundheit nachtheilig war; ſo ſchmelzten ſie niemals in ihren Häuſern, ſondern allezeit auf öffentlichen Plätzen.

Noch weniger Werkzeuge hatten die andern Handwerker, z. B. Schmiede und Zimmerleute, weil ſie nur eine Axt und einen Hobel hatten, womit ſie von den Schmieden, die ordentlicher Weiſe bloß in Kupfer arbeiteten, verſehen wurden. Man nannte ſolches Kata, und es wurden auch Hacken, Meſſer und Hammer daraus verfertiget. Hatten die Zimmerleute das Holz zugehauen, ſo machten ſie es einzig und allein durch Schaben rein und eben, damit ſie es zu den Gebäuden oder andern Sachen brauchen konnten. Sie hatten keine Nägel oder Klammern, das Holz zuſammen zu halten, ſondern banden es mit gewiſſen Seilen aus Binſen zuſammen. Eben ſo Mühevoll war die Arbeit der Mäurer, und dennoch führten beyde ſchöne Gebäude auf. Man kann eigentlich nicht ſagen, wie weit ſie es in der Handarbeit gebracht hatten, und ob ſie alle Handwerker, als Schneider, Schuſter, Weber u. dgl. gehabt haben; vielmehr will man behaupten, daß jeder ſich ſeine Kleidungsſtücke ſelbſt habe verfertigen lernen, und Schuhe, Zeuge und Kleider von einigen Landſchaften zur Schätzung geliefert werden mußten. So iſt es wahrſcheinlich, daß ſie ſelbſt und ihre Weiber manches Handwerk allein getrieben. Doch auch hierzu fehlte es ihnen ebenfalls an Inſtrumenten, und in Ermanglung der Nadeln z. B. nahmen ſie gewiſſe ſehr lange Dornſtacheln, die in dem Lande wachſen, und eben dieſe Dornen vertraten auch die Stelle der Kämme, um ihre Haare damit zu ſchmücken. Was ihre Spiegel

anbetrifft,

anbetrifft, ſo hatten die Frauensperſonen vom königlichen Geblüte Spiegel von geſchliffenem Silber, die gemeinen aber nur von Meſſing oder Kupfer, weil dieſen der Gebrauch des Silbers unterſagt war; die Männer hingegen hielten es für eine große Schande, ſich im Spiegel zu beſehen. Man muß noch hinzuſetzen, daß ſie ſich zur Bereitung ihres Eſſens irdener Geſchirre bedienten. Um ihre Speiſen zu kochen, hatten ſie in ihren Häuſern ſtatt des Heerdes gewiſſe Oefen von Thone, groß oder klein, nachdem die Anzahl der Familie, oder die Vermögensumſtände derſelben waren. Sie machten darin durch die ordentliche Oeffnung Feuer an, und oben auf dem Ofen hatten ſie zwey oder drey Löcher, mehr oder weniger, um die Töpfe darauf zu ſetzen, worin ſie ihr Eſſen kochten. Sie bedienten ſich dieſer Erfindung, um das Holz zu erſparen und wunderten ſich nicht wenig, als ſie ſahen, daß die Spanier ſo viel unnöthiges Holz verbrennen ließen; auf ſolche Art zeigten ſie in ſehr vielen andern Dingen eine große Geſchicklichkeit und Klugheit, die um ſo mehr Werth erhält, da es ihnen ſo viel unbegreifliche Mühe koſtete, dieſe Dinge zu Stande zu bringen.

Unter allen ihren Geſchäften war aber der Feldbau das nöthigſte. Sobald der Ynca eine Provinz unter ſich gebracht hatte, ſo gab er ſogleich Befehl, es ſollten die Ackerländer, welche Maiz tragen könnten, mit mehr Sorgfalt angebauet werden. Er beſtimmte hierzu die Feldmeſſer und Brunnenmeiſter, deren es ſehr geſchickte unter ihnen gab, wie man es noch bis heutiges Tages an den Ueberreſten jener erſten Baukunſt ſehen kann. Dieſe machten überall Gräben, wo man Felder anbauen konnte, weil es in dem ganzen Lande ihrer ſehr wenig giebt, welche Getraide tragen. Daſſelbe thaten ſie auch in Abſicht der

Viehweiden, und durch den Ueberfluß an Waſſer, welches ſie durch dieſe Art von Schleuſen bekamen, halfen ſie der Trockenheit des Herbſtes ab.

Waren die Felder vermehrt, ſo wurden ſie in der ganzen Provinz ausgemeſſen und in drey Theile eingetheilet. Das erſte davon war für die Sonne; das zweyte für den König und das dritte für die Einwohner des Landes. Man ließ aber dieſen letztern noch allezeit etwas mehr, als ſie beſäen ſollten, damit ſie keinen Mangel litten. Wuchs die Anzahl des Volkes unvermerkt in einer Provinz, dann nahm man dem Theile der Sonne oder des Ynca ſo viel ab, als man für die neuen Unterthanen nöthig zu ſeyn erachtete; ſo daß der König für ſich und für die Sonne nur diejenigen Stücke Landes behielt, welche brach liegen blieben und niemanden zugehörten.

Sobald einige Stücken Feldes beſtellet werden ſollten; ſo geſchah es in der gehörigen Ordnung. Zuerſt beſtellten ſie die Felder der Sonne, der Wittwen und Waiſen und derjenigen Perſonen, welche Alter und Krankheit unvermögend machten zu arbeiten. Alle dieſe Perſonen ſetzte man in die Reihe der Armen, und daher verordnete der Ynca, es ſollten ihre Felder gebauet werden. In jeder Stadt, oder auch wohl in jedem Viertel derſelben, wenn ſie groß war, fanden ſich einige Leute, die ausdrücklich dazu abgeordnet waren, daß ſie die Felder der Armen tragbar machen ließen. Dieſe Bedienten, welche man Stadtcommiſſare nannte, nahmen ſelbſt die Mühe über ſich, wenn es die Jahreszeit erforderte, das Feld zu pflügen, zu beſäen und einzuerndten. Ehe ſie aber daran arbeiteten, ſo ſtiegen ſie bey eingebrochener Nacht auf die dazu beſtimmten Thürme und riefen mit lauter Stimme, nachdem ſie vorher auf einem Horne geblaſen, damit man ſie hören möchte, dieſe Worte aus:

„Morgen

„Morgen fängt die Arbeit auf den Feldern der Unvermögenden an, welches man denjenigen, die Theil daran haben, hiermit ankündiget, damit ſie ſich dabey einſtellen können.“ Die Felder der Soldaten, welche im Kriege waren, wurden auf gleiche Weiſe von den übrigen Einwohnern beſorgt, ſo wie der Wittwen, Waiſen und Armen ihre gebauet, und die Frau wurde, ſo lange als der Mann im Kriege diente, auf die Rolle der Wittwen geſetzt. Ereignete es ſich, daß er im Kriege ſtarb, ſo trug man ganz beſondere Sorge für ſeine Kinder; und wenn ſie zu ihrem gehörigen Alter kamen, ſo ſuchte man ſie auf Koſten des gemeinen Weſens zu verſorgen.

Die alten Peruaner hielten eigentlich für ſich kein Vieh, und die Curacae ſelbſt hatten kaum ſo viel, als ſie für ihre Familie nöthig hatten, wie denn auch die Viehweiden in dem Lande ſehr ſelten waren. Der Ynca hingegen hatte, ſo wie die Sonne, eine ungeheure Menge derſelben, man nannte es überhaupt Llama und theilte es in das große und kleine ein. Das große, welches die Spanier Carneros nennen, wiewohl es mehr den Kameelen als Schöpſen gleicht, außer daß es keine Höcker auf dem Rücken hat, wurde zum Laſttragen genommen, und das kleine diente vornehmlich mit ſeiner Wolle, die überaus fein und lang iſt, dreyerley Zeuge daraus zu machen.

Diejenigen, welche an der Seeküſte wohnten, giengen zuweilen auf den Fiſchfang und hatten dazu kleine Netze und Angeln, die ihnen jedoch nicht viel nützten, weil dieſe Angeln nicht von Eiſen waren. Indeſſen bedienten ſie ſich auch ihrer Wurfſpieße, oder einer Art dazu gemachter Pfeile, woran ſie eine Schnur gebunden hatten und ſie alſo auf den Fiſch ſchoſſen und ihn hernach an ſich zogen, faſt ſo wie es bey dem Wallfiſchfange gewöhnlich iſt.

Die allgemeine Jagd hingegen war allen Unterthanen im ganzen Reiche verboten, keiner durfte ein Wild erlegen, außer etwas Flügelwerk für die Tafel der Yncaſtatthalter, welches noch überdieß nicht anders, als auf ausdrücklichen Befehl geſchehen konnte. Die Jagd geſchah in jedem Gehege nur alle vier Jahre einmal, damit das Wild Zeit hatte, jagbar zu werden und die Haare der wilden Ziegen zur Vollſtändigkeit kommen konnten, um ſie mit mehrerm Nutzen abzuſchneiden. Damit aber doch jährlich eine Jagd wäre, ſo machten ſie drey oder vier Abtheilungen aus den Provinzen und jagten in einer davon jährlich nach der Reihe. Weil aber die Wolle, die ſie bey dieſen Jagden bekamen, nicht zugereicht haben würde, das ganze Volk zu bekleiden, ſo theilten die Yncae alle zwey Jahre ihren geſammten Unterthanen überhaupt und den Curacaen insbeſondere, ſo viel Wolle mit, als ſie zu ihrer und ihrer Familie Kleidung nöthig hatten. In den warmen Ländern gab man ihnen Baumwolle zu ihrer Bekleidung, die man ebenfalls von den königlichen Einkünften nahm. Da ſie nun auf dieſe Art mit Kleidern verſehen wurden, ſo fehlte es ihnen an nichts, was zur Lebensnothdurft gehörte, und es fand ſich niemand unter ihnen, welcher arm genannt werden konnte, oder genöthigt geweſen wäre, betteln zu gehen. Ihre Sorgfalt gieng auch ſogar auf die Reiſenden, damit ſie an keinen Nothwendigkeiten Mangel leiden ſollten. Zu dem Ende errichteten ſie auf allen Wegen Gaſthöfe oder Hoſpitäler, die mit allerhand Vorrath verſehen waren, den man aus den Vorrathshäuſern des Königes in jeder Stadt hatte. Wurde jemand unter Weges krank, ſo begegnete man ihm mit aller möglichen Sorgfalt. Das gemeine Weſen hielt ſich zu dieſer Pflicht durchaus für verbunden; man muß aber wiſſen, daß dieſe Reiſen allemal entweder auf Befehl der Könige, oder in wichtigen

Angele-

Angelegenheiten geſchahen; ohne rechtmäßige Urſache aber zu reiſen, wurde beſtraft.

Obige Schilderungen haben bereits über die Fähigkeiten und über das natürliche Gefühl der Peruaner ein ziemlich deutliches Licht verbreitet, ſo wie ihre Fortſchritte in den Künſten und Wiſſenſchaften ebenfalls nicht ihre erſten Hauptverdienſte ausmachten. Dennoch finden ſich Ueberreſte bey ihnen, welche die Bewunderung erwecken, weil ſie nicht anders, als durch erſtaunlichen Fleiß und unermüdete Aemſigkeit haben zu Stande gebracht werden können. Ihre Gräber z. B., welche die Spanier umwühlen, um Schätze zu finden, enthalten allerhand ſonderbare Stücken ihres Hausgeräthes, ihrer Werkzeuge, ihres Putzes u. dgl. Unter vielen peruaniſchen Alterthümern aber, die, bald nach der Spanier Ankunft, Bewunderung verdienten, ſah man ein Denkmal, welches würdig war, auf die Nachwelt zu kommen. Dieſes Denkmal ehemaliger Baukunſt befindet ſich an dem See, welchen die Spanier Chucuytu nennen. Man ſiehet daſelbſt ſehr große Gebäude und unter andern einen Hof, von funfzehn Klaftern im Vierecke und zwey Stockwerk hoch. An der einen Seite dieſes Platzes iſt ein Saal, fünf und vierzig Schritte lang und zwey und zwanzig breit, dabey ſo gedeckt, wie es die Gemächer des Hauſes der Sonne ſind. Der Platz oder Vorhof, die Mauern, der Saal, der Fußboden, das Dach und die Thüren, ſind allemal aus einem einzigen Stücke gemacht und in einen großen Felſen gehauen. Die See ſtößt an die eine Seite der Mauer und die Einwohner des Landes glauben, dieſes Gebäude wäre dem Weltſchöpfer gewidmet. Es giebt in der Nähe noch eine Menge anderer bearbeiteten Steine, welche verſchiedene menſchliche Figuren vorſtellen; einige halten Gefäße in den

 Händen,

Händen, als wenn ſie trinken wollten; andere ſitzen; noch andere ſtehen, u. ſ. w.

Eben ſo waren die Häuſer oder Schlöſſer der Yncaekönige, wovon nur noch hin und wieder einiges Mauerwerk ſtehet, und welches an vielen Orten zum Grunde jetziger Kirchen gedienet hat, dieſe Gebäude, ſage ich, waren ſowohl wegen ihrer Größe als auch an Pracht den obigen ähnlich. Die Steine zu dieſen Gebäuden waren ſo ſchön bearbeitet und ſo geſchickt zuſammengefügt, daß ſie aus einem einzigen Stück zu ſeyn ſchienen. Dieſe Geſchicklichkeit brachte auch die Sage auf, daß die Peruaner die Kunſt verſtünden, Steine zu gießen; andere behaupteten, ſie fügten die Gebäude der Großen mit Gold und Silber zuſammen, und dieß iſt wohl manchmal die Haupturſache geweſen, ſo lächerlich ſie auch iſt, daß die Spanier nur die wenigſten dieſer koſtbaren Werke verſchont und ſie nicht in Schutthaufen verwandelt haben, bis ſie zu ſpät den Ungrund ihres Wahnes einſahen.

Man könnte ſagen, mehr als prächtig waren die Gebäude der Könige; anſtatt der Tapeten z. B. überzog man die Wände mit Gold- und Silberblechen und ſchmückte ſolche noch überdieß mit mancherley Bildern von Menſchen, Vögeln und Fiſchen aus. Sie bildeten Pflanzen und Kräuter nach der Natur; Schlangen, Schmetterlinge und andere Inſekten, wurden künſtlich und ſchön angebracht. Alles Geräthe und Geſchirr in denſelben war von Gold und Silber. Eben ſo der Stuhl des Ynca war von gediegenem Golde und ſtand meiſtens auf einer Tafel, die ebenfalls von Golde war. Kurz, alles, was Pracht und Ueberfluß auszudrücken im Stande iſt, war hier verſchwenderiſch anzutreffen, und nicht nur die Gebäude ſelbſt erfüllte ein ungeheuerer Schatz, ſondern auch

die dabey befindlichen Nebengebäude, die Gärten, Bäder und Spatziergänge, waren Beyſpiele einer ſeltenen Verſchwendung.

Das prächtigſte unter allen Gebäuden aber war, zu den Zeiten der Yncae, der Sonnentempel zu Cuzco, wo alle Könige wetteiferten, ihn vollkommener zu machen. Noch zu den Zeiten, als Spanien Beſitz vom Lande nahm, ſollen Schätze darin gefunden worden ſeyn, die alle Glaubwürdigkeit überſteigen. Jetzt dienet das Mauerwerk des Hauptgebäudes, welches aus einer überaus ſchönen Erde gemacht iſt, noch zur Dominikanerkirche. Alle andere Tempel in den verſchiedenen Landſchaften dieſes Reiches waren nach dem Muſter des Sonnentempels gemacht, und nach Verhältniß mehr oder weniger ausgeſchmücket und bereichert. Der allerberühmteſte war der auf der Inſel Titicaca, welcher mit den vorigen an Pracht und Reichthum faſt zu vergleichen war. Eben ſo reden die alten ſpaniſchen Geſchichtſchreiber mit Erſtaunen von den prächtigen Wegen der Yncae und ziehen ſie den ſo berühmten Wegen der Römer noch weit vor; ingleichen von den erſtaunlichen Waſſerleitungen, als Meiſterſtücken einer edlen und großen Baukunſt; und das alles ohne gehörige Werkzeuge, ohne zu wiſſen, wie man Bogenpfeiler errichtet, um Gewölber zu ſchließen und gehörige Schwiebbögen zu machen. Unter dieſe Denkmäler der alten Geſchicklichkeit der Peruaner gehören auch diejenigen Fahrzeuge, deren ſie ſich zur Schifffahrt, über die Flüſſe zu kommen, bedienten. Sie ſind zum Theil noch gebräuchlich, nur daß ſie mit der Zeit einige Verbeſſerung erhalten haben. Sie machten nämlich ihre Fahrzeuge von ſehr leichtem Holze, welches in der Provinz Quito wächſt und ſo dick wie ein Schenkel iſt, wozu ſie fünf oder ſieben dergleichen Bäume nah-

men, je nachdem die Flöße groß oder klein ſeyn ſollten. Sie banden dieſelben auf eine ſolche Art an einander, daß der längſte Balken in der Mitte war, die andern aber auf beyden Seiten immer nach und nach abnahmen, ſo daß die beyden äußerſten die kürzeſten waren. Sie hatten vorn und hinten einerley Geſtalt; und damit man ſie auf beyden Seiten ziehen konnte, ſo wurden zwey Stricke angemacht, wenn ſie zur Ueberfahrt gebraucht wurden. Außer dieſen bedienten ſie ſich noch einer andern Erfindung. Sie nehmen ein Bündel Binſen, ſo dick wie etliche Mannskörper, welche ſie ſo feſt zuſammen binden, als ſie können, und es ſo einzurichten wiſſen, daß es von der Mitte bis ans Ende eine Spitze macht, als wenn es ein Schiffsſchnabel wäre, damit es deſto beſſer durch das Waſſer gehe. Hierauf erweitern ſie es nach und nach auf eine ſolche Art, daß ſich ein Menſch hineinſetzen oder eine Laſt fortgeführt werden kann. Wenn ſie damit über einen ſchnellen Strom fahren wollen, ſo laſſen ſie die Perſon längſt auf das Bündel hinlegen und den Kopf auf den Fährmann ſtützen. Dabey empfehlen ſie ihnen, ſich feſt an die Stricke zu halten, den Kopf nicht aufzuheben und vor allen Dingen die Augen wohl zuzuſchließen, aus Furcht, man möchte, wenn man ſich ſo dicht auf dem Waſſer und in einem reißenden Strome ſähe, durch deſſen ſchnellen Fluß ſchwindlich gemacht werden und leicht ins Waſſer fallen. Ein einziger Indianer regieret ein ſolches Floß. Er ſetzt ſich vorn auf die Spitze wie auf ein Pferd, legt ſich auf die Bruſt und rudert mit Händen und Füßen, wobey er ſich von dem Strome mit forttreiben läßt, bis er hinüber kommt, welches oftmals wohl hundert bis zweyhundert Schritte tiefer iſt, als der Ort, wo er abgefahren.

An einigen Orten bedienen ſich die Fiſcher eines noch künſtlichern Fahrzeuges, nämlich ein Paar mit Luft angefüllter Säcke von Seehundsfellen, die ſo feſt genähet ſind, daß, wenn man gleich etwas Schweres darauf leget, die Luft dennoch nicht herausgehet. Man verfertiget ihrer, die bis zwölf Centner oder funfzig Araben tragen können. Auf dieſem Fahrzeuge nun wagt ſich ein Menſch mit einem Ruder, welches oben und unten Schaufeln hat, auf das Waſſer und ſetzt noch wohl, wenn ihm der Wind dienlich ſeyn kann, ein kleines baumwollenes Segel dabey.

Hierher gehören auch noch die ſonderbaren Brücken in Peru, welche alle Reiſende beym erſten Anblick in Schaudern verſetzen. Man hat zweyerley Arten derſelben; die einen werden von Bindweiden, und die andern von bloßem Stroh und Schilfe oder Binſen verfertiget. Wenn ſie die erſtern machen wollen, ſo ſammeln ſie eine große Menge von gewiſſen Weiden, die weder ſo ſtark, noch ſo zart ſind, als die ſpaniſchen; daraus bereiten ſie zuerſt eine Art von Hürde, ſo lang als die Brücke werden ſoll. Sie befeſtigen darauf ſieben und zwanzig ſolcher Hürden, eine auf die andere und alle zuſammen machen eine einzige, die ſo dick iſt, als ein Menſch, dergleichen werden fünfe gemacht. Wenn man ſie nun auf die andere Seite des Fluſſes hinüber bringen will, ſo bindet man viele kleine dünne Stricke an ein Seil, welches ſo dick wie ein Arm und aus einer Art Hanfe gemacht iſt; an dieſes Seil bindet man die dicken Hürden mit den kleinen Stricken feſt. Darauf ſchwimmen oder wagen ſich viele Indianer, wo jeder einen von dieſen Stricken hält, auf Flößen über den Fluß. Die größte unter allen von dieſer Art iſt die Apurimacsbrücke, welche auf zweyhundert Schritte lang, aber

nicht breit iſt. Die Flechten, die ihr zum Fußboden dienen, werden mit Stücken Holz bedeckt, die ungefähr eines Armes dick, nach der Reihe ſehr ordentlich gelegt, und an die Flechten feſt gemacht ſind, damit ſie dieſelben deſto beſſer erhalten und verhindern, daß ſie nicht ſo leicht zerbrechen können. Die andere Art Brücken, welche nicht wie die vorige gebauet iſt und über dem Waſſer ſchwebt, iſt gegenwärtig noch beybehalten worden und ſchwimmt auf dem Waſſer; ſie beſtehet aber aus nichts als Stroh, Binſen, Schilf und dergleichen Materialien.

So wie ſie alſo faſt alle Schwierigkeiten zu überwinden wußten, ſo verſtunden ſie auch, bey aller Schwäche der Hülfsmittel, das Innere der Erde zu bearbeiten und jene unermeßlichen Schätze von Gold und Silber aus den Bergwerken zu holen. Es iſt bekannt, daß die größten Reichthümer von Peru, und ſo gar von Weſtindien, in dieſen koſtbaren Erzten beſtehen, die mit unzähligen Aeſten und Adern die ganze Strecke des Landes durchſtreichen. Ueberall findet man Gold in Peru, jedoch in gewiſſen Provinzen reichlicher als in andern.

Intereſſanter iſt uns jedoch die Lebensart und die Sitten der alten und neuen Peruaner, wo die Religion den Anfang machen ſoll. Ehe ſie noch von den Yncakönigen regieret wurden, beteten ſie eine unbegreifliche Menge Götter, oder, beſſer zu ſagen, Geiſter an, die ſie ſich bey allen, auch den unbedeutendſten Dingen, als gegenwärtig dachten, und ihre vornehmſte Sorge gieng nur dahin, daß ſie ja nicht einerley Gottheiten hätten. Jede Provinz, jedes Volk, jede Familie, jedes Haus, hatte ſeinen beſondern und von den andern unterſchiedenen Gott, weil ſie ſich einbildeten, es könnte ihnen nur der einzige, dem ſie ſich beſonders gewidmet hatten, in der Noth beyſtehen.

Daher

Daher wurden alle Altäre von Kräutern, Pflanzen, Blumen, Bäumen, hohe Gebirge, Steine, Höhlen, Kieſel, u. dgl. von ihnen göttlich verehret; wie man denn in der Provinz, die man hernach Portoviejo genannt, insbeſondere den Smaragd als einen Gott anbetete. Dieſe Ehre erwieſen ſie auch einigen Thieren wegen ihrer Grauſamkeit, Schlauigkeit, Geſchwindigkeit, Treue u. ſ. w. Ihre Abgötterey erſtreckte ſich bis auf die Schlangen, Kröten und Eidechſen; nichts war ſo geringſchätzig und verächtlich, daß nicht einer oder der andere Hochachtung dafür hegte, nur damit er nicht ſeiner Nachbarn Gott hätte. Indeſſen waren doch nicht alle bey der Wahl ihrer Götter ſo einfältig, ſondern die meiſten hielten nur dasjenige für eine Gottheit, was ihnen Nutzen brachte. Dadurch wurden alle Elemente, Früchte, Thiere und Fiſche vergöttert. Die, ſo an der Seeküſte wohnten, erkannten das Meer für ihre mächtigſte Gottheit und nannten es **Mamacocha**, ihre Mutter, welchen Namen diejenigen, die tiefer im Lande wohnten, der Erde beylegten, beyde aus der Urſache, weil ihnen das Meer und die Erde zur Nahrung dienten, und jenes ihnen Fiſche, dieſe aber Korn und Früchte zur Erhaltung ihres Lebens darreichte. Alle, die an der Küſte wohnten, beteten überhaupt den Wallfiſch, wegen ſeiner ungeheuern Größe an. Außerdem erwieſen ſie noch in jeder Provinz denen Fiſchen, wovon ſie die meiſten darinnen fiengen, eine beſondere Verehrung.

Die Opfer, welche ſie ihren erwählten Götzen brachten, waren ihrer Einfalt und Unwiſſenheit gemäß, und bey einigen Völkern zuweilen blutig. Nicht nur die Gefangenen, ſondern auch ihre eigenen Kinder wurden im Nothfalle dargebracht und lebendig aufgeſchnitten, das Herz und die Eingeweide heraus-

herausgenommen und hieraus Glück oder Unglück vorher verkündiget. Auch opferte man auf ſolche Art, daß man nur dasjenige Blut darbrachte, welches ſie aus den Armen und Beinen laufen ließen. War die Feyerlichkeit groß und das Opfer ſollte wichtig ſeyn; ſo ließen ſie ſich an der Naſenſpitze oder zwiſchen den Augenrahmen zur Ader. Doch opferten ſie auch Thiere, Korn, Früchte, wohlriechendes Holz, und was ſie nur glaubten, das ihren Gottheiten angenehm ſeyn könnte.

Ganz Peru war in dieſer Abgötterey begriffen, bis der erſte Ynca und peruaniſche Geſetzgeber Mittel fand, ſeine Unterthanen zu bereden, die Sonne anzubeten und ſie für ihre Gottheit zu erkennen. Das viele Gute, welches er und ſeine Gemahlin ihnen erwieſen hatten, war viel zu ſinnlich, als daß es nicht einige Achtung gegen dieſe Wohlthäter hätte erwecken ſollen. Da ſie ſich nun für Kinder der Sonne ausgaben, welche ſie abgeſendet habe, ihnen alles dieſes Gute zu erweiſen; ſo mußte nothwendig eine Verehrung gegen ſie daraus erwachſen. In der Folge kam man der Sache näher und bauete ihr prächtige Tempel. Dem Monde wiederfuhr zwar ähnliche Ehre, nur in geringerem Grade, denn ob ſie ihn zwar für die Schweſter und Frau der Sonne, auch für die Mutter der Yncae hielten, ſo findet man doch nicht, daß ſie ihn jemals als eine Gottheit, wie die Sonne, angebetet haben. Die Verehrung der übrigen Sterne war noch geringer und eben ſo die Achtung für den Donner, Blitz ꝛc.

Die klügere Klaſſe von Menſchen verehrte auch einen unſichtbaren Gott, welcher Himmel und Erde erſchaffen hatte. Sie nannten ihn Pachacamac, welches ſo viel als Weltbeſelender heißt. Dieſes Wort war bey ihnen in einer ſo großen Verehrung, daß

daß ſie ſich nicht unterſtanden, ſolches auszuſprechen; und wenn es ja geſchehen mußte, ſo geſchah es mit den größten Merkmalen der Ehrerbietung und Unterthänigkeit. Sie zogen alsdann die Schultern zuſammen, ſenkten den Kopf und den ganzen Leib, hoben die Augen gen Himmel, ſchlugen ſie wieder zur Erde nieder, legten die offenen Hände auf die rechte Schulter und warfen der Luft Küſſe zu. Alle dieſe Geberden waren bey den Yncaen und ihren Unterthanen Kennzeichen der höchſten Anbetung und einer außerordentlichen Verehrung; indeſſen giengen ſie doch auch ſtufenweiſe darinnen, und thaten nach Beſchaffenheit der Perſonen mehr oder weniger. Einige dieſer Ceremonien übten ſie gegen die vom königlichen Geblüte aus, und weit weniger gegen die andern großen Herren, die ihnen vorgeſetzt waren. Fragte ſie jemand, wer denn dieſer Pachacamac wäre, ſo gaben ſie zur Antwort: derjenige, welcher der ganzen Welt das Leben und die Erhaltung gäbe, ſie hätten ihn aber niemals geſehen und wüßten alſo auch nichts von ſeiner Geſtalt zu ſagen; aus dem Grunde baueten ſie ihm auch keinen Tempel und brachten ihm keine Opfer, wohl aber beteten ſie ihn in ihren Herzen an und hielten ihn für den unbekannten Gott.

Ein bloßes Ungefähr konnte dieſer Begriff wohl nicht in ihrer Seele ſeyn, ob man gleich nicht hat erfahren können, wie ſie darauf geleitet worden ſind. Etwas beſonders war es auch, daß man in Cuzco zur Zeit der Eroberung ein Kreuz von ſehr ſchönem Marmor fand, ohne daß man hat erfahren, wie es hieher gekommen, und wie lange es da geweſen ſey. Es war zwey und eine halbe Elle lang, drey Finger breit, faſt eben ſo dick, ganz aus einem Stücke und von einem ungemein hellen und glatten Steine. Ob ſie es gleich weiter nicht anbeteten, ſo verehrten ſie es dennoch,

dennoch, entweder ſeiner Schönheit wegen, oder aus andern Abſichten, welche verborgen geblieben ſind. Wenn die Peruaner einen geheiligten Ort, oder ſonſt etwas Heiliges ausdrücken wollten, ſo nahmen ſie den Ausdruck Huaca. Die Spanier, welche dieſes nicht verſtanden, glaubten daher, daß ſie alles dasjenige für Götter hielten, wovon ſie dieſen Beynamen gebrauchten; allein man fand nachher, daß ſie auch alles dasjenige damit belegten, was außerordentlich ſelten und nicht gemein war, es mochte ſchön oder häßlich, groß oder klein, ungeſtaltet oder ſchön gebildet ſeyn. Weil ſie nun dieſen Namen auch den hohen Gebirgen in Peru gaben, und wenn ſie einen der höchſten Berge deſſelben erſtiegen hatten, eine gewiſſe Art der Andacht mit Ausſprechung der Worte Apachecta bezeugten; ſo bildeten ſich die erſten Spanier ein, daß ſie ſolche göttlich verehrten und dichteten ihnen aus dem verſtümmelten Worte die Gottheit Apachitas an, welches eigentlich nichts anders als ein kurzes Dankgebet war; es wurde auch niemals eher geſprochen, als wenn ſie die Spitze erreicht hatten, da ſie dann dieſe Dankſagung, nebſt einem Opfer, dem Pachacamac, den ſie im Geiſte anbeteten, ſchuldig zu ſeyn glaubten, daß er ihnen dieſe Beſchwerlichkeit ertragen helfe. Sobald ſie alſo oben auf einem Berge waren, ſo legten ſie die mit ſich führenden Geräthſchaften nieder; hierauf machten ſie alle gehörige Verzuckungen, zogen ſich ein Haar aus den Augenrahmen, und blieſen es in die Luft. Ingleichen nahmen ſie auch von dem bey ihnen ſehr hochgeachteten Kraute Luca in den Mund, und ſpuckten es ebenfalls in die Luft, um dadurch zu bezeugen, daß ſie dem Gott das Beſte und Liebſte opferten.

Man kann alſo nicht ſagen, daß ſie den Bergen göttliche Verehrung erwieſen, wohl aber waren ſie

das Werkzeug göttlicher Verehrung, denn niemand durfte dahin ſehen, was für Koſtbarkeiten er auf dieſen Anhöhen dem Gott brachte, ſondern nur, ob er ſie in der ſchuldigen Ehrerbietung gab, und es war gleich viel, ob der eine ein kleines Stückchen Holz, oder der andere etwas Stroh, ja wohl nur eine Hand voll Erde gab, wenn er nichts beſſers aufbringen konnte. In Rückſicht deſſen alſo, daß die Berge etwas Großes waren und ihnen zu dieſer Verrichtung dienten, hegten ſie Hochachtung gegen ſie; daſſelbe thaten ſie auch der Stadt Cuzco, weil ſie von ihrem erſten Ynka erbauet worden, der Sitz der Kinder der Sonne und gleichſam die irdiſche Wohnung ihrer Gottheit war.

Die höchſte Verehrung war zwar allezeit der Sonne als ihrer Gottheit beſtimmt, ihr am nächſten aber kam die, welche ſie ihren Söhnen, d. h. den Königen, erwieſen. Weil ſie nun glaubten, die Yncae wären Götterkinder, ſo hielten ſie dieſe Götterſöhne auch kaum der menſchlichen Schwachheiten und Fehler fähig, und dieſes erſtreckte ſich auch bis auf die aus ihrem Geblüte.

Die Opfer, welche ſie dem erſten Ynca nach ſeinem Tode, und nachher überhaupt ihrer Gottheit, der Sonne, brachten, beſtanden vornehmlich in großen und kleinen Hausthieren. Das Hauptopfer aber waren Schafe, Lämmer und Hammel. Sie opferten auch zahme Kaninchen, allerhand eßbare Geflügel, Talg, Kornähren und Hülſenfrüchtee. Sie brachten ihr auch etwas von dem Kraute Cuca und die feinſten Kleider. Alles dieß wurde zur Ehre der Sonne verbrannt, und ſie dankten ihr, daß ſie es zum Nutzen der Menſchen erſchaffen habe. Ueber dieſes brachten ſie auch noch eine gute Menge von einem Getränke zum Opfer, welches aus Waſſer und Maiz gemacht war, und dieſes geſchah auf folgende Art.

Wenn ſie Luſt hatten zum Trinken, ſo aßen ſie vorher, und darauf tauchten ſie mit der Spitze des Fingers in das Gefäß, worinnen der Trank war. Nachdem ſolches geſchehen, ſo wandten ſie die Augen mit vieler Ehrerbietung gen Himmel, ſchüttelten die Finger, woran das Tröpfchen vom Getränke hieng und opferten es auf dieſe Weiſe der Sonne aus Erkenntlichkeit, daß ſie ihnen zu trinken gegeben.

Bey allgemeinen Opfern, woran das ganze Volk Antheil nahm, z. B. bey Krieg und Frieden, war ein Lamm das Hauptopfer, wo ſie dem Thiere das Herz, unter allerhand Ceremonien, aus dem Leibe nahmen, und die gute oder üble Vorbedeutung daraus wahrſagten. Die Oerter, wo man dieſe Opfer brachte, waren nach Beſchaffenheit der Feyerlichkeit nicht immer einerley. Einige geſchahen auf gewiſſen freyen Plätzen, andere in dem Hauſe der Sonne. Die allgemeinen Opfer an dem Hauptfeſte geſchahen auf dem großen Marktplatze der Stadt, und die andern, die nicht ſo wichtig waren, an dem Vorhofe des Tempels, wo die Einwohner aller Provinzen und Völkerſchaften des ganzen Königreiches zu tanzen pflegten.

Nur Prieſter brachten die Opfer dar, mit dem Unterſchied, daß in dem Hauſe der Sonne die Prieſter insgeſammt Yncae aus königlichem Geblüte waren, da ſie hingegen zu allen andern Tempeldienſten nur von den angenommenen Yncaen ſeyn durften. Der Oberprieſter war einer von den Brüdern oder Oheimen des Königes. Sie trugen keine beſondere Kleidung, wodurch ſich ſonſt bey andern Völkern die Prieſter unterſcheiden. Dieſer Oberprieſter führte den Namen Villac Umu, welches ſo viel als Wahrſager und Zeichendeuter hieß, weil er dem Volke dasjenige anzeigen mußte, was ihm die Sonne aus dem

Opfer zu erkennen gab. Es war zwar nach den Geſetzen verboten, daß keine Frauensperſon in den Tempel der Sonne kommen durfte, noch vielweniger eine Prieſterin vorſtellen ſollte; man hatte ihr aber dennoch beſondere Jungfrauen geweihet, welche die Auserwählten genannt wurden. Sie wohnten weit von dem Tempel entfernt, in dem Hauſe der Sterne, und die Jungfrauen mußten auch, außer einem unbeſcholtenen Wandel und nebſt einer großen Schönheit, allemal Töchter der Yncae ſeyn, welche rechtmäßiger Weiſe von dem Könige oder ſeinen Anverwandten herſtammten. Die Zahl derſelben war niemals feſtgeſetzt, ſie beſtand aber meiſtens aus funfzehnhundert, und wenn ſie alt wurden, blieben ſie zwar in dem Stande und hießen Matronen, waren aber eigentlich die Lehrerinnen und Mütter der jüngern. Alle Freuden des geſelligen Lebens waren für dieſen Jungfrauen verſchloſſen, kein Menſch durfte mit ihnen umgehen, und ihre Beſchäftigung beſtund in Spinnen, Weben und Kleiderverfertigen, welche der Ynca und die Coya, ſeine rechtmäßige Gemahlin, trugen. Auch verfertigten ſie diejenigen Kleider, die man der Sonne zum Opfer brachte, ingleichen gewiſſe kleine von Gelb oder Roth vermengte Verbrämungen, Paycha genannt, die an einer Ellen langen Schnur geheftet waren und von den nächſten Anverwandten des Königes getragen wurden.

Das ganze Volk feyerte alle Jahre vier große Feſte; das größte unter allen fiel allemal im Brachmonat nach der Sonnen Stillſtand; es hieß daher auch das Hohefeſt und war eigentlich das Feſt der Sonne. Bey dieſem Feſte mußten ſich alle Hauptleute, alle Curacaen, ſelbſt der Ynca einfinden, und wer nicht ſelbſt kommen konnte, mußte die vornehmſten Anverwandten für ſich ſchicken. Der Ynca verrichtete als der oberſte

Hoheprieſter die erſten Ceremonien dieſes der Sonne eigenen Feſtes, deren älteſter Sohn er war. Er führte den öffentlichen Aufzug an, und dann folgten ihm die Curacaen in prächtig geſchmückten Kleidern nach, einige mit Gold und Silber beſetzt, andere mit Löwenhäuten bedeckt, andere in Geſtalt der Engel mit Flügeln, noch andere in verſchiedenem Aufputze, und jede Völkerſchaft führte die Waffen, deren ſie ſich im Kriege bedienten, als Bogen, Pfeile, Wurfſpieße, Lanzen, lange und kurze Aexte ꝛc. Die Zubereitung zu dieſem Feſte war ſehr ſtreng und wurde genau befolgt, ſie aßen in dreyen Tagen nichts anders als ein wenig weißen Mais, und noch dazu roh, mit einigen von den Kräutern, die man Chucam nennt, und tranken nichts als Waſſer. Des Abends vor dem Feſte bereiteten die Prieſter die Opfer, die Nacht hindurch kneteten die Frauen der Sonne eine große Menge von gewiſſem Teige, woraus ſie kleine runde Brode machten.

Am früheſten Morgen gieng der Ynca in großer Begleitung auf den großen Marktplatz der Stadt, und warteten mit unbedeckten Füßen auf den Aufgang der Sonne, und ſobald ſie erſchien, fielen ſie alle auf ihre Knie nieder; ſie hielten dabey die Arme offen und gerade vor das Geſicht, und gaben der Luft Küſſe. Hierauf erhob ſich der König, unterdeſſen daß die andern noch knien blieben, und nahm zwey große Gefäße aus Gold, welche mit ordentlichem Getränke angefüllet waren, und lud die übrigen zum Trinken ein. Dieſes war eigentlich nur die Einleitung, denn von hier gieng der Zug bis auf zweyhundert Schritte vor die Thüre des Tempels der Sonne, jeder zog ſeine Schuhe aus und blieb ſtehen, nur der Ynca und diejenigen von ſeinem Geblüte giengen hinein und warfen ſich vor dem Bilde der Sonne nieder.

Aus den Gefäßen überreichten ſie der Sonne viele ſchöne Stücken Gold und Silber, welche im Kleinen nach der Natur verſchiedene Thiere, als Schafe, Lämmer, Schlangen, Löwen, Vögel ꝛc. vorſtellten. Nach dieſem Opfer kamen die Yncaprieſter mit einer Menge Lämmer und Schafe von allerhand Farben. Das Feuer, womit ſie es verbrannten, mußte von der Sonne ſelbſt gegeben werden. Zu dem Ende nahmen ſie ein großes Armband, welches ſehr glatt und glänzend gearbeitet war, und hielten es gerade gegen die Sonne, und zwar in einen gewiſſen Punkt, wo die Strahlen zuſammenkamen; dahin legte man ein wenig geſchabte Baumwolle, welche natürlicher Weiſe ſogleich Feuer fieng. Dieß war das Feuer vom Himmel, womit alsdann alle Opfer verbrannt und alles Fleiſch bereitet wurde, welches ſie an dieſem Tage genoſſen. Hierauf wurde dieſes Feuer in den Tempel und in das Haus der auserwählten Jungfrauen getragen, wo man es das ganze Jahr hindurch zu erhalten ſuchte. Geſchah es nun, daß an dem Tage des Hohenfeſtes die Sonne nicht helle ſchien, ſo nahm man zwey kleine Stäbe und rieb ſie an einander, um Funken herauszubringen, wodurch die Baumwolle entzündet wurde; jedoch dieß ſtörte die Freude des Feſtes gar ſehr, weil man glaubte, es ſey eine üble Vorbedeutung und die Sonne ſey erzürnt. Sobald nun das Opferfleiſch auf dem vornehmſten Platz der Stadt gebraten war, ſo theilte man es aus, und auf das Eſſen folgte der Trank. Alle Arten der Vergnügungen hatten hier ihre Freyheit, und gemeiniglich dauerte dieſes Feſt neun Tage, wo immer ein Tag dem andern neue Luſtbarkeiten darbot.

Das zweyte Hauptfeſt, welches die Yncae an ihrem Hofe feyerten, kann man den Ritterſchlag nennen, wo ſich an demſelben das ganze Volk viele

Tage lang auf öffentlichen Plätzen beluſtigte. Das dritte hieß das Feſt nach der Saatzeit, wenn der Mais anfieng aus der Erde hervorzukommen. Das vierte war das Reinigungsfeſt, wodurch ſie alle Krankheiten aus der Stadt und den umliegenden Orten verbannen wollten.

Außer dieſen vier Hauptfeſten hatten die Peruaner noch andere, welches ein jeder für ſich in ſeinem Hauſe begieng; denn nachdem ſie ihre Erndte gehalten und die Früchte in ihre Scheunen gebracht hatten, ſo opferten ſie der Sonne ein wenig Talg, welches ſie verbrannten. Endlich glaubten ſie auch, daß die Sünden des menſchlichen Geſchlechts die Uebel und göttliche Rache nach ſich zögen, alſo müßte man auch die Miſſethaten durch Buße und Opfer ausſöhnen. Zu dem Ende waren in dem ganzen Reiche Beichtiger beſtellet, und dieſe richteten allemal die Strafen nach den Vergehungen und nach dem Geſtändniß des Beichtenden ein. Die größte und feyerlichſte Beichte aber geſchah, wenn der Ynca krank war. Der Ynca ſelbſt beichtete nur der Sonne, worauf er ſich in einem fließenden Waſſer wuſch mit den Worten: „Nimm die Sünden und trage ſie in das Meer.“ Die Buße der andern aber beſtand in Faſten, Opfern, in eingezogenem Leben, in Geißelungen u. dgl. Kurz, es iſt ſchwer zu beſtimmen, wie dieſe Nazion auf dergleichen Religionsgebräuche und Ceremonien gekommen iſt.

Alle Geſchichtſchreiber ſtimmen darin mit einander überein, daß der Urſprung der Yncae fabelhaft ſey, nur in der Fabel ſelbſt ſind ſie nicht einig, womit es nämlich dem erſten Ynca dieſer Völker geglückt habe, die Ehrerbietung gegen ſeine Perſon zu gründen und zu befeſtigen. Man ſagt einſtimmig, daß die Wildheit der damaligen Indianer ſo beſchaf-

ſen geweſen ſey, daß ſie ſich von den wilden Thieren nur wenig unterſchieden hätten, und daß einige Völkerſchaften von ihnen faſt alles Gefühls menſchlicher Empfindungen unfähig geweſen wären. Obgleich in dieſer Beſchuldigung viel Zuſatz ſeyn mag, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſie nicht die geringſte Empfindung von einem natürlichen Geſetze hatten; ſie lebten ohne Geſellſchaft, kannten kein anderes Recht als ihre Begierden, hatten gar keinen Begriff von Religion, oder waren wenigſtens der Abgötterey ergeben. Ihre Nahrung war mit der Nahrung der Thiere einerley, und alle ihre Handlungen zeigten jedesmal ihren natürlichen Zuſtand an.

Wahrſcheinlich ſuchten die erſten Yncae ihre Gewalt nicht durch Härte und Grauſamkeit zu gründen, ſondern durch Güte und Wohlthat. Die erſten Indianer, an welche ſich die Yncae wendeten, wurden von ſo ſanftem Anerbieten und von ihren freundſchaftlichen Worten gerührt und liefen haufenweiſe nach dem Gebirge, wo der Ynca anfieng die Stadt Cuzco zu bauen, und zu gleicher Zeit für den Unterhalt ſeiner Einwohner zu ſorgen. Dieſe neuen Einwohner, welche dieſe Lebensart für weit angenehmer hielten, als ihren erſten rohen Zuſtand, breiteten ſich auf allen Seiten aus und kündigten andern entfernten Völkern die Vortheile an, die ſie unter der Regierung der Yncae genoſſen, ſo daß ſich viele zu ihnen geſellten und bald viele Dorfſchaften entſtunden. Man fieng bald an ein kleines Heer zu errichten, die Männer wurden in dem Ackerbau unterwieſen, und die Frauen lernten ſpinnen, weben und andere Hausarbeit verrichten, kurz, ſie wurden ihrem rohen Zuſtand allmählig entriſſen und lernten ſich an die beſſern Beſchäftigungen gewöhnen.

Mit Gewißheit kann man nicht ſagen, wieviel Zeit von Errichtung dieſes neuen Reiches bis auf die

Ankunft der Spanier verfloſſen iſt, weil die Indianer nur eine unrichtige Erinnerung von dieſer erſten Zeit beybehalten haben, und die Knoten, die ſie in verſchiedenen Fäden ſchürzten, um das Andenken ihrer merkwürdigen Thaten zu erhalten, keine Erläuterung deswegen gegeben haben; Jahrhunderte müſſen es wenigſtens geweſen ſeyn. Es bleibt aber in jeder Rückſicht eine merkwürdige Begebenheit, ſo grobe und wilde Völker an ſich zu ziehen und durch die Erhebung ſeiner Perſon ihnen ſo viel beſſere Vortheile in die Hände zu ſpielen. Es iſt dem Geiſte und dem Karakter ſo ſehr entgegen geſetzt, daß, wenn die ganze Geſchichte ihre Richtigkeit hat, dieſer Plan wohl von keinem Indianer, ſondern vielleicht von einer andern Perſon, die durch Zufall zu ihnen gekommen war, ausgedacht und ausgeführt worden iſt.

Die Schilderungen der Reiſebeſchreiber ſtellen die eingebohrnen natürlichen Einwohner des alten Königreiches Peru heutiges Tages ſo unterſchieden von demjenigen vor, was ſie zu den Zeiten der Eroberung geweſen, daß es viele Mühe koſtet, die neuern Abſchilderungen damit zu vergleichen. Dennoch durften die ſo ſehr unterſchiedenen Gemüthsarten der alten und heutigen Peruaner nicht ſogar unbegreiflich vorkommen. Die zur Errichtung und Erhaltung ihrer alten Regierungsform nöthige Weisheit und Klugheit war einzig und allein den Königen zuzuſchreiben; die Unterthanen an ſich ſelbſt könnten wohl allezeit ſehr dumm, rauh und zu allen feinen Empfindungen und Einſichten unfähig geweſen ſeyn, wenn ſie gleich unter weiſen Geſetzen gelebt hätten und von erleuchteten Herren wären regieret worden. Vielleicht könnte man auch behaupten, ein großer Theil von ihrer heutigen Veränderung käme von der Tyranney her, womit ihnen von ihren neuen Herren

ren wäre begegnet worden und noch begegnet würde.

Die neueſten Beobachter ſagen: die Landeseingebohrnen in Peru arten von Tage zu Tage immer mehr aus, und es ſtehet zu befürchten, daß man endlich nicht die geringſte Spur mehr von derjenigen Aemſigkeit und Geſchicklichkeit bey ihnen wahrnehmen wird, womit es ihnen ehedem in allen mechaniſchen Künſten ſo ſehr gelungen iſt. Die Haupthinderniſſe ſucht man jedoch in dem Uebermuthe und der Tyranney derjenigen, welche die bürgerlichen Bedienungen bekleiden und in der unumſchränkten Gewalt der Geiſtlichen. Hieraus entſpringt die jetzige Trägheit und Gleichgültigkeit des Volkes, ingleichen alle Betrügereyen der Indianer. Sie fragen nach Geld und Gut nichts, haben aber dafür eine große Neigung zum liederlichen Leben und zur Völlerey, die man durch gar nichts zu unterdrücken trachtet, weil ſie dieſelben unempfindlich und dumm, folglich zu allem deſto gehorſamer machet. Sie ſind furchtſam und verzagt, dagegen aber falſch und boshaft, und wenn ſie ſich an den Spaniern rächen können, ſo begegnen ſie ihnen ſehr grauſam.

Auch die chriſtliche Religion hat in den Herzen der meiſten Peruaner keine tiefe Wurzel geſchlagen, und der Keim ihrer erſten Liebe zur Abgötterey ſcheint noch hie und da hervorzubrechen. In den großen Städten, wo man erwarten ſollte, ſie hätten noch mehr Ergebenheit für das Chriſtenthum, als auf dem Lande, haben ſie gewiſſe Tage, an welchen ihre Verehrung der Sonne, nebſt ihrer Liebe gegen ihre alten Könige wieder aufwacht. Ein ſolcher Tag iſt das Feſt der Geburt Mariä, an welchem ſie die Erinnerung des am Athahualipa vollſtreckten Todesurtheils durch eine Art von Trauerſpiel begehen, wel-

ches ſie auf den Straßen aufführen. Hierbey kleiden ſie ſich nach ihrer alten Weiſe und tragen über dieſes Bildniſſe ihrer liebſten Gottheiten, der Sonne, des Mondes und andere Zeichen der Abgötterey, als Mützen wie Adlerköpfe, Kleider von Federn und mit Flügeln ꝛc. An ſolchen Tagen trinken ſie ſehr viel, auch iſt es nicht rathſam, ſie in ſolchen Feyerlichkeiten zu ſtören. Selbſt die ſonſt von ihnen ſo ſehr gefürchteten Spanier ſind hierbey nicht ſicher, und niemand darf es wagen, Eingriffe in ihre Gewohnheiten zu thun. Dieſe Tage der Luſtbarkeit, oder vielmehr dieſe Tage der Unordnung und des Lärmens laufen ſtets für ſie ſelbſt traurig ab; ſo viel möglich ſuchen zwar die Spanier dieſe üble Gewohnheit abzuſchaffen, allein ſie müſſen dabey ſehr vorſichtig zu Werke gehen. Ein anderes Hinderniß, weshalb die chriſtliche Religion nicht ihre ganze Wirkung äußern kann, ſagt man, ſey das Beyſpiel derer, die ſie in der Religion unterweiſen. Die Corregidoren, oder Amtleute, gehen noch jetzt, ungeachtet des königlichen Verbotes, ſo wie ſie ſchon vor Alters gethan haben, auf das allerunbarmherzigſte mit ihnen um. Sie laſſen ſie für ſich arbeiten und bedienen ſich ihrer zu ihrem Kaufhandel, ohne daß ſie ihnen das Mindeſte dafür geben. Sie laſſen ſich ungeheuere Heerden von Maulthieren aus Tucuman und Chili kommen; und da ſie ſich des Rechtes anmaßen, ſolche allein verkaufen zu dürfen, und ſich niemand unterſtehet, einige von andern Orten her zu erhandeln; ſo zwingen ſie die Indianer ihres Antheils, ſolche in einem übergroßen Preiſe von ihnen zu nehmen.

Der unauslöſchliche Haß der Peruaner gegen die Spanier bringt noch ein anderes Uebel hervor, welches ſeit der Eroberung noch nicht aufgehöret hat. Er bewirkt nämlich, daß die verborgenen Schätze und

reichen Erztadern, die ſie nur einander unter ſich anvertrauen, unbekannt, und folglich ſowohl dem einen als dem andrn unnütz bleiben; denn die Indianer bedienen ſich derſelben für ihre Perſon eben ſo wenig und behelfen ſich ſo gut und ſo ſchlecht ſie können. Die Spanier aber glauben, ſie bezauberten ſie, und erzählen tauſend ungereimte Geſchichten, wie ſchrecklich diejenigen umgekommen ſind, welche es gewagt haben, dieſen Schätzen nachzugraben. Wunderbar iſt es übrigens nicht, warum die Indianer ſo geheim mit den Gold- und Silberadern ſind, weil ſie allein dieſe Arbeit auf ſich haben, und bey aller Mühe und Ausbeute doch nichts davon genießen. Auch nur die Indianer allein können zu dieſer Arbeit gebraucht werden, die Negern hingegen ſind hierzu zu ungeſchickt und zu ſchwach. Die Landeseingebohrnen ſind ſtark vom Körper und durch Arbeit abgehärtet, mehr als die Weißen, welche ſich dieſer Arbeit ſchämen würden, und eigentlich auch ſchon dadurch frey davon geſprochen werden, weil ſie Weiße ſind. Es iſt eine ausgemachte Sache, daß die Anzahl der Landeseingebohrnen durch dieſe Bedrückungen ſehr verringert worden iſt, denn man ſagt, wenn ſie nur eine kurze Zeit in den Gruben geweſen ſind, das Queckſilber durchdringe ſie dermaſſen, daß die meiſten ganz zitternd werden und an Lähmungen ſterben.

Die Halbperuaner oder **Creolen**, welche hier ſehr häufig angetroffen werden, haben ihren Urſprung von europäiſchen Eltern. Man behauptet, ſie wären am willigſten, der chriſtlichen Religion beyzutreten, und übten die Gebräuche derſelben auf das genaueſte aus. Es ſind aber die Creolen in Peru nicht nur äußerſt leichtgläubig, ſondern auch höchſt abergläubiſch. Sie hängen neben dem Roſenkranz am Halſe

 auch

auch Avillas, welche eine gewiſſe Art von Meercaſtanien ſind, und noch eine dergleichen Frucht, Chonta genannt, die einer Birne ähnlich iſt, nebſt Muſcatennüſſen und andern dergleichen Amuleten und Gegengiften, um ſich vor den Hexen und der böſen Luft zu verwahren. Die Frauen tragen dergleichen Amuleten um ihre Halsketten; dieſe ſind ungeprägte Medaillen und eine ganz kleine geweihete Hand von ſchwarzem Agate, oder auch von Feigenholze. Das größte Vertrauen ſetzen ſie auf die Bullen, welche der Papſt jährlich nach Amerika ſchickt; auch die Verehrung der Bilder wird von ihnen bis zur Abgötterey getrieben.

Im Ganzen ſind die Creolen von einer weit ſtärkern Leibesbeſchaffenheit als die Europäer, und ſind auch weit geſünder. In Abſicht ihres guten oder ſchlimmen Karakters ſind ſie, wie alle Nazionen, gemiſcht. Es läßt ſich z. B. mit denen aus den peruaniſchen Gebirgen recht gut umgehen; es giebt unter ihnen redliche und gute Menſchen, die dienſtfertig und großmüthig ſind. Die meiſten bilden ſich ſehr viel darauf ein, als auf eine Sache, wodurch ſie über andere Nazionen erhaben ſind, und welches ein Beweis der Reinigkeit des ſpaniſchen Geblütes und Adels ſey. Sogar die ärmſten und ſchlechteſten Europäer, ſobald ſie unter die Indianer, Negern, Mulatten, Meſtizen und anderes vermiſchtes Blut kommen, werden ſogleich zu Edelleuten, und dieſer eingebildete Adel treibt ſie gemeiniglich am meiſten an, etwas Gutes und Lobenswerthes zu thun. Auch ihr Verſtand und die Liebe zu den Wiſſenſchaften wird an ihnen geprieſen. Die auf den Gebirgen haben etwas weniger Geſchicklichkeit und Lebhaftigkeit als die in den Thälern. Nur zum Kriege haben ſie keine Neigung und ihre gewohnte Weichlichkeit macht, daß ſie

alles ſcheuen, was ſie in ihrer ſchmeichelnden Ruhe ſtören könnte. Doch wagen ſie ſich ganz willig zu Lande auf weite Reiſen; ein Weg von vier- bis fünfhundert Meilen, noch dazu über rauhe Gebirge, durch Wüſteneyen und bey geringer Koſt, hält ſie nicht zurück, ſie ſey der Neugier wegen oder zur Luſt unternommen. Im Handel ſind ſie ſehr vorſichtig; allein ihre ausnehmende Weichlichkeit läßt ſie nicht große Geſchäfte unternehmen. Selbſt die Handwerker pflegen ihrer Gemächlichkeit ſo ſehr, daß ſie die Ruhe der Arbeit vorziehen; daher kommt es, daß, weil ſie den ſchönſten Theil des Tages auf dem Bette liegen, ſie nur halb ſo viel arbeiten, als ſie thun könnten. Ihre Speiſen ſind ſehr mäßig, nicht prächtig, nur die Art, ſolche zu bereiten und ſie zu eſſen, iſt nicht die reinlichſte. Zu Hauſe haben ſie die Gewohnheit, längſt der Wand hin auf Küſſen zu ſitzen und die Beine auf einer mit türkiſchen Teppichen bedeckten Erhöhung über einander zu ſchlagen. Auf dieſe Art bleiben ſie den ganzen Tag ſitzen, ohne ſich von der Stelle zu bewegen, auch nicht einmal Eſſens halber; denn es wird ihnen auf kleinen Käſtchen, die ſie allezeit neben ſich ſtehen haben, um ihre Arbeit hinein zu legen, beſonders angerichtet; doch iſt dieſes nur die Sitte der Frauen; die Männer ſitzen auf Lehnſtühlen. Wenn die letztern tanzen, ſo führen ſie gemeiniglich lange ſpaniſche Degen, deren Spitze ſie vorn mit der Hand anfaſſen. Ihre Muſik beſtehet in Harfen und andern landesüblichen Inſtrumenten, die aber alle nicht angenehm klingen.

Dieß ſind die Hauptzüge aus dem Karakter und den Sitten der Creolen, und, ohne weitläuftige Unterſuchungen anzuſtellen, über die Regierungsform der Peruaner, glaube ich, kann das, was ſchon oben über die Gewalt und den Einfluß der Yncae geſagt

worden

worden iſt, hinreichend ſeyn, weil man aus dieſem abnehmen kann, daß die Regierungsform derſelben vollkommen monarchiſch geweſen iſt.

Gegenwärtig hat die Krone Spanien ihre Rechte und ihre Gewalt geltend gemacht und handelt nach ihren Geſetzen. In der Stadt Lima haben die Unterkönige ihren Sitz, und die Regierung eines ſolchen Unterköniges iſt zwar eigentlich nur auf drey Jahr geſetzt; allein ſie kann auch zuweilen etwas verlängert werden. Er hat die höchſte Gewalt im ganzen Lande, und ſeine Macht iſt ſo groß, daß die Eingebohrnen eben ſo viel Vertrauen und eben ſo viel Ehrerbietung gegen ihn hegen, als gegen den eigentlichen Landesherrn. Er regieret, wie es ihm beliebet, und er regieret über alles.

Zum Zeichen ſeiner Majeſtät und zur Bewachung ſeiner Perſon hält er zwey Compagnien Soldaten; eine bewachet ſtets die Thüren des Pallaſtes, die andere begleitet ihn, wo er ſich hin beweget. Alle Regierungsangelegenheiten und Geſchäfte gehen durch ſeine Hände, er hat überall den Vorſitz und das Vorwort.

Eine der größten Feyerlichkeiten, wobey beſonders die Einwohner in Lima ihren ganzen Putz zeigen, iſt der Einzug eines Unterköniges, und er iſt in allen Stücken ſonderbar und merkwürdig. Sobald der Unterkönig in dem Hafen Payta ans Land geſtiegen iſt, welcher zweyhundert und vier Seemeilen von Lima abliegt; ſo ſchickt er eine Perſon ab, die bald von höherm, bald von niedrigem Stande iſt, oder jemanden aus ſeinem Gefolge, oder ſonſt auch eine Privatperſon. Wenn der Abgeſandte zu Lima angelanget iſt; ſo ſendet der bisherige Unterkönig im Gegentheil einen Läufer ab, um den neuankommenden

Unterkönig zu bewillkommen. Wenn er den Abgeſandten beurlaubt, ſo beſchenkt er ihn mit koſtbaren Kleinodien und begnadiget ihn mit einem oder zween Corregimienten von denjenigen, welche zu dieſer Zeit offen ſind. Hierauf empfängt der Corregidor den Unterkönig in dem Hafen Payta. Man hat ſchon Sänften in Bereitſchaft, die zu Fortbringung ſeiner Perſon und ſeiner Angehörigen erforderlich ſind, und ſowohl damit, als auch mit Mauleſeln verſiehet er den Unterkönig bis an die Gränzen der nächſten Provinz. In den unbewohnten Gegenden, wo ſtille gehalten wird, läßt er Hütten von Baumäſten aufrichten und bezahlt alle Unkoſten, die zu der Reiſe erfordert werden, bis ihn der folgende Corregidor von dieſer Pflicht erlediget.

Iſt endlich der neue Unterkönig in Lima angekommen, ſo gehet er ſogleich, ohne ſich irgendwo aufzuhalten, gerade durch die Stadt nach dem Hafen Calao, der drittehalb Meilen von der Stadt abliegt. Hier wird er von einem von den ordentlichen Alcalden zu Lima, der ausdrücklich dazu ernennet iſt, und von den Kriegsbedienten empfangen. Dieſe huldigen ihm und bewirthen ihn in dem Pallaſte des Unterköniges. Den folgenden Tag nimmt er die Glückwünſche von den geiſtlichen und weltlichen Gerichten an und zwar unter einem Thronhimmel. Den Anfang zu dieſer feyerlichen Handlung machet die Audienzia, darauf folgen die Rechnungskammern, das Domcapitel, der Stadtrath und das Handelsgerichte. Nachher kommen die Inquiſitoren, das Gericht der Kreutzzüge, die Aebte der Klöſter, die Collegia und andere vornehme Perſonen. Den folgenden Tag fährt er in einer prächtigen Kutſche bis an die Meilencapelle, und hier befindet ſich der abgehende Unterkönig; beyde ſteigen, wenn ſie zuſammen kommen,

aus

aus ihren Kutſchen, und der abgehende Unterkönig reicht dem neuen einen Stab, zum Zeichen, daß er ihm nun die Regierung abtrete; hierauf trennen ſich beyde, und jeder nimmt ſeinen Weg für ſich. Iſt es dem neuen Unterkönig gefällig, in wenig Tagen ſeinen Einzug in der Stadt zu halten, ſo kehrt er alsdann nach Callao zurück und bleibt daſelbſt bis zu der Zeit, die zum öffentlichen Einzug beſtimmt iſt, gemeiniglich aber wird es aufgeſchoben.

Am Tage des öffentlichen Einzuges werden die Straßen und Gaſſen mit Tuch belegt und in gewiſſen Entfernungen allerhand Triumphbögen errichtet. Um zwey Uhr nach Mittage geht der Unterkönig in die Kirche, und hier verſammeln ſich auch zugleich die übrigen, die den Einzug feyerlich machen wollen. Erſt kommen die Soldaten in ihrer Ordnung, hernach die Collegia und die Univerſität, alle übrige Kollegia, der Stadtrath, in langen ſammetnen Röcken und in langen über die Ohren gehenden Mützen. Der Zug geht durch verſchiedene Gaſſen bis auf den Markt der Hauptkirche gegen über; hier empfängt der Erzbiſchof die Vornehmen an der Kirchthüre und der Gottesdienſt nimmt ſeinen Anfang. Iſt dieß vorbey, ſo begleitet man den Unterkönig wieder in ſeinen Pallaſt. Den folgenden Tag früh geht der Zug aufs neue nach der Hauptkirche und von da wieder in den Pallaſt. Dann folgen am folgenden Tage die Stiergefechte, und wieder den folgenden Tag erkennen ihn die Collegien für ihren Herrn und huldigen ihm eigentlich.

XV. Von

XV.

Von den Einwohnern in Paraguay.

Gegen Mittag von Peru liegt das der ſpaniſchen Krone einverleibte Land Paraguay, wovon nur ſehr wenig den Portugieſen gehöret. Man kann ſich indeſſen ſehr leicht vorſtellen, daß in einem ſo weitläuftigen Reiche der Karakter der Einwohner nicht einerley ſeyn kann. Ueberhaupt genommen, finden wir, daß ihre Geſichtsfarbe gewöhnlich olivenfarbig, ihre Größe unter der mittelmäßigen, und ihr Geſicht ein wenig flach iſt. Natürlicher Weiſe ſind ſie blöden Verſtandes, wild, faul, tückiſch, einige aber ſind jetzt durch Miſſionen zum Chriſtenthum gebracht worden.

XV. Die Bewohner von Paraguay.

Die Sitten derer Völker, welche die ſpaniſchen Kolonien in Paraguay ausmachen, kommen mit denen in den übrigen Einrichtungen des ſüdlichen Amerika völlig überein, und es wäre überflüßig, ſie noch einmal zu beſchreiben. Die Einwohner in den Städten beſtehen aus Europäern, Creolen, Schwarzen, Indianern und vermiſchten Geſchlechtern. Man findet ſehr viele Mönche hier, und die Gewalt der Ordensgeiſtlichen erſtreckt ſich zwar nur auf ihre angewieſenen Bezirke, ſie iſt jedoch ſehr groß. So viel iſt gewiß, daß ſie ohne große Gewaltthätigkeiten, auf eine ganz verſchiedene Weiſe von andern Europäern, die freyen Völker bezwungen, die wildeſten Sitten glimpflicher gemacht, die herumſchweifenden Nazionen zur Ruhe angeführet, und viele von ihnen vernünftiger gemacht haben. Anſtatt einen Theil der Einwohner zu vertilgen, um ſich der übrigen zu verſichern, ſind ihre Unterthanen, je mehr ſie ihre

Länderenen erweitert haben, zahlreicher geworden, und anſtatt, daß jene ihre Ueberwinder haſſen, haben dieſe Sieger ſich die Liebe ihrer Unterthanen zu erwerben geſucht.

Die meiſten Einwohner, welche gegen Mitternacht wohnen, halten ſich in ſumpfichten Orten auf, wo ſie ſich meiſtens vom Fiſchfang nähren. Diejenigen, ſo weiter gegen Mittag wohnen, ziehen auf dem freyen Felde von einem Orte zum andern und leben von der Jagd. Man hat eine ungegründete und lächerliche Fabel für wahr ausgegeben, als hielten ſich hier an der magellaniſchen Meerenge widernatürlich große Menſchen auf, allein ſie ſind nichts größer als andere Menſchen. Einige ſind von mittlerer Größe, faul, wild und einfältig. Manche haben keine andere Wohnung, als Höhlen unter der Erde, wo man kaum das Tageslicht gewahr wird. Diejenigen, die etwas näher an Peru und an der Provinz Charcas wohnen, ſind ſchon mit mehr Bequemlichkeiten des Lebens bekannt, und wohnen auch in Dörfern beyſammen.

In Abſicht der Bevölkerung des Landes und der einzelnen Provinzen insbeſondere, muß man ſagen, daß manche wenig, andere ſtark bevölkert ſind, aber doch lange nicht ſo, wie es die Beſchaffenheit des Landes erlaubte. Das gemeinſte Laſter dieſer Völker iſt Wildheit, Unbeſtändigkeit, Trunkenheit und Treuloſigkeit. Sie haben zwar alle viel Lebhaftigkeit, aber nicht viel Fähigkeit des Geiſtes und begreifen nichts, was nicht ſehr leicht in die Sinne fällt. Auch haben ſie eigentlich keine Regierungsform, ſondern ein jeder Flecken hat, wie man das ſchon von andern Nazionen weiß, ſeinen Caciken, und auch dieſes Oberhaupt hat keine andere Gewalt, als die es durch ſeine perſönlichen Verdienſte erlangt. Viele

von

von dieſen Völkerſchaften ſchweifen herum und haben alle ihr Hausgeräthe bey ſich, welches eine Matte, ein Hamak und eine Calecaſſe iſt. Die Wohnungen derjenigen, die in Flecken leben, verdienen kaum den Namen der Cabanen, denn es ſind nur elende Hütten von Baumzweigen mit Stroh oder Graſe bedeckt. Doch gehen einige an die Provinz Tucuman gränzende Völkerſchaften bekleidet, und haben beſſere Wohnungen.

Ihr liebſtes Getränk iſt der Chica; ſie ſtellen deshalb öffentliche Zuſammenkünfte an, trinken, ſingen und tanzen, und dieſe Feyerlichkeit nimmt nur mit dem Verluſte ihres Verſtandes ein Ende. Es iſt kein Laſter zu erdenken, welches die Spanier dieſen Völkern nicht andichten; allein eben deshalb muß man mißtrauiſch werden, dieſen Beſchuldigungen Glauben beyzumeſſen. Ihre Waffen ſind von den Waffen anderer Indianer nicht unterſchieden, es iſt ein Bogen, ein Pfeil, nebſt einer Art Lanze oder Wurfſpieß, von einem ſehr harten und wohlgearbeiteten Holze, den ſie mit ſehr vieler Geſchicklichkeit führen, ob er gleich von ungeheuerer Schwere iſt, denn die Länge deſſelben beträgt funfzehn Spannen und die Dicke deſſelben iſt nach Verhältniß ſehr groß. Die Spitze iſt von einem Hirſchhorn mit einem krummen Hacken, welcher verhindert, daß ſie nicht aus der Wunde herausgehen kann, ohne ſie zu vergröſſern; ein Strick, woran dieſer Wurfſpieß gebunden iſt, dienet, ihn nach dem Stoße wieder zurückzuziehen. Sie ſind geſchickte und verwegene Reuter, und es hat die Spanier oft gereuet, daß ſie alle dieſe Theile des feſten Landes mit Pferden beſetzt haben. Dieſe Indianer halten ſie im Laufen auf und ſchwingen ſich ohne Unterſchied auf allen Seiten auf das Pferd, lenken ſie auch ohne alle Hülfsmittel.

So herzhaft die Männer ſind, ſo eitel, kann man ſagen, ſind die Weiber, denn wenn ſie es nicht, um zu gefallen, thun, daß ſie ſich die Haut des Geſichts, die Bruſt und Arme zerſtechen und alsdann bemahlen, ſo weiß man nicht, warum ſie es thun. Alle Sitten dieſer Nazion fallen noch ſehr roh und grauſam aus, und es gehet nur langſamen Schrittes, daß die Miſſionen hie und da etwas davon abſchaffen können. So lange ſie leben, ſind ſie grauſam, und wenn ſie ſterben, ſetzt man ihnen, ſo zu ſagen, das Zeichen, daß ſie grauſam geweſen ſind, auf das Grab, nämlich, man ſteckt einen Spieß auf daſſelbe und hängt darauf einen Hirnſchädel eines Feindes, und das beſonders eines Spaniers, wenn es möglich iſt; hierauf verläßt man den Ort und vermeidet ſogar dahin zu gehen, ſo lange bis der Verſtorbene ganz vergeſſen iſt.

Der Spanier unverſöhnlichſte Feinde ſind die **Chiriguornes**, welche an vielen Orten der Landſchaft S. Cruz, de la Sierra, Charcas und Chaco ausgebreitet ſind, und ob ſie gleich in den neuern Zeiten unter dieſen Völkerſchaften Bündniſſe errichtet haben, ſo ſind doch dieſe Bündniſſe von ſehr kurzer Dauer und ungewiß. Das Sonderbarſte bey ihnen iſt, ſagen die Miſſionarien, daß ſie von einem Tage zum andern nicht mehr dieſelben Menſchen ſind; heute ſind ſie vernünftig und von gutem Umgange, morgen iſt man wieder bey ihnen in Gefahr des Lebens. Man kann alles von ihnen erhalten, wenn man ſie durch Eigennutz zu gewinnen weiß, und von wem ſie nichts zu hoffen haben, der iſt auch gewiß ihr Feind. Natürlicher Weiſe ſind ſie luſtig, voller Feuer, ſcherzhaft, und öfters witzig; aber auch verzagt, wenn ſie Widerſtand finden, unerträglich, übermüthig, wenn ſie ſehen, daß ſich ihre Feinde vor ihnen fürchten.

Am rothen Fluſſe gegen Morgen trifft man viel friedfertige Völkerſchaften an, die niemals jemanden angreifen, die ſich aber zu ihrer gemeinſchaftlichen Vertheidigung vereinigen. Bald nach der Ankunft der Spanier wurden viele von ihnen Chriſten; da ihnen aber ihre neuen Herren übel begegneten, ſo entfernten ſie ſich, und folgten wieder ihren Caciken. Sie bauen das Feld und ernähren ſich vom Vieh.

Die **Guaranis** wohnen meiſtens an dem mitternächtigen Ufer des Parana, (wiewohl dieß nicht ihr einziger Aufenthalt iſt,) und leben in ziemlich volkreichen Dörfern beyſammen, worinnen die Caciken, deren Würde erblich iſt, eine große Gewalt über ihre Vaſallen haben. Die Vielweiberey war unter ihnen niemanden als den Caciken erlaubt. Was ihre Religion anbelangt, ſo erkannten ſie nur einen einzigen Gott, und wenn ſie auch den Gebeinen ihrer Gaukler, von denen ſie in ihrem Leben einige ſeltſame Dinge geſehen hatten, die nach ihrer Meynung die Kräfte der Natur überſtiegen, einige Achtung bewieſen, ſo verehrten ſie dieſe doch nicht deshalb als Götter, ohngeachtet die Art des Dienſtes, den ſie ihnen leiſteten, von demjenigen, womit andere Nazionen ihre Götzen verehrten, nicht viel unterſchieden war. Uebrigens brachten ſie Gott niemals Opfer; man hat auch niemals eine Spur von einer feſtgeſetzten Art des Gottesdienſtes bey ihnen angetroffen.

Dabey haben ſie allerhand ſeltſame Gebräuche. Sie rechnen die Jahre nach den Wintern. Die Zeit zum Aufſtehen erkennen ſie daran, wenn das Siebengeſtirn an dem Horizont zu erſcheinen anfängt. Sie glauben, in dem Himmel ſey ein Tyger und ein ſehr groſſer Hund, welche die Sonne und den Mond zu verſchlingen pflegten, wenn ſich dieſe Geſtirne verfinſtern, und gerathen allemal darüber in große Un-

ruhe, denn ſie halten ſehr viel auf Wahrſagungen; und nichts hat den Miſſionairen mehr Mühe gemacht, als ihnen dieſen Aberglauben abzugewöhnen. Es iſt aber faſt unmöglich, ſich von dieſen Guaranis einen richtigen Begriff zu machen, denn ſie haben ſich an zu viel und oft weit von einander entfernten Orten und verſchiedenen Himmelsgegenden niedergelaſſen. Daher kommt es, daß ſie insgemein die Sitten und Denkungsart, welche an ſolchen Orten herrſchen, und die ihrer angebohrnen Art oft ganz entgegen ſind, angenommen haben. Unterdeſſen bemerkt man doch an ihnen allen zu der Zeit, von welcher hier die Rede iſt, einen ſehr ſtumpfen Verſtand, bald mehr bald weniger Wildheit und Dummheit, ein troſtiges Weſen, einen Abſcheu vor aller Arbeit und einen Mangel der Vorſichtigkeit, der faſt nicht größer ſeyn könnte. Sie waren ſehr unwiſſend, und man konnte ſich auf die mündlichen Erzählungen, die von ihren Vorfahren auf ſie waren fortgepflanzet worden, wenig verlaſſen; denn ihre Berichte waren ſehr dunkel. Diejenigen, welche ſich auf dem platten Lande niedergelaſſen hatten, und von dem, was ihnen die Erde vermittelſt einer ſehr geringen Arbeit anbot, ſehr einfach lebten, waren viel biegſamer, vermehrten ſich auch weit ſtärker; die andern aber waren durch ihr herumſchweifendes Leben, durch ihre Kriege und öftern Züge, und durch die Trägheit, welche ein ſolches Leben insgemein nach ſich ziehet, weit wilder und trotziger geworden.

Seit mehr als hundert Jahren ſind nunmehr die Miſſionen eingeführet, und ſeit dieſer Zeit haben ſich viele indianiſche Nazionen zur katholiſchen Kirche gewendet, welche in dem Bezirke der vier ſpaniſchen Bisthümer bis dahin als Heiden lebten. Den Anfang machten die Guaranis, ſowohl die an den Flüſ-

ſen

ſen wohnten, als auch andere etliche hundert Meilen weiter gegen Nordweſten. Hier waren ſie den Portugieſen nahe, welche nur auf den Anwuchs ihrer Kolonien bedacht waren, zu ihnen eindrungen, ſie verfolgten und als Sklaven auf ihre Landgüter führten. Dieſem Uebel einigermaßen abzuhelfen, ſuchte man ungefähr zwölftauſend Perſonen davon nach Paraguay zu bringen, ſo viel nämlich von großen und kleinen beyderley Geſchlechtes bekehret waren, und eine eben ſo große Anzahl holte man aus Taxo hierher, damit ſie ſicher und ruhig wohnen möchten. Da nun aber die Menge der Neubekehrten täglich zunahm, ſo war man auch darauf bedacht, noch etliche andere Flecken anzulegen.

Ueberhaupt ſind die Landſchaften, welche zu den Miſſionen gehören, groß und weitläuftig. Eine jede Miſſion hat nach dem Beyſpiele der Städte und großen Flecken in Spanien ihren Regidoren und ihre Alcalden. Der Regidor wird von den Indianern ſelbſt erwählet und von dem Pfarrer nur beſtätiget. Auch hat ein jeder Flecken ſein eigenes Zeughaus, worinnen Schieß- und anderes Gewehr aufbehalten wird, damit ſie ſich ſogleich bewaffnen können, wenn ſie entweder gegen die Portugieſen, oder gegen die Wilden zu Felde ziehen müſſen. Damit ſie nun mit dieſen Waffen umzugehen wiſſen, ſo üben ſie ſich darinnen alle Feſttage auf den Märkten der Flecken. Diejenigen, welche geſchickt und alt genug ſind, Waffen zu tragen, werden in verſchiedene Compagnien eingetheilet, und dieſe haben ihre ordentlichen Befehlshaber; man erwählet aber nur diejenigen dazu, welche es wegen ihrer guten Aufführung und Klugheit verdienen. Nach Beſchaffenheit ihres Ranges tragen ſie auch prächtige Kleider mit goldenen oder ſilbernen Gallonen und mit dem Namen oder Wahlſpruch ihres Fleckens.

In allen Flecken findet man Schulen, worinnen die Knaben leſen und ſchreiben lernen; auch genießen ſie einigen Unterricht in der Muſik und im Tanzen, und einige bringen es zu viel Fertigkeit. In einem Hofe des Hauſes, welches dem Pfarrer gehöret, findet man allerhand Werkſtätte für Mahler, Bildhauer, Schloſſer, Zimmerleute, Tuchmacher, Uhrmacher und viele andere Handwerker, dieſe arbeiten täglich für den Flecken.

Ihre Kirchen ſind nicht nur geraum, ſondern auch ſehr gut gebauet; man findet an ihnen ſo viel Pracht und Schmuck, daß ſie den ſchönſten Kirchen in Peru nichts nachgeben. Selbſt die Häuſer der Indianer ſind ſehr gut eingerichtet, ſauber und mit nöthigem Hausgeräthe ſo wohl verſehen, daß ſie noch weit mehr gefallen würden, wenn ſie nicht bloß von Erde aufgeführet wären, denn nur wenige ſind von gebackenen Steinen oder Bruchſteinen; doch ſind ſie alle mit Ziegeln gedeckt. Dieſe Flecken ſind mit allem ſo wohl verſorgt, daß ſie auch eine beſondere Pulvermühle haben.

Der Gottesdienſt wird mit eben ſo viel Pracht und mit eben ſolchem Ernſte gefeyert, als in den biſchöflichen Kirchen; ebendaſſelbe muß man auch von den öffentlichen Umgängen ſagen. Ein jeder Flecken hat ein Haus, worinnen allerhand Leute verwahret werden, welche ein unordentliches Leben führen. Zum Unterhalte dieſes Hauſes, woran auch Alte, Unvermögende und Kranke Antheil haben, ſind zwey Tage in der Woche beſtimmt, in welchen alles Volk aus einem jeden Flecken ein gewiſſes Getraidefeld bearbeiten muß, welches der Gemeinacker genannt wird; dasjenige, was von dem Erbaueten übrig bleibt, wird zu dem Kirchenſchmucke und zu der Bekleidung der Waiſen und unvermögenden Indianer angewendet.

Die

Die geiſtliche Herrſchaft iſt nicht weniger merkwürdig als die Verwaltung der bürgerlichen Polizey und ökonomiſchen Sachen. Hierzu hat ein jeder Flecken ſeinen eigenen Pfarrer, und dieſer hat noch einen andern Prieſter aus dem Jeſuiterorden zu ſeinem Gehülfen; denn der Dienſt eines Pfarrers iſt allerdings ſehr beſchwerlich. Er muß auf jedes Betragen der Indianer im Ganzen wie im Einzeln Achtung geben, auf die richtige und genaue Beſtellung der Felder Acht haben, er muß ſogar im Schlachthofe zugegen ſeyn, das Fleiſch nach der Anzahl der Perſonen eintheilen und überhaupt um jede Kleinigkeit Sorge tragen. Dagegen haben auch die hieſigen Indianer ein feſtes Vertrauen zu ihren Pfarrern und unterwerfen ſich allem, was ſie ihnen ſagen; und ob dieſes zwar zum Nachtheil der Spanier gehandelt zu ſeyn ſcheint, ſo iſt doch gewiß auch wahr, daß, wenn fremde Meynungen und fremde Laſter unter ihnen bekannt würden, allerdings vieles von ihrem guten Vernehmen wegfallen würde.

XVI.

Von den Einwohnern im Königreich Chili.

XVI. Die Bewohner von Chili.

Dieſes Land hatte ſeinen allgemeinen Namen ſchon viel früher, als die Spanier ankamen, um es zu erobern. Zwey Urſachen haben die Bevölkerung in Chili, ohngeachtet der Vorzüge, womit es von der Natur beglückt iſt, verhindert. Die eine iſt der faſt ununterbrochene Krieg zwiſchen den Araucanern und Spaniern, welcher von der Eroberung deſſelben an bis auf unſere Zeiten gedauert und von beyden Seiten unzählig viel Menſchen gekoſtet hat. Die zweyte, und vielleicht die vorzüglichſte, iſt die üble Lage, in welcher dieſes Land in Abſicht der Handlung liegt. Die Chileſer hatten bis in dieſes Jahrhundert keine unmittelbare Verbindung mit Europa, und konnten ihre Produkte nirgends anders als nach dem Hafen von Callao bringen; auf ſolche Art giengen alle Arten von eingeführten und ausgeführten Waaren durch die Hände der peruaniſchen Kaufleute, welche folglich jeden Nutzen an ſich zogen. Gegenwärtig aber, da man die Handlung unmittelbar mit europäiſchen Schiffen treibt, fängt dieſes glückliche Reich an, ſich beträchtlich zu bevölkern, und erhebt ſich zu dem Range, wozu es durch ſeine natürlichen Vorzüge beſtimmt iſt. Die einzige Provinz Maule zählte ſchon im Jahr 1755 mehr als vierzehn tauſend Weiße, welche die Waffen tragen konnten, die andern Provinzen bevölkerten ſich im Verhältniß ihrer Größe. Dieſe Länder waren ſonſt von Völkern bewohnt, welche Copiapini, Coquimbani, Quillotani, Mapochini, Promaucai, Curi,

Cauqui

Cauqui und Penconi, hießen, von welchen nur noch geringe Spuren übrig ſind.

Das, was die Indianer beſitzen, begreift die Gegenden unter ſich, welche zwiſchen dem Fluſſe Biobio, und dem Archipelagus von Chiloe liegen. Dieſe Indianer theilen ſich in drey Nazionen, nämlich die Araucani, die Cunchi, und Huilichi. Die erſten bewohnen die fruchtbaren Länder zwiſchen den Flüſſen Biobio und Valdivia, welche ſich längſt dem Meere hin erſtrecken, und die ebenſten, anmuthigſten und am beſten gewäſſerten des ganzen Königreiches ſind.

Die Cunchi wohnen längſt dem Meere. Ihr Name kommt von dem Worte Cuncho, welches eine Traube bedeutet, her, und ſtimmt mit der Art ihrer Fortpflanzung gut überein. Die Huilichi wohnen theils in den Ebenen, welche öſtlich vor den Cunchi liegen, zum Theil auch in dem Theile der Anden; ihr Name heißt ſo viel als Menſchen aus Süden, weil ſie am ſüdlichſten unter allen Chileſern wohnen. Dieſe beyden Stämme ſind kriegeriſch.

Die Einwohner von Chili ſind theils Eingebohrne, theils europäiſchen oder afrikaniſchen Urſprunges. Die vom europäiſchen ſind meiſtens von ſchöner Farbe, beſonders das weibliche Geſchlecht, wovon viele von einer ausnehmenden Schönheit ſind. Die eingebohrnen Chileſen machen eine eigene Nazion aus, die in verſchiedene Stämme getheilet iſt; ſie haben alle einerley Geſicht und einerley Sprache. Dieſe Sprache iſt ſanft, harmoniſch, ausdrucksvoll, regelmäßig und ſehr reich an Ausdrücken. Die Farbe ihres Körpers iſt ein röthliches Braun, meiſt wie Kupferfarbe, und ſind von ſo guter Leibesbeſchaffenheit, daß viele von ihnen ein ungewöhnliches Alter erreichen. Die Boroanen aber, die im Mittelpunkte der Provinz Arauco wohnen, ſind weiß und

roth, haben blaue Augen und blondes Haar. Ihre Züge ſind regelmäßig und bey vielen ſehr ſchön. Sie haben alle überhaupt wenig Bart, wie die Tartarn; es ſcheint aber, als wenn ſie gar keinen hätten, weil ſie ihn mit kleinen Zangen, die ſie beſtändig bey ſich tragen, auszureiſſen pflegen. Sie halten ſich für weniger ſchön, wenn ſie Haare im Geſichte haben. Dieſe Indianer ſind ſtark, und ertragen alle Beſchwerden. Diejenigen, welche in den Ebenen wohnen, haben dieſelbe Größe als die Europäer; die Einwohner der Anden aber ſind etwas größer. Die Kleidung derer, welche die weſtlichen Thäler der Anden bewohnen, iſt ganz aus Wolle gewebt; die Einwohner der öſtlichen Thäler aber, welches wirkliche Patagonen ſind, kleiden ſich mit Fellen von Guanaco und andern wilden Thieren. Einige tragen auch auf Araucaniſch den Poncho, welches ein länglichter Mantel von Wolle iſt, mit einem Loche in der Mitte, um den Kopf hindurch zu ſtecken. Die **Puelchen**, Bewohner der ſüdlichen Anden, tragen auf dem Kopfe gewiſſe Hüthe, aus Fellen gemacht, und mit prächtigen Federn gezieret; ſie bemahlen ſich auch den Körper, und vorzüglich die Augenlieder mit verſchiedenen Farben. Die Weiber, welche auch von beträchtlicher Größe ſind, kleiden ſich auf dieſelbe Art, wie die Männer, ſtatt der Beinkleider aber tragen ſie eine Art von Schürze.

Alle dieſe Völker wohnen unter Zelten von Häuten, die ſie von einem Orte zum andern tragen, und folgen der Fruchtbarkeit der Weide für ihr Vieh. Sie ſind in viele Horden getheilet, die jede ein Haupt hat, das ſie **Ulmen** nennen. Ihre Religion iſt wie die Religion anderer Chileſen, und ſo auch ihre Sprache, nur daß die öſtlichen etwas davon verändern. Sie reiten auf Satteln, die Steigebügel

ſind

ſind von Holz, eben ſo die Sporn, und dennoch ſind ſie gute Reiter. Obgleich dieſe Nazionen Vieh in Menge halten; ſo eſſen ſie doch lieber das Fleiſch der wilden Thiere, und lieben deswegen die Jagd. Sie durchſtreifen des größten Theil des Jahres die großen Ebenen, die ſich vom Ausfluſſe des Fluſſes de la Plata bis zur öſtlichen Mündung der magellaniſchen Meerenge erſtrecken. Die Waffen, deren ſie ſich dazu bedienen, ſind eine Art Lanzen. Zwiſchen den ſüdlichen Gränzen von Chili und der magellaniſchen Straße ſind an der öſtlichen Seite keine Nazionen, als die Poyas und Caucau; die erſten ſind groß vom Körper, und reden eine eigene Sprache, entfernen ſich auch nicht gern von ihrem Vaterlande; die andern ſind von mitteler Größe, haben auch eine ſehr verſchiedene Sprache, und bedecken ſich mit den Fellen von Seewölfen.

Chiloe hat ebenfalls einen Statthalter, der zugleich das Kriegesweſen beſorgt, er hat ſeinen Aufenthalt in Chacao, welches der vornehmſte Hafen der Inſel iſt, und worinnen man eine gute Beſatzung findet. Die Einwohner in der Stadt Conception beſtehen aus Spaniern und Meſtizen; letztere unterſcheiden ſich an der Farbe nicht von den erſtern. Sie haben alle eine weiße Haut, und einige ſind im Geſichte roth. Von Spaniern findet man hier angeſehene und vornehme Geſchlechter, und auch in großer Anzahl, ſowohl creoliſche als europäiſche, weil das Land und die Witterung gut ſind. Sie leben alle unter einander ſehr einträchtig und verträglich, und man bemerkt unter ihnen nicht die Streitigkeiten, die an andern Orten in dieſer Provinz herrſchen. In Abſicht der Kleidung und der Sitten kommen ſie einigermaßen den Einwohnern in Lima gleich. Sie ſind überaus geſchickt, mit Lanzen und Fangſtricken umzu-

umzugehen, und es geſchiehet ſehr ſelten, daß ſie ihr Ziel verfehlen.

Die Handlung unter den Einwohnern in Chili beſtehet vornehmlich in Früchten. Auch treibt dieſes Königreich einige Handlung mit den heidniſchen Indianern an der Gränze. Man bringt ihnen nämlich allerhand eiſerne Sachen zu verkaufen, z. B. Sporen, Meſſer, und andere ſchneidende Werkzeuge. Wenn nun der Spanier, welcher handeln will, zu einem Oberhaupte der Familie kommt, ſo legt er ſeine Waaren bey ihm aus, damit er ſich etwas davon ausleſen möge, und zugleich wird man über dasjenige einig, was der Indianer dafür geben ſoll. Zuvor ſchenkt ihm der Spanier etwas Wein, nachher macht der vornehmſte Indianer unter allen, die zu ſeiner Gemeinde gehören, bekannt, daß ſie mit dieſem Spanier handeln können, weil er ſein guter Freund ſey. Der Spanier gehet hierauf in den Häuſern herum und beobachtet überall gleiche Ordnung. Wenn ſie nun wegen des Handels einig geworden ſind, ſo läßt er ihnen dasjenige, was ſich ein jeder ausgeleſen hat, ohne vorjetzo den dafür beſtimmten Preis zu erhalten. Er geht indeſſen in die übrigen Häuſer, die auf dem Felde herum zerſtreuet ſind, und zeiget den Indianern ſeine Waaren, bis er fertig iſt. Hierauf kehret er vor den Häuſern, wo er ſeine Waaren gelaſſen hat, vorbey, er meldet zugleich den Einwohnern, daß er nunmehr bereit ſey, ihr Land zu verlaſſen; alsdann bringt ein jeder alles dasjenige in dieſer Rancheri herbey, was er für die gekauften Waaren bezahlen muß. Wenn nun der Spanier alles beyſammen hat; ſo kehrt er nach den ſpaniſchen Landſchaften zurück, und nimmt Abſchied von den Indianern. Der vornehmſte Indianer giebt ihm einige Indianer zur Begleitung bis an die

Gränzen

Gränzen mit, damit ſie ihm das Vieh, welches er für ſeine Waaren eingetauſcht hat, forttreiben helfen.

Alle Indianer in Arauco, Tucapel und von dem Fluſſe Biobio gegen Süden zu, wie auch gegen die Cordillera auf dieſer Seite, ſind von der Gerichtsbarkeit der ſpaniſchen Statthalter völlig unabhängig, und man hat ſie noch nicht unter das Joch bringen können. Werden ſie ja einmal überwunden; ſo räumen ſie das Feld, nehmen es aber nachher wieder in Beſitz, wenn ſie ſich durch andere Völkerſchaften verſtärkt haben. Chili iſt daher immer mit ihren Anfällen bedrohet worden. So bald einer unter ihnen ſagt, daß er den Krieg wider die Spanier verlanget; ſo fangen ſie denſelben ohne Verzug an, halten es aber ſehr geheim. Das erſte, wenn ſie Krieg anfangen wollen, iſt dieſes, daß die Völkerſchaften einander zuſammen rufen. Sie nennen ſolches „nach dem Pfeile laufen,“ und geben einander ſowohl von ihrem Unternehmen, als auch von der Nacht, in welcher es ausgeführt werden ſoll, in der größten Stille Nachricht. Da ſie auch keine Zurüſtung zu ihren Kriegen nöthig haben; ſo kann man ihr Vorhaben unmöglich eher entdecken, als in dem Augenblicke, da die traurigen Wirkungen eines Aufſtandes bekannt werden.

Wenn ſie einander zuſammen berufen haben; ſo wird einer aus ihnen zu ihrem Anführer oder Feldherrn erwählet, und ſie nennen ihn Toqui. In der Nacht, welche dazu beſtimmt worden iſt, überfallen die Indianer diejenigen Spanier, unter denen ſie wohnen, wenn dieſelben in einem tiefen Schlafe liegen. Ein Gleiches geſchiehet in allen Gegenden und Plätzen, wo die Indianer hinkommen können, es mögen nun Landgüter oder armſelige Wohnungen

auf dem Lande oder Dörfer und Flecken ſeyn. Hernach ſtoßen verſchiedene von denjenigen Haufen zuſammen, die bisher auf den Feldern zerſtreuet herum gezogen waren. Wenn ſie nun ein ordentliches Heer vorſtellen; ſo wagen ſie ſich auch an die übrigen groſſen Plätze der Spanier, belagern die Feſtungen und verüben ſo viele Feindſeligkeiten, als möglich. Sie richten unſtreitig mehr durch ihre Menge, als durch ihre Ordnung und Kriegeszucht aus. Sie ſind daher verſchiedene Male in ihren Unternehmungen glücklich geweſen, und die ordentlichen Anſtalten der ſpaniſchen Statthalter haben nicht zugereichet, ihrer Wuth Einhalt zu thun. Denn es verſammeln ſich beſtändig immer mehr Indianer zu dem Heere; ungeachtet alſo viele davon erſchlagen werden, ſo bemerkt man doch keine Verminderung ihrer Menge. Wenn ſie auf das äußerſte gebracht worden ſind, und der ſpaniſchen Macht nicht mehr widerſtehen können; ſo ziehen ſie ſich eine Meile zurück, und laſſen einige Tage vorbey gehen, alsdann kommen ſie plötzlich an einem andern Orte zum Vorſchein, und machen daſelbſt den Anfang zu neuen Feindſeligkeiten.

So oft dieſe Indianer den Spaniern den Krieg ankündigen; ſo dauert derſelbe einige Jahre lang fort, weil die Langwierigkeit deſſelben den Indianern keinen Nachtheil bringt.

Ihre meiſten Geſchäfte, welche darinnen beſtehen, daß ſie eine kleine Chacer beſäen, oder Ponchas und Mäntel zu ihrer Kleidung wirken, werden von den Indianerinnen beſorgt. Ihre Häuſer ſind ſo ungekünſtelt, daß ſie dieſelben in einem oder zween Tagen völlig aufbauen. Ihre gewöhnlichen Speiſen ſind ebenfalls ungekünſtelt und ganz einfach. Sie beſtehen aus Wurzeln und aus Mehle von Maiz oder anderm Getraide. Alſo fällt ihnen der Krieg in

keiner Sache hinderlich, ſie leiden auch keinen Schaden dadurch, ſondern ſie führen denſelben vielmehr nur zum Zeitvertreibe, damit ſie etwas zu thun haben; außerdem gehen ſie müßig, oder ſie trinken, u. ſ. w.

Wenn mit dieſen Indianern ein Friede geſchloſſen wird, ſo geſchiehet es faſt allemal nicht ſowohl auf ihr Anſuchen, als vielmehr auf Verlangen der Spanier. Iſt man Willens, einen Frieden zu ſchließen, ſo gehet erſt eine Unterredung vorher. Der Präſident, als Statthalter dieſes Königreiches, der Oberſte des Kriegsheeres, und andere vornehme Perſonen, ſind bey dieſer Unterredung gegenwärtig; von Seiten der Indianer aber der Toqui und die Hauptleute ſeines Heeres, und die Anführer der beſondern Haufen. Bey ſolchen Gelegenheiten wird eine Art Jahrmarkt gehalten, die Waaren werden vertauſcht, und ein jeder vertauſcht alſo dasjenige, was er mitgebracht hat.

Die freyen Indianer wollen ſich durchaus nicht unter den Gehorſam begeben; doch haben ſie es geſchehen laſſen, daß Miſſionarien zu ihnen gekommen ſind, ihnen geprediget, und ſie unterrichtet haben. Sie haben die Miſſionarien willig angenommen, und viele von ihnen laſſen ſich dennoch nicht leicht von ihrer ungebundenen Lebensart abbringen.

Die ordentliche Speiſe der Indianer von Chili iſt Erdäpfel, Gerſte, Mais, und, wie man ſagt, auch Pferde- und Mauleſelfleiſch. Ihr Getränke beſtehet in einer Art Cyder, aus Aepfeln gemacht, die in ihrem Lande im Ueberfluſſe wachſen. Sie ſind ſo leicht bekleidet, daß ſie kaum bedeckt zu ſeyn ſcheinen, und Kopf und Füße haben ſie allezeit nackend. Ihre Hütten, von Aeſten zuſammen geflochten,

ten, ſtehen nicht in Dörfern neben einander, ſondern, wie es ihnen einfällt, verändern ſie ihre Wohnplätze und begeben ſich an andere Oerter.

Wenn die Indianer einen Aufſtand erregen, ſo verüben ſie gegen die Männer unter den Spaniern alle nur mögliche Feindſeligkeit. Die weißen Weiber aber nehmen ſie mit in ihr Land; daher findet man unter dieſen Indianern viele weiße Perſonen beyderley Geſchlechts, wie auch röthliche, gleich den hier gebohrnen Spaniern. Zu Friedenszeiten kommen viele aus ihrem Lande zu den Spaniern und verdingen ſich auf den Landgütern auf einige Zeit zur Arbeit. Wenn dieſe Zeit zu Ende iſt, gehen ſie wieder nach Hauſe, und nehmen für ihren Lohn Waaren mit.

Es iſt unmöglich, die Anzahl der Inſeln auf dem Südmeer zu beſtimmen, und unter dieſer Menge iſt vielleicht mehr als die Hälfte den Europäern noch unbekannt. Die Spanier ſind die einzigen, welche hier und da Kolonien errichtet haben. Das Klima dieſer abgeſonderten Länder iſt geſund, fruchtbar, gemäſſiget, ergiebig in allen Arten von Erzeugungen; kurz, ſo vortrefflich, daß nirgends eine glücklichere Gegend zu finden iſt. Aus Mangel, daß ſie nicht oft genug beſuchet worden ſind, kann man nicht eigentlich ſagen, welche der daſigen Produkte uns am vortheilhafteſten ſeyn, und den Gegenſtand eines einträglichen Handels abgeben würden. Ueberhaupt aber kann man rechnen, auf Zucker, Indigo, mediciniſche Kräuter, Gewürze, Corallen, Perlen, ſeltene Vögel, ſehr feine Federn, koſtbare Farben u. ſ. w. Die Haare dieſer Inſulaner ſind von einer außerordentlichen Länge. Keine Gefahr iſt für ſie zu groß, kein Anſchlag zu liſtig, um etwas zu erlangen, oder zu ſtehlen. Haben ſie Geld, ſo verwechſeln ſie es mit

Freuden

Freuden nach dem Gewichte, gegen Eiſen. Man muß ſich wegen ihrer Liſt und Neigung zum Diebſtahle in Acht nehmen; allein wenn man bey der Verſchiedenheit der Völker böſe und ungetreue antrifft, ſo finden ſich auch billige und vernünftige, welche zu handeln lieben.

In dieſem Theile der unbekannten Welt iſt alles ſonderbar, die Erde, das Meer, die Menſchen ſelbſt. Wie unterhaltend würde es nicht ſeyn, in letzterer ihrer Lebensart das Unſchuldige der Menſchen der erſten Welt zu unterſuchen; und wie der, welcher aus den Händen der einfachen Natur gekommen iſt, durch angewendete Klugheit, Fleiß und einige geſchickt angebrachte Erfindungen, ſich ein bequemeres Leben zu verſchaffen gewußt hat! Dieſe Leute leben wie in jenem glücklichen Zeitalter, welches die Dichter ſo oft beſungen haben. Sie ſind auf eine geringzählige Geſellſchaft eingeſchränket, leben von fremder Hülfe und Beyſpielen abgeſondert, und ihr Auskommen beſteht in dem, was ein ſehr enge begränztes Erdreich ihnen liefert. Dieſes Glück erhält ſich unverfälſcht in dieſen unſchuldigen Ländern, da ihr Daſeyn kaum bekannt iſt, und ihre große Entfernung die andern Sterblichen abhält, bis dahin zu dringen. Man ſollte glauben, dieſes äußerſte Ende der Welt ſey ihnen angewieſen, um der Unſchuld einen Sicherheitsort zu beſtimmen, und nur etlichen glücklichen Schiffern das herrliche, rührende Bild der ehemaligen Schönheit der Natur zu zeigen. Ein anderer bemerkungswürdiger Umſtand iſt, ſo vielerley Arten Menſchen von verſchiedener Gattung und Farben, unter einem Klima vereiniget, und ſo nahe beyſammen wohnend zu finden. Es giebt hier Weiße und Schwarze, Braune und Mulatres. Man ſiehet Schwarze mit breit gedrückter Naſe, mit langen Haaren, mit Haaren wie Wolle ꝛc.

Die meiſten Inſeln auf dem Südmeere, unerachtet ſie volkreich ſind, haben nicht über zehn oder zwölf Stunden im Umfange, und die Menge derer, die noch kleiner ſind, iſt unzählig. Andere ſind mitten auf dieſer unermeßlichen Fläche gleichſam untergetauchet, und es ragt nichts hervor als ein Rand. Die anſcheinende Stille dieſes Meeres hat Anlaß zu dem Namen des ſtillen Meeres gegeben, obgleich die Stürme und Ungewitter daſelbſt entſetzlich wüthen und manches Schiff zu Grunde richten.

XVII.

XVII.

Von den Einwohnern in Patagonien, Feuerland und einigen dabey liegenden Inſeln.

XVII. Die Einwohner in Patagonien, Feuerland und einigen dabey liegenden Inſeln.

Man weiß, daß die Kenntniß dieſer Gegend, welche man Patagonien oder Magalhaensland nennet, noch ſehr unvollkommen iſt; man kennet kaum die Lage und Beſchaffenheit des Landes, vielweniger die Sitten und Gebräuche der Einwohner. Spanien rechnet es jedoch unter ſeine Beſitzungen, und ihnen, ſo wie auch einigen Engländern, haben wir noch die wenigen Landeskenntniſſe zu verdanken.

Die Meynungen von der Anzahl der Einwohner ſind noch ſehr verſchieden, und noch ſeltſamer ſind die Urtheile und Nachrichten über die Einwohner ſelbſt. Diejenigen, die alles abentheuerlich finden, ſehen hier Menſchen von ſeltener Größe und nennen ſie Rieſen; ihre Beſchreibungen laſſen aber auch ſogleich den Ungrund ihrer Abentheuer entdecken. Dieſe vermeynten Rieſen ſind nicht groß, als vielleicht nur in ihrer Tapferkeit, und ſie glauben ihre Unabhängigkeit mehr in einer einfachen Lebensart, als in einer großen Leibesgeſtalt geſichert zu finden. Man ſagt, ſie wären weiß, wie die Europäer; ſie verſtellen aber ihren Körper, und verändern ihre natürliche Geſichtsfarbe durch wunderliche Mahlereyen. Sie tragen Halsbänder von weißen und glänzenden Muſchelſchaalen und um den Leib einen ledernen Gürtel. Ihre Speiſe iſt ein gewiſſes bitteres Kraut, deſſen Blume unſeren Tulpen gleicht; ihre Wohnungen ſind

Höhlen. Den erſten Spaniern leiſteten ſie ungemeine Dienſte, arbeiteten mit ihnen, und nähreten ſie von dem Ertrage ihrer Fiſcherey. Von der Sprache dieſer Barbaren verſtund man nichts, man mochte fragen, oder antworten. Unaufhörlich wiederholten ſie hoo, hoo, ohne daß man wiſſen konnte, ob dieſes ein natürlicher Laut, oder ein ihrer Sprache eigenes Wort ſey. Sie bezeugten den größten Ekel vor allem Eſſen und Trinken, das man ihnen anbot: übrigens ſcheueten ſie ſich nicht, Fremde zu ſehen, und lebten mit ihnen ohne Argwohn und Furcht. Sie waren ziemlich gelehrig, und ſchienen eines Unterrichts fähig. Man trifft dieſes aber nicht in dem übrigen Theile des Landes an, wo das Schiffsvolk ordentlich übel aufgenommen wird.

Die Tagebücher der neueſten Entdeckungsreiſen von **Byron**, **Wallis**, **Carteret** und **Cook** liefern uns zwar ebenfalls nur abgebrochene Schilderungen von dieſem Lande; da ſie aber jedoch die zuverläſſigſten Nachrichten ſind, und unſere Kenntniſſe vermehren können, ſo wollen wir ſie ebenfalls mit anführen. Bey der Ankunft der Europäer ſahen ſie nahe an der Küſte eine Anzahl Leute von beynahe fünfhundert Mann, einige waren zu Fuße, andere zu Pferde. Sie ſtellten ſich auf eine ſteinichte Landſpitze, die ziemlich weit ins Meer ragte, und von hier gaben ſie durch beſtändiges Winken zu erkennen, daß ſie die Annäherung der Europäer wünſchten. Nachdem die Anlandung mit vieler Beſchwerlichkeit möglich gemacht worden war, ſtellten ſich die Europäer in Ordnung, und die Indianer zogen ſich zurück. Auf das gegebene Zeichen kam einer ihrer Anführer allein, ein Mann von großer Leibeslänge; er trug die Haut von einem wilden Thiere über ſeine Schultern geworfen, war übrigens mit verſchiedenen Farben be-

mahlt,

mahlt, die ihm ein fürchterliches Anſehen gaben. Um das eine Auge hatte er einen großen weißen Rand, und um das andere einen ſchwarzen. Das gegenſeitige Betragen machte die Indianer herzhaft, und alle ſetzten ſich nieder, wo ihnen von den Europäern allerhand Kleinigkeiten ausgetheilet wurden, worüber ſie große Freude bezeigten. Aehnliche Auftritte fielen an andern Orten auch vor, aber niemals hatten die Europäer Luſt, ſich mit ihnen in Unterhandlungen einzulaſſen, und erhielten auch dadurch keine nähere Kenntniſſe von dem Lande. Unter die Hauptprodukte gehören Pferde, Cochenille, Wachs und Baumwolle.

Wenn die Spanier die einzigen wären, die uns die albernen Gegenerzählungen von den Einwohnern des Magellaniſchen Landes gegeben haben, ſo könnte ihre ungemeine Leichtgläubigkeit vielleicht noch einigen Argwohn zurücklaſſen; aber die Franzoſen, die Holländer, und insbeſondere die Engländer ſtimmen mit den Gefährten des Magellan überein und beſtätigen ihre Erzählungen mit den theuerſten Verſicherungen. Einige unter ihnen ſagen, ſie hätten den Fuß eines Patagon gemeſſen, und viermal größer gefunden, als unſern; ſein Körper wäre über neun Fuß, und alle Theile des Leibes in einem vollkommenen Verhältniß geweſen. Andere erzählen, daß, da ſie einige dieſer Wilden im Begriffe geſehen hätten, ſie mit Steinen zu werfen, hätten ſie Feuer auf ſie gegeben, und ihrer viere oder fünfe getödtet, welche eines ganzen Kopfes größer geweſen wären, als ſie. Ein anderesmal, als etliche Matroſen ſich bey Herbeyſchaffung von Lebensmitteln zu weit entfernt hätten, wäre ein Trupp Rieſen aus dem Holze gekommen, hätte ſie unverſehens überfallen, dreye davon getödtet, und auf eine unmenſchliche Art zerriſſen.

Der holländiſche Admiral Spilberg ſagt, er habe auf eben dieſer Küſte zwey Menſchen von Rieſengröße geſehen, die auf einen Felſen geklettert wären, um ſeine Flotte zu beobachten, und dieſe wären hernach an das Ufer der See herunter gekommen, wo ſie von allen ſeinen Schiffleuten auf das deutlichſte wären geſehen worden. Ein Schifffaktor ſagte, er habe Gräber dieſer Wilden beſuchet, und Geripe von Menſchen gefunden, die eilf Fuß in der Länge könnten gehabt haben.

Man ſagt, alles iſt unter ihnen gemeinſchaftlich: ſie ſcheinen keine Kenntniß vom Eigenthume zu haben. Sie nehmen Weiber, und verlaſſen ſie nach Willkühr. Sie ſind gegen einander aufrichtig, menſchlich, liebreich; und man findet ſelten Zänkereyen unter ihnen. Sie haben kein anderes Getränke, als Waſſer. Im Sommer, wie im Winter, tragen ſie einerley Kleider. In letzterer dieſer Jahreszeiten drehen ſie das Rauche ihrer Pelze hinein, und im Sommer heraus, und befeſtigen ſie um den Hals mit einem Riemen. Die Kleider der Mannsperſonen ſind weit und offen, der Weiber ihre aber ſind mit einer Art von Gürtel zugebunden.

Ferner ſagt man, wenn dieſe Rieſen von unruhigen Nachbarn zu einem Kriege heraus gefordert werden, ſo unternehmen ſie ihn mit Muth, und geben niemals Quartier. Sie haben Oberhäupter, wie die andern Nazionen; merkwürdig aber iſt es, daß dieſen Oberhäuptern nicht erlaubt iſt, mehr als eine Frau zu haben. Wenn zufälliger Weiſe eines von ihren Kindern nicht von der ordentlichen Größe iſt, ſo verkaufen ſie es an die benachbarten Völker. Sie haben keine beſtändigen Häuſer, ſondern ſie machen ſich Hütten von Fellen, die ſie nach Belieben

von einem Ort zum andern tragen. Sie leben von rohem Fleiſche und Wurzeln.

So viele übereinſtimmende Zeugniſſe ſcheinen deſto ſtärkere Beweiſe abzugeben, da man ihnen nicht leicht andere als verneinende Gründe entgegen ſetzen kann. Unterdeſſen verweigern verſtändige Perſonen allen dieſen Zeugniſſen ihren Beyfall, und andere Reiſende, die mehr Glauben verdienen und richtiger geſehen haben, ſehen ſie bloß als Unwahrheiten an.

Auch von der Bevölkerung und von der Beſchaffenheit der **Feuerländer** kann man keine zuverläſſige Nachricht geben, und ihre Anzahl iſt gewiß ſehr geringe, ſo daß man im ganzen Lande, welches wenigſtens mit der Hälfte von Irrland gleiche Größe hat, ohnmöglich mehr als zweytauſend Menſchen annehmen kann, die daſelbſt in kleinen Familien zerſtreuet wohnen, oder vielmehr herumirren. Die **Peſcherähs**, als die eigentlichen Einwohner dieſes Landes, ſind wahrſcheinlich von dem amerikaniſchen feſten Lande hinüber gekommen und muthmaßliche Abkömmlinge der Südamerikaner. Der Capitain **Wallis** ſah die Einwohner der Gegenden, welche an dem Eingange der magellaniſchen Meerenge gränzen, und fand die meiſten fünf Schuh und zehn Zoll groß, und ſo haben verſchiedene Reiſende denſelben Verſuch gemacht, welches die Fabel von ungeheuern Rieſen gleichfalls nicht beſtätiget.

Im Feuerlande, als dem ſüdlichen Ufer der magellaniſchen Meerenge, wohnen einige Familien von Menſchen, die augenſcheinlich von jenen auf dem feſten Lande ausgeartet, und ſehr von ihrer urſprünglichen Größe herabgeſunken ſind. Ihre dicken Köpfe,

breiten Schultern und Bruſtknochen, ihre Geſichts-
züge ſogar würden zu erkennen geben, daß ſie von
dem zunächſt angränzenden Volke, den Yacanna-
cunihs abſtammen. Wahrſcheinlich ſind die Be-
wohner des Feuerlandes, allem Anſehen nach, ein elen-
des Volk, denn alle, die von den Reiſenden geſehen
wurden, hatten keine andere Kleidung, als ein
Stück Robbenfell, welches ihnen kaum bis auf die
Hälfte der Lenden herabreichte und oben kaum die
Schultern bedeckte; auf dieſe Weiſe blieben ihre
Hände und Füße und der ganze Leib der empfindlich-
ſten Kälte bloß geſtellt. Schon der Geruch von ih-
nen iſt ekelhaft, welcher von dem verdorbenſten
Thranöl, womit ſie ſich oft beſchmieren, und von
dem faulen Robbenfleiſch, welches ihre leckerhafteſte
Nahrung ausmacht, entſtehet. Sie wohnen unter
etlichen zuſammengebundenen dürren Zweigen,
die das Gerippe einer niedrigen, runden, offenen
Hütte ausmachen; über dieſe werden einige Sträuche
und etliche Bündchen trockenes Gras gelegt, und die
Lücken hie und da mit einer Robbenhaut bedeckt.
Ein Fünftheil des ganzen Umfanges bleibt offen,
und dient zugleich zur Feuerſtätte, wie zum Ein-
gange. Alle Geräthſchaften beſtehen in einem ge-
flochtenen Korbe, einer Art Taſchen oder Säcke von
Mattenwerke, einem Hacken von Knochen, an ei-
nem langen Stabe von leichtem Holze befeſtiget,
womit ſie die Schnecken von den Felſen ablöſen,
einem ſchlecht geſchnitzten Bogen und etlichen Pfeilen.
Ihre Kähne ſind von Baumrinde über ein biegſa-
mes Holz gewunden und mit gebogenen, anderthalb
Zoll dicken Stäben anſtatt der Ribben ausgedehnet,
wodurch verhindert wird, daß der Boden ſo leicht
nicht ausgetreten werden kann. An einem Ende
dieſes Kahns ſchütten ſie etwas Erde auf, und auf
dieſer

dieſer unterhalten ſie, auch im Sommer, ein beſtändiges Feuer. Außer den vorhin genannten Robben ſind auch noch gebratene Schaalthiere ihre Nahrung.

In der Gegend von Succeßbay, an den öſtlichen Küſten des Feuerlandes, hat man ſchon glücklichere Familien angetroffen. Dieſe haben wenigſtens Pferde zum Reiten und reichlichere Nahrung von der Jagd. Ihre Kleidungen ſind der Witterung mehr angemeſſen, und ihre Waffen, theils zum Angriffe, theils zur Vertheidigung, verrathen ſchon einigen Erfindungsgeiſt. Ihre Geſellſchaft iſt nicht ganz ohne bürgerliche Geſetze, ſie haben Vorgeſetzte und Anführer im Krieg und Frieden. Gerechtigkeit und Menſchenliebe ſind ihnen nicht ganz fremd; ein muthiges Betragen und eine ſchon gewiſſermaßen wortreichere Sprache, zeugen von einem Anfange der Cultur.

Die Inſulaner auf den **Falklands Inſeln**, auf **Südgeorgien** und **Sandwichland**, ſtehen mit den itzt beſchriebenen in einer Klaſſe. In wie ferne ſie von einander abweichen, iſt nicht bekannt, und wahrſcheinlich iſt dieſe Abweichung auch ſehr unbeträchtlich, ſo wie es die Inſeln ſelbſt ſind.

XVIII.

Von den amerikaniſchen Südindiern.

XVIII. Amerikaniſche Südindier.

Es iſt aus der Geographie hinlänglich bekannt, daß Südindien kein zuſammenhängendes Land ausmacht, ſondern aus kleinen und großen Inſeln beſtehet, welche auf dem zwiſchen Aſien und Amerika befindlichen ſtillen Ocean zerſtreuet liegen. Es iſt alſo hier nur die Rede von denjenigen Inſulanern, welche Amerika nahe liegen, die übrigen, welche näher an Aſien befindlich ſind, werden bey dem dritten Theile dieſes Werks ihren Platz einnehmen.

Dieſe Inſeln wurden nicht auf einmal, ſondern Jahrhunderte lang von den Spaniern, Franzoſen, Engländern und Holländern geſucht, und noch ſind die Nachrichten davon nicht gleich vollſtändig, noch jetzt giebt man ſich Mühe, jene unbekannte Völker näher kennen zu lernen.

So verſchieden die Lage und Beſchaffenheit dieſer Inſeln iſt, ſo verſchieden iſt auch die Bevölkerung und die Gemüthsart der Einwohner. Die wenigſten dieſer Inſeln ſind ganz menſchenleer, einige, freylich die fruchtbarſten, ſind volkreich, und, man kann faſt ſagen, kultiviret, unter denen die Inſel von Taheiti die anſehnlichſte iſt.

Eben ſo findet man, daß die Menſchengattungen in Abſicht der Farbe, Größe, Bildung, des Temperamentes und Gemüthskarakters unter dieſen Inſulanern ſehr von einander abgehen. Deshalb können die auf den Inſeln des Südmeeres vorhandenen Menſchengattungen unter zwey Hauptabtheilungen gebracht werden. Die eine iſt von heller Farbe, gut gebil-

det, von ſtarkem Muskelbau, von anſehnlicher Größe, und ſanftem, gutherzigem Karakter. Die andere iſt ſchwärzer, mit kraus- und wollichtem Haar, dürrer, kleiner, faſt noch lebhafter als jene, aber auch zugleich mißtrauiſcher. Dieſe beyden Hauptklaſſen theilen ſich wiederum in mehrere Abarten, wodurch ſie ſtufenweiſe einander näher kommen; daher findet man einige Völkerſchaften, die zur erſten Klaſſe gehören und gleichwohl dunkler Farbe und hagern Leibes, wie die Menſchen von der zweyten Klaſſe, ſind; und in dieſer dagegen ſtarke Menſchen, die der erſten Klaſſe nicht nachſtehen. In ſolchem Falle entſcheiden dann andere karakteriſtiſche Züge, zu welcher Hauptabtheilung dieſe oder jene Inſulaner gehören.

Der allgemeine und urſprüngliche Geſichtskarakter aller Völker der erſten Klaſſe in den Inſeln des Südmeers beſtehet in ſtark gezeichneten Zügen, und groſſen, aber breiten Naſen. Bey den Einwohnern der weſtlichern Inſeln ſtehet die Naſe weniger hervor, der Mund iſt größer und die Lippen ſind dicker; dieſe Züge ſind wahrſcheinlich Ueberreſte ihrer Voreltern; und ſo iſt es auch mit den Sitten. In Oſtereyland, in Neukaledonien, zum Theil auch in Tanna, wird z. B. das Ohrläppchen nicht nur eingeſchnitten, ſondern auch vermittelſt eines durchgeſteckten Zuckerrohres beſtändig erweitert. Ohne dieſe Einſchnitte zu machen, begnügen ſich die Einwohner von Tongatabu und den übrigen freundſchaftlichen Inſeln, die Ohrläppchen lang zu ziehen, und durch zwey darein gebohrte Löcher ein Stöckchen, von der Stärke eines Federkiels, wagrecht durchzuſtecken. Unter eben dieſem Volke fehlet auch den meiſten ein, oft ſogar zwey Gelenke an beyden kleinen Fingern, die ſie ſich, wie man ſagt, bey der Trauer um ihre Verwandten abzuſchneiden pflegen. Lange Nägel an allen, oder

wenig-

wenigſtens an einigen Fingern, ſind der Stolz der taheitiſchen Oberhäupter; es ſind redende Beweiſe ihrer Unthätigkeit. In Neuſeeland, wo die Männer ſich das Geſicht überall mit Spirallinien punktiren, und in den Marqueſasinſeln, wo das Geſicht ebenfalls mit allerhand Figuren verunſtaltet wird, verhindern die Narben, welche von dieſen Operationen entſtehen, den Haarwuchs, und daher findet man, daß die gar zu ſtark punktirten faſt gar keinen Bart haben.

Eine andere Beobachtung der Inſulaner iſt, daß diejenigen im Südmeer auf verſchiedenen Stufen der Vervollkommnung ſtehen, je nachdem ſie mit einem günſtigen oder ungünſtigen Klima kämpfen. Unter dem mildern Himmelsſtrich iſt ihre Speiſe mannigfaltiger, häufiger, ihre Wohnungen geräumig, reinlich, bequem, ihre Kleidung zierlich und ſogar künſtlich, die Bevölkerung ſtärker, ihre politiſche Einrichtung ſtehet auf beſſerm Grunde, die Gemüther ſind lenkſamer, lehrbegieriger ꝛc. An des Eisgürtels Gränze hingegen, wie elend ſind die wenig zerſtreueten Einwohner! Ihr Unterhalt iſt dürftig und ungewiß, ihre Speiſe ekelhaft, ihr Obdach die erbärmlichſte Hütte, die ihrem Zwecke nicht entſpricht, ihre Bedeckung unſauber und der unfreundlichen Kälte entgegen, ihre Anzahl gering, ohne geſellige Bande, ohne Zuneigung, jedem Angriff bloß geſtellt, feindlich und grauſam, wo der Zufall es erlaubt, und überhaupt von Menſchenliebe entfernt.

Dennoch lieben ſie faſt durchgängig den Putz und die Zierrathen; ſie ſchnitzen an den gewöhnlichſten Werkzeugen, wie an den Waffen, allerley Verzierungen, die zuweilen einigen Geſchmack verrathen. Fabeln, romantiſche Erzählungen, Muſik, Lieder

und Tänze ſind ihr Zeitvertreib, ja ſie fangen ſogar ihre Gefechte mit kriegeriſchen Tänzen und Geſang an. Auch haben ſie einige Religionsbegriffe, Nachrichten von allerley Göttern und einige Ueberzeugung von der Fortdauer abgeſchiedener Seelen.

Es giebt auf den Inſeln des Südmeeres Menſchen, denen die Natur, im Verhältniß ihrer Lage, ein ſanftes Schickſal bereitet hat; andere, wo ihnen die Kunſt zu Hülfe kommen muß, ehe ſie jenen gleich werden können; und noch andere, die gleichſam einer gänzlichen Umſchaffung ihrer ſelbſt und einer neuen Schöpfung um ſich herum bedürfen.

So iſt der Bewohner der heißen Zone ein unruhiges Geſchöpf, deſſen Leidenſchaften keinen Zügel kennen, und der Wilde an beyden Polen ein Gemiſch von Dummheit und träger Gleichgültigkeit. Wie ſchwer es ſey, dieſe beyden verſchiedenen Temperamente umzuſchaffen, erhellet ſchon aus den fruchtloſen Verſuchen, die Negern der engliſchen Kolonie ſowohl, als auch die Grönländer zu geſitteten Menſchen zu machen.

Ein anderer Zug ihres Karakters erhellet aus der Behandlung und dem Schickſale des weiblichen Geſchlechtes. Im Feuerlande z. B. müſſen die Weiber die Muſcheln und Schnecken, als ihre vorzüglichſte Nahrung, von den Felſen leſen. In Neuſeeland ſammlen ſie die Wurzeln der eßbaren Farrenkräuter, bereiten das Eſſen und richten den Flachs zu, dann verfertigen ſie die Kleider daraus, ſtricken Netze zum Fiſchfang, und doch ſind dieſes nur ihre leichteſten Verrichtungen; ſie vertreten auch die Stelle der Sklaven; ſie dürfen die Ungezogenheiten ihrer Kinder nicht im mindeſten ahnden; kurz, man ſiehet ſie nur als Laſtthiere an, die keinen Anſpruch auf

eigenen Willen machen dürfen. Auf den Inſeln Tanna, Mallikolo und Neukaledonien iſt ihr Schickſal nicht viel beſſer. Alle barbariſche Völker betrachten ihre Weiber als ein Eigenthum, und nicht ſelten verkaufen ſie dieſelben an Europäer. Auf den Societätsinſeln und auf Otaheiti, ingleichen auf den freundſchaftlichen Inſeln herrſcht zwiſchen beyden Geſchlechtern ſchon etwas mehr billige Gleichheit. Alle jene Völker, die das weibliche Geſchlecht zur härteſten Arbeit verdammen, zwingen ſie auch, abgeſondert von ihren Herren zu eſſen, und ſonderbar iſt es, daß dieſe Sitte ſich auch noch bey den Einwohnern auf Taheiti erhalten hat.

Die Hauptſorgen aller Inſulaner beſtehen in Nahrung und Kleidung, einige ſind wohl, andere ſchlecht damit verſorgt. Künſte kann man von ihnen nicht erwarten, dennoch aber verdienen einige ihrer Handarbeiten denſelben Namen. Sie machen mancherley Körbe, Schemmel, Klöpfel, Hausgeräthe, Waffen u. dgl. Die Erbauung ihrer Häuſer, ſo unvollkommen ſie auch bey manchen ſind, bleiben doch meiſtentheils ihre eigene Erfindung und ſchützen ſie ſo viel, als nöthig iſt. Die großen Kriegscanots koſten den Inſulanern ſo viel Mühe und Arbeit, daß man ſich nicht genug darüber wundern kann, ja, ſie ſind noch dazu zur Vertheidigung beym Angriff ihrer Feinde geſchickt. Die kleinen Fahrzeuge ſind zwar nicht ſo mühſam, aber doch geſchickt zuſammengefügt, ſo daß ſie gar keiner Nägel oder Bänder bedürfen, ſondern, bloß mit Stricken zuſammengebunden, ihre völlige Dienſte leiſten. Kähne, die zu langen Reiſen beſtimmt ſind, haben auf dem Vordertheile eine kleine mit Palmblättern gedeckte Hütte, welche an einer, oder an beyden Seiten mit Brettern oder mit Bambusrohr verſchlagen, und überdieß inwendig

mit Matten behangen iſt. Die Fiſcherkähne ſind faſt eben ſo, nur mit einer ſchlechtern oder gar keinen Matte verſehen. Man muß erſtaunen, mit welchen armſeligen Werkzeugen ſie noch ihre Geräthe verfertigen können. Eine ſteinerne Axt, ein Meißel, ebenfalls von Stein, ein Stück Corallenfelſen zum Poliren und eine Säge, welche aus einem Stücke von der Haut des Stachelrochens gemacht wird, indem man es auf ein Holz klebt, dieß ſind bey dem Baue der Häuſer und der Kähne ihre ſämmtlichen Geräthe. Eben ſo künſtlich und doch einfach ſind ihre Fiſchergeräthe. Sie machen die Harpunen von Rohr mit einer Spitze von hartem Holze, und die Zugnetze beſtehen aus Fäden von einer Bohnenart; auch die Angelhaken ſind aus Muſchelſtücken überaus fein gemacht.

So wie die Begriffe, die ſich auf Befriedigung der Sinne beziehen, bey der Erziehung des Inſulaners zum Grunde liegen, und ſein Blut durch den Einfluß des Klima ſchneller oder ſtockend gemacht wird; eben ſo fängt er auch alsdann an für mehrere ſinnliche Freuden empfänglich zu werden. Er hüpft, tanzet, ſinget und bewegt die Zuſchauer zur Theilnehmung, ja, er erwirbt ſich wohl gar dadurch einiges Anſehen, je auffallender ſeine Stellungen, oder je getreuer die Nachahmungen ſind, wodurch er die Sitten anderer vorſtellen will. Dieß iſt eine Art von Schauſpiel, welches ſtets neue Zuſätze erhält; dennoch ſind ihre Tänze, ihre Muſik, Dichtkunſt und dramatiſchen Vorſtellungen nichts mehr und nichts weniger als ſchwache Umriſſe der Kunſt, die noch durch keinen günſtigen Stoß aus ihrem Schlummer geweckt worden iſt. In Otaheiti iſt es z. B. Sitte, daß gemeiniglich nur die Weiber, ſeltener die Männer tanzen, hingegen die Kunſt, Verſe

zu

zu ſagen, iſt wiederum allgemein; und ſo hat die oder jene Nazion Begriffe von dem einen, was der andern noch völlig unbekannt iſt, oder dieſe ſind ſchon eine Stufe höher geſtiegen, indeß jene noch in dem erſten hülfloſen Zuſtande liegen.

a) Inſulaner auf Otaheite.

Es iſt oben geſagt worden, daß die im Südmeer vorhandenen Menſchengattungen unter zwey Hauptabtheilungen gebracht werden können; zu der erſtern gehören die Taheiter und die Bewohner der anliegenden Societätsinſeln; ſie ſind, nach dem einſtimmigen Geſtändniß aller Reiſenden, die ſchönſten Menſchen. Im Allgemeinen genommen, iſt die Farbe der Taheiter weder ſo gelb, als die Farbe des Spaniers, noch ſo kupferähnlich, als die des Amerikaners; ſie iſt heller als das ſchönſte Colorit eines Bewohners der oſtindiſchen Inſeln, ſie iſt alſo weiß mit etwas braungelbem Anſtrich, der gleichwohl ſo ſtark nicht iſt, daß man auf den Geſichtern das Erröthen wahrnehmen könnte. Das gemeine Volk macht freylich eine Ausnahme hiervon, ihre harten Arbeiten beym Fiſchfang, bey der Zubereitung des Feldes, beym Häuſer- und Kähnebau, verändern allerdings durch Luft und Arbeit die natürliche Geſichtsfarbe. Außer der eigentlichen hellen Farbe findet man auch hier noch alle Schattirungen bis zu einem hellen Braun. Ihr Haar iſt ſchwarz und ziemlich grob, es fällt in natürliche Locken, es glänzt und riecht von dem ſtark beſchmierten Cocosöl.

Die Geſichtsbildung der Einwohner iſt ziemlich regelmäßig und ſchön. Der Bart iſt ſtark und von dunkler Farbe, das weibliche Geſicht hat ein großes Auge, viel Offenherzigkeit in den Mienen und überhaupt eine glückliche Bildung. Selbſt der gemeinſte Mann iſt mehrentheils gut und wohl gebauet, und ſein ganzer Körper zeugt von großer Lebhaftigkeit

und einer durch Uebung und Arbeit erlangten Feſtigkeit.

Der Karakter dieſer Nazion ſcheint in ihrer glücklichen Geſichtsbildung ausgedrückt zu ſeyn; jeder Reiſende verſichert, er ſey liebenswürdig. Ihre Handlungen zeugen von Gutherzigkeit und einnehmender Sitteneinfalt; die kleinen Beſchuldigungen, die man dem Karakter dieſer Inſulaner beylegt, werden durch die weit ſtärkern Beweiſe guter Handlungen verdunkelt. Ihr Erfindungsgeiſt und ihre Zierlichkeit, ihr guter Geſchmack u. ſ. w. offenbaren ſich deutlich in ihren Geräthen, Waffen und übrigen Handarbeiten, ſo auch in der Tonkunſt und Ackerbau.

Ihre Sitten ſtimmen mit den Sitten anderer Inſulaner in vielen Stücken überein; ſie pflegen ſich z. B. den Leib auf eben dieſelbe Art zu färben, wie in vielen andern Gegenden dieſes Welttheiles, und dieſes Färben nennen ſie tättowiren. Mit einem kleinen Inſtrumente, das einer Hacke einigermaßen ähnlich iſt, ritzen ſie zu dieſem Ende die Haut, doch nicht ganz bis aufs Blut, auf. Derjenige Theil des Inſtrumentes, der die Klinge vorſtellet, iſt aus einem Knochen, oder aus einer Muſchel verfertiget, ſehr dünne geſchabt und ein Viertel bis anderthalb Zoll lang; längſt der Schneide ſind lauter Zähne eingekerbt, deren es an einer ſolchen Klinge, je nachdem das Inſtrument groß oder klein iſt, von drey bis zwanzig Stück giebt. Wenn ſie es gebrauchen wollen, tauchen ſie die Zähne in eine ſchwarze Farbe, die ſie aus einer Art Lampenruß zubereiten, und dieſen erhalten ſie vermittelſt des Rauches von ihren Lichtern, welche aus einer ölichten Nuß beſtehen. Die ſolchergeſtalt mit Farbe verſehenen Zähne werden auf die Haut geſtellet, alsdann ſchlägt man auf den Handgriff, woran ſie befeſtigt ſind, vermittelſt eines

dazu beſtimmten Steckens, geſchwinde und ziemlich ſtark, dadurch die Zähne und mit denſelben der ſchwarze Ruß in die Haut eindringen und unauslöſchliche Flecken in den Stichen zurücklaſſen. Dieſe Operation wird bey Knaben und Mädchen ſchon in ihrem zwölften Jahre verrichtet, und zwar an verſchiedenen Theilen des Leibes und in allerley Geſtalten, je nachdem es dem Geſchmack der Eltern, oder auch dem Range der Perſonen gemäß iſt. Bey den Mädchen ſtellen die Zierrathen mehrentheils ein Z vor, und ſind auf jedem Gliede ihrer Finger und Zehen, oft rings um die äußere Seite der Füße gezeichnet. Die Mannsperſonen werden gleichfalls mit eben dergleichen Figuren bezeichnet und außerdem tragen beyde Geſchlechter noch andere Zeichnungen der Art, als Vierecke, Zirkel, halbe Monde und unförmlich gezeichnete Bilder von Menſchen, Vögeln oder Hunden und allerley andere Sinnbilder auf den Armen und Beinen. Das Geſicht wird durchgehends ungezeichnet gelaſſen. Dieſe Zierrathen werden für etwas ſehr achtungswerthes gehalten, nur iſt es wunderbar, daß dieſe Leute ſich ſo viel auf etwas einbilden, was übrigens doch weiter keinen Vorzug andeutet.

Ihre gewöhnliche Bekleidung beſtehet aus einem Zeuge oder auch Matten von verſchiedener Art, doch iſt dieſes Tuch nicht geſchickt, Näſſe zu ertragen, daher es nur eine Tracht für trockenes Wetter iſt, die Matten hingegen dienen beſſer im Regenwetter. Sie ziehen ihre Kleider auf mancherley Art an, aber ihre Kleider haben durchaus keine beſtimmte Form. Die Kleidung der Frauen von gewiſſem Stande beſtehet aus drey oder vier Stücken. Ein Stück, das etwa ſechs Fuß breit und drey und dreyßig Fuß lang iſt, wickeln ſie verſchiedenemal um den Leib, ſo daß es gleich einem Unterrocke bis an die Waden hinabhängt,

hångt, und dieſes heißen ſie Parou; zwey oder drey andere Stůcke, die ohngefåhr achtehalb Fuß lang und drey Fuß breit ſind, und deren jedes in der Mitte einen Einſchnitt hat, legen ſie auf einander, ſenken alsdann den Kopf durch das eingeſchnittene Loch und laſſen die langen Enden vorn und hinten herunter hangen dergeſtalt, daß die Seiten offen und die Arme frey bleiben; dieſen Theil der Kleidung heißen ſie Tebuta, die herabhångenden Enden ziehen ſie alsdann rings um den Unterleib zuſammen und gůrten ſolche mit einer Binde oder Gůrtel von důnnerem Tuche zuſammen, der ſo lang iſt, daß er vielmal rings um den Leib reicht; dieſes Kleidungsſtůck iſt jener, unter den Einwohnern von Peru und Chili ůblichen Tracht, welche die Spanier einen Poncho nennen, vollkommen åhnlich.

Die Kleidung der Månner iſt die nåmliche, nur daß ſie das um die Hůften gewickelte Tuch nicht wie einen Weiberrock hinabhangen laſſen, ſondern daß ſie es dergeſtalt zuſammenbringen, daß es eine Geſtalt wie unſere Beinkleider bekommt und Maro genannt wird. Ein jeder, er ſey vornehm oder gering, geht auf die vorgeſchriebene Art gekleidet, und die Vornehmern unterſcheiden ſich vom gemeinen Volke bloß durch die Menge der Kleidung, die ſie auf dem Leibe haben; denn einige winden mehrere Stůcke Tuch, wovon jedes vier und zwanzig bis dreyßig Fuß lang und ſechs bis neun Fuß breit iſt, um ſich herum; andere werfen ein großes Stůck, auf die Art wie einen Regenmantel, unbefeſtiget ůber die Schultern und bisweilen gar zwey ſolche Stůcke, wenn es Perſonen vom erſten Range ſind. Die von der niedrigen Klaſſe, welche nur einen kleinen Antheil von Tuch bekommen, můſſen ſich mit noch ſchlechterer Bedeckung behelfen. Iſt die Hitze ſehr groß, ſo

gehen ſie faſt ganz nackend, die Frauen haben nur einen leichten Unterrock, die Männer aber einen Streifen Tuch, den ſie zwiſchen den Schenkeln durchziehen und rings um den Unterleib befeſtigen. Die Füße pflegen ſie eigentlich nicht zu bedecken; wohl aber, um das Geſicht für der Sonnenhitze zu verwahren, tragen ſie kleine Mützen, die entweder aus Matten oder Cocosnußblättern gemacht ſind und in wenig Minuten verfertiget werden können.

Der Kopfputz der Weiber beſtehet auch zuweilen aus einer Art kleinem Turban und einer Art von Kopfzeug, welche ſie Tomou nennen und ihnen nicht unangenehm ſtehet. Letzteres iſt aus Menſchenhaaren verfertiget, welche in Fäden, die kaum dicker als Seide ſind, zuſammengeflochten und auf eine ſehr gefallende Art in ſehr großer Menge um den Kopf gewickelt werden. Man hat Stücke dergleichen zuſammengeflochtenes Haar geſehen, die in der Länge wohl eine engliſche Meile ausmachten, und woran doch nirgends ein Knoten zu ſehen iſt; ſolcher Stücken tragen ſie wohl manchmal fünf bis ſechs um den Kopf. Zwiſchen dieſe Fäden ſtecken ſie allerley Blumen. Die Männer pflegen zuweilen die Schwanzfedern des tropiſchen Vogels aufrecht in ihr Haar zu ſtecken, welches, in einem Buſche auf den Köpfen zuſammengebunden, kein übles Anſehen giebt. Zuweilen tragen ſie auch einen Kranz oder Strauß aus allerley Blumen, die in einem Stücke von der Rinde des Plantanenbaumes befeſtiget ſind; auch nehmen ſie zu dieſem Putze zuweilen eine Art ſcharlachrother Erbſen, die ſie mit Gummi auf ein Stück Holz ankleben; auch tragen ſie zuweilen eine Art von Perücke, die aus Menſchen- oder Hundshaaren, und manchmal nur aus Fäden gewebt und dergeſtalt unter den Haaren angebunden ſind, daß der ganze Buſch

hinten

hinten herabhängt. Beyde Geſchlechter tragen Ohrringe, aber nur an einem Ohr, zuweilen beſtehen dieſe aus kleinen Stückchen von Muſcheln oder Steinen, oft auch aus Beeren, aus rothen Erbſen oder einigen kleinen Perlen, aber allemal nur von einer jeden Gattung drey Stück an einander gereihet. Die Kinder gehen ohne alle Bedeckung, die Mädchen bis in ihr viertes Jahr und die Knaben bis in das ſiebente.

Nächſt dieſer täglichen Kleidung, von der oben die Rede war, verfertigen ſie (und auch ihre Nachbarn thun dieſes,) noch allerhand andere, bloß zu beſondern Feyerlichkeiten beſtimmte Kleidungen, als z. B. wenn eine gewiſſe Perſon von großem Anſehen ſtirbt, wenn ein Familienfeſt einfällt ꝛc. Im erſten Falle hat man einen beſondern Anzug, der einen kurzen Begriff von demjenigen Grade der Vervollkommnung geben kann, den ſie in Künſten und Erfindungen erreicht haben. Das erſte Stück deſſelben Ta-Upo iſt der Kopfputz. Dieſer beſtehet aus einem Stücke Matte, welches, in kegelförmiger Geſtalt zuſammengebunden, ſtatt einer Mütze dient; an daſſelbe klebt man ein Stück taheitiſches Zeug, welches die Ohren, den Hals und die Schultern bedeckt. Auf der Mütze ſelbſt werden wechſelsweiſe rothe, braune und weiße Streifen eben dieſes Zeuges, der Queer nach, aufgeklebt, oben darauf kommt ein Kranz von dunkelgrünen glänzenden Taubenfedern, woran bisweilen noch kleine Sträuße von gelben oder rothen Federn mit Cocosfaſern umwunden und befeſtiget ſind. Um dieſen Kopfputz herum gehet eine breite, aus zweyerley taheitiſchem Zeuge beſtehende Schnur, nebſt einer Menge kleinerer Schnüre, welche aus der roth- und ſchwarzgefärbten Rinde verſchiedener Winden geflochten werden.

Das Kleid ſelbſt beſtehet aus mehrern Stücken; das erſte dazu gehörige iſt Patia, eine große Perlenmuſterſchale, deren äußere rauhe Seite ſo weit abgeſchliffen wird, daß die braune Farbe, welche darunter liegt und faſt wie Schildkrötenſchale ausſiehet, zum Vorſchein kommt. Dieſe Muſchel iſt am Rande mit vielen Löchern durchbohrt, welche zur Befeſtigung einer Franze von glänzenden, dunkelgrünen Taubenfedern dienen, indem letztere auf einem aus Cocosfaſern geflochtenen Bande angebracht ſind. In dieſe Beſetzung ſteckt man noch eine große Menge langer Federn aus dem Schwanze des Tropikvogels, welche wie die Strahlen aus einem leuchtenden Körper immer weiter von einander abſtehen müſſen. An das Patia wird unten das Stirnblatt, Parae, vermittelſt einiger Schnüre befeſtiget, und iſt wiederum eine Muſchel von eben der Art als die vorige, worinnen ein ſehr enger Spalt angebracht iſt, damit derjenige, der die Maske trägt, hindurch ſehen kann. Unter dieſer folgt das Pautu, ein dünnes ſchwarzes Brett, in Geſtalt eines halben Mondes, welches ohngefähr drey Schuh in der Weite, und ſechs bis ſieben Zoll in der Höhe hat. Auf demſelben ſind fünf von beyden Seiten polirte Auſterſchalen befeſtiget, woran die beyden äußerſten, wie das Patia, wiederum mit Taubenfedern berändert ſind. Von jeder dieſer beyden Muſcheln hängt noch außerdem eine achtzehn Zoll lange Quaſte von Taubenfedern, welche Orro-orro heißt, herab. Am untern Ende des Brettes folgt das Hupa, eine Art von Schürze oder Bruſtdecke, aus lauter kleinen Stücken Perlenmutter, welche anderthalb Zoll lang, zwey Zehntheil Zoll breit und vermittelſt einer kleinen Oeffnung an jedem Ende ſenkrecht über einander aufgereihet ſind; in einem ſolchen Hupa ſind manchmal funfzehn bis zwanzig Perlenmutterſtücke. Die Löcher in denſelben werden

von

von Stücken von Muſcheln oder zugeſpitzten Knochen eingebohrt, und wenn man bedenkt, daß alle dieſe Stücke durchaus gleich lang und dergeſtalt befeſtiget ſeyn müſſen, daß ſie flach liegen, ſo wird man über die Geduld und Geſchicklichkeit der Einwohner erſtaunen, die an einem einzigen Theile dieſer Kleidung mehr als zweytauſend kleine Stücke von gleicher Länge, Dicke und Breite, ſo geſchickt bearbeiten können. Deshalb iſt auch das Parae bey ihnen in ſehr großem Werth, und wird nicht anders, als um etwas ſehr ſchätzbares vertauſcht. Auf dieſes folgt der Ahauaibu, ein Kleid mit dem Einſchnitte von dickem Zeuge, welches auf der Vorderſeite mit runden Scheiben von Cocosſchalen beſetzt iſt. Dieſes Kleid wird über zwey andere von eben der Art angeleget, wovon das unterſte von weißem oder rothem Zeuge das breiteſte, das andere aber ſchmäler und von brauner Farbe, hingegen das Ahauaibu als das oberſte das ſchmälſte iſt. Ein aus zweyerley Arten des taheitiſchen Zeuges gewundener, ein und einen halben Zoll dicker Gürtel umſchließt dieſe Kleider; über dieſelben hängt ein Mantel über den Rücken frey hinab und wird Ahau-Rupe genannt, weil er auswendig ganz mit Taubenfedern bedeckt iſt, die an einem von Schnüren weitläuftig zuſammengeſtrickten Netzwerke befeſtigt ſind. Hiernächſt hält der Vermummte in einer Hand eine Klapper, welche aus zwey großen Perlenmuſchelſchalen beſtehet, die ein Geräuſch verurſachen. In der andern hat er einen hölzernen Stab, der oben mit ſcharfen Hayfiſchzähnen beſetzt iſt, und womit diejenigen blutig geritzt werden, die dem feyerlichen Umgängen des Leidtragenden nicht zeitig genug aus dem Wege gehen.

Ein anderer, nur dem vornehmſten Krieger erlaubter Anzug, wenn ſie nämlich zur See in die

Schlacht ziehen und zu dem Ende in den Kriegsca=nots auf einem erhabenen Streitgerüſte ihren Platz einnehmen, beſtehet erſtlich in einem Helme, einer hohen runden Mütze von geflochtener Arbeit, die fünf bis ſechs Schuh hoch iſt. An der Vorderſeite iſt ſie mit einer drey bis vier Schuh hohen Platte, ebenfalls von geflochtener Arbeit, verſehen, die ober=halb ſich von dem Helme ab und mit breiterem, etwas ausgeſchweiftem Rande vorwärts beugt. Das ganze vorderſte Stück iſt mit grünen glänzenden Tauben=federn dicht beſetzt, zuweilen hat es auch einen oder mehrere Ränder von weißen Federn, und iſt am äuſ=ſerſten Rande allemal mit einer großen Menge Federn aus dem Schwanze des Tropikvogels, in einer ſtrah=lichten Richtung, beſetzt, welches dem Helme ein ſchönes Anſehen giebt. Dieſe ungeheuere Maſchinen können offenbar nicht zur Vertheidigung getragen werden, denn ſie ſind ſo leicht, daß der gelindeſte Wind ſie erſchüttern und umwerfen kann; wahrſchein=lich ſind ſie alſo zum Prunk und neben bey vertreten ſie vielleicht die Stelle unſerer Fahnen.

Dagegen iſt das Bruſtſchild, Ta=Umi, welches ebenfalls aus Korbmacherarbeit beſtehet, bey denen auf den Streitgerüſten zur See dienenden Kriegern allgemein im Gebrauch. Auf das platte Gerippe von geflochtenen Zweigen werden zwey aus Cocosfaſern geflochtene Streifen von Mattenwerk, in Geſtalt eines halben Mondes befeſtiget, und dieſe wiederum mit grünen glänzenden Taubenfedern dicht bedeckt; zwiſchen denſelben ſtrahlen drey halbe Zirkel von Hay=fiſchzähnen hervor, welche hinten durchbohrt und mit Fäden angeheftet ſind. Der Rand des Schil=des iſt mit langen weißen Hundshaaren eingefaßt, zu oberſt ſind auf jedem Flügel Perlenmuſchelſchalen angebracht und mit grünen Federn berändert. Das

Schild

Schild wird vermittelſt einer Schnur um den Hals gehangen, und ſchützt die Bruſt gegen jeden Lanzenſtoß, der ſonſt wegen des Rochenſtachels, womit die Spitze der Lanze gemeiniglich bewaffnet iſt, gefährlich werden könnte.

Die Wohnungen dieſer Völker werden durchgängig im Walde zwiſchen der See und den Gebirgen erbauet, und für jedes Haus wird nur ſo viel Grund von Bäumen frey gemacht, als hinreichend iſt, zu verhindern, daß die Tropfen von den Aeſten des zunächſt ſtehenden Baumes das Dach der Wohnung nicht treffen und dieſes nicht Gefahr laufen möge zu verderben. So wie man alſo aus dem Hauſe tritt, ſo befindet man ſich in dem kühlendſten, angenehmſten Schatten. Dieſe ſchattichten Hayne beſtehen aus Brodfrucht- und Cocosbäumen, die von allen Geſträuchen und Unterholz gänzlich frey ſind, und auf allen Seiten ſiehet man Pfade, die ſich von einem Hauſe nach dem andern hin ſchlängeln, wodurch die ganze ſchattige Gegend bey einer ſo großen Sonnenhitze zu einem romantiſchen Luſtwäldchen wird.

Die Errichtung und innere Einrichtung ihrer Wohnungen beſtehen darin; ſie machen zuerſt den Grund, das heißt, ein länglichtes Viereck, das vier und zwanzig Fuß lang und eilf Fuß breit iſt. Ueber dieſes wird ein Dach gebauet, welches auf drey Reihen von Säulen oder Pfoſten ruhet, die einander gegenüber ſtehen, auf jeder Seite eine, und die andere in der Mitte. Dieſes Dach hat zwey flache Seiten, die ſich gegen einander hinneigen, und oberhalb, ſo wie unſere Strohdächer, in eine Spitze zuſammenlaufen. Die größte inwendige Höhe iſt ohngefähr neun Fuß, und die Seiten des Daches reichen ſo weit gegen den Boden herab, daß die äußerſten

Enden nicht anderthalb Fuß von der Erde entfernt ſind. Unterhalb dieſem Dache iſt alles offen, und an beyden Enden der Wohnung iſt die ganze Höhe von oben bis unten frey gelaſſen und das Haus nirgends mit einer Wand eingefaßt. Das Dach iſt mit Palmblättern und der Boden einige Zoll hoch mit weichem Heu bedeckt, worüber Matten gelegt ſind, ſo daß der ganze Boden nur ein Lager ausmacht, auf welchem ſie des Tages über ſitzen und des Nachts ſchlafen. Zwar findet man auch in einigen Häuſern wenigſtens einen Stuhl, dieſer aber gehöret dem Hausvater ganz allein; ſonſt haben ſie kein Hausgeräthe, wenn man anders nicht einige wenige kleine Holzböcke dazu rechnen will, deren obere Seite halbrund ausgehöhlt iſt, und die ihnen ſtatt des Kopfkiſſens dienen. Sie bedürfen auch eigentlich nicht viel Hausrath, weil ihre Wohnungen bloß ihre Schlafgemache ſind; denn wenn es nicht regnet, halten ſie ſich ſtets in freyer Luft auf und zwar unter dem Schatten der Bäume. Die weiche Erde des Hauſes iſt alſo, wie geſagt, das Bette für die ganze Familie, und ihre Kleider ſind ihre Decken, nur das Geſinde ſchläft in freyer Luft, jedoch wenn es regnet, dürfen auch dieſe unter das Dach kommen.

Dieſe jetzt beſchriebene Art der Wohnungen iſt die allgemeine, denn außer dieſen giebt es auch Häuſer von einer andern Art, die den Oberhäuptern zugehören, und worinnen man einige Abſonderungen und Verſchläge findet. Dieſe Wohnungen ſind ungleich kleiner und ſo eingerichtet, daß ſie ſolche in ihren Kähnen von einem Ort zum andern führen und nach Gelegenheit gleich einem Zelte aufrichten können; in dieſem beſondern Häuschen ſchläft das Oberhaupt mit ſeiner Gemahlin allein. Außer dieſen Zelten giebt es noch viel größere Häuſer, die nicht für ein

einziges

einziges Oberhaupt oder eine einzelne Familie, ſondern zur gemeinſchaftlichen Herberge des ganzen Volkes einer beſondern Gegend beſtimmt ſind. Einige derſelben ſind zweyhundert Fuß lang, dreyßig Fuß breit und bis an die innere Spitze des Daches zwanzig Fuß hoch; dieſe werden auf gemeinſchaftliche Koſten der ganzen Gegend, für deren Beherbergung ſie beſtimmt ſind, erbauet und unterhalten, und haben an der einen Seite einen großen, ebenen, mit niedrigen Palliſaden umzäumten Platz. Dieſe Häuſer ſind ſo, wie jene, die bloß für einzelne Familien beſtimmt ſind, ohne Seitenwände. Eigentlich bedürfen ſie keiner andern Art Wohnungen oder abgeſonderte Orte; alle ihre Handlungen können von jedermann geſehen und alle ihre Reden von jedermann gehört werden; ſie nehmen Theil an allem, was die Familie im Einzelnen und im Ganzen angehet, und beyde Geſchlechter betragen ſich gegenſeitig ohne Zwang und ohne Schaam, daß ſie weder unanſtändige Worte, noch unerlaubte Handlungen begehen.

Man findet bey ihnen durchgängig viel Sparſamkeit und Reinlichkeit bey allen ihren Verrichtungen, beſonders aber bey der Zubereitung ihrer Nahrungsmittel. Die meiſte Koſt iſt aus dem Pflanzenreiche hergenommen. Es giebt keine andere Thiere, als, Schweine, Hunde und Federvieh, und auch dieſe nicht in ſehr großem Ueberfluſſe. Wenn ein Oberhaupt ein Schwein ſchlachtet, ſo wird es beynahe in gleiche Theile unter ſeine Angehörigen ausgetheilet, und da dieſe gemeiniglich ſehr zahlreich ſind, ſo muß der Antheil einer jeden Perſon bey dergleichen Gaſtereyen, da ſie noch dazu nur ſelten vorkommen, nothwendiger Weiſe nur klein ſeyn. Hingegen bekommt das gemeine Volk öfterer Hunde und Geflügel. Die See verſorgt ſie mit einer Menge Fiſchen,

Fiſchen, die kleinen werden gemeiniglich roh gegeſſen. Sie lieben die Seekrebſe, Krabben und andere Schalenfiſche, die man auf der Küſte findet. Die Brodfrucht iſt ihre liebſte und nutzbarſte Frucht, die ſie auch ohne die wenigſte Mühe erhalten. Dieſer Baum wächſt zwar nicht wild von ſelbſt auf, wenn aber ein Mann in ſeinem ganzen Leben nur zehn ſolcher Bäume pflanzt, ſo hat er für ſich und ſeine Nachkommen genug gearbeitet. Aus dieſer Frucht bereiten ſie dreyerley Speiſen; ſie ſtampfen ſolche mit einem ſteinernen Stämpel zu einem Teige, und feuchten ſie zu dieſem Ende entweder mit Waſſer, oder mit der Milch von Cocosnüſſen an, je nachdem das Gericht ſchmackhaft ſeyn ſoll; die dritte Art iſt, daß ſie unter den geſtampften Teig nachher noch reife Plantanen, Bananas miſchen, oder die gegohrne Brodfrucht, die ſie Mahie nennen. Der Mahie vertritt alſo zuweilen die Stelle des Brodes; dieſe Frucht wird kurz vor ihrer gänzlichen Zeitigung abgepflückt, auf Haufen geſchüttet und mit Blättern wohl zugedeckt. In dieſem Zuſtande gähret ſie, und wird übermäßig und unangenehm ſüß. Alsdann nimmt man, durch gelindes Ausziehen des Stieles, den Kern heraus, wirft das übrige von der Frucht in ein Loch, das hierzu gemeiniglich in den Häuſern gegraben und auf dem Boden und an den Seiten mit Gras bedeckt wird, alsdann bedeckt man das Ganze mit Blättern und legt ſchwere Steine darauf; in dieſem Zuſtande gähret die Frucht noch einmal und wird ſauer, alsdann aber hält ſie ſich viele Monate über unverändert. Je nachdem man hernach etwas davon gebrauchen will, nimmt man, ſo viel nöthig iſt, aus dem Loche hervor und macht Kugeln daraus, welche in Blätter eingewickelt und gebacken werden; wenn ſie gebacken iſt, hält ſie ſich fünf bis ſechs Wochen lang, man ißt ſie kalt und warm, und

die

die Eingebohrnen halten nicht leicht eine Mahlzeit ohne dieſelbe.

Ihr liebſter und gewöhnlicher Trank iſt Waſſer, oder der Saft aus der Cocosnuß, und gegen die berauſchenden europäiſchen Getränke haben ſie eine völlige Abneigung. Gewöhnlich eſſen ſie einzeln, doch laden ſie Fremde mit zur Mahlzeit, allemal aber ohne Tiſche; nur das Geſchirr, deſſen ſie ſich bedienen, iſt ſehr reinlich. Die Vornehmen, oder eigentlicher die Standesperſonen ſpeiſen auf eine beſondere Art. Der Vornehme ſitzt nämlich unter dem Schatten des nächſten Baumes, oder an der ſchattichten Seite ſeines Hauſes; alsdann wird der Boden vor ihm her mit einer großen Menge von Blättern, entweder von der Brodfrucht, oder dem Bananabaum beſtreuet, und dieſes iſt ſein Tiſchtuch. Hierauf ſtellet man einen Korb neben ihm, darinnen ſeine Mahlzeit angerichtet iſt; wenn dieſe in Fiſchen oder Fleiſch beſtehet, ſo iſt ſie in dieſem Korbe ſehr ſauber in Blätter eingewickelt; nächſt dieſem bringt man ihm zwey Cocosnußſchalen, wovon die eine mit Salz, die andere mit friſchem Waſſer angefüllet iſt. Seine Bedienten, deren ſehr viele ſind, ſetzen ſich rings um ihn her, und wenn alles bereitet iſt, dann macht er den Anfang damit, daß er ſich die Hände und den Mund mit friſchem Waſſer ganz rein wäſchet, und dieſes wiederholet er hernach faſt die ganze Mahlzeit hindurch. Alsdann nimmt er einen Theil ſeiner Mahlzeit aus dem Korbe; ſie beſtehet gemeiniglich aus einem oder zween kleinen Fiſchen, zwey oder drey Stücken Brodfrucht, vierzehn oder funfzehn reifen Bananas oder ſechs bis ſieben Aepfeln. Mit der Brodfrucht fängt er alsdann die Mahlzeit an, er ſchälet die Rinde ab, und macht den Kern mit ſeinen Nägeln aus; dann nimmt er einen Mund voll davon ab, und

wickelt während dem Kauen die Fiſche aus ihrer Hülle von Blättern, brockt einen davon in das Salzwaſſer und legt den andern nebſt dem, was von der Brodfrucht noch übrig iſt, auf die vor ihm ausgebreiteten Blätter hin. Alsdann ißt er ein Stückchen nach dem andern von ſeinem in das Salzwaſſer gebrockten Fiſche, bedient ſich aber bey jedem Griff der ganzen Hand, um, ſo viel als möglich, vom Salzwaſſer mit zu bekommen, er trinkt auch zwiſchen jedem Biſſen, wenigſtens ſehr oft, einen Schluck von dieſem Salzwaſſer entweder aus der Cocosnußſchale, oder aus ſeiner hohlen Hand. Unterdeſſen er ſich damit beſchäftiget, hat einer von den Bedienten eine junge Cocosnuß zurechte gemacht und die äußere Rinde mit ſeinen Zähnen abgeſchälet. Von den Fiſchen und der Brodfrucht kommt er zu den Plantanen, deren jede nicht mehr als einen Mund voll abgiebt, und dann folgen die Aepfel, wozu ihm ein Bedienter eine Muſchelſchale reicht, womit er ſie ſchälet. Es iſt faſt unglaublich, was für eine Menge Lebensmittel ſie auf einmal zu ſich nehmen können, und man verſichert, daß ein Mann zwey auch drey Fiſche, ſo groß als ein Barſch, drey Brodfrüchte, jede ſo groß als zwey Fäuſte, vierzehn und mehrere Plantanen und beynahe ein Quartmaaß voll geknäteter Brodfrucht, welche erſtaunend nahrhaft iſt, bey einer Mahlzeit verzehret.

Schon oben iſt erwähnet worden, daß die Leute, die ſo gern in der Geſellſchaft des weiblichen Geſchlechtes ſind, daſſelbe dennoch von ihrer Mahlzeit ausſchließen, und wenn ſie um die Urſache gefragt werden, ſo geben ſie zur Antwort: „es gebühre ſich alſo;“ warum es ſich aber gebühre, wiſſen ſie nicht. Selbſt Brüder und Schweſtern haben jedes ihren eigenen Korb und ihr eigenes Geſchirr zur Mahlzeit.

Wenn

Wenn die Zeit des Eſſens überhaupt vorbey iſt, dann pflegen ſie gemeiniglich bey der großen Tageshitze zu ſchlafen. Eſſen, Trinken und Schlafen ſind eigentlich ihre drey liebſten Beſchäftigungen, doch ſind auch Thätige und Arbeitſame unter ihnen, und man würde ihnen zu nahe treten, wenn man das ohne alle Ausnahme von ihnen behaupten wollte.

Ihre Vergnügungen beſtehen in Muſik, Tanz, Ringen und Bogenſchießen, auch im Lanzenwerfen. So wie ſie mit Pfeilen nicht nach einem gewiſſen Ziele, ſondern nur ſo weit als möglich zu ſchießen trachten, ſo beſtreben ſie ſich im Gegentheil, die Lanze nicht ſowohl in die Ferne, ſondern nach einem Ziele zu werfen. Dieſes Inſtrument iſt etwa neun Fuß lang, das Ziel iſt der Stamm eines Plantanenbaumes, auf welchen ſie in einer Weite von ſechszig Fuß werfen.

Ihre muſikaliſchen Inſtrumente ſind Flöten und Trommeln. Die erſtern ſind aus einer hohlen Bambusröhre, die ohngefähr einen Fuß lang iſt, verfertiget, und haben gedachter Maßen nur zwey Löcher, folglich können ſie nicht mehr denn vier Noten angeben, und dieſe wiſſen ſie bis jetzt nur nach einer einzigen Melodie zu ſpielen; auf dieſe Löcher legen ſie den Vorderfinger der linken und den Mittelfinger der rechten Hand. Das zweyte Inſtrument beſtehet aus einem hohlen Stücke Holz, das am unterſten Ende dicht und am obern Ende mit Seehundshaut überzogen iſt. Auf daſſelbe ſchlagen ſie nicht mit Schlägeln, ſondern unmittelbar mit den Händen, und wiſſen auch zwey Trommeln von verſchiedenem Klange in einen Ton zu ſtimmen. Sind mehrere Flötenſpieler zuſammen und ſollen ihre Inſtrumente alle auf einen Ton geſtimmt werden, ſo nehmen ſie zu dieſem Ende ein Blatt, rollen es auf, und ſtecken

es an das Ende der kürzeſten Flöte, ſo daß es, wie die beweglichen Auszüge in unſern Sehröhren, auf- und abwärts geſchoben werden kann. Dieſes zuſammengerollte Blatt ziehen ſie dann ſo lang heraus, oder ſtecken es tiefer hinein, bis der verlangte Ton da iſt, den ſie durch das Gehör ſehr genau zu beurtheilen wiſſen. Zu dieſer Muſik werden Lieder geſungen, welche entweder ihre Zeitverkürzungen in den dunkeln Abendſtunden ſind, oder die feyerlichen Gelegenheiten erhöhen.

Die Art, wie ſie ihre Wohnungen erleuchten, ohne wie andere Völker ein Feuer darin anzuzünden, geſchieht auf folgende Art. Sie machen ihre Lichte aus den Kernen einer gewiſſen öhlichten Nuß, die ſie an einem langen, dünnen, ſpitzigen Holze, das ſie ſtatt eines Tochtes hindurch ſtoßen, über einander aufreihen. Wenn der oberſte Kern angezündet wird, brennt er bis an den zweyten herab, und verzehret zugleich den Theil des dadurch geſteckten Holzes; der zweyte Kern entzündet ſich alsdann, und brennet auf die nämliche Art bis an den dritten, u. ſ. w. hinab. Nach Sonnenuntergang bleiben ſie ſelten über eine Stunde auf; ſind aber Fremde im Hauſe, ſo pflegen ſie die ganze Nacht hindurch Licht zu brennen.

Unter die übrigen Sitten und Gewohnheiten gehöret noch dieſes, daß ſie ſich, nämlich beyderley Geſchlechts, den Tag dreymal in fließendem Waſſer am ganzen Leibe baden; das erſtemal, ſobald ſie aufſtehen, das zweytemal zu Mittage, und noch einmal des Abends, ehe ſie ſchlafen gehen; ſie halten über dieſen Gebrauch ſehr ſtrenge, und ſetzen ihn niemals aus, die Bäder mögen nahe oder entfernt von ihren Wohnungen ſeyn.

Noch

Noch eine andere angenommene Sitte iſt die Art, wie ſie ihre Todten behandeln. Eigentlich haben ſie zweyerley Orte zur Beerdigung der Verſtorbenen, der eine iſt eine Art Schuppen oder Scheuer, wo der Leichnam in Verweſung übergehet; der andere iſt ein eingeſchloſſener Platz, in welchem ſteinerne Denkmale errichtet ſind, und wo die Gebeine nachher begraben werden.

Sobald ein Otaheiter geſtorben iſt, ſo verſammeln ſich deſſen Anverwandten in ſeinem Hauſe und betrauern ihren Verluſt, theils durch lautes Klagen, theils in ſtillen Ausdrücken des Schmerzes. Die, welche ihm am nächſten verwandt und wirklich gerührt ſind, ſchweigen, die andern ſtoßen augenblicklich ein jämmerliches Geſchrey aus, lachen aber auch den folgenden Augenblick eben ſo ſehr wieder, und in dieſem Zuſtande bringen ſie den Ueberreſt des Tages und die ganze folgende Nacht zu. Am folgenden Morgen wird der Verſtorbene in Tücher gehüllet, auf eine Baare gelegt und von den Trägern auf ihren Schultern in Begleitung des Prieſters an den Strand des Meeres herab gebracht. Hier legt man die Leiche nieder, der Prieſter verrichtet allerhand Gebete, ſchöpft mit der Hand ein wenig Waſſer und ſpritzt es gegen den Leichnam hin. Während deſſen iſt ein kleines Haus umzäunet worden, worin der Todte verbleibt, bis alles Fleiſch von den Gebeinen verfault iſt. Dieſe Verweſungshäuſer ſind nach dem Range der Verſtorbenen größer oder kleiner. Der gemeinen Leute Häuſer ſind gerade nur ſo lang, daß die Baare bedeckt iſt, und mit keinem Gegitter umgeben. Auch ſorgt die Familie dafür, dieſe Ruheſtätte zu ſchmücken, entweder durch ſchönere Umzäunungen, oder durch Tuch, welches ſie um die Außenſeite des Hauſes hängen. Außerdem bringen ſie Guirlanden, die

die ihre Prieſter von der Palmfrucht und von Cocosblättern in geheimnißvollen Knoten zuſammen geflochten haben, in dieſes Todtenhaus, legen ſolche nebſt einer Pflanze daſelbſt nieder, und laſſen nicht weit davon Lebensmittel und Waſſer zurück.

Zuweilen ſind ihre Zeichen der Traurigkeit ſehr auffallend; die Weiber z. B. verſammeln ſich und werden von der nächſten Anverwandtin an die Thüre des Behältniſſes geführet, wo ſich die erſte einen Seehundszahn verſchiedene Male mitten in das Obertheil des Kopfes ſtößt, und das Blut, welches häufig darnach ſtrömt, wird ſorgfältig auf Stückchen von feinem Zeuge aufgefangen, und dieſe unter die Baare geworfen. Die andern Weiber folgen dem Beyſpiel ihrer Anführerin, und über zween oder drey Tage wird dieſe Feyerlichkeit wiederholt, ſo lange als der Eifer und die Betrübniß der Leidtragenden es zulaſſen. Selbſt die Thränen, die ſie vergießen, werden auf Stückchen Tuch aufgefangen und dem Verſtorbenen dargebracht, aus Urſache, weil ſie glauben, daß die Seele des Verſtorbenen, die ihrer Meynung nach in einem abgeſonderten Zuſtande lebt, um den Platz ſchwebe, wo er begraben iſt.

Wenn dieſe Prozeſſionen zu Ende gehen und die Ueberreſte des Verſtorbenen verzehret ſind, dann werden die Gebeine ſehr reinlich abgewaſchen, und, dem Range der Perſon gemäß, entweder innerhalb oder außerhalb einer Marai begraben. Nur wenn der Verſtorbene ein Oberhaupt geweſen iſt, dann wird ſeine Hirnſchale nicht gleich den übrigen Gebeinen beerdiget, ſondern in feines Tuch eingewickelt und in ein Käſtchen gelegt, welches im Marai beſonders beygeſetzt wird; auch hört der Prieſter mit dem Herſagen ſeiner Gebete nicht eher auf, bis man

aufhöret,

aufhöret, ihn dafür zu bezahlen. Einige von denen Dingen, welche von Zeit zu Zeit daſelbſt aufgeſtellet werden, ſind eigentlich Sinnbilder. So deutet z. B. ein junger Plantanenbaum den Verſtorbenen an, und ein Federbuſch ſtellet die angebetete Gottheit vor. Der Prieſter begiebt ſich in Begleitung einiger von der Familie, welche kleine Geſchenke tragen, dahin, und tritt dem Sinnbilde der Gottheit gerade gegenüber, wiederholet ſeine Gebete nach der vorgeſchriebenen Form und flechtet zu gleicher Zeit einige Blätter des Cocosbaumes in verſchiedene Geſtalten zuſammen, und legt ſolche gerade auf dem Fleck nieder, wo die Gebeine des Verſtorbenen ruhen, alsdann wenden ſich alle Anweſende mit einem durchdringenden, tönenden Ausruf, der nur hierbey üblich iſt, an die Gottheit; und gehet der Prieſter weg, dann wird der Federbuſch weggethan und die Geſchenke, welche Lebensmittel ſind, werden der Verweſung überlaſſen.

Aus dieſen einzelnen Sitten und Gewohnheiten kann man ſchon vorläufig auf ihre **Religionsbegriffe** ſchließen; ſie ſind, wie die Religion der meiſten andern Nazionen, in Geheimniſſe verhüllt und durch Widerſprüche verwirrt. Selbſt die gottesdienſtliche Sprache iſt hier, wie in China, von der im gemeinen Leben üblichen gänzlich unterſchieden. So viel ſich auch die Europäer Mühe gegeben haben, in das Innere ihrer Religionsgeheimniſſe einzudringen, ſo wenig iſt es ihnen geglückt, etwas mehr davon zu erfahren, als daß ſie die Entſtehung der Welt und die Hervorbringung aller Dinge, der Zuſammenwirkung zweyer Perſonen zuſchreiben. Die höchſte Gottheit, welches eines von dieſen zwey erſten Weſen ſeyn ſoll, heißen ſie **Taroataihetumuh**, und das andere, welches ihrer Meynung nach ein Fels geweſen ſeyn ſoll, heißen ſie **Tepapa**. Eine Toch-

ter von dieſen war Tettowmatatayo, oder das Jahr, denn mit dieſer Benennung pflegen ſie die dreyzehn Monden ihres Jahres zuſammengenommen auszudrücken. Ihre Untergottheiten oder Eatuas ſind dafür deſto zahlreicher und beyderley Geſchlechtes; die männlichen werden von den Männern und die weiblichen von den Frauen verehret. Jedes Geſchlecht hat ſeine beſondern Marais, in welche das andere nicht kommen darf; doch haben ſie auch andere, die ſie gemeinſchaftlich betreten. Ob ſie auch keinen ganz deutlichen Begriff von der Fortdauer ihrer Seele haben, ſo glauben ſie doch ihre Unſterblichkeit, wenigſtens ihre Fortwährung in einem abgeſonderten Zuſtande, und daß es zwey Orte und verſchiedene Stufen von Glückſeligkeit giebt; nur glauben ſie nicht, daß ihre Handlungen in dieſem Leben einen Einfluß in das Zukünftige haben.

Die gottesdienſtlichen Handlungen der Otaheiter beſtehen in verſchiedenen Aeußerungen. Erſtlich giebt es beſondere der Gottheit gewidmete Oerter, welche, wie oben geſagt, Marai genannt werden. Sie haben ſelbige gemeinſchaftlich am Strande auf Landſpitzen, die ſich etwas in die See erſtrecken, angelegt, und beſtehen aus einem großen Steinhaufen mit hohen Stufen, faſt in Geſtalt einer Pyramide. Zuweilen findet man an einer Seite dieſer Pyramide einen mit platten Steinen gepflaſterten und mit Mauern umgebenen Hof. Bisweilen ſind, in geringer Entfernung von Marai, ein oder mehrere kleine Schoppen errichtet, unter welchen ſich diejenigen aufhalten, die entweder bey dem Marai ihr Gebet verrichten, oder daſelbſt die Begräbnißfeyer ihrer verſtorbenen Anverwandten begehen wollen. Bisweilen ſtehet unweit des Marais eine Anzahl Pfähle in der Erde, welche mit Querbalken genau verbunden ſind;

ſind; auch trifft man erhöhete, auf Pfeilern ruhende Bühnen oder Gerüſte von verſchiedener Größe daſelbſt an. Auf eine ſolche Bühne legen die Einwohner die Opfer, welche ſie ihren Gottheiten darbringen, und welche in Schweinen, Hunden, Hühnern und Früchten beſtehen. Die größten Bühnen ſind bisweilen dreyßig Schuh hoch und über zwanzig Schuh breit, und oft mit Piſangs ganz bedeckt, die zwiſchen Blumenkränzen und grünen Zweigen als Opfer für die Götter aufgehängt ſind. Endlich ſtehen noch in der Nähe des Marais etwa dreyßig lange Pfähle aufrecht und einzeln in der Erde, die an einer Seite über und über ausgeſchnitzt ſind; dieſes Schnitzwerk ſtellet menſchliche Figuren vor, jede achtzehn Zoll hoch und wechſelsweiſe männlichen und weiblichen Geſchlechts, jedoch von grober und unförmlicher Arbeit. An einem ſolchen Pfahle ſind zuweilen funfzehn bis zwanzig dergleichen Figuren über einander angebracht, welche Tihi genannt werden, und die Wohnungen der abgeſchiedenen Geiſter ſeyn ſollen. Zur Zierde des Marais und zum Zeichen der Verehrung, die man ſowohl für die Götter, als auch für die Verſtorbenen hegt, werden verſchiedene Arten von Bäumen um dieſe Gebäude hergepflanzt. Unter allen wird der Keulenbaum zu dieſem Behufe vorzüglich gebraucht, und zwar nicht nur bey den Taheitern, ſondern auch bey den Einwohnern aller übrigen freundſchaftlichen Inſeln.

Die zweyte Art der Gottesverehrungen beſtehet in gottesdienſtlichen, an beſtimmten Tagen vorgenommenen Handlungen. Deshalb ſind gewiſſe Perſonen dazu beſtimmt, welche die Gebete und Ceremonien verrichten, wobey jedesmal die tiefſte Ehrfurcht beobachtet wird. Sobald ſich der Einwohner der Societätsinſeln einem Marai nähert, ziehet er ſeine

Kleider von den Schultern ab. Doch nicht genug, daß ſie ſich mit äußerlichen anſtändigen Geberden ihrer Gottheit nähern, ſie ſuchen auch noch thätigere Beweiſe der Verehrung durch Opfer an den Tag zu legen, und dieſe beſtehen in den Produkten ihres Landes, zuweilen auch in einem Menſchenopfer, welches letztere man von dieſem ſonſt ſo vernünftigen Volke nicht erwarten ſollte. Wahrſcheinlich haben die Einwohner für gut befunden, daß ein Verbrecher als ein Schlachtopfer für die Götter hingerichtet werde. In ſolchen Fällen hat der Oberprieſter die alleinige Gewalt über dieſe Unglücklichen. Wenn das ganze Volk feyerlich verſammelt iſt, gehet er ganz allein in das Gotteshaus, verweilet daſelbſt eine Zeitlang und meldet der Verſammlung, wenn er herauskommt, daß der oberſte Gott ſich mit ihm unterredet und ein Menſchenopfer gefordert habe: jetzt nennet er den Menſchen, den die Gottheit hierzu erwählet habe, der auch ſogleich gegriffen und zu Tode geprügelt wird.

Hieraus kann man auch zugleich abnehmen, welche Gewalt ihre Prieſter haben, und daß ſie ihre Orakel ſind. Dieſe Prieſterwürde iſt erblich, ihre Anzahl iſt groß und der Oberprieſter iſt gemeiniglich der jüngere Bruder einer vornehmen Familie. Ihre Kenntniſſe beſtehen vorzüglich in dem Namensverzeichniß und der Rangordnung ihrer verſchiedenen Untergottheiten, ingleichen in Kenntniſſen der Meynungen wegen des Urſprunges der Dinge ꝛc. ꝛc. Dieſe Nachrichten haben ſich durch mündliche Ueberlieferungen im Prieſterorden fortgepflanzt, und ſind in einzelnen Sprüchen aufbehalten worden; einige dieſer Gelehrten können eine unglaubliche Menge ſolcher Sprüche herſagen, ungeachtet nur wenige in ihrer gemeinen Mundart übliche Wörter in denſelben vorkom-

vorkommen. Die Hauptkenntniſſe, wodurch ſie ſich am meiſten über die übrigen erheben, und auch das meiſte Anſehen deshalb erhalten, ſind die beſſere Kenntniß von der Schifffahrt und Sternkunde; und da es Prieſter von allen Ständen giebt, ſo dienet ein jeder auch nur den Leuten von ſeinem eigenen Stande.

So viel dieſe Nazion auf Ceremonien hält, ſo wenig Umſtände werden bey der Geburt eines Menſchen vorgenommen. Man drückt bloß dem neugebohrnen Kinde die Naſe etwas platt, und giebt ihm einen Namen von irgend einem Gegenſtande, der in dem Augenblicke ſich lebhafter darſtellet, oder durch die Umſtände merkwürdig iſt. Die gemeine Ceremonie, welcher ſich hierauf die Knaben unterwerfen müſſen, iſt eine Art von Beſchneidung und eine andere iſt das Punktiren beyderley Geſchlechts.

Bey den Heyrathen werden zwar etwas mehr Ceremonien vorgenommen, allein man hat ſie noch nicht alle hinlänglich erfahren können. Was man davon weiß, iſt: die Eltern beyder Verlobten legen die Hand der künftigen Eheleute in einander; indeß ſtehen eine Menge Frauen oder Perſonen von der Familie umher und ſingen, oder ſprechen gewiſſe Formeln, die von dem Brautpaar beantwortet werden. Alsdann eſſen die neuen Eheleute von den vorgeſetzten Speiſen, und zwar das eine aus des andern Hand, und zum Beſchluß baden ſich beyde im Fluſſe. Der Eheſtand iſt bey ihnen nichts anders als ein Vertrag zwiſchen zwey Perſonen, womit der Prieſter nichts zu thun hat. Wenn dieſer Vertrag einmal geſchloſſen iſt, ſcheint er ziemlich wohl gehalten zu werden, doch trennen ſich auch bisweilen die Partheyen mit beyderſeitiger Einwilligung, und alsdann wird die Ehe eben ſo leicht aufgehoben, als ſie zuvor angefangen wurde.

Von ihrer Regierungsform iſt es ebenfalls ſchwer, ein vollſtändiges Bild zu entwerfen; da dieſer Nazion die ſchriftlichen Nachrichten und die Schreibekunſt überhaupt fehlet, ſo können auch die beſten Beobachter immer nur ſchwache Nachrichten ſammeln. So viel hat man gefunden, daß eine gewiſſe Unterwürfigkeit unter ihnen eingeführet iſt, die dem ehemaligen Zuſtande der europäiſchen Nazion ähnlich iſt, wo einige Wenige in der ausgelaſſenſten Freyheit berechtiget, die andern aber in der niedrigſten Sklaverey gehalten werden.

Ein **Earih** iſt bey ihnen ſo viel als ein Freyherr, aber ein **Earih rahie** iſt ſo viel als ein König; **Toutou** bedeutet einen Leibeigenen. Gegen den König, deren zwey in dieſer Inſel ſind, indem jede von den beyden Halbinſeln, woraus ſie beſtehet, ihren eigenen unabhängigen Beherrſcher hat, bezeugen alle Stände eine tiefe Ehrfurcht; dennoch ſcheint es, daß die oberſten Beherrſcher nicht ſo viel Gewalt in Händen haben, als die bloßen Earihs. Dieſe leztern ſind die Herren eines oder mehrerer Gebiete, worinnen jede der beyden Halbinſeln abgetheilet iſt; dergleichen Gebiete mögen in der ganzen Inſel etwa gegen hundert ſeyn, und dieſe Befehlshaber vertheilen ihre Ländereyen unter die Manahounies oder Lehnträger; dieſe bauen dann ein jeder ſeinen Antheil, den er vom Earih zum Lehn trägt, gehörig an. Die Toutous hingegen müſſen alle mühſame Arbeiten verrichten, ſie bearbeiten das Land ihres Lehnträgers, ſie holen Holz und Waſſer herbey, ſie bereiten unter der Oberaufſicht der Hausfrau die Speiſen zu und fangen Fiſche. Dabey hält jeder von den Earihs eine Art von Hofſtaat und hat eine große Anzahl Bediente, zu denen er beſonders die jüngern Brüder ſeiner eigenen Familie zu nehmen pfleget; einige bekleiden

kleiden Aemter oder andere Bedienungen. Der Sohn eines Earih erbt auch gleich bey ſeiner Geburt den Titel und die Würde ſeines Vaters, ſo daß der, ſo geſtern Earih hieß, und dem man ſich nicht anders als mit Niederlaſſung der Kleider und mit entblößtem Oberleibe nähern durfte, heute, wenn ſeine Gemahlin in verwichener Nacht mit einem Kinde entbunden worden, ein bloßer gemeiner Mann iſt, indem von nun an alle Ehrfurchtsbezeugungen dem Kinde zufallen, obgleich der Vater Beſitzer von allen Ländereyen bleibt.

Sie haben ein Geſetz eingeführet, daß, wenn die Inſel von einem gemeinſchaftlichen Feinde angegriffen wird, ſo muß jedes Gebiet, das unter einem Earih ſtehet, ſeine beſtimmte Anzahl Krieger zur Vertheidigung des ganzen Landes ſtellen. Die Anzahl derſelben beträgt zuweilen mehr als ſechstauſend Mann. Ihre Waffen ſind Schleudern, die ſie ſehr geſchickt zu führen wiſſen; Speere, die mit dem Stachel des Stechrochens zugeſpitzt ſind, und ſechs bis ſieben Fuß lange Keulen, die aus einem ſehr harten, ſchweren Holze verfertiget ſind; mit dieſen Waffen ſollen ſie ſehr hartnäckig fechten und niemanden ſchonen, der ſo unglücklich iſt, ihnen während der Schlacht, oder einige Stunden nachher, ehe ſich ihre Wuth gelegt hat, in die Hände zu fallen, es ſey ein Mann, Frau oder Kind; und dieſes iſt deſto eher zu glauben, da ihr Zorn, obgleich von kurzer Dauer, dennoch allezeit ſehr heftig iſt.

Niemand kann bey ſo einer unausgebildeten Staatsverfaſſung eine regelmäßige Verwaltung austheilender Gerechtigkeit erwarten. Auch haben dieſe Leute nichts, das mit dem Gelde, oder mit einem andern allgemeinen Mittel überein käme, vermittelſt deſſen diejenigen, ſo dergleichen nicht beſitzen, alle

ihre Bedürfniſſe und ihre Wünſche befriedigen zu können glauben oder hoffen dürfen. Wie es ſcheint, giebt es unter ihnen kein dauerhaftes Gut, deſſen man ſich entweder durch Betrug oder mit Gewalt unrechtmäßiger Weiſe bemeiſtern könnte. Zwar ſind ſie dem Diebſtahl ergeben; da aber der Diebſtahl unter ihnen niemanden großen Schaden bringt, ſo iſt es auch nicht nöthig, ſtrenge Strafen darauf zu legen. In ſolchen Fällen kommt, nach hieſigen Geſetzen, Beſtrafung des Verbrechers dem beleidigten Theile zu, doch nehmen ſich auch bisweilen die Oberhäupter der Sache an. So ſchwach und unvollkommen die Beobachtungen über die Regierungsform dieſer Inſulaner ſind, ſo ſind es dennoch die einzigen.

Zum Beſchluß ſoll hier noch etwas von ihrer natürlichen Geſchicklichkeit und von ihren Kenntniſſen folgen, die oben nur ſchnell berührt worden ſind. Ihre vornehmſte Fabrikarbeit z. B. iſt der Zeug, den ſie verfertigen. Ihr Tuch iſt von dreyerley Art und wird aus der Rinde dreyer verſchiedener Bäume verfertiget, nämlich aus dem chineſiſchen Papiermaulbeerbaume, aus dem Brodfruchtbaume, und aus dem Baume, der dem weſtindiſchen wilden Feigenbaume gleichet. Das feinſte und weißeſte aus dem Papiermaulbeerbaume wird hauptſächlich von den vornehmſten Perſonen getragen, und nimmt die rothe Farbe am beſten an; die andere Art iſt etwas ſtärker und die Tracht gemeiner Leute; die letztere Art Tuch aber iſt ſehr ſtark und an Farbe dem dunkelbraunen Papier ähnlich. Dieſe drey Arten Tuch ſind zwar an Güte von einander verſchieden; allein die Zubereitung iſt immer dieſelbe, daher man nur eine Art beſchreiben darf. Wenn die Bäume die gehörige Größe erreicht haben, ſo ziehet man ſie aus dem Boden, nimmt ihnen alle ihre Zweige und

hauet

hauet alsdann die Wurzeln und die Krone ab; die Rinde dieſer Stangen wird hierauf der Länge nach aufgeſchlitzt und leicht abgeſchälet. Sobald man eine hinlängliche Menge derſelben hat, trägt man ſie an irgend ein fließendes Waſſer hin, und läßt ſie in ſelbigem weich werden. Glaubt man, daß ſie genug aufgelöſet ſind, ſo gehen die Mägde an den Bach, ziehen ſich aus und löſen die inwendige Rinde von dem grünen Theile der äußern Seiten ab. Zu dieſem Ende legen ſie die innere Seite auf ein flaches glattes Brett, ſchaben die äußere mit Muſchelſchaalen ſorgfältig ab, bis nichts mehr davon übrig bleibt als die feinen Fibern der innern Haut. Dieſe Fibern werden hernach eine an die andere der Länge nach in Reihen gelegt, die drey bis ſechs und dreyßig Fuß lang und einen Fuß breit gemacht werden. Zwey oder drey ſolche Lagen werden gemeiniglich auf einander gelegt, und man ſorgt beſonders dafür, daß das Tuch allenthalben von gleicher Dicke ſeyn möge, ſo daß, wenn in einer ſolchen Schicht hie oder da die Fibern etwas dünner als in andern Theilen aufgetragen ſind, gleich ein etwas dickeres Stück der zubereiteten Rinde ausgeſucht wird, um es in der nächſten Schicht gerade über den Fleck zu legen. Alsdann wird es von den Mägden mit breiten Stücken Holz geſchlagen, in der Luft weich gebleicht, wieder gewaſchen, geſchlagen und gebleicht, ſo lange bis es ſeine gehörige Geſtalt erhält.

Die gewöhnlichen Farben, welche ſie dieſem Zeuge geben, ſind beſonders roth und gelb, beyde ſind ſehr ſchön. An dünnem Tuche färben ſie ſelten mehr als den Saum, das dicke Tuch hingegen wird auf der ganzen Oberfläche gefärbt.

Eine

Eine andere Manufaktur iſt die Zubereitung der Matten; einige derſelben ſind feiner und in allen Abſichten beſſer als die beſten, die wir in Europa haben. Die gröbern Gattungen dienen ihnen zum Lager, die feinern tragen ſie als Kleider in naſſem Wetter. Dabey wiſſen ſie allerley Körbe und Geflechte ſehr geſchickt zu verfertigen. Ihre Körbe ſind nach tauſenderley verſchiedenen Muſtern gemacht und viele derſelben ungemein zierlich. Männer und Weiber wiſſen mit dieſer Arbeit umzugehen, ſie machen im Fall der Noth große und kleine Körbchen von Cocosnußblättern und zwar in Zeit von wenig Minuten. Auch pflegen die Frauen aus den Blättern kleine Schirme vor das Geſicht zu machen, um ſich vor der Sonne zu ſchützen. Aus einem groben, breiten Graſe, deſſen Blätter der Schwertlilie ähnlich ſehen, wiſſen ſie Zugnetze zu verfertigen; ſie winden und knüpfen dieſe Blätter ſchlaff zuſammen, bis das Netz, welches ohngefähr ſo weit als ein großer Sack iſt, hundert und achtzig bis zweyhundert und vierzig Fuß lang iſt.

Von der Art, ihre Schiffe zu bauen, iſt ſchon oben geredet worden, und hierzu haben ſie weiter kein Inſtrument, als ein ſteinernes Beil, einen beinernen Meiſſel, der gemeiniglich aus Thier- oder Menſchenknochen beſtehet, eine Raſpel aus Corallen, und ſtatt einer Feile oder eines Glätteiſens dienen ihnen die rauhe Haut eines gewiſſen Seefiſches und der Corallenſand. Hiermit bauen ſie Häuſer, Kähne, behauen Steine, und fällen, ſpalten, ſchnitzen und glätten ihr Zimmerholz.

Beym Mangel beſſerer Hülfsmittel wiſſen ſie ſich auch in andern Fällen recht gut zu helfen, als z. B. ſie theilen die Zeit ſehr geſchickt ab und führen beſtimmte Rechnungen. Der Monden zählen ſie drey-

zehn

zehn im Jahr, folglich müſſen ſie einen Begriff vom Sonnenjahr haben; auf welche Art ſie aber ihre Monden dergeſtalt berechnen, daß dreyzehn derſelben genau ein vollſtändiges Jahr ausmachen, haben die Europäer nicht hinlänglich erfahren können; denn ſie ſagen, jeder von ihren Monaten habe neun und zwanzig Tage, worunter einer mit begriffen ſey, in welchem der Mond unſichtbar iſt. Für dieſe Monden haben ſie beſondere Namen. Jeder Tag iſt in zwölf Theile, jeder von zwey Stunden abgetheilet, wovon ſechſe zum Tage und eben ſo viel zur Nacht gehören. So lange die Sonne noch über dem Geſichtskreiſe iſt, wiſſen ſie aus der Höhe derſelben dieſe Abtheilung des Tages ziemlich genau zu errathen. Beym Zählen gehen ſie von Eins bis Zehn, nach der Anzahl der Finger an beyden Händen, und ob ſie gleich für jede Zahl einen eigenen Namen haben, ſo zählen ſie doch an den Fingern und faſſen gemeiniglich einen nach dem andern, bis ſie auf die Anzahl kommen, die ſie ausdrücken wollen. Hingegen iſt ihr Maaß von Entfernung weit mangelhafter. Sie haben nur einen Ausdruck dazu, und dieſer bedeutet ohngefähr ſo viel als eine Klafter; wenn ſie aber von der Entlegenheit eines Ortes von dem andern ſprechen, ſo drücken ſie ſolche gleich den aſiatiſchen Völkern vermittelſt der Zeit aus, die man zum Zurücklegen des Weges nöthig hat. Ihre geographiſchen Kenntniſſe erſtrecken ſich jedoch weiter, als man vermuthen ſollte, nur betreffen ſie nicht ſowohl die Größe und die Beſchaffenheit ihres eigenen Landes, als vielmehr die ſämmtliche Lage der um ſie her zerſtreueten Inſeln.

Seit dem Umgange mit den Europäern hat ſich vieles unter ihnen geändert, und die Spanier haben ſie beſonders mit Eiſenwaaren bekannt gemacht. Seit den wiederholten Seereiſen ins Südmeer ſind auch Glas-

corallen unter den Einwohnern ſehr gemein geworden; man vertauſcht deren eine unglaubliche Menge gegen Cocosnüſſe, Yamswurzeln und Brodfrucht. In Otaheiti ſucht man vorzüglich ungefärbte durchſichtige Glascorallen, in den übrigen Inſeln liebt man im Gegentheil die ſchwarzen oder grünen, je nachdem ihr Geſchmack und der Begriff von Schönheit iſt.

Schon mehreremale iſt oben geſagt worden, daß die Inſel Taheiti, nebſt den benachbarten Societätsinſeln, die der jetzt beſchriebenen faſt in jedem Verhältniſſe gleich ſind, einen anſehnlichen Vorzug vor den übrigen Inſeln hat; die folgenden mehr oder weniger erheblichen, bewohnten oder unbewohnten Inſeln ſind folgende.

b) Die Harveyinſulaner.

Die **Harveyinſeln** ſind zwey abgeſonderte Inſeln, die von ſchmutzigen, ſchwarzen Einwohnern bewohnt werden. Cocosnüſſe, Yams, Brodfrüchte, Piſang und Schweine ſind ihre vorzüglichſten Produkte.

c) Die S. Georgs- und Palliſerinſulaner.

Die Inſulaner auf **S. Georg** und auf den **Palliſerinſeln** ſind durchgehends wohl gewachſen, lang und ſtark von Knochen, doch nicht das weibliche Geſchlecht. Sie tragen alle keine Kleider, außer ein Stück weißes Netzwerk an dem Unterleibe; um die Bruſt und auf den Armen ſind ſie ſtark mit Fiſchen und andern Seethieren bezeichnet. Sie haben ſchwarzes Haar, welches einige hinten, andere oben auf dem Kopfe zuſammenbinden. Ihre Häuſer haben mehr das Anſehen der Hundewohnungen, als der Wohnungen für Menſchen, denn ſie ſind nicht über zwey Fuß hoch und mit Cocosblättern bedeckt. Die Farbe der Eingebohrnen giebt den Schwarzen unter der Linie nicht viel nach. Ihr Betragen gegen die Fremden iſt äußerſt unfreundlich, welches der Commodore

modore Byron, der dieſem Eylande zuerſt den Namen gab, ſehr häufig empfunden hat. Ihre Nahrung beſtehet in Cocosnüſſen und nächſt dieſen in Hundefleiſch.

Wenn die Verfertigung dieſer oder jener Dinge der einzige zuverläßige Maaßſtab iſt, die Fähigkeiten eines rohen Volkes darnach zu beurtheilen, ſo muß man aus dem Bau der Fahrzeuge die Georgsinſulaner für nicht ganz unfähig anſehen. Ihre Kähne ſind von einer ſehr künſtlichen Bauart und die meiſten koſten ihnen unendliche Mühe. Sie beſtehen aus ſehr gut verarbeiteten Dielen, ſind in einander gefugt, und über eine jede Fuge iſt ein Streif von Schildkrötenſchalen ſehr künſtlich eingelegt, das Waſſer abzuhalten. Der Kiel iſt ſcharf wie ein Keil, und der inwendige Umfang ſehr enge, daher gemeiniglich zween durch ein paar Querlatten an einander gefügt werden, ſo daß zwiſchen ihnen ein Raum von ſechs bis acht Fuß offen bleibt. Wenn ſie nun verbunden ſind, ſo errichten ſie in einem jeden einen Maſt, und ſpannen ein Segel dazwiſchen, welches von ſehr künſtlich geflochtenen Binſen iſt; ihr Tauwerk, welches von der äußern Rinde der Cocosnuß gemacht wird, iſt eben ſo vortrefflich.

d) Die Marqueſasinſulaner.

Hierauf folgen die Marqueſasinſeln, fünfe an der Zahl, alle wohl bevölkert; zwiſchen ihnen und den Societätsinſeln liegt noch eine große Anzahl kleiner flacher Eylande, die zum Theil ſtark bewohnt ſind.

Dieſe Inſulaner machen diejenige Spielart aus, von denen oben die Rede war, welche an Vorzügen den Einwohnern der Societätsinſeln am ähnlichſten ſind. Ihre Farbe iſt etwas dunkelgelb, dunkler als jener genannten, und vielleicht deshalb, weil ihre

Inſelgruppe um einige Grade dem Aequator näher liegt, und weil die Einwohner bis auf einen leichten Schurz faſt gänzlich nackend gehen. Doch findet man auch im Einzelnen Perſonen unter ihnen von hellerer Farbe, und das weibliche Geſchlecht, welches durchgängig bekleidet gehet, kommt dem Taheitiſchen an Weiße gleich. Die Männer ſind faſt alle ſtark und wohl gebauet, jedoch nicht ſo fleiſchicht wie die Taheiter; dieſen Unterſchied ſchreibt man einem höhern Grad von Thätigkeit zu. Sie wohnen mehrentheils auf den höchſten Gipfeln der Berge, woſelbſt ihre Wohnungen, gleich Adlersneſtern, auf den ſchroffſten Felſenſpitzen ſtehen. Die Männer haben ſchwarze Bärte und ſchönes Haupthaar. Auch hier ſiehet man ſchöne Körper, ſchöne Gliedmaßen, nur das zu häufige und bis zum Ekel angebrachte Punktiren der Männer verunſtaltet ſie ſehr, und verhindert ihre natürlich gute Bildung. Sie ſind übrigens in ihrem Betragen freundlich, gefällig und gegen Fremde ſehr dienſtfertig. Neugierde ſcheint ein Hauptzug ihres Karakters zu ſeyn, und den Leichtſinn haben ſie mit den übrigen Völkern des heißen Erdſtriches gemein.

Die Oberherrſchaft ſcheinet hier wenig ſagen zu wollen, und der Unterſchied zwiſchen den Vorgeſetzten und Unterthanen ſcheint mit dem Anſehen eines Vaters die nächſte Aehnlichkeit zu haben, und ſich mehr auf freundſchaftlichen Rath als auf Befehle zu erſtrecken. Von ihren übrigen Sitten und Gewohnheiten, ſo wie von ihren Religionsbegriffen, hat man keine umſtändliche Nachrichten erhalten, wahrſcheinlich iſt zwiſchen ihnen und den Societätsinſeln kein merklicher Unterſchied.

e) Die Oſter- und Pfingſtinſulaner.

Die neueſten Reiſenden, z. B. Forſter und Sparrman, ſagen uns von den Einwohnern auf den

den Oſter= und Pfingſtinſeln folgendes. Sie fanden ſie nämlich faſt alle nackend, doch trugen einige einen Gürtel um den Leib, von welchem ein Stück Zeug, ſechs bis acht Zoll lang, oder auch ein kleines Netz herabhieng; nur etliche wenige hatten Mäntel, die ihnen bis an die Knie reichten. Dieſe Mäntel waren von derſelben Art Zeug als das taheitiſche Tuch; aber um es noch dauerhafter zu machen, war dieſes mit Zwirn durchnähet und mehrentheils mit Curkumawurzel gefärbt. Man ſah bey ihnen keine Waffen, nur wenige hatten Lanzen oder Speere von unförmlich gewachſenem Holze, und mit einem ſcharfen dreyeckichten Stück ſchwarzer Glaslava zugeſpitzt. Einige hatten europäiſche Hüte, Mützen, Schnupftücher, auch europäiſche Kleider, die ſie von den Spaniern erhalten haben mochten, welche im Jahr 1770 die Inſel beſucht hatten.

Ihre Geſtalt war kleiner, als die der Neuſeeländer und der Einwohner der Societäts= und freundſchaftlichen Inſeln, dabey ſahen ſie auch nicht ſo geſund aus, als die übrigen Bewohner der Südſee zu ſeyn pflegen. Ihr ganzer Körper, beſonders das Geſicht, war ſtark punktirt, auch das weibliche Geſchlecht, welches ſehr klein und zart gebaut war, hatte ſtark punktirte Geſichter. Letzteres war in Zeug gekleidet, jedoch weit ſparſamer als in Taheiti. Wilde Geſichtszüge entdeckten ſie eben nicht, dagegen hatte die brennende Sonnenhitze, für welche man hier faſt nirgends Schatten findet, bey verſchiedenen eine widernatürliche Verzerrung des Geſichtes zuwege gebracht, indem die Augenbraunen ſtark heraufgezogen waren. Ihre Naſen ſind nicht breit wie bey andern, zwiſchen den Augen aber ziemlich flach. Die Lippen ſind ſtark, doch nicht ſo dick wie bey den Negern, das Haar iſt ſchwarz und kräuſelt ſich, iſt aber

durchgehends verſchnitten und nie über drey Zoll lang. Ihre Augen ſind klein und ſchwarzbraun, die Ohren lang und in den Ohrläppchen ſind ungewöhnlich große Löcher.

Um den Kopf tragen die Männer einen zwey Zoll dicken Ring von ſtarkem und künſtlich geflochtenem Graſe, der rund umher mit einer Menge langer, ſchwarzer Federn vom Halſe des Fregattenvogels beſteckt war. Andere hatten große buſchichte Mützen von braunen Mewenfedern, noch andere hatten einen bloß hölzernen Reif auf dem Kopfe, in welchem eine große Anzahl langer weißer Federn von der Solandgans befeſtiget waren. Die Frauen trugen einen weiten Hut von artigem Mattenwerk, vorn ſpitzig, die Vertiefung für den Kopf aber war nicht, wie bey unſerm Hute, rund und oben platt, ſondern länglicht und von beyden Seiten nach oben hin ſchräg zuſammenlaufend, und hinten fallen zwey einzelne Krempen herab, welche vermuthlich die Schultern ſchützen ſollen. Ihre einzigen Zierrathen waren ein zungenförmiges Stück Knochen, welches Männer und Weiber auf der Bruſt trugen und nächſt dieſem Halsbänder und Ohrringe von Muſchelſchaalen.

Wahrſcheinlich ſteigt die Anzahl hieſiger Einwohner nicht über ſiebenhundert, und dieſe alle haben faſt keinen Augenblick ihres Lebens zu etwas anderm übrig, als, ſich die nothwendigſten Erforderniſſe zur Erleichterung ihres jämmerlichen Zuſtandes zu verſchaffen. Zuckerrohr und Piſang ſcheinen ihre Hauptprodukte zu ſeyn. Ehedem müſſen die hieſigen Einwohner zahlreicher und glücklicher geweſen ſeyn als jetzt, denn überall ſiehet man Denkmäler ihrer Bildhauerkunſt ſtehen, die, ſo elend ſie auch ausfallen, dem Anſehen nach der Eitelkeit ihrer Prinzen zu ſchmeicheln aufgeſtellt worden ſind. Ihre Vergnügungen beſtehen im

Tanzen; auch ſind ſie nicht im mindeſten kriegeriſch geſinnt. Ihre Religion iſt den Europäern völlig unbekannt geblieben.

Die Einwohner der **Sandwichinſeln** übertreffen zuvörderſt in ihren Kunſtarbeiten die übrigen Einwohner in der Südſee; auch ſind ſie nicht weniger ſcharfſinnig und civiliſirt als die auf den freundſchaftlichen Inſeln. f) Die Sandwichinſulaner.

Die Männer ſind von mittlerer Größe, dunkel von Farbe und von lebhafter, offener Geſichtsbildung; auch punktiren ſie ſich nicht ſo ſtark. Sie haben keine andere Bekleidung, als welche die Wohlanſtändigkeit erfordert, und dieſe beſtehet aus einem Zeuge, den ſie ſelbſt verfertigen, und der von verſchiedener Güte und Farbe iſt. Das Haar tragen ſie auf eine beſondere Art, bey einigen ſtehet es rund um auf dem Kopfe in die Höhe wie Schweinsborſten, bey andern iſt es lang und in Zöpfe geflochten.

Ihre Chefs haben eine Art kurzer Mäntel, die aus den ſchönſten Federn beſtehen, welche in Reihen über einander geſetzt von unten an allmählig länger werden und ſich oben mit einer Art von Netzarbeit endigen. Die Weiber haben insgemein kurzes, krauſes Haar, welches ſie ſich ſehr angelegen ſeyn laſſen zu ſchmücken. Sie haben große Löcher in den Ohren, die ſie mit Muſchelſchalen behängen. Ihr Kopfputz beſtehet aus Blumenkränzen mit Federn gezieret, die gemeiniglich roth ſind. Ihr Anzug iſt überhaupt anſtändiger, als die Bekleidung der Männer; auch tragen die mehreſten viel Zierrathen um den Hals und Armbänder, die ſie ſehr hochſchätzen. Ihre Manufakturarbeiten verkaufen ſie gern für Nägel, Beile, Scheeren, Meſſer und alle Arten von Eiſenwerk, ingleichen für alle glänzende Sachen.

g) Die Inſulaner auf den freundſchaftlichen Inſeln.

Die Bewohner der **freundſchaftlichen Inſeln** (an der Zahl gegen hundert und funfzig) geben den Marqueſasinſeln an Schönheit wenig nach. Ihre Farbe iſt zwar etwas dunkler als die gewöhnliche Schattirung der gemeinen Leute auf den Societätsinſeln, ſie iſt aber nur hellbraun und fällt ins Röthliche oder Kupferähnliche; die Vornehmern und die mehreſten Weiber kommen ohnehin den weißern Otaheitern ſchon näher. Ihre Statur iſt mehr über als unter der Mittelgröße, ihre Züge ſind männlich und regelmäßig. Den Bart laſſen ſie nicht lang werden, ſondern nehmen zwey Muſcheln, um ihn abzuſchneiden. Jedes Ohrläppchen wird mit zwey Löchern durchbohrt, durch welche ſie ein kleines Hölzchen in horizontaler Richtung ſtecken. Die Größe der Weiber kommt der des männlichen Geſchlechts nahe, dabey geben ein regelmäßiges Geſicht, gute Züge und große helle Augen ihnen ein gefallendes Anſehen.

Auf den freundſchaftlichen Inſeln wird der Anbau des Landes etwas weiter getrieben, als in den vorigen; man verwendet mehr Zeit und Mühe auf Hecken und Verzäunungen, wodurch eines jeden Eigenthum genau beſtimmt wird. Nur die Regierungsform nähert ſich dem orientaliſchen Deſpotismus; denn man erzeuget dem Latu und den übrigen Oberhäuptern ſklaviſche Ehrfurcht; ſie werfen ſich vor ihren Befehlshabern zur Erde nieder und das Anſehen der Prieſter ſtehet mit dieſer Macht in gleichem Verhältniſſe. Ihre Religionsbegriffe ſind unbekannt, die Europäer hörten zwar oft das Wort Eatuka, d. h. Gott, ausſprechen, allein ſie erfuhren nicht, wie weit deſſen Verehrung gehet.

Zu dieſen freundſchaftlichen Inſeln gehören theils große theils kleine; einige ſind gut bevölkert, andere ſind ganz Menſchenleer. Auf der Inſel **Namoka,** einer

einer der größten, fand man die Einwohner faſt ganz nackend, nur ein Streifen Zeug um die Hüften macht ihre ganze Bekleidung aus; etliche wenige, und die Frauen durchgehends, tragen eine Art Weiberröcke, d. h. ein Stück gefärbtes Zeug von Baumrinde gemacht, welches in der Gegend der Hüften einigemal um den Leib herumgeſchlagen wird und von da bis auf die Füße reichet. Ihre Häuſer ſind zum Theil dreyßig Fuß lang, ſieben bis acht Fuß breit und neun Fuß hoch, doch von ſo ſeltener Bauart, daß die aus Rohr geflochtenen Wände oder Außenſeiten nicht ſenkrecht ſtehen, ſondern gegen den Boden enge zuſammenlaufen. Auch giebt es andere freyſtehende Dächer, die bloß auf Pfählen ruhen, wo der Boden mit Matten ausgelegt iſt und die wahrſcheinlich nur ein Obdach für die Sonnenhitze ſind.

Den Nachrichten der Reiſenden zu Folge, ſollen hier eine große Menge Inſeln liegen, und diejenigen, welche bereits entdeckt worden ſind, ſcheinen von einerley Art Menſchen bewohnt zu ſeyn, die denſelben Dialekt der Südſeeſprache reden, alle in gleichem Grade geſellig und alle zum Handel geneigt ſind. In den Künſten haben ſie es weiter gebracht, als andere Völker der Südſee; die Schnitzkunſt und andere nützliche Handarbeiten machen ihre Zeitvertreibe aus, auch haben ſie eine ziemlich wohlklingende Muſik erfunden. Ueberhaupt genommen ſind ſie arbeitſam; aus ihrem Betragen gegen die Fremden will man zwar ſchließen, ſie wären mehr höflich als aufrichtig, und die Liebe zum Wucher ſey eigentlich die Haupttriebfeder einer verſtellten Freundſchaft. Dieß iſt gerade das Gegentheil von dem Karakter der Taheiter, denn dieſe finden am unthätigen Leben weit mehr Wohlgefallen, ſind aber viel zu aufrichtig, als daß ſie ſich bey ihrem Betragen um den äußern

Schein gewiſſer Nazionen bewerben ſollten. Dagegen giebt es auf Taheiti und den Societätsinſeln viele in Wolluſt verſenkte, deren moraliſcher Karakter herabgewürdiget zu ſeyn ſcheint, indeß auf den freundſchaftlichen Inſeln alle Hauptlaſter, die der Reichthum zu erzeugen pfleget, dem Anſchein nach noch ziemlich unbekannt ſind.

h) Die Charlotten Inſulaner.

Von den **Charlotteninſeln** kann man weiter nichts erhebliches ſagen, als: ſie bringen Zucker, Brodfrucht, Cocosnüſſe und Sago hervor; die Einwohner ſind wie alle andere in der Südſee befindlichen Nazionen.

i) Die Neuſeeländer.

Weit erheblicher iſt **Neuſeeland**. Es beſtehet aus zwey großen Inſeln; die nördlichſte wird von den Eingebohrnen **Eaheinomauwe** und die ſüdlichſte **Tovy Pormämmuh** genannt. Die hieſigen Einwohner ſind von der Hauptgattung derjenigen Inſulaner verſchieden, die wir bereits im Südmeer gefunden haben. Im Ganzen genommen ſind die Männer von großer Leibesgeſtalt, ſtark, fleiſchicht, doch nicht fett, wie die trägen Bewohner der übrigen Südſeeinſeln; auch ſind ſie ſehr thätig und ſtark, dabey überaus geſchickt in Handarbeiten. Ihre Farbe iſt braun. Das weibliche Geſchlecht hat nichts Gefallendes, doch iſt ihre Stimme ungemein ſanft, und an dieſer unterſcheidet man ſie auch mehrentheils, denn in Abſicht der Kleider kann man ſie nicht leicht erkennen, weil ſie wenig unterſcheidendes hat. Das Haupthaar und der Bart der Männer iſt ſchwarz und ihre Zähne dagegen weiß wie Elfenbein und außerordentlich eben. Die Gemüthsbeſchaffenheit beyder Geſchlechter ſcheint ſanftmüthig und leutſelig zu ſeyn, ſie gehen auf das zärtlichſte mit einander um, nur gegen ihre Feinde ſind ſie die rachſüchtigſten und unverſöhnlichſten Menſchen.

Ihre

Ihre Nahrung beſtehet in Fiſchen, ſie haben weder Schafe noch Ziegen, weder Rindvieh noch Schweine in ihrem Lande und auch keine Mittel, das Wild in hinreichender Menge zu fangen. Wenn ſie nun im Fiſchfange nicht glücklich ſind, oder daran verhindert werden, ſo bleibt ihnen nichts übrig als ſich an das Hundefleiſch zu halten und nächſt dieſem an Pflanzen.

Das Ekelhafteſte an dieſen Inſulanern iſt die Beſchmierung ihres Haares mit Oel, welches bey den armen Leuten oft ſehr ſtinkend iſt. Sie binden das Haupthaar oben auf dem Kopfe zuſammen und gemeiniglich ſtecken ſie Federn von verſchiedenen Vögeln hinein, ſo wie ſie es nach ihrem Geſchmacke für ſchön finden. Die Weiber tragen das Haar zuweilen verſchnitten, zuweilen auch in natürlicher Länge frey über die Schultern herabhängend. Beyde Geſchlechter pflegen ſich den Leib mit ſchwarzen Flecken zu bezeichnen, und die Männer ſcheinen an dieſem Putz ſehr viel Gefallen zu finden, und ſuchen ihn ſehr zu vervielfältigen. Außer dieſem laſſen ſie ſich noch andere Zeichen von ſehr ſeltſamer Art eindrücken; auf welche Art ſie es aber verrichten, iſt nicht bekannt. Es ſind nämlich Furchen, jede etwa eine Linie tief und eben ſo breit, faſt ſo, wie man die Rinde eines jungen Baumes aufzuſchlitzen pflegt. Die beyden Seiten dieſer Furchen ſind nach der nämlichen Methode zackenförmig gemacht, und da alles dieſes gänzlich ſchwarz iſt, ſo erhält ihr Geſicht eine abſcheuliche Geſtalt. Sie begnügen ſich damit noch nicht, ſondern ſie bemahlen ſich auch die Leiber mit bergrother Farbe; einige reiben ſie trocken auf die Haut, andere vermiſchen ſie mit Oel und ſchmieren alsdann große Flecken darauf, die allezeit naß ſind und abfärben.

Keine Nazion hat für den erſten Anblick einfachere Kleidung, als die Neuſeeländer, ſie wird aus den Blättern der Schwertlilie verfertiget. Dieſe Blätter werden in drey oder vier Streifen geſpalten, und wenn ſie dürre ſind, dergeſtalt mit einander verbunden und zuſammengeknüpft, daß ein Zeug heraus kommt, der das Mittel zwiſchen Tuch und Netzarbeit iſt. Alle die äußern Spitzen dieſer Streifen, welche gegen neun Zoll lang ſind, hängen an dem obern Rand des Zeuges heraus, und aus zwey Stücken dieſes Gewebes hat der Neuſeeländer eine vollſtändige Kleidung. Das eine wird mit einer Schnur um die Schultern gebunden, und reicht bis an die Knie herab; vorn iſt es ganz offen, kann aber vermittelſt einer großen aus Knochen verfertigten Nadel, leicht zuſammen geſteckt werden. Das andere Stück wird um den Unterleib gewunden und reicht beynahe bis auf die Erde herab, ſo daß auch der Fuß davon bedeckt iſt. Doch iſt dieſes nur die feyerliche Kleidung, denn für gewöhnlich haben ſie nur einen Gürtel um den Leib gebunden. Ihr größter Putz beſtehet aus Hundefellen und mit dieſen gehen ſie auch ſo ſparſam um, daß ſie dieſelben in Streifen zerſchneiden, und ſolche in einer gewiſſen Weite von einander auf die Kleider nähen. In Ermangelung derſelben ſchmücken ſie ſich auch mit Papagayenfedern.

Es iſt ſonderbar, daß hier die Männer mehr als die Weiber auf den Putz halten; letztere tragen ihr Haar (wenn es nicht verſchnitten wird) oben auf dem Wirbel zuſammengebunden und mit Federn geſchmücket. Ihre Kleider beſtehen aus eben dem Zeuge und haben eben die Form, als die Kleider der Männer. Beyde Geſchlechter machen ſich große Oeffnungen durch die Ohren, oft ſo groß, daß man

einen Finger hindurch ſtecken kann. Durch dieſe Oeffnungen ziehen ſie allerhand Zierrathen, als: Tuch, Federn, Knochen von Vögeln, bisweilen auch einen kleinen hölzernen Stock, und an die Schnüre, die ſie noch über dieſes durchziehen, hängen ſie Meiſſel oder Pfriemen, die aus grünem Talkſteine verfertiget ſind und ſehr hoch geachtet werden, desgleichen die Nägel und Zähne ihrer verſtorbenen Anverwandten, Hundszähne, kurz alles, was ſie für ſchön halten. Die Weiber tragen Arm- und Fußbänder aus Knochen der Vögel, aus Muſcheln oder ſolchen Dingen, die ſie durchbohren und auf einen Faden anreihen können. Eben ſo tragen die Männer zuweilen an einer um den Hals gebundenen Schnur ein Stück grünen Talks, oder Wallfiſchbein, welches wie eine Zunge geſtaltet, und mit geſchnitzten Figuren gezieret iſt, die einen Mann vorſtellen ſollen. Einige durchbohren auch den Knorpel zwiſchen den beyden Naſenlöchern, wodurch ſie eine Feder ſtecken.

So ſorgſam ſie für den Putz ihres Körpers ſind, ſo gleichgültig ſind ſie in der Einrichtung ihrer Wohnungen, denn wenn man die Größe abrechnet, ſo ſind ſie kaum ſo gut als ein Hundsſtall. Das ganze Haus halten nur dünne Stangen, die oben ſpitzig zulaufen, die Wände aber ſind von Heu aufgeführet, mit welchem auch das Dach bedeckt iſt. Die Thüre iſt an einem Ende des Hauſes, aber kaum hoch genug, daß ein Menſch auf Händen und Füßen hineinkriechen kann. Nahe dabey iſt ein viereckichtes Loch, das ihnen zugleich ſtatt eines Fenſters und Rauchfangs dient, denn der Feuerheerd liegt an demſelben Ende, faſt mitten zwiſchen den beyden Seiten. Ein Brett, mit einer Art von Schnitzwerk gezieret, iſt der Sitz in dieſer Wohnung, nebſt noch einigen andern Bänken.

Mitten in der Wohnung iſt der Feuerheerd, welcher durch hölzerne oder ſteinerne Scheidewände geſchloſſen iſt. Der Fußboden iſt mit Stroh bedeckt und auf dieſem ſchläſt die Familie.

Das Hausgeräthe und ihre Werkzeuge ſind dieſen Wohnungen angemeſſen, und ſind gemeiniglich in einer einzigen Küſte enthalten, ausgenommen ihre Speiſekörbe, die Kürbiſſe, worin ſie ihr Trinkwaſſer aufbewahren ꝛc. ꝛc. Die Vornehmern haben auch nicht mehr Geräthe, aber mehr Häuſer, die ſämmtlich mit einer Wand umzogen ſind. Ihre natürliche Geſchicklichkeit kann man nirgends beſſer, als an der Verfertigung ihrer Kähne ſehen. Dieſe ſind lang und ſchmal, an Geſtalt einem Boote gleich. Die größern ſind wahrſcheinlich zum Kriege erbauet, und können vierzig, achtzig bis hundert bewaffnete Leute führen. Einige wenige ausgenommen, die bloß aus einem Stücke Holz beſtehen, das durch Feuer ausgehöhlet wird, ſind die übrigen alle nach einem Entwurfe erbauet. Die großen Kähne ſind mit durchbrochener Arbeit gezieret und außerdem mit frey herabhängenden Franzen von ſchwarzen Federn geſchmückt. Ihre Werkzeuge ſind Hobel, Aexte und Meiſſel; und da ſie kein Metall dazu haben, ſo nehmen ſie an deſſen Statt eine Art harten ſchwarzen Stein, oder auch grünen Talkſtein, die Meiſſel aber machen ſie meiſtens aus Jaſpis. Ihre Ackergeräthe ſind ſehr armſelig und beſtehen bloß in einer Art hölzernen Spaden, womit ſie alles verrichten müſſen. Der Feldbau, die Weberarbeit und andere Gewerbe werden nur in den gegen Norden gelegenen Theilen des Landes am meiſten getrieben.

Ihre Waffen im Kriege ſind alle zum Morden ſehr geſchickt, ſie haben Speere, welche vierzehn bis

funfzehn

funfzehn Fuß lang, an beyden Enden ſpitzig und die Spitzen aus Knochen gemacht ſind. Sie werfen den Wurfſpieß aus freyer Hand, eben ſo auch die Steine. Dabey haben ſie eine Art Degen, auf welchen ſie ſich am meiſten verlaſſen, und die Vornehmen tragen ſolchen gemeiniglich im Gürtel. Ehe ſie ihre Feinde angreifen, gehet zuvor ein Schlachtgeſang und Kriegestanz voran; letzterer beſtehet aus ſehr vielerley heftigen Bewegungen und abſcheulichen Verdrehungen der Glieder und Geſichtsmuskeln. Gräßlich iſt der Ton ihrer Inſtrumente, wenn ſie anders dieſen Namen verdienen. Es iſt eine Muſchel, welche man die Tritonentrompete nennt, aus welcher ſie einige Laute herauszwingen. Ein anderes iſt eine kleine hölzerne Pfeiſe, einem Kinderkegel ähnlich, aber nur zum Schall, nie zu einem Tone geſchickt.

Sie erkennen ihr Oberhaupt für einen König, dem ſie große Ehrerbietung erzeigen, nur haben die Europäer nicht erfahren können, wie umfaſſend deſſelben Macht iſt. Eben ſo wenig konnten ſie auch von der Religion erfahren; ſo viel ſammelten ſie Nachrichten ein, daß ſie einen Gott glauben und ihn auf die Art wie die Taheiter verehren.

Die kleinen Familien, welche die Europäer in den ſüdlichen Gegenden antrafen, ſcheinen verſchiedene Dinge, beſonders ihre Kleidung und Fiſchnetze, in Gemeinſchaft mit einander zu haben. Ihre beſten Kleider wurden in einer kleinen Hütte aufbewahret, die gemeiniglich mitten im Dorfe ſtand. An den Netzen wurde faſt in jedem Hauſe geſtrickt, die verſchiedenen Theile aber nachher geſammelt und zuſammengeſetzt. Die Frauen ſind hier dem Anſehen nach weniger geachtet, als in den Südſeeinſeln, doch ſpeiſen beyde Geſchlechter mit einander in Geſellſchaft, welches die übrigen nicht thun.

Die

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Männer bauen das Feld, ſtricken Netze, fangen Vögel und gehen auf den Fiſchfang aus; die Weiber graben Farrenkrautwurzeln, ſammeln Meerkrebſe und andere Schaalfiſche, bereiten die Lebensmittel und weben Tuch. Wahrſcheinlich leben ſie unter ſich ein zufriedenes glückliches Leben. Ihre Bedürfniſſe ſind leicht befriediget. Die kleinen Diebſtähle an den Europäern beweiſen wenigſtens noch nicht, daß ſie einen böſen Karakter haben, und auch unter ihnen iſt der beſſere Mann der Stimme der Menſchheit und Billigkeit gehorſam.

Die Beſchreibung der übrigen Inſulaner, welche Aſien näher als Amerika liegen, verbleibt bis zu der Beſchreibung der Nazionen jenes Welttheiles.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kosche, Christian T.

Karakter, Sitten und Religion aller bekannten Völker unsers Erdbodens ein Handbuch für die Jugend und ihre Erzieher

Bd.: 1

Leipzig 1789

Geo.u. 200-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10429528-0
VD18 80444547-001